

# SÜDOST- FORSCHUNGEN

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT  
FÜR GESCHICHTE, KULTUR UND LANDESKUNDE  
SUDOSTEUROPAS

IM AUFTRAG DES SÜDOSTINSTITUTS MÜNCHEN  
GELEITET UND HERAUSGEGEBEN VON

**FRITZ VALJAVEC**

IN VERBINDUNG MIT:

Franz Babinger (München), Otto Brunner (Hamburg), Franz Dölger (München), Karl Kurt Klein (Innsbruck), Josef Matl (Graz), Karl Alexander von Müller (München), Günter Reichenkron (Berlin), Balduin Saria (Graz), Alois Schmaus (München), Wilhelm Schüssler (Jugenheim), Harold Steinacker (Innsbruck), Carlo Tagliavini (Padua), D. Tschizewskij (Heidelberg), George Vernadsky (New Haven, Conn.)

**Band XVI**

**1957**

**1. Halbband**

---

R. OLDENBOURG / MÜNCHEN

# SÜDOST-FORSCHUNGEN

Herausgegeben von Prof. Dr. Fritz Valjavec

Verlag R. Oldenbourg, München

Die Südost-Forschungen sind eine internationale Zeitschrift, die sich mit Problemen der Geschichte, Kultur und Landeskunde Südosteuropas befaßt. Sie erscheinen jährlich in einem Umfange von 30 Bogen, ab Band XIV in je zwei Halbjahresbänden. Band XI, 1946/52, 311 Seiten, Preis DM 18.—, Band XII, 1953, IX und 442 Seiten, Band XIII, 1954, XI und 391 Seiten je DM 34.—, Band XIV, 1955, XIV und 552 Seiten und Band XV, 1956, XIV und 640 Seiten je DM 40.—.

Beiträge sowie alle die „Südost-Forschungen“ betreffenden  
Besprechungsstücke, Anfragen und Mitteilungen sind zu  
senden an den Herausgeber

Prof. Dr. Fritz Valjavec, München 15, Güllstraße 7

---

## Inhaltsverzeichnis

### Aufsätze

	Seite
v. Jenny, Wilhelm Albert und Vettters, Hermann: Lauriacum - Lorch	1
v. Bárány-Oberschall, Magda: Die ungarische St. Stefanskronen im Lichte der neuesten Forschungen . . . . .	24
Vakalopoulos, Apostolos E.: Die Tätigkeit der Vereine „Philomousos Hetaireia“ und „Hetaireia ton Philikon“ im Hinblick auf die geistigen Auseinandersetzungen im vorrevolutionären Griechenland . . . .	53
Beldiceanu, Nicoară: La crise monétaire ottomane au XVI-ème siècle et son influence sur les principautés roumaines . . . . .	70
Gasiorowski, Zygmunt J.: Czechoslovakia and the Austrian Question 1918—1928 . . . . .	87

### Mitteilungen

Turczynski, Emanuel: Eine unbekannte griechische Zeitung aus dem Jahre 1784 . . . . .	123
Kus-Nikolajev, Mirko: Kulturethnographische Betrachtungen über das kroatische Bauernbarock . . . . .	133
Wünsch, Walter: Rhythmik und Metrik im Zehnsilbler des serbokroati- schen Volksepos . . . . .	137
Valjavec, Fritz: Julius Szekfü (1883—1955) . . . . .	149
Valjavec, Fritz: Alexander Domanovszky (1878—1955) . . . . .	151
Petrè, Fran: Antun Barac (1894—1955) . . . . .	151
Stefan Hajnal (1892—1956) . . . . .	155
Korošec, Josip: Miloje M. Vasić (1869—1956) . . . . .	157
F. V.: Ernst Flachbart († 1955) . . . . .	159

### Aus der Südosteuropaforschung

Lambertz, Max: Das Wissenschaftliche Institut in Tirana . . . . .	160
---	-----

# LAURIACUM-LORCH <sup>1)</sup>

Von WILHELM ALBERT von JENNY (Linz a. D.)  
und HERMANN VETTERS (Wien)

## I. Die römische Epoche bis auf Severin

Der Name dieses an der Mündung der Enns in die Donau gelegenen Ortes ist keltisch<sup>2)</sup> und haftete zunächst wohl an einem kleinen Oppidum<sup>3)</sup>, dessen Lage noch nicht durch Grabungen erschlossen werden konnte. Vermutlich ist es auf der Höhe des Georgenberges (vgl. Fig. 1), einem Ausläufer des heutigen Ennsberger, zu suchen, auf welchem stark verschliffene Verwallungen festzustellen sind. Für den Raum von Enns ist jedenfalls vorgeschichtliche Besiedlung seit dem Neolithikum bezeugt<sup>4)</sup>.

Die Lage des Ortes in der Landschaft des Alpenvorlandes ist günstig; er liegt an der Schnittlinie mehrerer morphologisch von der Natur vorgezeichneter Straßenzüge, die bereits in der vorrömischen Zeit begangen und auch wohl erhalten worden sind<sup>5)</sup>. Es sind dies die große West-Osttransversale, die längs der Donaufurche schon in vorgeschichtlicher Zeit bestanden haben muß; dann von Norden nach Süden führend mehrere Linien, wie die längs des Traunflusses nach Escla (Ischl) führende Salzstraße<sup>6)</sup>, die sich nach Norden jenseits der Donau in der tief eingeschnittenen Aistfurche (Agista) fortsetzt und einen ziemlich bequemen Zugang nach Böhmen darstellt<sup>7)</sup>. Längs der Enns (kelt. Anisus) vermittelte eine Straße den Zugang zum norischen Eisen<sup>8)</sup>. Von größter Bedeutung war aber die in römischer Zeit wohl ausgebaute Phyrnstraße, die nach Virunum und letzten Endes nach Aquileja ihren Lauf richtete<sup>9)</sup>. Sie wurde in der römischen Zeit zu einer der Hauptlinien Norikums.

<sup>1)</sup> Die Bearbeitung des Materiales erfolgte so, daß H. V e t t e r s die römischen und W. A. J e n n y die frühmittelalterlichen Funde bearbeitete.

<sup>2)</sup> A. G a h e i s, Lauriacum S. 5.

<sup>3)</sup> W. A. J e n n y, Lauriacum S. 1.

<sup>4)</sup> J e n n y a.a.O.

<sup>5)</sup> Dazu H. B u l l e, Geleisestraßen des Altertums S. 33.

<sup>6)</sup> Mitteilungen der Gesellschaft f. vgl. Kunstforschung V S. 74.

<sup>7)</sup> R. E g g e r, Jhb. d. oö. Musealvereines 95, S. 133.

<sup>8)</sup> Vgl. Anm. 6. H. J a n d a u r e k, Mittlg. d. oö. Landesarchives III S. 104 ff.

<sup>9)</sup> H. D e r i n g e r, Die röm. Reichsstraße Aquileia-Lauriacum, in Carinthia I 139 S. 193 ff; 140 S. 171 ff; 1017 ff (Index). H. J a n d a u r e k, Die Straßen der Römer S. 154 ff.

Am Ausläufer des großen Linzer Beckens bilden im Osten die schweren Lehm- und Lößböden der Hochterrassen einen ausgezeichneten Ackergrund, der schon früh eine nicht unbedeutende Landwirtschaft ermöglichte. Die Terrassen längs der Donau und Enns gewährten hochwasserfreie Lage und guten Baugrund, der Ennsberg- und Eichbergzug Konglomeratgestein zum Bau, der dichte Auwald längs der Donau und Enns schließlich lieferte Brenn- und Bauholz in Überfluß. Diese günstige Lage brachte es mit sich, daß Rom hier schon kurz nach der Okkupation Norikums (16 v. Chr.) einen Militärstützpunkt errichtete und das Straßennetz ausbaute. Die Sicherung der Grenze erfolgte zunächst durch die Legionen, welche weiter östlich im Wiener Becken stationiert waren. Nahe legen dies Funde von Ziegeln der legio XV. Apollinaris in Wallsee<sup>10)</sup>. Auch Straßenposten wurden von der gleichen Legion gestellt, wie wir aus Inschriften wissen<sup>11)</sup>. Bald nach der Besetzung des Landes und nach Einstellung der Eroberungsabsichten im böhmischen Raume muß auch Norikum seine militärische Besatzung erhalten haben. Da das zwischen den beiden großen Militärbezirken an Rhein und mittlerer Donau gelegene Alpenvorland (Raetien, Norikum) aus staatspolitischen Gründen keine Legionsbesatzung erhielt<sup>12)</sup>, bezogen hier Auxiliarformationen Garnison. Auch für den Raum von Enns haben mit guten Gründen seinerzeit G a h e i s und P o l a s c h e k einen militärischen Stützpunkt gefordert<sup>13)</sup>. Gefunden wurde er durch unseren Mitarbeiter P. K a r n i t s c h <sup>14)</sup>. Es handelt sich um einen Holz-Erdbau, der südlich des späteren Legionslagers auf der heute Ziegelfeld genannten Hochterrasse gebaut worden ist. Die Front war gegen NO gerichtet. Die Maße betragen 71,4 × 124,32 m, das entspricht genau 240 × 420 röm. Fuß. Ausstattung und Größe der Anlage erinnern stark an die im Rheingebiet festgestellten Lager der tiberianischen Zeit<sup>15)</sup>. Längs der heutigen Stadel-(Mauthausner-)straße, die in ihrem Verlauf der alten Limesstraße folgt, entstanden die Canabae, von denen ebenfalls ein Teil aufgedeckt werden konnte. Nach den reichen Sigillatafunden und Münzen gehören diese Bauten in

<sup>10)</sup> Mittlg. der Gesellschaft f. vgl. Kunstforschung V S. 76 Anm. 3.

<sup>11)</sup> CIL III 5636 (Liesen a. d. Enns).

<sup>12)</sup> Egger, a.a.O. S. 147; ders. Kärnten im Altertum (Schriften zu den Klagenfurter Hochschulwochen 1941) S. 17.

<sup>13)</sup> G a h e i s, a.a.O. S. 5. E. P o l a s c h e k, RE XVII Sp. 1000 f.

<sup>14)</sup> F(orschungen) i(n) L(auriacum) II S. 107 ff.

<sup>15)</sup> K a r n i t s c h, a.a.O. S. 116 f.

die erste Hälfte des 1. Jh. n. Chr.<sup>16)</sup>. Diese frühe Befestigung steht im österreichischen Limesabschnitt nicht allein, vielmehr müssen schon in dieser frühen Zeit an allen wichtigen Punkten des Oberlaufes der Donau militärische Stützpunkte in der Form von Wachtürmen (burgi) oder Holz-Erdkastellen bestanden haben. Dies beweisen auch die Funde im benachbarten Lentia (Linz), wie der von A. W. v. J e n n y aufgedeckte Beobachtungsturm<sup>17)</sup>. Ihn datieren die reichen Funde von Sigillata in die ersten Dezennien unserer Zeitrechnung, also die Epoche, in welcher die Donau definitiv zur Reichsgrenze im Norden gemacht worden ist (Tac. ann. II, 63), und alle Eroberungsabsichten in Böhmen und Mähren wie auch in Germanien eingestellt wurden<sup>18)</sup>. Etwa später wurde bereits in Lentia ein Kastell angelegt, dessen Überreste in allerletzter Zeit ebenfalls durch Grabungen festgestellt werden konnten<sup>19)</sup>. Der Stromgrenze vorgelagert war ein Kranz von Klientelstaaten, deren Monarchen von den Statthaltern südlich der Donau kontrolliert wurden. So wurde der Strom damals eine tatsächliche Volksgrenze. Südlich desselben wurde die einheimische keltisch-illyrische Mischbevölkerung, deren Namensmaterial uns die Zusammensetzung deutlich zeigt<sup>20)</sup>, zum größten Teil romanisiert, während im Norden jenseits der Donau durch die schrittweise Zuwanderung germanischer, vorwiegend suebischer (bzw. markomannischer) Scharen eine eindringliche Germanisierung der ursprünglich illyrischen Naristen und Kamper erfolgte<sup>21)</sup>.

Die im Laufe der Zeit notwendige Verstärkung des Limes brachte es mit sich, daß auch die Besatzung der Ennsmündung vergrößert wurde. Das Holz-Erdlager wird einem Steinbau Platz gemacht haben. Höchstwahrscheinlich war dieser bereits auf dem Boden des späteren Legionslagers errichtet worden. Ob die von Groller an einigen Stellen gefundenen „Stackwerkreste“ auf diesen Bau zu beziehen sind, ist sehr zweifelhaft, da wir solche auch im Bereich der viel später errichteten Zivilstadt feststellen konnten und sie

<sup>16)</sup> K a r n i t s c h, FiL I S. 54 ff.

<sup>17)</sup> Jahrb. d. Stadt Linz 1950 S. CI ff.

<sup>18)</sup> H. D e s s a u, Geschichte der röm. Kaiserzeit II/1, S. 11 ff. P o l a s c h e k, a.a.O. Sp. 1000.

<sup>19)</sup> K a r n i t s c h, O.Ö. Heimatblätter 1954 S. 182 ff.

<sup>20)</sup> Ö. Jh. 38 Beibl. Sp. 97 ff. Dazu auch jetzt R. P i t t i o n i, Urgeschichte des österr. Raumes S. 777 ff. Für Kärnten vgl. Festschrift für R. Egger III S. 32 ff.

<sup>21)</sup> R. P i t t i o n i, a.a.O. S. 788 ff.

auch im Legionslager des 3. Jh. noch verwendet worden sind<sup>22)</sup>. Viel eher können als Beweis Mauerzüge dienen, die in tiefen Lagen unter dem Prätorium des späteren Legionslagers von G a h e i s und S c h i c k e r beobachtet wurden<sup>23)</sup>. Einen guten Anhaltspunkt bieten auch die zahlreichen Münzen, die im Laufe der mehr als zehnjährigen Grabungen im Lagerbereich gefunden worden sind. Von ihnen stammen viele aus der Zeit vor Errichtung des Legionslagers<sup>24)</sup>.

Im 2. Jh. wurde unter Hadrian auch das Gebiet nördlich des Alpenhauptkammes, also die Grenzzone in den Bereich der Stadtkultur einbezogen und folgte damit dem Süden nach, der bereits unter Claudius in städtische Territorien aufgegliedert worden war<sup>25)</sup>. Ovilava (Wels) und Cetium (St. Pölten) wurden zu Munizipien erhoben. Sie erfüllten neben der zivilen auch eine militärische Funktion und dienten als Etappenorte für die befestigte Grenze<sup>26)</sup>. Beide dürften, wie die Namen zeigen, im Anschluß an vorrömische civitates entstanden sein. In Zeiten der Not und Schwäche endete auch an der Donau — wie es stets und alle Zeit der Fall ist — das Klientelverhältnis. Es kam zur gefürchteten Koalition aller Kleinstaaten, die Roms diplomatische Kunst wenigstens solange verzögern konnte, bis der unter der Leitung des L. Verus notwendige Krieg gegen die Parther beendet war und die Truppen für den Germanenkrieg frei waren<sup>27)</sup>. Was Roms Herrscher Mark Aurel nicht vorhersehen konnte, war der Ausbruch der Pest, die die heimgekehrten Truppen nach Europa mitgebracht hatten. Sie lähmte durch Jahre die Wehrkraft des Staates. Die Reichsregierung erkannte den Ernst der Lage; das zeigt das Kommando des Cl. Fronto, der bereits 165, also zwei Jahre vor Ausbruch der Feindseligkeiten, in Italien zwei neue Legionen, die II. pia und III. concors, auszuheben hatte<sup>28)</sup>.

Der Krieg kam nicht überraschend, seit Vespasian war bereits der Truppenbelag im Donaauraum laufend verstärkt worden, unter Antoninus Pius muß es zu den ersten Kämpfen im pannonischen Limesabschnitt, wie erst unlängst R. Noll eindringlich nachge-

<sup>22)</sup> R(öm.) L(imes) i(n) O(sterr.) XIII S. 74; E. Fabricius RE XIII/1 Sp. 635.

<sup>23)</sup> A. G a h e i s F. u. F. XII S. 249.

<sup>24)</sup> RLiO VIII Sp. 207 ff.

<sup>25)</sup> P o l a s c h e k, a.a.O. Sp. 997.

<sup>26)</sup> P o l a s c h e k, a.a.O. Sp. 1002.

<sup>27)</sup> W. Z w i k k e r, Studien zur Markussäule S. 62. SHA vit. Marci XII/13.

<sup>28)</sup> CIL VI 1377, dazu Zwickler a.a.O. S. 55.

wiesen hat, gekommen sein. Im Sommer 167 kam es zum ersten Einfall der Germanen, der vorwiegend die pannonischen und dazischen Provinzen betroffen haben muß<sup>29)</sup>. In den wechselvollen Kämpfen, die der Krieg mit sich brachte, hat das Land unendlich gelitten. 170 gelang den Markomannen der neuerliche Durchbruch, der bis Aquileia und Opitergium führte. Die neurekrutierten Einheiten der legio II und III bildeten damals den Kern eines Sonderkommandos (praetentura Italiae et Alpium), das dem erfahrenen General Q. Antistius Adventus anvertraut wurde. Für den Nordbalkan wurde eine ähnliche Regelung getroffen<sup>30)</sup>. In dieser Zeit baute die legio II bei Lotschitz nahe von Cilli (Celeia) ein Lager, das die Aufgabe hatte, den Zugang nach Italien abzuschirmen<sup>31)</sup>. Im Alpengebiet sind damals eine Reihe von Befestigungen angelegt worden<sup>32)</sup>. Für den Abschnitt am Oberlauf der Donau wurde aber besonders der Einfall germanischer Stämme gefährlich, welcher in der letzten Phase des Krieges (172/173) erfolgte. Erst damals dürfte es zu jenen großen Verheerungen in Raetien und Norikum gekommen sein, deren Spuren an den großen Brandhorizonten in Iuvavum<sup>33)</sup>, Ovilava<sup>34)</sup>, Lentia<sup>35)</sup> zu erkennen sind. Wie es um Lauriacum bestellt war, wissen wir nicht genau, der große Lagerbau bestand noch nicht, der größte Teil aller Mauern des Kastells ist überbaut. Die Canabae aber wurden, wie unsere Grabungen 1950 und 1951 gezeigt haben<sup>36)</sup>, am Ende des 2. Jh.s niedergebrannt, so daß man mit gutem Grund annehmen kann, daß auch das Kastell diesem Einfall erlegen ist.

Im benachbarten Raetien wurden bereits 172 die Konsequenzen gezogen, und die legio III nach Raetien in Garnison gelegt; an die

---

<sup>29)</sup> R. Noll, *Archaeologia Austriaca* XIV S. 43 ff. Zum Beginn der Kämpfe 167 Zwickler, a.a.O. S. 100. Anders E. Swoboda, *Carnuntum Jhb.* II 1957, S. 1ff.

<sup>30)</sup> Zwickler, a.a.O. S. 150 ff.

<sup>31)</sup> F. Lörger, *ÖJh.* XIX/XX Beibl. Sp. 109 ff. mit Nachträgen im *Časopis za zgod. in narodopisje*, Marburg a. Dr., XXIX 1934, 150—53. Zwickler, a.a.O. S. 161.

<sup>32)</sup> So im Gailtal, H. Dolenz, *Carinthia* I 142 S. 175, eine Sperrmauer, die das ganze Tal in einer Länge von 1½ km mit der Front gegen Osten abspernte.

<sup>33)</sup> A. Narobe, *ÖJh.* XXVI Sp. 195; XXVIII Sp. 141.

<sup>34)</sup> H. Wiesinger, *ÖJh.* XXI/XXII Beibl. Sp. 345 ff. Neue Funde, die G. Trattnigg machen konnte, zeigen, daß Ovilava fast zur Gänze niedergebrannt wurde.

<sup>35)</sup> Vgl. Anm. 17 u. 19.

<sup>36)</sup> *FiL* I S. 54 ff.

Stelle des Prokurators trat ein *legatus Augusti pro praetore*<sup>37)</sup>, der zugleich Kommandant der Legion war. Sextus Baius Pudens, der vorher Procurator in Raetien gewesen war, übernahm die Verwaltung von Norikum. Damals plante man also noch nicht die Schwester-einheit dauernd am norischen Limes zu belassen. Sie operierte zusammen mit der *ala Antoniniana* unter dem Kommando des Q. Herennius Silvius Maximus<sup>38)</sup>. Sicher war sie an der Freikämpfung Norikums unter Helvius Pertinax beteiligt<sup>39)</sup>. Dieser Truppenverband wird es auch gewesen sein, der das Lager von Lotschitz gebaut hat<sup>40)</sup>, da es nach seiner Größe von 94 iugera für eine Legion und eine *Ala* Raum geboten haben kann.

Die Einfälle nach Raetien und Norikum hatten gezeigt, daß der lange Frontabschnitt längs der Donau mit seinem zum Teil recht unübersichtlichen Gelände ohne Legionsmilitär der ihm gestellten Aufgabe nicht gewachsen war. Aus den uralten Handelswegen in den Tälern der Regen, Nab und Aist konnten, wie der Krieg gezeigt hatte, gefährliche Aufmarschstraßen aus dem böhmischen Raume werden, vor allem deswegen, weil nach Überquerung der Donau vorzügliche Kunststraßen nach dem Süden zur Verfügung standen. Aus diesem Grunde entschloß man sich an den Stellen, wo diese Verbindungen die Donau kreuzten, Legionsmilitär zu stationieren. So entstand nach 175 in Raetien das Lager von *castra Regina* (Regensburg), das bereits 179 fertiggestellt war<sup>41)</sup>. In Norikum wählte man zunächst östlich der Enns nahe beim heutigen Orte Albing einen militärisch stark geschützten Platz als Standquartier für die II. pia. Das von Grollner nur z. T. aufgedeckte Lager entspricht in seiner Größe ungefähr dem von Lotschitz, so daß die von Polaschek ausgesprochene Vermutung, daß damals noch die *ala Antoniniana* mit der Legion operierte, gerechtfertigt ist<sup>42)</sup>. Wann und ob der Lagerbau abgeschlossen wurde, wissen wir ohne weitere Grabungen nicht, doch scheint es richtig zu sein, daß man ungefähr zur gleichen Zeit wie in Raetien mit dem Ausbau der neuen Verteidigungsanlagen fertig zu werden bestrebt war<sup>43)</sup>. Das Lager in Albing

<sup>37)</sup> Zwicker, a.a.O. S. 225.

<sup>38)</sup> Polaschek, a.a.O. Sp. 1004; Zwicker, a.a.O.

<sup>39)</sup> Polaschek, a.a.O. Sp. 1003; Zwicker, a.a.O. S. 225.

<sup>40)</sup> Polaschek, a.a.O. S. 1003 ff.

<sup>41)</sup> Zwicker, a.a.O. S. 225, Polaschek, a.a.O. Sp. 1004.

<sup>42)</sup> Polaschek, a.a.O. Sp. 1004.

<sup>43)</sup> Polaschek, a.a.O.

hat nur sehr kurze Zeit bestanden, westlich der Enns auf dem Gebiet des alten Kastells erbaute die Legion ihr neues. Daß der Standortwechsel nicht aus militärischen Gründen durchgeführt wurde, sondern wegen der nicht hochwasserfreien Lage in Albing erfolgte, scheint nach den Erfahrungen der jüngsten Hochwasserkatastrophe (Juli 1954) so gut wie sicher zu sein<sup>44</sup>). Die große Bauinschrift dieses zweiten Lagers am Donaulimes ist, wie B o r m a n n nachweisen konnte, im J. 205 unter Septimius Severus aufgezeichnet worden<sup>45</sup>). Zu diesem Zeitpunkte waren also die Arbeiten vollkommen abgeschlossen. Offen bleibt die Frage, ob die bisher für die Datierung des Lagerbaues in Enns herangezogene Inschrift an den Genius der II. Italica, die im J. 191 aufgestellt wurde, für eine exakte Datierung verwertet werden darf. Der an sich kleine Stein ( $0,76 \times 0,885$  m) rührt von einem Altar oder Standbild her. Da er dem Genius geweiht war, also eine „res sacra“ darstellte, kann er auch nur, anlässlich der Übersiedlung der Legion, aus dem Fahnenheiligtum derselben in Albing in das neue von Lauriacum verbracht worden sein<sup>46</sup>). Stimmt diese Ansicht, so können wir die Errichtung des neuen Lagers in Lauriacum in das erste Dezennium der Regierungszeit des Septimius Severus datieren.

Der größte Teil des Lagers wurde in den J. 1904—1918 von der Limeskommission der österr. Akademie unter der Leitung von Oberst G r o l l e r freigelgt. Nach den sehr genauen Münzbeobachtungen<sup>47</sup>) und den zahlreichen bis heute unpublizierten Nachgrabungen von G a h e i s und S c h i c k e r in den J. 1923—38 können insgesamt drei große Bauperioden unterschieden werden, die in fast allen Teilen festzustellen sind und auch bei der neuerlichen Durcharbeitung des Planmaterials an den Grundrissen erkannt werden können<sup>48</sup>).

<sup>44</sup>) Gefährlich wurde nicht die direkte Gefahr einer Überschwemmung, sondern der Grundwasserspiegel steigt bei Hochwasser so stark, daß das ganze Gelände unter Wasser steht.

<sup>45</sup>) RLiÖ. XI Sp. 127 ff.

<sup>46</sup>) CIL III 15 208 = RLiÖ XI 137 ff. vgl. G a h e i s a.a.O. S. 40.

<sup>47</sup>) H. v. K e n n e r im RLiÖ VIII Sp. 207; IX Sp. 221; XI Sp. 97 XV Sp. 137 ff.

<sup>48</sup>) Im Museum von Enns fand sich der Nachlaß Dr. S c h i c k e r s. Besonders wertvoll sind 9 schwer lesbare Skizzenbücher, die über die auf dem Boden des Lagers angestellten Nachgrabungen berichten. Noch zu Lebzeiten S c h i c k e r s wurde durch das österr. arch. Institut von Oberbaurat N e r a d eine Neuvermessung des Lagers durchgeführt. Auf dem Plan sind auch die Nachgrabungen ver-

Die Gründungszeit des Lagers fällt nach den Funden in den Beginn der Regierungszeit des Septimius Severus, womit nicht gesagt werden soll, daß vielleicht nicht bereits unter der Regierung des Commodus mit den ersten Arbeiten begonnen worden ist. Nach einer Brandkatastrophe, die nach den Münzfunden in die J. 270/271 fällt<sup>49)</sup> und wohl mit dem Juthungeneinfall des gleichen Jahres in Zusammenhang zu bringen sein wird<sup>50)</sup>, erfolgte ein teilweiser Neubau unter Aurelian und Probus<sup>51)</sup>. Die Bautätigkeit setzte dann in der Regierungszeit des Diokletian erneut ein und erreichte ihren Höhepunkt unter Konstantin und seinen Nachfolgern<sup>52)</sup>. Nach einem neuerlichen Verfall, der aber nicht in allen Teilen nachweisbar ist, erfolgte ein gründlicher Umbau unter der tatkräftigen Regierung des Valentinian I. Es war die letzte Renovierung, in der das Lager seinem ursprünglichen Zwecke entsprechend ausgebaut wurde<sup>53)</sup>. In den wirren Zeiten des 4.—5. Jh.s wurde nicht mehr einheitlich gebaut, vor allem diente das Lager nicht mehr allein dem Militär. In dieser Zeit dürfte auch die Errichtung der frühchristlichen Kirche fallen, die von E. S w o b o d a freigelegt worden ist. Es handelt sich um eine einfache apsidenlose Saalkirche, die in einem Trakt des ehemaligen Spitals eingebaut wurde. In der Mitte des Schiffes liegt die aus den norischen Kirchen bekannte halbkreisförmige Priesterbank. Die Kirche oder zumindest der „locus sacer“ blieben über die Zeit der Völkerwanderung bestehen. Über einem bei den Grabungen nicht nachgewiesenen, aber sicher anzunehmenden karolingischen Bau fand sich eine romanische und gotische Kirche, die erst in der Zeit der josephinischen Kirchenreform geschleift worden ist<sup>54)</sup>.

---

zeichnet. Die Durcharbeitung des Neumaterials verspricht auch die Periodisierung des Lagers sicherzustellen. Dazu zunächst ein Bericht über die Lagerthermen FiL I S. 49.

<sup>49)</sup> Kenner, a.a.O. XIV Sp. 99. Das Datum erfährt eine Bestätigung durch einen während des 2. Weltkrieges geborgenen Münzschatzfund aus Ennsdorf, dessen Gepräge mit Quintillus schließen. F(undberichte aus) O(sterreich) IV S. 96 Nr. 4.

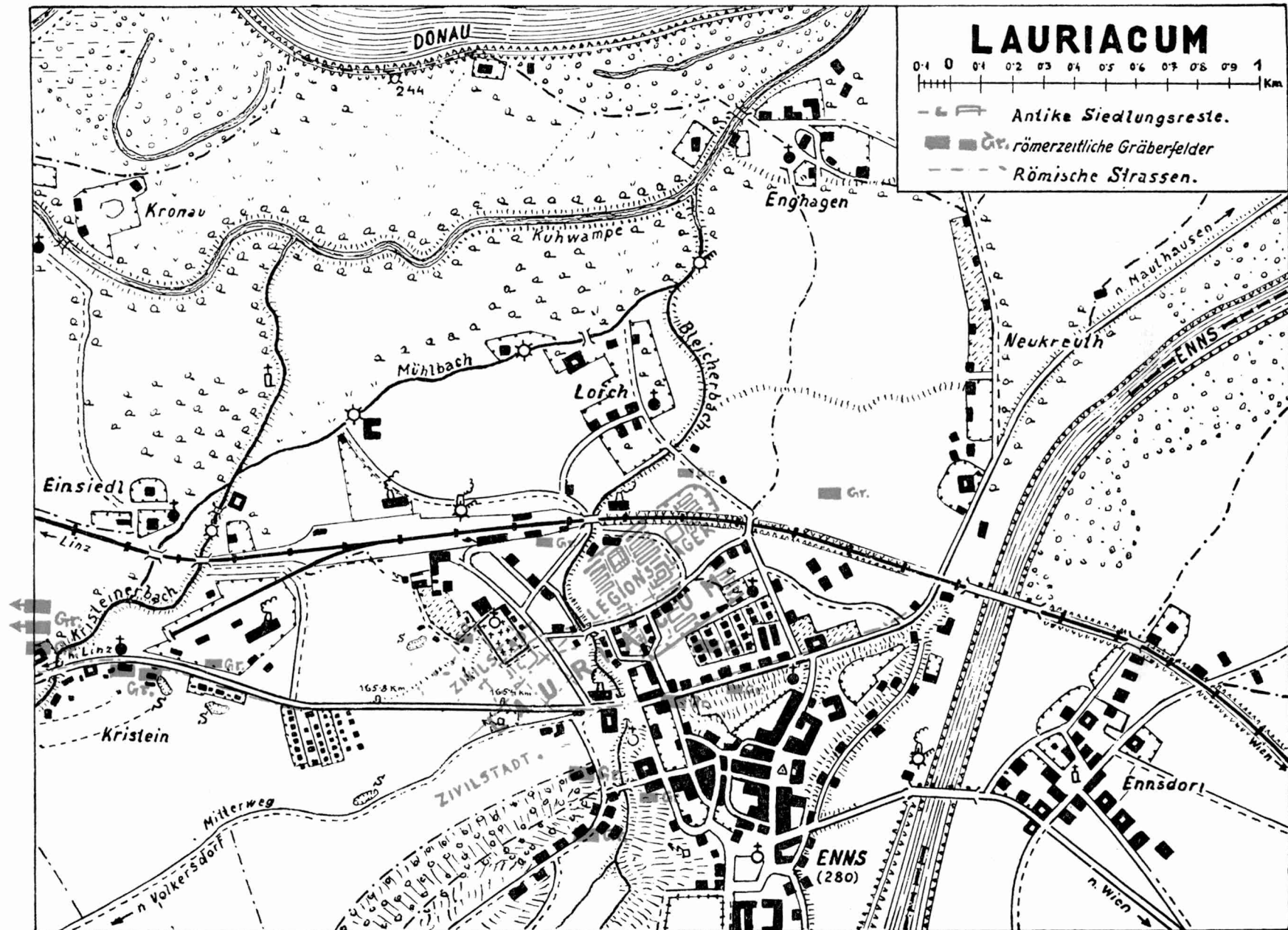
<sup>50)</sup> L. S c h m i d t, Die Westgermanen II<sup>2</sup> S. 18 ff. Ob die in den SHA v. Aurel. 18 genannten Markomannen damals ebenfalls unruhig geworden sind, und etwa die Zerstörungen in Lauriacum bewirkten, bedarf einer gesonderten Untersuchung.

<sup>51)</sup> Kenner, a.a.O. Sp. 106; Fabricius, a.a.O. Sp. 635. Falsch Gaheis F. u. F. S. 251.

<sup>52)</sup> Kenner, a.a.O. XI Sp. 97 ff.

<sup>53)</sup> Kenner, a.a.O. Sp. 113 ff.

<sup>54)</sup> E. S w o b o d a, OJh. XXX Beibl. Sp. 284 ff. Jhb. d. oö. Musealv. 87 S. 439 ff.



Gez. 17. I. 53. JH.

Abb. 1 Situationsplan von Lauriacum



In der ersten Hälfte des 5. Jh.s, vielleicht im Zusammenhang mit dem Attilazug gegen Westen (451), erlitt das Lager eine verheerende Zerstörung, die als mächtige Brandschicht in allen Teilen auftritt<sup>55</sup>). Doch auch nachher wurde hier noch gebaut, nur war das Lager nicht mehr Standort einer großen Truppe, sondern diente fast ausschließlich als Fluchtburg für die Bevölkerung der nur 200 m entfernt liegenden Zivilstadt. Die freigelegte Kirche war nicht die Bischofskirche der Stadt, die im Bereich der Zivilsiedlung zu suchen ist, sondern die Notkirche der Festung, entsprechend den Kirchen in den Kastellen und Fluchtburgen im Süden Österreichs, wie etwa Duernstein oder Maglern<sup>56</sup>).

Aber nicht nur in der Spätzeit scheint das Lager als Fluchtort und gesicherter Platz für eine Dauersiedlung Verwendung gefunden zu haben. Schon bei der Anlage hat man allem Anschein nach an diese Möglichkeit gedacht, indem vier große Plätze unverbaut geblieben sind, die als Lagerplatz für Flüchtlinge gedient haben können<sup>57</sup>). So zeigt sich, daß bereits im 2. Jh. das Gefühl der Sicherheit geschwunden war, daß das Lager bereits in dieser frühen Zeit zumindest z. T. die Funktion eines Fluchtortes besessen hat. Nicht nur hier in Lauriacum ist dieser Vorgang festgestellt worden. Das um diese Zeit zur Kolonie erhobene Ovilava, die ältere und bedeutendere Siedlung, die auch Sitz des *legatus Augusti pro praetore* wurde, erhielt um diese Zeit einen mächtigen, mit Türmen bewehrten Mauer-ring. Auch hier umschloß die Stadtmauer einen weitaus größeren Raum, als die verbaute Stadtfläche ausmachte<sup>58</sup>). Das ganze Mißtrauen gegen die militärischen Sicherheitsvorkehrungen spricht aus dieser Tatsache.

Westlich des Legionslagers entstand eine Zivilsiedlung, die bereits unter Caracalla zu einem Munizipium erhoben wurde, wie wir aus den Fragmenten (Abb. 5) des Stadtrechtes wissen<sup>59</sup>). Es war zum

---

Zum Weiterleben A. Gaheis, Führer S. 8. Für die Maria Angerkirche R. Noll, *Frühes Christentum in Österreich* S. 84 f.

<sup>55</sup>) Kenner, a.a.O. XIII Sp. 321 denkt an den Radagaiszug.

<sup>56</sup>) R. Egger, *OJh.* XXV Beibl. Sp. 189 ff.; *Studi di antichità cristiana* VIII S. 290 ff. Maglern = Hoischhügel, *Sonderschr. d. öst. arch. Institutes* IX S. 97 ff. Dazu R. Noll, a.a.O. S. 100 ff.

<sup>57</sup>) *RLiO.* XIII Sp. 197; XIV Sp. 43.

<sup>58</sup>) H. Wiesinger, a.a.O. Sp. 354 ff. R. Egger, a.a.O. S. 152, 153.

<sup>59</sup>) E. Bormann, *OJh.* IX S. 315 ff. A. Betz, *OJh.* XXXIX S. 133 ff. H. Vettters, *FIL* II S. 68 ff.

Unterschied von den übrigen römischen Städten Österreichs eine richtig geplante und gegründete Stadt, die gleichzeitig mit dem Legionslager erbaut worden ist. Hier hat vor dem zweiten Weltkrieg vorwiegend A. G a h e i s gegraben. Nie wurden allerdings zusammenhängende größere Flächen untersucht, sondern G a h e i s hat nur da und dort kleinere Teile freigelegt und sondiert. Aus diesem Grunde wohl sind auch nie, abgesehen von kursorischen Berichten<sup>60</sup>), zusammenhängende Publikationen erfolgt.

Die aufstrebende Stadt Enns, die seit 1938 ihre Einwohnerzahl nahezu verdreifacht hat und zum Teil Besitzerin der Gründe ist, auf denen die Zivilstadt liegt, hat diese zur Verbauung vorgesehen. So trat die Notwendigkeit heran, das Gelände vorher zu untersuchen. Bereits 1951 mußte eine Notgrabung durchgeführt werden. Die Folge derselben war eine Versuchsgrabung (Herbst 1951), bei welcher wir bereits feststellen konnten, daß die Hauptvermessungslinie der Zivilstadt mit der Limitation des Lagers übereinstimmt, also auch wohl gleichzeitig erfolgt sein dürfte<sup>61</sup>). Vorher hatte bereits F. B r o s c h erkannt, daß im Bereich der heutigen Feldflur von Enns das antike Feldmaß weiterlebt, eine Erkenntnis von außerordentlicher Bedeutung, zeigt sie doch, daß die antike Feldflur ungebrochen in das Mittelalter überging<sup>62</sup>). Das Rückgrat der Vermessung ist der Weg von Volkendorf, der noch heute allgemein der Mitterweg genannt wird. Direkt in diesen Weg mündet die antike Hauptvermessungslinie der Zivilstadt, die sich in der Via Decumana des Lagers fortsetzt (vgl. Abb. 1).

Seit 1951 werden nun alljährlich vom oberöst. Landesmuseum in Linz und vom Österreich. Archäologischen Institut großangelegte Grabungen durchgeführt, deren Zweck es ist, das gesamte Areal der Zivilstadt freizulegen und die rund 25 Gräberfelder präzise zu untersuchen<sup>63</sup>). Die nicht unbeträchtlichen Mittel stellt die o.ö. Landesregierung zur Verfügung, die dadurch eindrucksvoll ihre Kulturförderung dokumentiert. Durch diese Arbeiten hoffen wir neben kulturhistorisch wichtigen Fragen vor allem neues Quellenmaterial zur Geschichte der Spätantike und des Frühmittelalters zu erarbeiten,

<sup>60</sup>) F O II, III, IV, s. v. Enns; F. u. F. XII S. 249 ff. Leider sind alle Aufzeichnungen des Ausgräbers zu Grunde gegangen.

<sup>61</sup>) FiL I S. 5 f. Die Notgrabung S. 42 ff.

<sup>62</sup>) Jhb. d. oö. Musealv. 92, S. 187 ff.; ders. ebenda 94 S. 125 ff.

<sup>63</sup>) Vorberichte darüber Ae. K l o i b e r P(ro) A(ustria) R(omana) IV S. 11;

um so diese bisher am schwierigsten greifbare Epoche der Geschichte unserer Heimat zu erhellen. Bisher konnte in fünfjähriger Arbeit ein erklecklicher Teil des Stadtgebietes untersucht werden, wobei der größte Teil in flächenmäßiger Grabung freigelegt worden ist (vgl. Abb. 2). Festgestellt wurde bisher, daß die im Lager erkannten Bauperioden auch in der Zivilstadt vertreten sind.

Die erste große Bauperiode reicht von Septimius Severus bis etwa in die Zeit des Alexander Severus, ist also ungefähr gleichzeitig mit der Gründungszeit des Lagers anzusetzen, reicht aber, wie die genaue Schichtbeobachtung zeigte, über die Erbauungszeit des Lagers hinaus (205 n. Ch. Bauurkunde des Lagers!). Bereits unter Caracalla erhielt die neugegründete Siedlung die Stellung eines Munizipiums, wie die Fragmente des Stadtrechtes lehren<sup>64</sup>). Neu für uns und überraschend war es, daß die Wohnhäuser dieser ersten und ältesten Periode aus Fachwerk bestanden haben, eine Bauweise, die für die Frühzeit der römischen Besetzung aus einer Anzahl von Orten in Österreich bekannt ist, die wir aber kaum in dieser Spätzeit anzutreffen vermuteten<sup>65</sup>). Es gelang eine ganze Anzahl von gut datierten Grundrissen zu ergraben, wobei es auch möglich war, die bis ins Detail erhaltenen Holzbalken mit ihren Verzapfungen, Verschränkungen, Überblattungen und Holznagelungen zu studieren. Ebenso waren wir in der Lage, die verschiedenen und auch zeitlich zu sondernden Arten der Fächerfüllungen aufzunehmen<sup>66</sup>). Sie geben einen schönen Beweis für die Erhaltung der bodenständigen Werkmannsarbeit. Völlig neu war die Erkenntnis, daß diese Holzbauten fast durchwegs mit Schlauch- und Tubulaturheizungen versehen waren. Gerade die im Westen seltenen Schlauchheizungen haben

S. 12 ff., VI 12 ff., VII 12 ff. Bd. IV der FiL ist im Ausdruck, er bringt das gesamte Material des Gräberfeldes auf dem sogen. Ziegelfeld.

<sup>64</sup>) Anm. 59.

<sup>65</sup>) A. Hild, OJh. XXXVII Beibl. Sp. 124 ff. für Bregenz, Magdalensberg Carinthia I 142 S. 94; ebda. 143 S. 859.

<sup>66</sup>) In der ersten Ausführung bildeten die Verspreizungen für den Lehm flache schmale Brettchen. In Periode 2 verwendete man Rutengeflecht, FiL II S. 32 f. Diese zwei kurz aufeinanderfolgenden Bauperioden haben wir in fast allen Teilen der Stadt angetroffen. Sie fallen nach den eindeutigen Sigillaten in die letzten Regierungsjahre des Alex. Severus. Wahrscheinlich war die Ursache der Zerstörung der um 238 n. Chr. erfolgte Germaneneinfall, der vor allem in Rätien, aber auch in Norikum an einem Horizont von Verwahrkunden kenntlich wird. In Oberösterreich ist der nächste Schatzfund in Seewalchen gehoben worden. R. Noll OeJh. XXXIX Beibl. Sp. 59 ff.

wir in mannigfachem und überraschendem Typenreichtum gefunden<sup>67)</sup>. Bei allen hat vorwiegend die Tubulatur geheizt. Die öffentlichen Gebäude waren in der ersten Periode aus solidem Steinmauerwerk unter gelegentlicher Verwendung von Tuff- und Konglomeratquaderwerk errichtet. Dies gilt vor allem für den einen bisher freigelegten Marktplatz (vgl. Abb. 2/1; 3. Forum Venale) und für die große im Süden gelegene Thermenanlage (vgl. Abb. 2/2). Anlässlich des schon oben erwähnten Juthungeneinfalles<sup>68)</sup> wurde die ganze Stadt gründlich zerstört, überall haben wir diese gut datierten Straten feststellen können. Die sicher sofort noch unter Aurelian anzusetzenden Aufbauarbeiten zogen sich vor allem bei den öffentlichen Bauten, in die Länge. Der Aufbau erreichte dann in der Zeit der diokletianischen Tetrarchie und unter Konstantin und seinen Nachfolgern den Höhepunkt<sup>69)</sup>. Wie arg die Zerstörung war, erhellt die Tatsache, daß sogar im Bereich der Centuria 1 eine teilweise Änderung des Straßensystemes vorgenommen wurde<sup>70)</sup>. Inwieweit dadurch das erste Baueschema der Stadt verändert wurde, wissen wir noch nicht genau, doch konnten wir östlich des Hauses der Bronzegefäße beide Straßenkörper nahe beisammen liegend und in verschiedenem Niveau deutlich erkennen. Auch im Westen der Stadt ist dieses System noch zu verfolgen, es wurde bereits von G a h e i s einmal ergraben<sup>71)</sup>. Um die Mitte des 4. Jh.s wurde das Gebiet der Zivilstadt neuerlich niedergebrannt, eine Zerstörungsschicht, die bisher im Lagerbereich nicht nachzuweisen ist, also wahrscheinlich nur die Zivilstadt betroffen hat. Der Aufbau erfolgte in der Zeit des Valentinian I (364—375). Damals wurde auch der völlig zerstörte Marktplatz mit der großen Basilika neu errichtet. Wann die letzte Zerstörung erfolgt ist, kann zur Zeit mangels von datierenden Funden noch nicht eindeutig bestimmt werden, wahrscheinlich um die Wende vom 4. zum 5. Jh. Der Wiederaufbau erfolgte nur mehr teilweise — vor allem im Osten der Stadt rings um das Forum Venale. Großbauten wie die Basilika oder die Thermenanlage sind als Ruinen liegen geblieben. Trotzdem konnten wir an mehreren Stellen über den Brandschichten

<sup>67)</sup> Vgl. FiL II S. 78 ff.

<sup>68)</sup> Anm. 50.

<sup>69)</sup> FiL I S. 7 f; FiL II S. 21 ff.

<sup>70)</sup> FiL II S. 8 ff. Im Jahre 1956 konnte diese Straße in großen Teilen freigelegt werden. Sie entstand unter Konstantin und hatte an der Nordseite einen breiten, auf Pfeilern ruhenden gedeckten Gang.

<sup>71)</sup> FuF. Abb. S. 250.

der valentinianischen Stadt neue Gußböden feststellen. Ja, an einzelnen Orten (Graben XIVc, Graben X/1) fanden sich Böden, die über Brandschichten liegen, die durch Münzen des Arcadius, Honorius und Theodosius II. datiert werden. Diese Straten berichten von dem Lauriacum, wie es Eugipp und Severin gesehen haben. Über all diesen Schichten aber trafen wir auf weitere Straten, die unzweifelhaft nach ihrem Aussehen und den sehr spärlichen Funden der nachrömischen Zeit angehören müssen. Für sie besitzen wir bisher nur einen terminus post quem<sup>72</sup>). Freigelegt (Abb. 2) wurde bis jetzt nördlich der Bundesstraße Linz—Wien die ganze Centuria 1. Die Centurien oder Häuserviertel messen in Lauriacum ungefähr  $90 \times 90$  m, das entspricht fast genau  $300 \times 300$  Fuß. Auf dem Boden der Centuria 1 erhob sich ein großer ( $57 \times 64$  m) Baukomplex, den an drei Seiten Hallen, im Westen eine Basilika einfassen (Abb. 3). Die Basilika mißt  $59,2 \times 13,2$  m. Festgestellt wurden die 3 großen, oben bereits angeführten Perioden. In Periode 1 (severische Zeit) war die Anlage symmetrisch geplant; in den folgenden Perioden wurde sie im Norden verkleinert und die Nordhalle in spitzem Winkel an die Basilika angefügt. Hand in Hand ging damit eine Verkleinerung der Centuria und eine Änderung des Straßensystems. Soweit wir die Perioden datieren können, erfolgte dies nach einer Zerstörung, die ungefähr in die Zeit Aurelians (270/271?) zu setzen ist. Die Bauausführung erfolgte aber frühestens in der Zeit der diokletianischen Tetrarchie, wahrscheinlich aber erst unter Konstantin. Zentrum der Anlage war in allen Perioden ein großer ( $40,8 \times 28,5$  m) Platz, auf welchem wir in der Mitte eine bronzene Kaiserstatue annehmen können<sup>73</sup>). Der letzte Aufbau erfolgte auch hier in der Zeit des Valentinian. Westlich schließt an die Basilika ein rechteckiger Platz an. Auf ihn münden von Westen schmale Wege, die zwischen fünf tabernenartigen Häusern die Kommunikation ermöglichten. Die Häuser, von denen erst der Ostteil freigelegt ist, weisen die gleiche Periodisierung auf wie die Marktanlage<sup>74</sup>). Mit dem Rücken zu der im Süden vorbeiführenden Straße lag ein kleiner Tempel; welcher Gottheit er zu eigen war, wissen wir nicht. In seiner nächsten Nähe fanden wir das Fragment einer Bauinschrift und zwei lebensgroße Porträtköpfe (Abb. 6), die H. K e n n e r in die Regierungszeit des Konstantin und Licinius

<sup>72</sup>) Vgl. unten A. W. Jenny S. 17.

<sup>73</sup>) Gefunden wurden Bruchstücke des Kopfes, Mantels und eine Hand.

<sup>74</sup>) FiL I S. 17; FiL II S. 25 f.

datiert<sup>75)</sup>. Südlich des Forum Venale — als solches versuchten wir es zu deuten — erstrecken sich in der ganzen WO-Ausdehnung zwei große Bauanlagen (vgl. Abb. 2/12<sup>75a)</sup>, die insgesamt viermal umgebaut worden sind. Auffällig ist die risalitartige Gliederung des ganzen Westteiles in der 2. Bauperiode. Bereits in der ersten waren die gegen die Straße zu gelegenen Teile des Ostbaues aus Stein errichtet<sup>76)</sup>, während die dem Hof zugekehrten Teile aus Fachwerk bestanden haben. Die Holzanlage wurde schon kurz nach der Errichtung das Opfer eines Brandes. Die exakte Datierung war durch die reichen Sigillatafunde einwandfrei möglich<sup>77)</sup>. In der Periode 3 (sie entspricht zeitlich der Per. 2 der Basilika) ersetzte man im Ostbau die Fachwerkbauten durch Gußmauersockel, die in der hier erstmalig erkannten Technik der Rieselmauern<sup>78)</sup> erstellt waren. Periode 4 (= 3 der Basilika) schuf einen völlig neuen Grundriß, mit einem gepflasterten Mittelhof. Als Fundamente wurden nur mit geringem Kalkzusatz gebundene Rieselmauern verwendet. Periode 4 gehört nach den Münzfunden der valentinianischen Zeit an. Auch hier fanden wir vereinzelt Pfostenlöcher und Trockenmauern einer noch späteren Bautätigkeit, doch konnte hier kein zusammenhängender Grundriß mehr ergraben werden. Dies wird verständlich, da bereits Periode 4 nur 0,4 m tief unter der heutigen Oberfläche angetroffen wird. Nach den Funden haben diese Häuser ebenfalls dem Handel gedient. Direkt an der Straße gelegen fanden wir z. B. einen gemauerten, ursprünglich auf Holzfüßen stehenden, mit einer seichten Wanne versehenen Verkaufstisch, wie er noch heute im Süden auf den Fischmärkten Verwendung findet. Knapp dabei stießen wir auf einen halbkreisförmigen, niedrig aufgemauerten, seichten Behälter, der zur Aufbewahrung lebendiger Weinbergschnecken gedient haben muß. Nach der Stärke der Fundamente kann man sich die Häuser als ein- bis zweistöckig vorstellen.

<sup>75)</sup> FiL I S. 32; FiL II S. 97 ff.

<sup>75a)</sup> Die 1956 erfolgte totale Freilegung ergab einen großen, von Hallen umgebenen, rund 45 m langen Platz, der am ehesten als dreischiffige Basilika mit offenem Mittelschiff zu deuten sein wird. Vermutlich war hier das comitium der Stadt.

<sup>76)</sup> FiL I S. 29.

<sup>77)</sup> Unter dem Boden der Periode 1 fand sich Sigillata des Comitalis-CSSerot, unter dem Boden 2 solche des Typus Helenius = Kiss V/4. Vgl. Anm. 66.

<sup>78)</sup> FiL I S. 7, den zutreffenden Namen prägte W. A. J e n n y, vgl. Abb. 3.

Im Westen der Stadt wurde (Abb. 2/6) eine Reihe von Wohnhäusern flächenmäßig freigelegt. Besonders instruktiv war das „Haus der Bronzegefäße“, bei dem die erste und zweite Bauperiode ebenfalls aus Fachwerk bestanden hat. Neben den reichen Funden (bronzenes Weinservice, Sigillaten) ist der Bau durch seine Heizanlage auffällig. Die einzige gemauerte Wand des Holzbaues umschloß eine sorgfältig ausgeführte Tubulatur, die unter dem gegossenen Estrich durch einen Heizschlauch gespeist wurde. Die hohle Wand wirkte als Wärmeträger für die beiderseits gelegenen Zimmer (Abb. 4). Auch hier wurde wiederholt umgebaut, ersetzte man nach 270 die Fachwerkanlage durch einen Bau mit Rieselmauerfundamenten, baute in der Zeit Valentinians um. Aufschlußreich ist ein Bild, das alle Perioden, auch die hier eindeutig festgestellte nachrömische, zeigt (Abb. 4).

Etwas östlich wurden besser ausgestattete Wohnhäuser („Haus des tiefen Kellers“) angeschnitten. Hier fehlte das Fachwerk, auch die erste Periode war aus Stein errichtet. Der Spätzeit gehört ein großer Saal an, dessen Boden eine Suspensur aufweist. Die Pfeiler derselben bestanden aus je vier mit Lehm gefüllten Tubuli (Abb. 2/7).

Ganz im Westen endlich (Abb. 2/3-5) wurden längs einer ungefähr NW—SO ziehenden Straße mehrere Wohnhäuser freigelegt. Auffällig war davon ein Bau im Süden, der einen kleinen Industriebetrieb — eine Töpferei — beherbergt hat („Haus der Tonröhren“), und ein größerer Bau, der in seiner ersten Periode allenfalls als lupanar bezeichnet werden kann („Haus der kleinen Zimmer“). Ungefähr im Zentrum der Stadt endlich wurde erst z. T. eine große mit Pfeilerhalle versehene Baulichkeit angefahren, die nach der Lage und Größe nur öffentlichen Zwecken gedient haben kann.

Im Süden des Stadtgebietes, nahe beim heutigen Eichberg, wurde ein großer, durch eine Mauer gegen Westen abgeschlossener Bezirk freigelegt (Abb. 2/2, 10, 11). Hier begann 1951 mit einer Notgrabung das ganze Unternehmen<sup>79)</sup>. Gefunden wurde der Südtrakt einer Badeanlage, bestehend aus einem Frigidarium, Tepidarium und Caldarium. Den Mitteltrakt des Bades bildete das mit einer gegen Westen blickenden Apside ausgezeichnete Apodyterium. Der Nordtrakt konnte bisher noch nicht ausgegraben werden. Es ist anzunehmen, daß er dem Südtrakt ähnlich war. Stimmt diese Annahme, dann wäre hier eine Badeanlage gefunden, die mit zwei Trakten beiderseits

<sup>79)</sup> FiL I S. 42. L. Eckhart FiL II S. 48 ff. u. PAR IV S. 3 ff.

eines gemeinsamen Apodyteriums — entsprechend einem Männer- und Frauentrakt — ausgestattet gewesen war.

Gegen W schließt daran ein dreiräumiger, mit zwei Apsiden ausgestatteter Bau mit drei großen Sälen, die alle vorzügliche Heizanlagen aufwiesen. Ein eigenes Schwitzbad mit kaltem und warmem Wasserbecken wurde nördlich vom „Haus der Heizkanäle“ aufgedeckt (Abb. 2/11). Der ganze Bezirk zeigt luxuriöse Ausstattung. Ein mit einem Estrich versehener offener Platz und ein Sportplatz vervollständigen die Anlage. Es ist möglich, aber bis jetzt noch nicht zu beweisen, daß hier der Sitz der *iuventus* von Lauriacum gefunden wurde, von deren Existenz wir aus der Inschrift CIL III 5678 wissen. Um das Ende des 4. Jh.s ist hier zum letztenmal gebaut worden, dann kam eine Zerstörung, der keine Wiederherstellung folgte. In den Zeiten der Not hat das Geld gemangelt, fehlten die Arbeitskräfte zum Aufbau. Nachrömische Schichten wurden keine mehr festgestellt.

Anders verhält es sich im Norden und Osten der Stadt, also im Gebiet der wuchtigen Laurentiuskirche, die bis 1553 Pfarre von Enns war. Dort hat sich höchstwahrscheinlich eine Restsiedlung gehalten. Das beweist die Fundstreuung der Münzen. Im Süden und Westen sind nur spärlich spätantike Stücke zu finden, während rund um das Forum Venale sie in dichter Zahl, mitunter in Form von bescheidenen Schatzfunden<sup>80)</sup>, auftauchen.

Die für das westliche Norikum gefährliche Front lag im 4. und 5. Jh., wie im nahen Raetien, nicht im Norden, sondern im Westen. Die stets schwächer werdende römische Abwehr war den volksmäßig starken Alamannen nicht gewachsen und mußte vor allem im 5. Jh. eine Position nach der anderen räumen. Wie das vor sich ging, dafür haben wir in der Lebensbeschreibung des hl. Severin eine anschauliche Quelle. Der Heilige handelt ohne staatlichen Auftrag nur kraft seiner überragenden Persönlichkeit, organisiert Umsiedlungen und verhandelt mit den germanischen Herrschern. Die ständigen Raubzüge der germanischen Stammesführer bildeten eine besondere Gefahr. Ihr Hauptantrieb war nicht so sehr Plünderungslust, gab es doch nur wenig zu holen, sondern das Bestreben, sich in den Besitz der Romanen zu setzen, die als Handwerker und Bauern begehrenswert waren<sup>81)</sup>. So wird in kurzer Frist Quintanis (Künzing), Boiodu-

<sup>80)</sup> So in der Basilika und südöstlich davon. FiL II S. 21 ff.

<sup>81)</sup> Eugippius vita S. Severini c. XXXI.

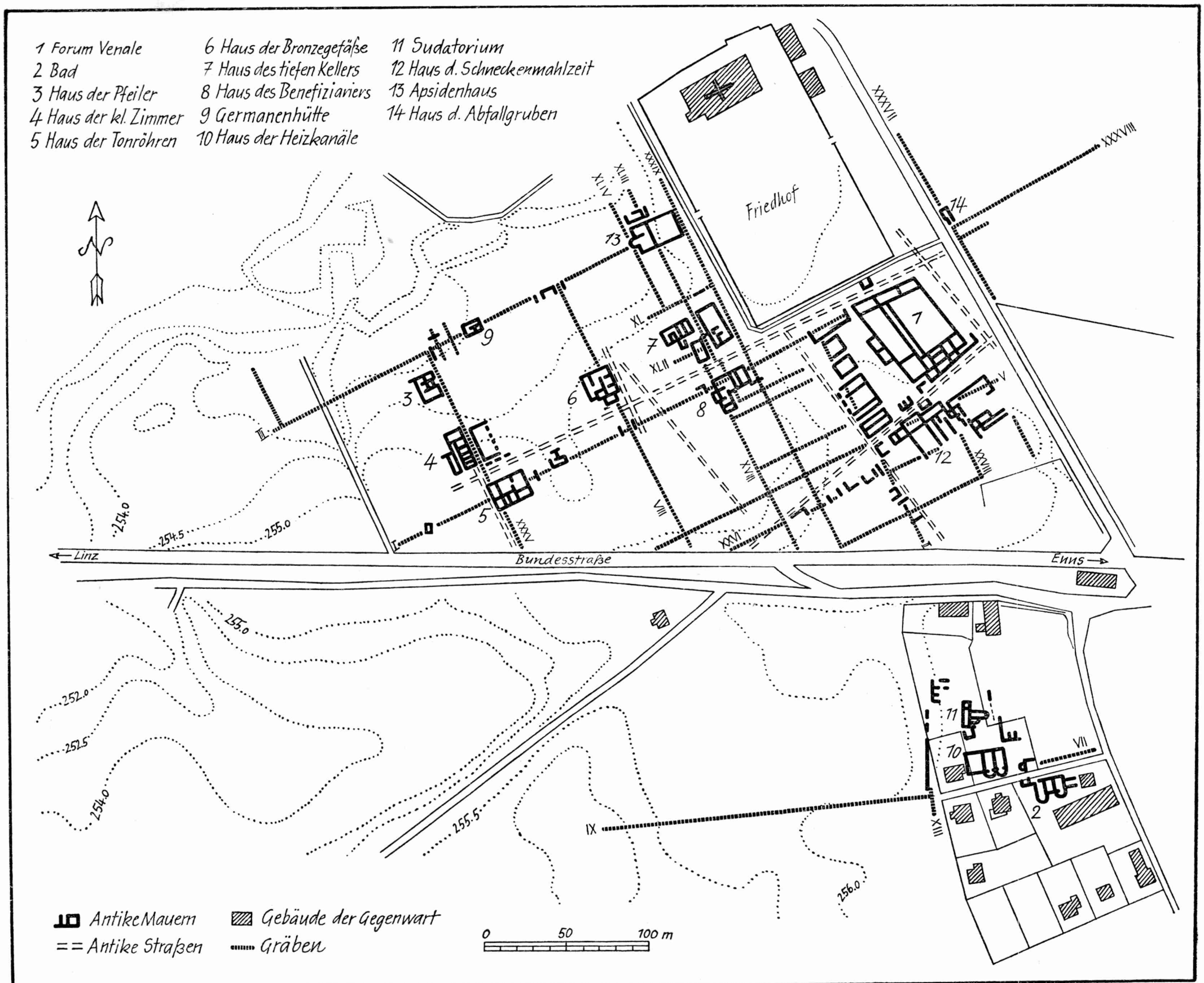


Abb. 2 Übersichtsplan der Zivilstadt Lauriacum, Stand 1955





Abb. 3 Heizungsanlage der Basilika auf  
dem Forum Venale  
(Fundort des Stadtrechtes)



Abb. 4  
Haus der Bronzegefäße. Schichtengrabung



Abb.5 Fragment des römischen Stadtrechts



Abb.6 Römische Porträtköpfe vom Forum Venale



Abb. 7 Frühkarolingisches Grab auf dem Ziegelfeld

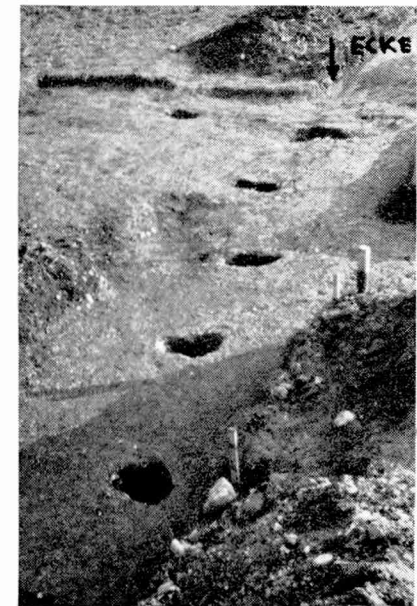


Abb. 8  
Nachrömische Periode  
in der Basilika



rum und Batavis geräumt, dem bald Ioviacum und Lauriacum folgen<sup>82</sup>). Es verdient aber festgehalten zu werden, daß stets nur ein Teil der Romanen, wie Eugipp selbst berichtet<sup>83</sup>), dem Ruf des Heiligen gefolgt ist. Zentrum und Auffanglager war (vor der Räumung) Lauriacum, wo die starken Mauern des Lagers Schutz gewährten. Obwohl wir bei Eugipp lesen, daß sich das Leben zum größten Teil im Lager abspielte, zeigen unsere Funde, daß auch damals zumindest ein Teil der Bevölkerung außerhalb des Lagers seinen normalen Wohnsitz hatte. Das sagt übrigens auch Eugipp, wenn er schreibt, daß Severin die Lauriacenser ermahnt: (c. XXX) ... ut omnem paupertatis suae sufficientiam intra muros concluderent. Auch die von den Bürgern aufgestellten Posten beweisen dies, denn sie hatten die Aufgabe, durch Zeichen alles zur Flucht in das Lager zu mahnen. Als auch Lauriacum nicht mehr zu halten war, ist es anscheinend kampflos in den Besitz der Alamannen übergegangen, nachdem Severin den größten Teil der Bevölkerung in das Herrschaftsgebiet des Rugenkönigs geführt hatte<sup>84</sup>).

Damit endet die römische Epoche in der Geschichte der Stadt. Die Funde aber zeigen, daß das Leben nicht völlig abgestorben war. Eine Restsiedlung hat sich erhalten, sie war kein römisches Munizipium, auch keine „Stadt“, sie genügte aber, um Flurform und Namen in das Mittelalter hinüberzuretten.

## II. Die frühmittelalterliche Epoche

Die schriftlichen Geschichtsquellen sind von I. Zibermayr in seinem grundlegenden Werk „Noricum, Baiern und Österreich“<sup>85</sup>) zusammenfassend behandelt worden. Für das 6. und 7. Jh. liegen keine zeitgenössischen Nachrichten über Lauriacum vor; es läßt sich jedoch auf Grund späterer Quellen wahrscheinlich machen<sup>86</sup>), daß die

<sup>82</sup>) Eugipp c. XXVII Übersiedlung der Quintanenser nach Batavis, darauf folgt die Übersiedlung der Bewohner beider Orte nach Lauriacum. Ioviacum wird von den Herulern genommen c. XXIII.

<sup>83</sup>) Eugipp c. XXVII.

<sup>84</sup>) Die oben vorgebrachten Überlegungen hat, wie ich nachträglich sehe, anläßlich des Grabungsbefundes im Lager bereits Groller ausgesprochen, RLiO XIII Sp. 204 ff.

<sup>85</sup>) München und Berlin 1944. 2. Auflage Horn 1956. (Zitate nach 1. Aufl.).

<sup>86</sup>) In Frage kommen neben den Traditionsbüchern des Hochstiftes Passau vor allem die Fälschungen des Bischofs Pilgrim (Ende des 10. Jh.s), deren historischen Kern Zibermayr in überzeugender Weise herausgeschält hat (a.a.O. S. 100, 352 ff., 392 ff.).

Stadt auch nach der Landnahme der Baiern<sup>87)</sup> eine keineswegs unbedeutende Rolle als herzogliche Pfalz<sup>88)</sup> und vielleicht erster Vorort des bairischen Stammesgebietes<sup>89)</sup> gespielt hat. Es scheint sich hier ferner eine christliche Gemeinde durch alle Stürme der Völkerwanderung behauptet zu haben<sup>90)</sup>. Um die Wende des 7./8. Jh. wurde Lauriacum durch einen Einfall der Awaren verwüstet, der die Baiern zur Aufgabe alles Gebietes östlich der Traun zwang<sup>91)</sup>. Diesen Zustand spiegelt noch die älteste mittelalterliche Schriftquelle, die über die Stadt berichtet: die Lebensbeschreibung des hl. Emmeram († 706), die Bischof Arbeo von Freising um 770 verfaßte<sup>92)</sup>. In ihr wird Lauriacum als „depopulata urbs“ geschildert, die inmitten eines fast menschenleeren Niemandslandes beiderseits des Ennsflusses liegt<sup>93)</sup>. Unter Herzog Tassilo III. (748—788) kam das Gebiet an der Enns, das inzwischen auch eine slawische Unterwanderung erfahren hatte<sup>94)</sup>, wieder fest in bairische Hand<sup>95)</sup>. 791 trat Karl der Große von Lauriacum aus seinen Heereszug gegen die Awaren in Pannonien an<sup>96)</sup>; 805 wird die Stadt in einem kaiserlichen Kapitulare unter jenen Orten genannt, bis zu denen der Handel mit den Slawenländern und der awarischen Provinz betrieben werden darf<sup>97)</sup>. Lauriacum muß also damals noch eine Niederlassung von einiger Bedeutung gewesen

<sup>87)</sup> Der Zeitpunkt der Landnahme wird von der neueren Forschung schon um die Wende des 5./6. Jh.s angesetzt. Vgl. F. Stroh, *Baiern = Markomannen?*, Heimatgaue, 6. Jhg. Linz 1940/41 S. 63 ff, ferner H. Mitscha-Märheim, *Die Herkunft der Baiern*, MAG Wien LXXX, 1950, S. 213 ff., insb. S. 233 f.

<sup>88)</sup> Zibermayr und Gaheis vermuten die herzogliche Pfalz im Bereiche des Legionslagers, das als römisches Staatseigentum nach der bairischen Landnahme herzogliches Krongut wurde. Noch eine Urkunde des Jahres 1343 wendet die Bezeichnung „in der phaltz“ auf ein Grundstück an, das zwischen der St. Laurentius- und der einstigen Maria-Anger-Kirche im Legionslager lag. Zibermayr a.a.O. S. 114, 348 f, 353; Gaheis, *Führer*, S. 9.

<sup>89)</sup> Zibermayr a.a.O. S. 96 ff.

<sup>90)</sup> Zibermayr a.a.O. S. 351 f., 347 f.

<sup>91)</sup> Zibermayr a.a.O. S. 102 f., 107 f.

<sup>92)</sup> Zibermayr a.a.O. S. 101. Nach K. K. Klein, *Die Anfänge d. deutschen Literatur* (München 1954), S. 31 im J. 772.

<sup>93)</sup> Zibermayr a.a.O. S. 101, 102.

<sup>94)</sup> Zibermayr a.a.O. S. 254 f.

<sup>95)</sup> Zibermayr a.a.O. S. 258.

<sup>96)</sup> Zibermayr a.a.O. S. 258, 280, 294.

<sup>97)</sup> Zibermayr a.a.O. S. 309, 315.

sein. Die endgültige Aufgabe des antiken Siedlungsbezirkes ist wahrscheinlich erst zu Anfang des 10. Jh.s unter dem Druck der nunmehr einsetzenden Ungarneinfälle erfolgt. 900/901 wurde auf dem heutigen St. Georgsberg die Ennsburg (Anesapurhc) errichtet, deren Baumaterial man den Trümmern der römischen Zivilstadt entnahm<sup>98)</sup>. Sie bildete die Keimzelle für das hochmittelalterliche Enns, das sich im 11. und 12. Jh. auf der südlich angrenzenden Höhe des heutigen Stadtberges entwickelte (Verleihung des Stadtrechtes durch Leopold den Glorreichen 1212). Pfarrkirche von Enns verblieb jedoch bis zum J. 1553 die im Gelände des antiken Lauriacum gelegene St. Laurentiuskirche<sup>99)</sup>, die erstmalig in einer Schriftquelle des J.s 791 genannt wird.

Angesichts der Lückenhaftigkeit der schriftlichen Überlieferung bildet die Erforschung der frühmittelalterlichen Periode, insbesondere des Zeitabschnittes zwischen 500 und 800 ein Hauptanliegen der Grabung. Seiner praktischen Verwirklichung jedoch stellen sich eine Reihe von Schwierigkeiten entgegen, wie sie hinsichtlich der Erschließung der römischen Epoche nicht oder doch nicht in gleichem Maße vorliegen.

Ein schwer zu überwindendes Hindernis bildet zunächst der meist sehr schlechte Erhaltungszustand der in Frage kommenden Baureste. Da das Stadtgelände seit dem 10. Jh. unbesiedelt war — auch die Grabung hat bisher keine Spuren einer hochmittelalterlichen Verbauung ergeben —, liegen die frühmittelalterlichen Schichten im Durchschnitt nur 10 bis 20 cm unter der heutigen Oberfläche; d. h., sie waren seit Jahrhunderten der Zerstörung durch den Pflug und der Beseitigung durch Entsteinen des Bodens ausgesetzt. Geschlossen erhaltene Grundrisse gehören daher zu den seltenen Ausnahmen. In der Regel hat es der Ausgräber nur mit unzusammenhängenden Niveauresten, mit einzelnen Pfostenlöchern, Estrichfetzen oder zerrissenen Rollsteinbettungen zu tun, die zufällig der Vernichtung entgangen sind<sup>100)</sup>. Dies beinhaltet eine außerordentliche Erschwerung jeder planmäßigen Untersuchung.

Die zweite Hauptschwierigkeit liegt in dem Mangel an exakt datierenden Kleinfunden. Münzen fehlen bislang völlig und sind

<sup>98)</sup> Z i b e r m a y r a.a.O. S. 340, 353 f., 377, 383.

<sup>99)</sup> Z i b e r m a y r a.a.O. S. 325, 347 f., 353; G a h e i s, Führer. S. 10.

<sup>100)</sup> Seit einer Reihe von Jahren wird das Stadtgelände mit dem Motorflug beackert.

angesichts des äußerst reduzierten Geldumlaufes der ersten nachrömischen Jahrhunderte auch in Zukunft kaum zu erwarten. Dies bedeutet, daß die bislang ergrabenen nachrömischen Baureste praktisch undatierbar sind, bzw. nur durch das datiert werden, was unter ihnen liegt. Dies sind in der großen Mehrzahl der Fälle Straten der letzten römischen Wiederaufbauperiode von Valentinian I. bis Gratian, günstigstenfalls solche des 5. Jh.s. Wir erhalten somit auf stratigraphischem Wege zwar meist einen Terminus post 400, doch bleibt es völlig offen, wie weit im Einzelfalle mit der Datierung über diesen Zeitpunkt herabgegangen werden soll. Die Keramik — in der Regel ein Gemisch persistierender spätrömischer Typen mit einem Zuschuß handgemachter Ware<sup>101)</sup> — kann bis auf weiteres noch nicht als exakter Zeitweiser dienen, da sie selbst erst einer festen chronologischen Verankerung durch münzdatierte Komplexe bedarf<sup>102)</sup>. Angesichts aller dieser Umstände kann daher vorerst nur mit einer gewissen Zurückhaltung über die nachrömischen Siedlungsfunde gesprochen werden.

Abgesehen von der bereits erwähnten seichten Lagerung dürfen folgende Züge als kennzeichnend für die in Rede stehenden Baureste gelten: Die Anlagen halten sich nicht mehr an die römische Planung. Ihre Orientierung ist eine willkürliche und von Fall zu Fall wechselnde. Sie greifen auf Straßen oder Plätze über und respektieren auch nicht mehr Grundstücksgrenzen, die in römischer Zeit während aller Bauperioden strikt eingehalten wurden<sup>103)</sup>. Dies erinnert an ähnliche Grabungsbefunde im Legionslager, wo G r o l l e r<sup>104)</sup> gleichfalls Spuren einer späten und unregelmäßigen Bautätigkeit feststellen konnte. Bei einer anderen Gruppe der bisher aufgefundenen Anlagen handelt es sich um ausgesprochene Not- oder Behelfsunterkünfte, die in noch stehende Ruinen römischer Gebäude hineingebaut wurden. Auch hierfür fehlt es nicht an frühmittelalterlichen Gegenbeispielen<sup>105)</sup>. Nach den festgestellten Pfostenlöchern oder Rollsteinbettungen kann es sich bei allen erwähnten Anlagen nur um Holzbauten gehandelt haben, deren genauere Konstruktion allerdings

<sup>101)</sup> Vgl. FiL II S. 44.

<sup>102)</sup> Hier wird die bevorstehende Publikation der Lauriacenser Gräberfeldgrabungen Ä. Kloibers gewisse Anhaltspunkte liefern. (FiL IV/V, 1957).

<sup>103)</sup> Vgl. das „Haus der Bronzegefäße“, FiL II S. 32 und 41.

<sup>104)</sup> RLiO, Bd. XIII, 1919, Sp. 202 f.; XV, 1925, Sp. 191 f.

<sup>105)</sup> Vgl. die Verhältnisse im Bäderbezirk von Virunum. C. Praschniker u. H. Kenner, Der Bäderbezirk von Virunum, Wien 1947, S. 48.

noch der Klärung bedarf. Römischer Bauschutt in Gestalt von Ziegeln und Ziegeltrümmern, Mörtelputz und Gußmauerbrocken wird vielfach bei der Fundamentierung dieser Holzbauten mitverwendet oder sonst zu Spezialzwecken<sup>106)</sup> benützt. Soweit die bisherigen Grabungsergebnisse schon einen Gesamtüberblick gestatten, sind die nachrömischen Baureste so ziemlich über das ganze, nördlich der Bundesstraße liegende Stadtgelände verstreut, ohne daß sich bislang eine planvolle Gesamtanlage oder auch nur eine besondere örtliche Anhäufung feststellen ließe.

Nachstehend einige der wichtigsten Einzelbefunde.

Ein im Grundriß völlig erhaltener Bau wurde 1951 von L. Eckhart westlich des Laurentiusfriedhofes im Bereiche des Grabens III angeschnitten und in Flächengrabung völlig untersucht<sup>107)</sup>. Es handelt sich um ein  $10 \times 5,5$  m großes, querrechteckiges Haus (Abb. 2/9), das auf schwach gemörtelten Grobschotterfundamenten vermutlich in Blockbautechnik errichtet war. Das Gebäude wird im Inneren durch ein nicht völlig durchgezogenes Schotterfundament in zwei längliche Räume gegliedert, von denen der nördliche durch eine Schalenmauer nochmals unterteilt war. In dieser ist deutlich eine Aussparung für einen Pfosten zu erkennen, der eine Holzkonstruktion trug. Der Eingang des Gebäudes befand sich an der Längsseite, nahe der Südwestecke. Eine Aussparung in der Mitte der längeren Binnenwand diente als Feuerstelle. Undeutbar ist vorläufig eine Rinne aus V-förmig gelegten Ziegeln, die sich von der Feuerstelle zur Ostwand zieht und anscheinend in dieser fortsetzt. Um den Eingang waren Reste eines stark zerrissenen Katzenkopfpflasters zu erkennen. Das Haus hat keinerlei datierende Funde geliefert. Es weicht aber in seiner Gesamtanlage (traufseitiger Eingang) wie auch in den meisten Einzelheiten (Herdstelle) so fundamental von allen provinzialen Baugespflogenheiten ab, daß der Name „Germanenhütte“, den es gleich nach der Auffindung erhielt, wohl zu Recht bestehen dürfte.

Ein größerer Komplex später Bauten wurde gleichfalls 1951 im Westen der Zivilstadt zwischen Laufmeter 270 bis 320 des Grabens I von W. A. v. Jenny angeschnitten<sup>108)</sup>. (FiL I, Abb. 56ff.). Wie eine 1954 durchgeführte Flächengrabung<sup>109)</sup> ergab, liegt in diesem Geländeteil

<sup>106)</sup> FiL I, S. 25 „Germanenhaus“ sowie Abb. 87.

<sup>107)</sup> FiL I, S. 25 f. und Abb. 87.

<sup>108)</sup> FiL I, S. 12 f.

<sup>109)</sup> PAR 1955 S. 11 f. und Jhb. des O.Ö. Musealvereines Bd. 100, 1955, S. 83 f.

eine dichte römische Besiedelung mit mindestens drei, durch Brandhorizonte voneinander getrennten Bauperioden vor. Während die römischen Häuser aller Perioden die gleiche Orientierung aufwiesen, bestand die sie überlagernde nachrömische Schicht aus Grobschotterfundamenten, die in gänzlich anderer Streichrichtung verliefen. Ähnlich wie bei der „Germanenhütte“ konnten innerhalb dieser Schotterbettungen Aussparungen beobachtet werden, die von Ständern herrühren. Die Fundamente waren ferner in Abständen von 1 bis 2 m von kleinen, ring- oder kreisförmigen Steinsetzungen begleitet, die nur als Auflager oder Verkeilungen von Pfosten gedeutet werden können. Sehr merkwürdig waren größere oder kleinere Anhäufungen von Tierknochen, die im Bereiche dieser späten Anlagen zutage kamen. Sie waren nicht in Gruben, sondern auf ebener Erde abgelegt. Das größte dieser Knochendepots, das schon 1951 untersucht wurde<sup>110)</sup>, bestand aus Teilen von Pferdekadavern, die von mindestens 8 verschiedenen Tieren herrühren. Die einzelnen Stücke müssen nach der Lage der Wirbelknochen noch im Fleischverband abgelegt worden sein. Der ganze Befund deutet auf völlig unrömische Verhältnisse. Auch das unmittelbar nördlich angrenzende Gelände, das 1954 von H. V e t t e r s in Flächengrabung untersucht wurde<sup>111)</sup>, ergab ähnliche Spuren einer nachrömischen Besiedelung. Es dürften sich hier vielleicht sogar zwei nachrömische Niveaus nachweisen lassen, doch ist die Durcharbeitung des Materials zur Zeit noch nicht abgeschlossen. Einer der hier festgestellten Grundrisse ähnelt jenem der „Germanenhütte“.

Grobschotterfundamente und Pfostenverkeilungen wurden 1952 ferner bei Ausgrabung des „Hauses der Bronzegefäße“ (westl. des Laurentiusfriedhofes) beobachtet (W. J e n n y)<sup>112)</sup>, wo sie in Verbindung mit einem Katzenkopfpflaster das oberste von 4 Niveaus bilden, die an dieser Stelle nachweisbar sind. (Abb. 4, Niveau 4).

Weitere Anlagen der Spätzeit wurden 1952 von H. V e t t e r s im Osten der Zivilstadt bei Freilegung der Centuria 1 untersucht<sup>113)</sup>. Über einem datierten Gussestrich der letzten römischen Bauperiode (Valentinian I. — Gratian) fanden sich hier in Graben XIV noch zwei weitere Niveaus, von denen das obere zu einem Pfostenbau gehört.

<sup>110)</sup> FiL I, S. 14 und Abb. 47.

<sup>111)</sup> PAR 1955 S. 11 f. und Jhb. des O.Ö. Musealvereines, Bd. 100, 1955, 82 f.

<sup>112)</sup> FiL II, S. 31 ff.

<sup>113)</sup> FiL II, S. 25.

Es handelt sich hier also um eine Anlage, die praktisch kaum vor dem Ende des 5. Jh.s entstanden sein kann. Besonders eindrucksvoll war auch ein Befund, der sich in der Nordwestecke der Basilika ergab<sup>114</sup>). Hier waren in den Gusselstrich der letzten Bauperiode (Zeit Valentinians I.) Reihen von Pfostenlöchern eingeschlagen, die einen etwa  $11 \times 9$  m großen Bau umschrieben. Er schmiegte sich in die Ecke der Halle, indem er deren noch stehende Wände auf zwei Seiten als Einfassungsmauern benützte. Es handelt sich also um eine typische Notunterkunft kümmerlichster Art. Daß diese Umadaptierung eines in Ruinen liegenden öffentlichen Gebäudes für private Wohnzwecke nur nach völliger Auflösung aller Rechts- und Besitzverhältnisse der römischen Zeit möglich war, braucht kaum besonders betont zu werden (Abb. 8).

Auch im Bereiche der Centuria 3, westlich des Friedhofes, konnte W. A. v. J e n n y bei den Grabungen des Jahres 1953 mehrfach Spuren einer nachrömischen Besiedelung in Gestalt von Pfostenlöchern und späten Stampfestrichen nachweisen. Auch fanden sich hier eigentümliche Schuttmauern, die in unorganischer Weise an Fundamente der letzten römischen Bauperiode angesetzt waren<sup>115</sup>). Ein besonders merkwürdiger Befund schließlich ergab sich bei Untersuchungen, die L. E c k h a r t 1954 an der östlichen Peripherie der Zivilstadt durchführte<sup>116</sup>). Hier konnten unmittelbar an der Grenze des etwa 200 m breiten, auch in spätrömischer Zeit noch respektierten Lagerglacis mehrere Feuergruben festgestellt werden, die in regelmäßigen Abständen angelegt waren (Abb. 2/14). Sie schnitten die unter ihnen liegenden römischen Schichten, gehören also einer Periode an, in der hier keine geschlossene Siedelung mehr bestand. In ihrer unmittelbaren Nachbarschaft wurde eine awarische Pfeilspitze gefunden<sup>117</sup>).

Die angeführten Beispiele zeigen, daß in weiten Teilen der Zivilstadt Reste und Spuren einer nachrömischen Besiedelung festgestellt werden konnten. Dies ist zweifellos ein hochbedeutsames Ergebnis der Grabung. Es wird jedoch noch vieler Arbeit und nicht zuletzt auch einiger glücklicher Fundzufälle bedürfen, um die Siedlungs- und Bevölkerungsverhältnisse des Zeitraumes zwischen 500 und 700 we-

<sup>114</sup>) ebendort S. 28 f.

<sup>115</sup>) PAR 1954, S. 3 und Jhb. des O.Ö. Musealvereines, Bd. 99, 1954, S. 833 f.

<sup>116</sup>) PAR 1955, S. 12 und Jhb. des O.Ö. Musealvereines, Bd. 100, 1955, S. 85.

<sup>117</sup>) Eine zweite Pfeilspitze der gleichen Art wurde schon 1952 gefunden.

nigstens in ihren Hauptzügen zu klären. Eine wesentliche Unterstützung ist von der bevorstehenden Publikation der Gräberfeldgrabungen zu erhoffen, die Ä. Kloiber<sup>118)</sup> seit 1951 im Bereiche von Lauriacum durchgeführt hat. Es handelt sich hierbei um ein außerordentlich umfangreiches, fast tausend Bestattungen umfassendes Material, das die Ergebnisse der Siedelungsgrabung gerade für das 5. und 6. Jh. aufs glücklichste ergänzt. Dazu kommt ein hochbedeutender Grabfund, der von P. Karnitsch 1952 gelegentlich von Notgrabungen auf dem Ziegelfeld (südl. des Legionslagers) gehoben wurde<sup>119)</sup>. Er gehört der Mitte des 8. Jh.s an und bezeugt durch seinen rein germanischen Charakter, daß damals die Episode der Awarenherrschaft für Lauriacum bereits beendet war (Abb. 7).

Nachdem der obige Aufsatz bereits in Druck gegangen war, hat die Herbstgrabung des Jahres 1956 wichtige neue Feststellungen zur nachrömischen Besiedelung des Stadtgeländes erbracht. Unter ihnen kommt der Auffindung einer frühmittelalterlichen Bestattung in datierender stratigraphischer Lagerung besondere Bedeutung zu. Vgl. Vorbericht in PAR 1957 und im Jhb. d. o. ö. Musealvereines, Bd. 102, 1957.

## **Die ungarische St. Stefanskronen im Lichte der neuesten Forschungen**

Von MAGDA v. BÁRÁNY-OBERSCHALL (Neuyork)

Die folgende Studie ist ein Teil eines Vortrages, den ich an der Mainzer Johannes Gutenberg Universität Ende 1955 hielt. Die allgemeine Beschreibung der ungarischen Krone wie auch die Besprechung der schon seit längerer Zeit gelösten Probleme um dieses umstrittene Kunstwerk wurden in der vorliegenden, für Fachleute bestimmten Studie weggelassen. Der die kunst- und kulturhistorischen Fragen betreffende Teil des Vortrages wird aber hier vollständig veröffentlicht, da er den Kern des noch ungelösten Fragenkomplexes bildet, und anderseits inzwischen die Arbeit von Alb. Boeckler (Die Stefanskronen, in: Herrschaftszeichen und Staatssymbolik, hrg. von P. E. Schramm, Bd. III, Stuttgart 1956) erschien, die die Aktualität der teils historischen, teils kunsthistorischen Fragen wieder in den Vordergrund rückte. Der Anhang am Ende meines Bei-

<sup>118)</sup> Jhb. des O.Ö. Musealvereines 98. Bd., 1953, S. 19 f.; 99. Bd., 1954, S. 86 f.

<sup>119)</sup> FiL II, 117 ff. Ae. Kloiber ebda S. 132 ff.

trages enthält meine Stellungnahme zu Boecklers Studie über die Stefanskronen, obgleich die Antwort auf dieselbe teilweise bereits in meinem Mainzer Vortrag bzw. in der hier folgenden Studie gegeben ist.

Die zentrale Frage des vielumstrittenen Kunstwerkes ist die nach der Herkunft der oberen Kreuzbügel, der sogen. „corona latina“, die der Tradition nach Teil der Krone des Hl. Stefan sein sollen, die dieser von Papst Silvester II. erhielt; wären die Fragen, wann und in welchem westlichen Kunstkreis die Zellenschmelzplatten und das Goldschmiedewerk entstanden sind, endgültig beantwortet, wären auch die übrigen historischen Fragen viel leichter zu lösen.

\*

Den Entstehungsort der Schmelzbilder hat die Fachliteratur mit wenigen Ausnahmen in Italien gesucht. Der Grund dieser Bestimmung war eher die Überlieferung der Sylvesterschen Kronenschenkung, nicht aber stilkritisch-entscheidende Beweisgründe<sup>1)</sup>. Otto v. Falke versuchte sogar eine nähere Lokalisierung, nach Mailand, festzustellen auf Grund einer Vergleichung mit den um das Jahr 1000 entstandenen mailändischen Schmelzwerken<sup>2)</sup>. Yvonne Hackenbroch geht so weit, eine fiktive römische Werkstatt vorzuführen, in welcher die Apostelplatten verfertigt worden wären<sup>3)</sup>. Sie meint, es müßte in jener Zeit eine römische Schmelzschule bestanden haben, denn offenbar konnte ja Silvester II. die Krone nur in Rom bestellt haben. Demnach merkt man in dieser sonst so gründlichen Studie auch den Schatten der historischen Tradition.

Es war daher notwendig, die italienischen Schmelzwerke des 10.—11. Jh.s stilkritisch zu durchforschen, um endlich, losgelöst von jeder historischen Überlieferung, der Wahrheit nahezukommen. Das geschah in einer Studie der Verfasserin im J. 1949<sup>4)</sup>. Die Ergebnisse sind kurz folgende: Es gibt in Italien keinen Zellenschmelz an der Wende des 10. zum 11. Jh., an welchem die charakteristischen Merkmale der Apostelplatten nachweisbar wären. Diese eigentümlichen

<sup>1)</sup> M. v. Bárány-Oberschall, Localization of the Enamels of the Upper Hemisphere of the Holy Crown of Hungary, The Art Bulletin, Vol. XXXI (1949). No. 2. S. 121.

<sup>2)</sup> Otto von Falke, A szent korona, Archaeológiai Értesítő, XLIII (1929), S. 125.

<sup>3)</sup> Yvonne Hackenbroch, Italienisches Email des frühen Mittelalters, Basel, 1938. S. 54—55.

<sup>4)</sup> Siehe Anm. 1.

stilistischen und technischen Merkmale der Schmelzplatten sind in folgendem festzustellen.

1. Technisch bilden sie einen Übergang zwischen Voll- und Senkschmelz, indem sich die Zellen bzw. die Schmelzfarben zwar in die in die Goldplatte getriebene Mulde gesetzt haben, wie es bei dem Senkschmelz üblich ist, die ganze Goldplatte aber doch so ausgehöhlt ist, daß das farbige Netzwerk sich über die ganze Fläche verbreitet und dadurch den Vollschemelz nachzuahmen versucht. Der glänzende Goldgrund, welcher beim Senkschmelz sehr stark zur Geltung kommt und sozusagen die äußere Erscheinungsform des Kunstwerkes bestimmt, spielt demnach bei den Apostelplatten fast keine Rolle und ist nur auf eine eigentümlich breite Konturlinie der Gestalten beschränkt, welche die Figuren blockartig zusammenfaßt (Abb. 6a). Diese technische Eigentümlichkeit bestimmt wohl auch den Stil der Figuren. Die Umrißlinien sind geschlossen, die Apostel stehen kubisch abgeschlossen und bewegungslos in dem vom breiten Goldstreifen umschlossenen Raum.

2. Stilistisch weisen die Apostel auch eine eigentümliche Doppelnatur auf. Die untersetzten Gestalten, ihre gespreizte Fußstellung, das konvergierende Schielen der Augen, die wegstehenden Ohren und die Zeichnung des Mundes sind typisch westeuropäisch (Abb. 2). Der Pantokrator hingegen scheint direkt nach byzantinischen Vorbildern kopiert zu sein, aber zweifelsohne von derselben Hand wie die Apostel gemacht (Abb. 3). In der Dekoration des Hintergrundes ist auch ein entscheidender byzantinischer Einfluß bemerkbar. Motive, wie das konventionelle Rankenornament, das Diamant- und Kreismuster, die typischen östlichen Greif-, Vogel- und Löwenpaare (Abb. 6b) sind im byzantinischen Formenschatz so heimisch, daß man es nicht näher zu beweisen braucht.

Diese technische und stilistische Doppelnatur — der Übergang zwischen Voll- und Senkschmelz einerseits und die Verschmelzung westlicher und byzantinischer Elemente andererseits — ist im italienischen Zellschmelz in dieser frühen Zeit nicht zu finden. Weder in den römischen und mailändischen Werkstätten des 9. Jh.s und den lombardischen des frühen 11. Jh.s noch in den übrigen italienischen Schmelzschulen der zweiten Hälfte des 11. Jh.s. Ein entscheidender byzantinischer Einfluß traf die italienischen Werkstätten nur gegen das zweite Viertel des 11. Jh.s. Die späteren Schmelzwerkstätten in Venedig und Süditalien (Montecassino und Sizilien) wur-

den auch erst in der zweiten Hälfte des 11. Jh.s gegründet und sind daher als Entstehungsort der Apostelplatten auszuschalten. In dieser Spätzeit arbeiten diese Schulen natürlich schon unter starkem byzantinischen Einfluß.

Demnach ist Italien als Entstehungsort der Kronenplatten definitiv auszuschließen. Ihre Entstehung wäre an einem Ort zu suchen, an dem schon an der Wende des 10. zum 11. Jh. starker byzantinischer Einfluß vorherrschte. Und dies geschah nur jenseits der Alpen, im nördlichen Gebiet des Römisch-deutschen Kaiserreiches.

Die Möglichkeit einer Entstehung auf deutschem Boden ist in der Fachliteratur schon vor längerer Zeit aufgetaucht<sup>5)</sup>, doch konnte sie infolge der Unzugänglichkeit der Stefanskrone nie stilkritisch nachgewiesen werden. J. P. K e l l e h e r hat bereits eine konkretere Linie beschritten, hatte er doch nach langer Zeit als erster die Gelegenheit gehabt, auf Grund unmittelbarer Anschauung zu arbeiten<sup>6)</sup>. Er stellte fest, daß die Schmelzwerke im Regensburger Kunstkreis entstanden sind. Als historischen Beweis führt er die politischen Verbindungen des ungarischen Königshofes mit Regensburg an. Die stilkritische Analyse jedoch ergibt keine gleichwertig festen Ergebnisse.

Kelleher sucht die Analogien zu den Apostelplatten innerhalb zweier Regensburger Gruppen: Miniaturen und Schmelzwerke<sup>7)</sup>. Er stellt eine Stilverwandtschaft zwischen den Apostelfiguren und dem Porträt des Abtes Ramwaldus im Codex Aureus St. Emmeranensis einerseits und den Gestalten Heinrichs des Zänkers, der Äbtissin Uta und St. Benedikts im Kodex von Niedermünster anderseits fest. In beiden Fällen stehen die Figuren vor einem geometrisch-gemusterten Hintergrund, im blockartigen, steifen Aufbau, mit geschlossenen Umrißlinien, wie K e l l e h e r behauptet. Seiner Ansicht nach ist auch der Gesichtstyp Heinrich des Zänkers mit dem Peters und Jacobus auf der Krone vergleichbar: lange, breitstirnige Gesichter mit hochgesetzten Ohren und konvergierendem Schielen, welches für das gesamte Regensburger Material charakteristisch und auch bei den Aposteln vorhanden ist. Dazu können wir noch hinzufügen, daß der Prototyp der Apostel Philipp und Johannes unbedingt eine

<sup>5)</sup> B. Czobor-E. Radisich, *Les insignes royaux de Hongrie*, Budapest, 1896.

<sup>6)</sup> J. P. Kelleher, *The Holy Crown of Hungary*, American Academy of Rome, 1951. S. 71—96.

<sup>7)</sup> Kelleher, a.a.O., S. 79—96.

sitzende Figur sein mußte, ähnlich der Figur St. Benedikts im Kodex von Niedermünster. Bei beiden ist nämlich an den Knien eine oval geglättete Fläche erkennbar, welche im Netzwerk der parallelen Falten durch das Knie einer *sitzenden* Gestalt verursacht wird. Bei den *stehenden* Aposteln aber scheint sie inmitten der herabfallenden Falten gänzlich sinnlos und unbegründet.

Der Zusammenhang der Apostelplatten mit der Gruppe der Regensburger Schmelzarbeiten ist mehr allgemeinen Charakters und nicht recht überzeugend. Kelleher führt zwei Analogien vor: die Zellschmelze des Uta-Kodex und des Perikopenbuchs Heinrichs II. Die Christusfigur des Uta-Kodex — dem Typus nach westlich — schielt konvergierend, ähnlich den Aposteln, während seine Marienplatte nach byzantinischen Prototypen gearbeitet ist, wie der Pantokrator der Stefanskronen. Also dieselbe Doppelnatur: Verschmelzung östlicher und westlicher Elemente, wie an der Heiligen Krone<sup>8)</sup>. — Der Einband des Perikopenbuchs ist ein charakteristisches Beispiel der eklektischen Wesensart der Regensburger Werkstatt<sup>9)</sup>. Nur die Eckmedaillons mit den Evangelistensymbolen sind Zellschmelze Regensburger Arbeit. Eine gewisse technische Ähnlichkeit zwischen denselben und den Apostelfiguren — was Kelleher aber nicht anführt — ist allerdings vorhanden: sie sind ebenfalls Senkschmelze in der Art des Vollschmelzes, indem ihr Goldgrund auch nur in den breiten Konturstreifen der Medaillons zur Geltung kommt<sup>10)</sup>.

Kelleher behauptet also, daß die Goldschmiedearbeit der Stefanskronen in Regensburg um das Jahr 1000 verfertigt wurde. Seine Ergebnisse sind aber nicht überzeugend. Die Stilverwandtschaft der Regensburger Kunstwerke und der Apostelfiguren ist auch in anderen deutschen Werkstätten nachweisbar und zwar in Trier und Essen. Die Zellschmelze dieser beiden letzten Schulen zeigen auch denselben Doppelcharakter, welchen Kelleher in Regensburg und an der Stefanskronen beobachtete: die Figuren sind hier auch rein

<sup>8)</sup> Vgl. H. Schnitzler, Zur Regensburger Goldschmiedekunst, Forschungen zur Kunstgeschichte und christlichen Archaeologie, Bd. II. Baden-Baden, 1953. S. 171.

<sup>9)</sup> Das Manuskript ist aus Reichenau, die Elfenbeinplatte des Einbandes karolingisch aus Rheims oder St. Denis, die 12 Zellschmelzplatten rundherum sind byzantinische Importware.

<sup>10)</sup> Dasselbe ist an der Rückseite des Kreuzes von Velletri (Medaillone mit Evangelistensymbolen) zu beobachten.

westlich, hingegen ist das Ornament stark von Byzanz beeinflusst. Das konventionelle Rankenmuster mit symmetrischer Dreiblattendungen, das byzantinische geometrische Diamant- und Kreisornament sind auch am Andreasaltar der Egbertschule und an zweien der Essener Kreuze zu finden (Abb. 5 b, c). Außerdem ist auch der historische Hintergrund für Trier günstig. Egbert's Verbindungen mit dem päpstlichen Hof sind urkundlich bestätigt. Papst Sylvester II., noch als Gerbert d'Aurillac, Bischof von Reims, forderte Egbert von Trier brieflich auf, ihm eine Goldschmiedearbeit „cum adjectione vitri“ zu verfertigen, worunter zweifellos Schmelzteile zu verstehen sind. Die Frage ob Regensburg, Trier oder Essen — oder aber irgendeine andere deutsche Werkstatt —, ist also nicht endgültig entschieden. Daß die Schmelzplatten in Deutschland und an der Wende des 10. zum 11. Jh.s oder im ersten Viertel des 11. Jh.s entstanden sind, darüber kann kein Zweifel bestehen. Die oben angeführten Analogien zwischen den beiden Gruppen, die übereinstimmende Verwendung genau derselben byzantinischen, ornamentalen Motive und das filigranierte Goldschmiedewerk der Bügelumrahmungen wurzeln tief in der ottonischen Goldschmiedekunst des späten 10. und frühen 11. Jh.s. Die Schmelzfarben der Krone sind klar und tief, mit einem durchscheinenden Rot und Grün, was die Farben der Schmelzwerke aus dem 10. Jh. so stark charakterisiert<sup>11)</sup>. Dies alles weist die Stefansbügel in den ottonischen Kunstkreis, wenn auch die genaue Lokalisierung vorläufig noch nicht möglich ist.

Vielleicht ist die Lösung der Probleme in einer anderen Richtung zu suchen. Tibor Gerevich hat als erster darauf hingewiesen, daß die Apostelgestalten einen starken keltisch-irischen Einfluß aufzeigen. Die irischen Missionäre haben sich im 8.—9. Jh. über den ganzen Kontinent verbreitet. Die Manuskripte, die sie mit sich brachten oder aber an Ort und Stelle schrieben — die von den schriftlichen Quellen erwähnten „*Libri scotti*“ — übten, wie bekannt, einen großen Einfluß auf die romanische Buchmalerei und das Kunstgewerbe des Kontinents aus. Im Book of Kells, in Max Durnam's, des Bischofs von Armagh, Evangeliar aus dem 10. Jh. und in den St. Gallener Kodices finden wir Figuren geschlossen und blockartig, mit breiten, schwarzen Umrißlinien und — sie schielen alle konvergierend. Im Book of Kells z. B. befinden sich neben den Köpfen einiger Gestalten dieselben gepaarten Vögel und Tiere vor einem

<sup>11)</sup> M. v. Bárány-Oberschall, Localization. S. 122.

ähnlichen geometrischen Hintergrund wie auf der Stefanskronen. Es mag wohl sein, daß der Schlüssel zur Lösung des Problems in dieser Richtung liegt und der Ursprung des einzigartigen Stils und Charakters der Apostelfiguren in den irischen bzw. St. Gallener Miniaturen zu suchen ist.

Das Goldwerk der Kronenbügel weist keine charakteristischen lokalen Merkmale auf. Im allgemeinen entspricht es den ottonischen Goldschmiedearbeiten. Das Filigranwerk der Krone ist ein dichtes, teilweise asymmetrisches Rankenornament aus Perlendraht ausgeführt mit „Pelta“-artigen und „S“-förmigen Motiven in winzige Kreise auslaufend. Dort, wo die spiralartige Ranke sich verzweigt, befindet sich, mit oder ohne Stiel, eine winzige Kreisform. Das Filigranmuster ist mit einer Reihe von weißen Perlen und tropfenförmigen Almandinen bestreut, deren Fassungen ebenfalls mit Perlendraht umgeben sind. Etwas festerer Perlendraht ist als Rahmen um die Bügel angebracht. Filigranrankenwerk dieser Art entspricht vollkommen dem Gebrauch der ottonischen Zeit, wie es auch im „*Diversarum Artium Schedula*“ des Theophilus Presbyter urkundlich festgestellt ist. Sie ist gewöhnlich im 10.—11. Jh. als Hintergrund für Edelsteine angebracht, im Gebiet des ganzen Römisch-deutschen Reiches. Als Beweis seien hier das Lotharkreuz, das Nagelreliquiar und das zweite Mathildenkreuz in Essen, die zwei Gertrudiskreuze des Welfenschatzes im Museum zu Cleveland, (Abb. 4 b-d) das Petrusreliquiar in Limburg, der Andreastragaltar in Trier und das Hildesheimer Oswaldsreliquiar angeführt. Es wäre aber auch in diesem Falle eine genauere Einzelforschung zu wünschen, um auch die Goldfiligranbügel der Stefanskronen genauer zu lokalisieren.

Es gibt noch einige Detailfragen, die beantwortet werden müssen. Eine solche ist die Frage der gepaarten Vogel- und Greifengestalten zu beiden Seiten einiger Apostel. Kein Zweifel, dieses Motiv ist nicht nur in den irischen Miniaturen, sondern auch auf byzantinischen Stoffmustern zu finden. Genau so erscheinen diese gepaarten Tiergestalten zu beiden Seiten des Lebensbaumes auf einigen dekorativen Blättern des Echternacher Codex Aureus (Abb. 6 b). Die identische Übernahme byzantinischer Stoffmuster weist auf einen identischen Kunst- und Zeitgeist hin.

Die Ikonographie des hl. Petrus ist auch noch nicht gründlich aufgeklärt. Er hält zwei Schlüssel, einen größeren mit nach oben gerichtetem Schlüsselbart und einen kleineren, welcher vom linken Arm

herunterhängt (Abb. 2). Dieses Motiv ist sowohl im byzantinischen wie im italienischen Kulturkreis unbekannt. Hingegen kommt es in der frühromanischen Plastik des Oberrheines vor, meistens auf Kirchentympana<sup>12)</sup>. Die Typologie dieses Motivs kann, wenn auch nicht entscheidend, möglicherweise zu irgendeinem Schluß führen.

\*

Das allerwichtigste Problem der Stefanskronen ist jedoch das folgende.

Schon früher fielen den Forschern manche eigentümliche, historische und psychologische Inkonsistenzen wie auch gewisse unerklärte, technische Merkmale der Stefanskronen auf. Ob die zwei Bügel ursprünglich zu einer Krone gehörten? Wenn ja, wie war es möglich, daß man diese, zweifellos mit großer Ehrfurcht behütete, heilige Reliquie, bei ihrer Vereinigung mit dem byzantinischen Diadem verstümmelte, da ursprünglich offenbar zwölf und nicht nur acht Apostel vorhanden waren. Und weshalb kam bei der Zusammenfügung die ursprüngliche Stefanskrone an die zweite Stelle, wobei das Dukas-Diadem mangels aller heiligen Tradition den ersten Platz bekam? Wie läßt sich dieses Verfahren mit der Verehrung vereinbaren, welche sich sonst gegenüber dem Begründer des ungarischen christlichen Königreiches so allgemein offenbarte? Stefan wurde 1083 heilig gesprochen und dennoch wäre seine Krone mit nahezu frevelhafter Hand verstümmelt worden, um einer Herrscherinsignie willen, die noch dazu die Abhängigkeit Ungarns von Byzanz zur Schau stellte? Wie war es möglich, daß auf der ursprünglichen Krone die Gestalt des Pantokrators, der gemäß der strengen, mittelalterlichen Tradition an der Hauptstelle, in der Mitte, seinen Platz behaupten mußte, nun auf den Scheitel der Krone, also an eine verborgene Stelle kam? Dort konnte ihn niemand sehen, und später wurde er sogar mit einem Kreuz durchgeschlagen. All dies würde eine schwere Verletzung jeder himmlischen und irdischen Hierarchie bedeuten. Diese Fragen haben oft die Phantasie der ungarischen Fachleute beschäftigt.

Äußere technische Widersprüche verstärkten die aufgetauchten Bedenken. An den Goldbügeln sind an mehreren Stellen Brüche sichtbar, die mit 1 mm breiten, „U“-förmigen, vergoldeten Haken zu-

<sup>12)</sup> Mathilde Uhlirz, Die Krone des Heiligen Stefan, des ersten Königs von Ungarn. Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Bd. XIV. Graz-Wien-München, 1951. S. 31.

sammengehalten sind. Die Schmelzplatten sind gerade und nicht gebogen, sie folgen nicht der Biegung der auch später biegbaren Goldbügel. Es wäre möglich gewesen, daß man die geraden Bügel erst nachträglich aus irgendeinem Grund gebogen hat und die Brüche so entstanden sind. Weiters scheint noch etwas unverständlich zu sein. Wären die Kreuzbügel ursprünglich für eine Krone geschaffen, so wären sie gewiß mit der mittleren Pantokratorplatte auf eine gemeinsame, kreuzförmige Grundplatte gearbeitet. Hingegen zeigt die neueste, vom Inneren der Krone aufgenommene Photographie, daß die mittlere Pantokratorplatte separat gearbeitet wurde und mit kleinen Goldhaken oberflächlich an den vier Bügeln befestigt worden ist. Ein weiterer unverständlicher, doch wichtiger Umstand ist dies: der von den Kreuzbügeln umfaßte, halbkugelige Raum ist bedeutend größer als ein normales Menschenhaupt. Der Umfang der ihr angepaßten „corona graeca“ ist 72 cm, also ungefähr 12 cm größer als ein normaler Kopfumfang.

Diese Zweifel zu bekräftigen oder aber zu eliminieren, stieß bei den ungarischen Gelehrten auf teils psychologische, teils technische Hindernisse. Die Unzugänglichkeit der Krone machte einerseits jede systematische Untersuchung physisch unmöglich, andererseits hatten die Ungarn infolge des historischen und nationalen Nimbus, welcher die Heilige Krone umgibt, selbst den Gedanken, solchen Zweifeln Ausdruck zu geben, von sich gewiesen. Eine heilige Tradition sollte nicht zerstört werden, ohne an ihrer Stelle eine wissenschaftlich fest unterbaute Theorie zu bieten.

Nach dem Kriege jedoch hat sich die Lage verändert. Die Heilige Krone kam aus dem Land, nach Deutschland, in Gewahrsam der Amerikaner. Hier konnte der Amerikaner J. P. K e l l e h e r von der Nationaltradition der Ungarn unberührt die Krone im Original studieren. Er warf die von den ungarischen Gelehrten nicht gewagte Frage auf, ob die Stefanskronen eigentlich überhaupt eine Krone gewesen war, und gab zunächst eine hypothetische Antwort darauf.

K e l l e h e r behauptet<sup>13)</sup>, daß der obere Teil der Stefanskronen ursprünglich keine Krone war und es auch nicht sein konnte. Sie sei vielmehr der Einband eines um das Jahr 1000 in Regensburg geschaffenen, mit Zellschmelz verzierten Evangeliums aus der Schatzkammer König Stefans gewesen, zu welchem der König wahr-

<sup>13)</sup> K e l l e h e r, a.a.O. S. 96—107.



Abb. 1 Die ungarische St. Stefanskronen (Vorderansicht)



Abb. 2 St. Stefanskrone (rechte Seitenansicht, Hl. Petrus)

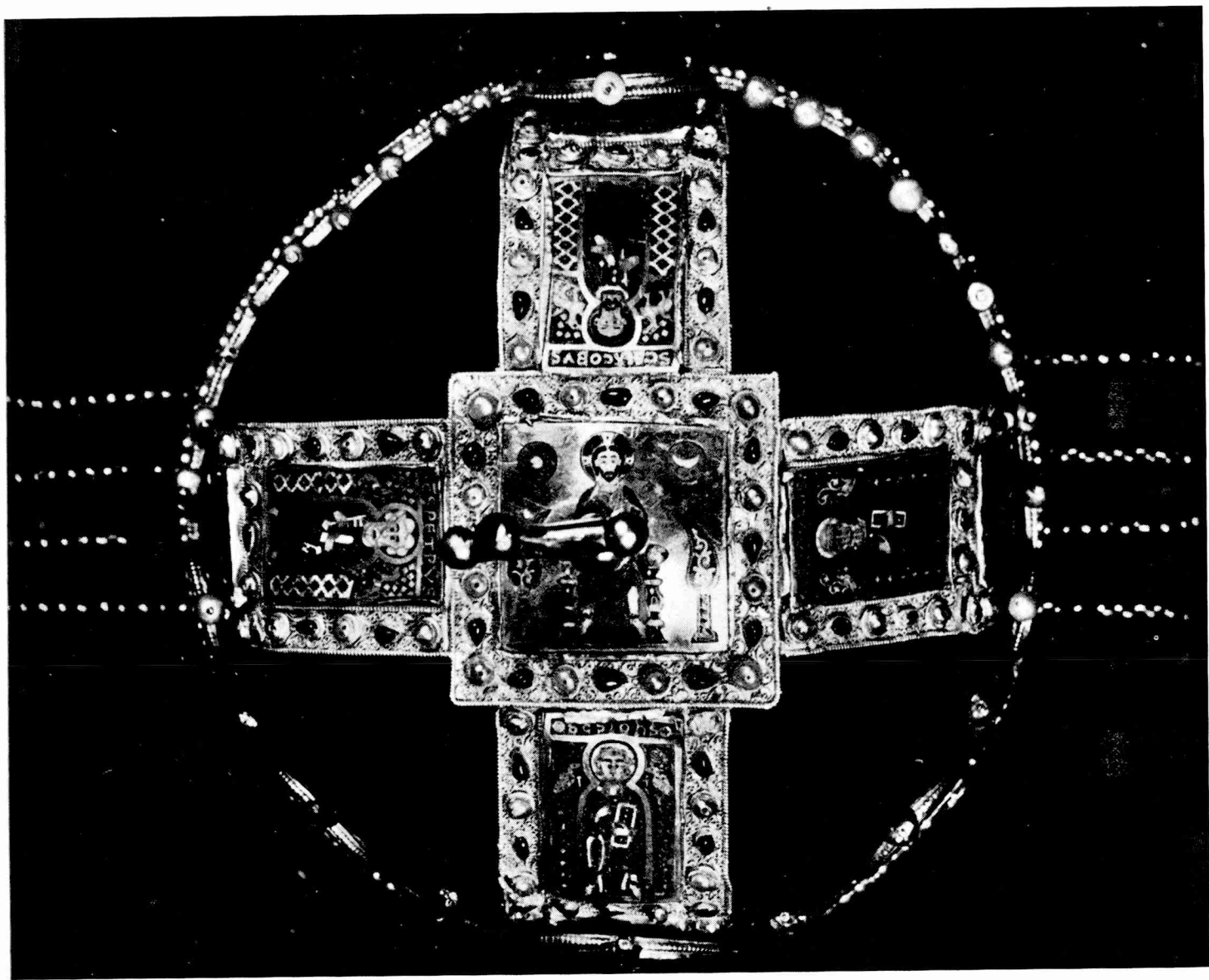


Abb. 3 Die „Corona latina“ (Draufsicht)

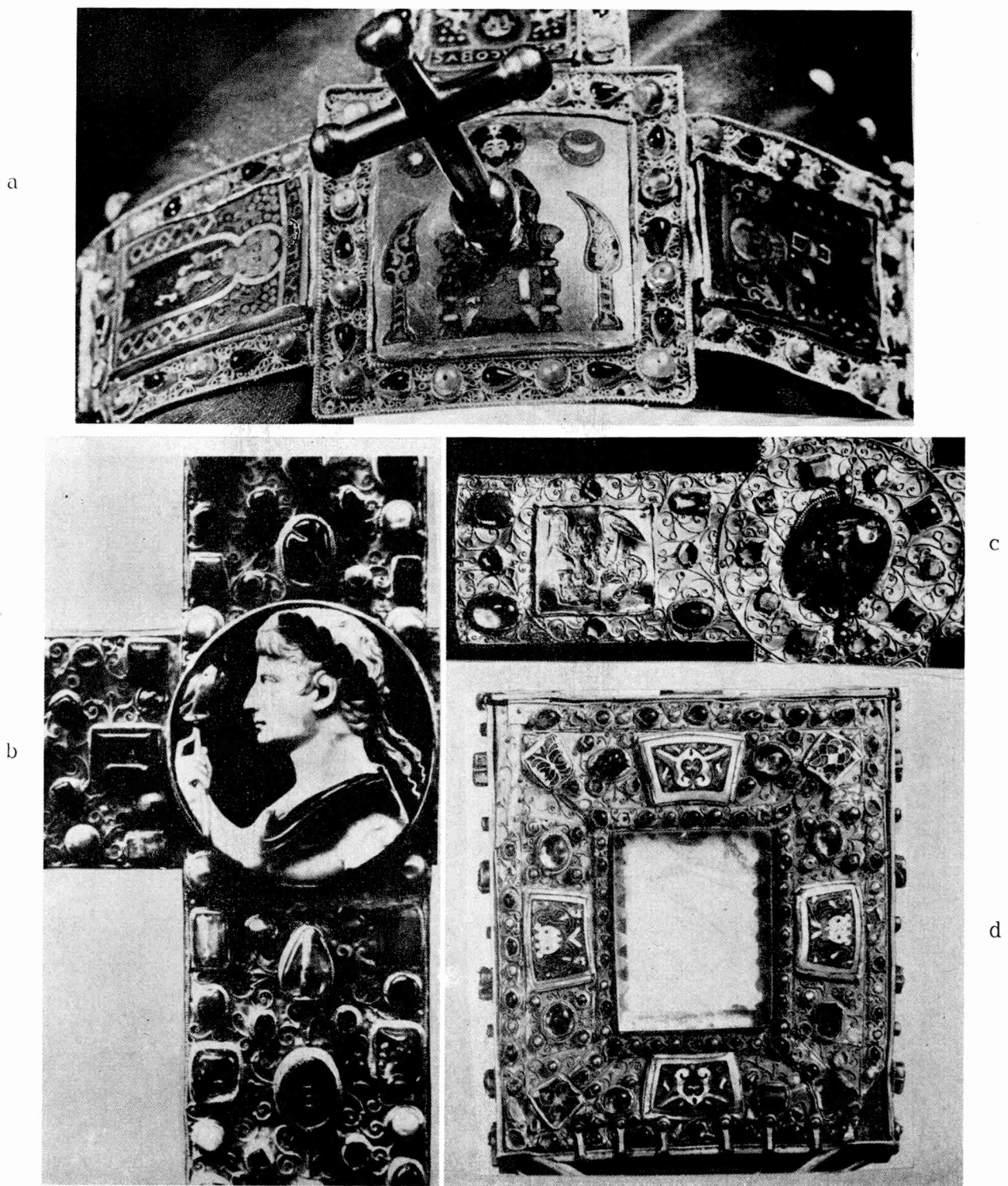


Abb. 4 a Teilansicht der St. Stefanskrone

b Lotharkreuz in Aachen (Teilansicht)

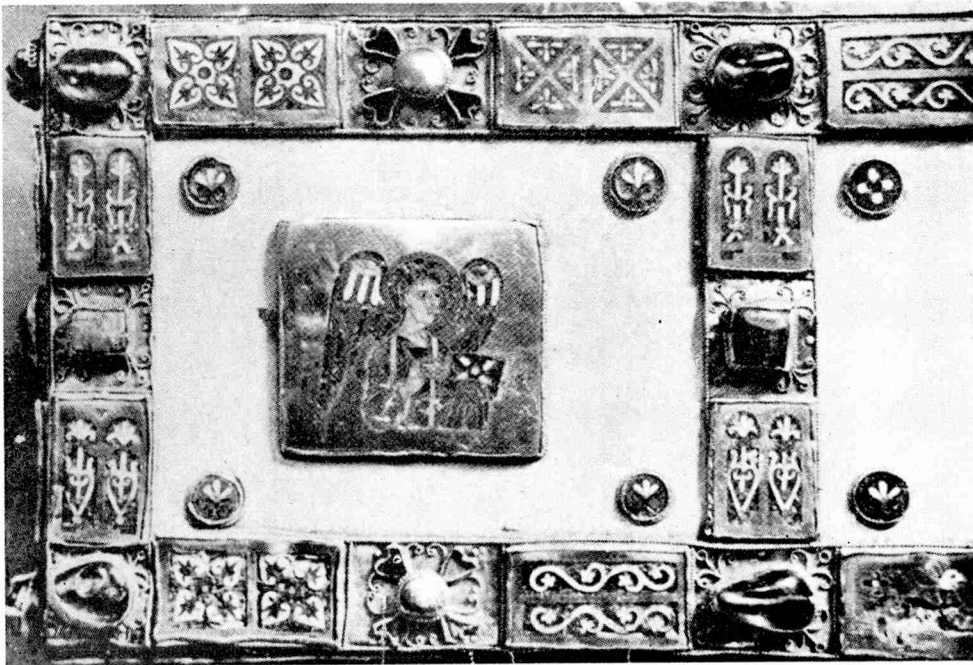
c Teilansicht des ersten Gertrudiskreuzes aus Cleveland

d Teilansicht des Essener Nagelreliquiars

a



b

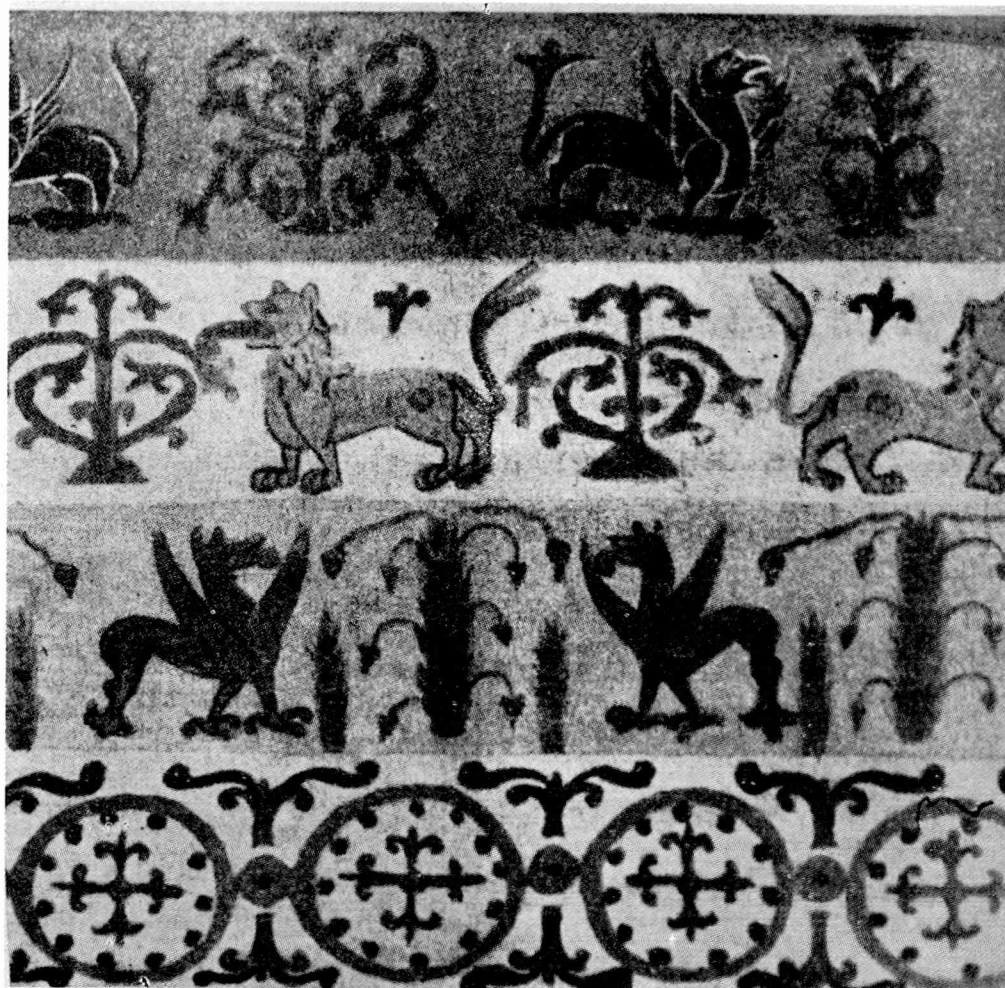


c

Abb. 5 a St. Stefanskrone (Rückseite)  
 b Prozessionskreuz aus Essen (Teilansicht)  
 c Teilansicht des Andreastragaltars aus Trier



a



b

Abb. 6 a Der Hl. Jakobus auf der St. Stefanskronen  
 b Aus dem Codex Aureus Epternacensis (Nürnberg,  
 German. Nationalmuseum)



a



b

Abb. 7 a Mosaikbild der Kaiserin Piroska-Eirene in der Hagia Sophia zu Konstantinopel  
(Nach Whittemore, The Mosaics of Hagia Sophia at Istanbul)

b Salzburger Hieronymus-Manuskript (9. Jh.)  
(Wien, Österreichische Nationalbibliothek)



scheinlich auch persönliche Beziehungen hatte. Wie zahlreiche Beispiele, sowohl in Byzanz wie auch auf europäischem Kulturboden, beweisen, befand sich wahrscheinlich auf diesem Evangeliumseinband in der Mitte, also auf der Hauptstelle die quadratische Pantokratorplatte. An beiden Seiten waren je vier oblonge Apostelplatten auf einem Goldfiligranstreifen angebracht. Die übrigen vier Apostel fanden sich an den kürzeren Seiten des Einbandes, je zwei unten und oben<sup>14)</sup>. Als man die Krone mit dem Dukas-Diadem zusammenfügte, bzw. als man die Krone in ihrer jetzigen Form schuf, holte man aus der königlichen Schatzkammer den mit dem heiligen König persönlich verbundenen und vielleicht damals mit seinem Namen versehenen Evangeliumseinband hervor und schuf nach Meinung Kellehers aus ihm die gewünschte „c o r o n a c l a u s a“. Man setzte zuerst die Pantokratorplatte auf den Scheitel. Daß diese damit nicht auf den wichtigsten Platz kam, war unwesentlich, da sich der andere Pantokrator, der byzantinische, schon an der Hauptstelle, vorne, am Dukas-Diadem befand. Die langen Goldstreifen des Einbandes schnitt man in der Mitte entzwei, so daß man 4 Streifen mit je 2 Figuren — also 8 Apostel — gewann; diese befestigte man mit Haken an die mittlere, viereckige Pantokratorplatte und bog die vier Goldstreifen nachträglich um. Daher stammen die Brüche in den Streifen. Die vier übriggebliebenen Apostelfiguren samt Rahmen fanden keinen Platz auf der Krone. Den so gewonnenen, halbkugeligen oberen Teil vereinte man mit dem Dukas-Diadem. Diese Annahme Kellehers wird durch den — wie oben erwähnt — außergewöhnlich großen Durchmesser des Dukas-Diadems bekräftigt. Man konnte nämlich die Bügel ohne Gefahr für die Schmelzplatten nicht allzustark biegen, um so den normalen Durchmesser zu bekommen. Infolgedessen wurde der von den Bügeln determinierte Kreis größer als ein normaler Kopfumfang. Und diesem großen Durchmesser mußte man das Dukas-Diadem anpassen.

Die von Kelleher angeführten Argumente scheinen richtig zu sein. Doch das letzte Wort ist m. E. noch nicht gesagt. Kellehers technische Beobachtungen sind unzulänglich und lassen mehrere Punkte außer Betracht. Die Frage kann solange nicht mit befriedigendem Ergebnisse erledigt werden, bis die Krone nicht einer neuen, gründlicheren, gewissenhaften Untersuchung unterworfen werden kann, wobei man die zwei Teile auseinandernehmen müßte.

<sup>14)</sup> Siehe den Rekonstruktionsversuch bei Kelleher, a.a.O., S. 97.

Der byzantinische, untere Teil der Heiligen Krone, die „corona graeca“ (Abb. 1), wirft zwar weniger, aber nicht minder interessante Probleme auf. Die kunstgeschichtliche Frage löst sich hier von selbst, und auch die geschichtliche Frage schien bis jetzt geklärt gewesen zu sein. Nach der historischen Tradition ist das Diadem ein Geschenk des byzantinischen Kaisers Michael Dukas an König Géza I. von Ungarn. Sowohl das Bild des Spenders und seines Sohnes wie auch das des Beschenkten sind auf den Zellenschmelzbildern angebracht in Gesellschaft des Pantokrators, der Erzengel Gabriel und Michael, der zwei Soldatenheiligen Georg und Demetrios sowie der zwei heiligen Ärzte, Cosmas und Damian. Das Bild des Pantokrator, der universellen Hierarchie entsprechend, befindet sich vorne, in der Mitte der oberen Reihe. An der Rückseite der Krone nehmen die historischen Persönlichkeiten gemäß der strengen Etikette des byzantinischen Hofes Platz. In der Mitte, oben, Kaiser Michael Dukas, rechts von ihm, in der unteren Reihe, sein Sohn Konstantinos, der Para-Basileus, und zur seiner Linken der Ungarnkönig Géza I. „Krales Tourkias“, wie die Inschrift sagt<sup>15)</sup>.

Es ist interessant, die in diesen Bildern zum Ausdruck gebrachte strenge Zeremonialordnung zu beobachten<sup>16)</sup>. Die beiden byzantinischen Kaiser tragen die mit Pendilien versehenen Stemmata, Géza trägt das offene Diadem, den Stephanos, ohne Pendilien. Die Kaiser halten das Labarum, Géza das Patrizierszepter. Die Inschriften der Kaiserbilder sind gemäß den streng angewandten Regeln der Reichskanzlei mit roten Buchstaben geschrieben. Die Inschrift der Géza-Platte ist in blauen Buchstaben<sup>17)</sup>. Hinter den Köpfen der beiden Kaiser befinden sich Heiligenscheine, der natürlich hinter dem Kopf des Ungarnkönigs fehlt. Die byzantinischen Kaiser blicken gerade nach vorwärts, der ungarische König nach rechts zum Kaiser hin. Alle diese kleinen Einzelheiten wurden am byzantinischen Hofe äußerst streng beobachtet.

<sup>15)</sup> Die byzantinischen Quellen erwähnen nämlich die Ungarn konsequent als „Tourkoi“. Gy. Moravcsik, A magyar Szent Korona görög feliratai, Egyetemes Philologiai Közlöny, 59 (1935).

<sup>16)</sup> Kelleher, a.a.O., S. 66 und Taf. III.

<sup>17)</sup> Gy. Moravcsik, A magyar Szent Korona a filológiai és történeti kutatások megvilágításában, Szent István Emlékkönyv, Bd. III, Budapest, 1938. S. 425 bis 472.

Das Diadem wird vorne, zu beiden Seiten des Pantokrator, von einem transluciden Giebel mit Schuppenmuster gekrönt. Am Giebelkranz oder Akroterion wechseln sich graduell verminderte dreieckige und rundböige Glieder (Abb. 1). Dieser Umstand ist, wie wir sehen werden, recht wichtig. Die Entstehungszeit der „*corona graeca*“ kann genau in die Regierungszeit Gézas I. zwischen 1074—77 bestimmt werden. Bezüglich der Herkunft bestand keinen Augenblick irgendein Zweifel: es sind typisch byzantinische Zellschmelzbilder in Senkschmelztechnik, welche in der kaiserlichen Goldschmiedewerkstätte entstanden sind. Dies alles erklärt sich von selbst.

Dennoch tauchten bezüglich der „*corona graeca*“ letztlich zwei Probleme auf, ein geschichtliches und ein kulturgeschichtliches. In meiner letzten noch in Ungarn erschienenen Abhandlung warf ich zwei Fragen auf<sup>18)</sup>: War das Dukas-Diadem tatsächlich für König Géza bestimmt? Und ist es in seiner ursprünglichen Gestalt auf uns gekommen?

Beide Fragen hatten ihre guten Gründe. Die historischen Quellen schweigen über eine Schenkung der Krone durch Kaiser Michael Dukas an den Ungarnkönig Géza. Doch die auf der Krone dargestellten Personen lassen es vermuten. Der damalige politisch-historische Hintergrund war dieser Einstellung günstig. Die byzantinophilen Gefühle Gézas I. werden nicht bloß durch seine Heirat bezeugt — seine Gattin, Prinzessin Synadene, stammte von der mächtigen Synadenus Familie und war eine Nichte von Michael Dukas' Nachfolger Nikephoros Botaniates —, sondern auch durch sein sonstiges Verhalten. Die ungarischen Chroniken erwähnen, daß in dem Aufstand der Bulgaren gegen Byzanz der ungarische König Salomon Verbündeter der Bulgaren war. Géza, damals noch als Prinz, nahm am Kriege teil und, als Belgrad fiel, ergab sich der byzantinische Befehlshaber absichtlich Géza und unterstellte ihm seine Truppen, worauf Géza die Kriegsgefangenen dem byzantinischen Kaiser tatsächlich zurückgab. Es war daher die Annahme allgemein, daß Géza, als er den Thron bestieg, die „*corona graeca*“ von Michael Dukas als Geschenk erhielt.

Die Art des Diadems aber entspricht dieser Vermutung ganz und gar nicht. Die Krone mit dreieckigen Aufsätzen war nämlich vom

---

<sup>18)</sup> Bárányiné Oberschall Magda, Problémák a magyar Szent Korona körül, Antiquitas Hungarica, Bd. I (1947), S. 99.

5. Jh. angefangen die ganze Zeit über bis zum 15. Jh. ein Bestandteil der kaiserlichen Frauentracht. Kaiserinnen, kaiserliche Prinzessinnen, in kaiserliche Tracht gekleidete Heilige trugen sie ausschließlich. Die Kronen des Basileus und der Basilissa waren nämlich dem Regulativ gemäß voneinander grundverschieden. Neuerdings hat Josef Deér in seinem Buch über die Krone der Konstanze diese These durch eine ganze Reihe von Kronendarstellungen bekräftigt<sup>19)</sup>. Der Unterschied zwischen den Kronen des Kaisers und der Kaiserin springt vom Ende des 11. Jh.s an noch mehr in die Augen, da die geschlossene „corona clausa“, das Kamelaukion, zur offiziellen und ausschließlichen Krone des Kaisers wird. Die Frauenkrone aber bleibt unverändert mit Strahlengiebeln geschmückt. Sogar an den fürstlichen Höfen der Russen, Bulgaren und Serben, die das kulturelle Erbe von Byzanz weiterhüteten, hat die zackige Giebelkrone der byzantinischen Fürstinnen und Kaiserinnen weitergelebt.

Die zahlreichen Abbildungen dieser Herrscherabzeichen sind so einheitlich, daß die Giebelkrone ausschließlich nur für eine Frauenkrone gehalten werden kann.

Doch neben den angeführten typologischen Beweisen stützt sich diese Theorie einer Frauenkrone auch auf eine psychologische Motivierung, die nicht minder beweiskräftig ist als die formalen Argumente. Es scheint nämlich undenkbar, daß Géza sein eigenes Bild auf seinem Kopfschmuck getragen hätte<sup>20)</sup>. Wir haben zahlreiche urkundliche Angaben dafür, daß der Kaiser von Byzanz aus politischen Gründen an fremde Fürsten oder im Range unter ihm stehende Würdenträger, an Caesaren oder Sebastokratores, Kronen verschenkte<sup>21)</sup>. Auf diesen Kronen ist oft das Bild des Kaisers angebracht als Symbol eines tatsächlichen oder imaginären Protektorats des Beschenkten. Zwei Beispiele sollen hier erwähnt werden: Auf einer Miniatur in einem Kodex des 14. Jh.s in der Pariser Bibliothèque Nationale trägt Fürst Apocaukos an seiner Krone das Bild eines Kaisers aus dem Hause Kantakusinos<sup>22)</sup>. Weiterhin er-

<sup>19)</sup> J. Deér, Der Kaiserornat Friedrichs II., Bern 1952. S. 26—32. M. v. Bárány-Oberschall, Konstantinos Monomachos császár koronája, Archaeologia Hungarica XXII, Budapest, 1937. S. 99.

<sup>20)</sup> M. v. Bárány-Oberschall, Antiquitas Hungarica I. S. 99.

<sup>21)</sup> M. v. Bárány-Oberschall, Arch. Hung. XXII. S. 42.

<sup>22)</sup> Ebda. S. 38.

wähnt Grabar<sup>23)</sup> eine Ikone des St. Sergius-Klosters in Lavra, auf deren Silberrahmen, u. zw. auf der Krone eines Würdenträgers, des Konstantinos Aeropolitos, das Bild eines Kaisers klar sichtbar ist. Die relativ späten Daten dieser Beispiele ändern in Hinsicht auf den strengen, hieratischen Konservatismus des byzantinischen Hofes nichts an dieser Tatsache. Auch dafür lassen sich Beispiele anführen, daß die Kaiserin auf ihrer Kleidung das Bild ihres Gatten trägt. Auf zwei Elfenbeinreliefs des 6. Jh.s, eines in Wien, das andere im Bargello zu Florenz, trägt Kaiserin Theodora an ihrem Tablion das Bild des Kaisers, ihres Gatten.

Es ist demnach klar, daß die Typologie der Giebel- (Giebelkranz-) krone, verstärkt mit den aus der höfischen Etikette sich ergebenden psychologischen Argumenten, genügend Beweis bietet, um jene Lösung anzunehmen, daß die „c o r o n a g r a e c a“ die Krone der Königin Synadene, einer byzantinischen Prinzessin, war und daß diese Krone mit der Stefanskronen vereinigt wurde.

Bei weiterer und genauerer Betrachtung der „c o r o n a g r a e c a“ jedoch stellt sich heraus, daß wir genügend Grund haben, anzunehmen, daß auch sie nicht in ihrer ursprünglichen Form auf uns kam. Unsere Bedenken sind dreifach. Das erste ist positiv. Die von beiden Seiten des Dukas-Diadems herabhängenden K a t a s e i s t e n — Pendilien — sind unbedingt nachträglich an der „c o r o n a g r a e c a“ angebracht worden. Diese ist nämlich — ob sie nun Géza oder Synadene erhalten haben — jedenfalls ein „S t e p h a n o s“ und kein „S t e m m a“. Die Pendilien aber gehören ausschließlich zum kaiserlichen Stemma. Die Hinzufügung der Pendilien ist daher die erste Änderung an der „c o r o n a g r a e c a“, welche mit Sicherheit behauptet werden kann. Als man die Krone zusammenfügte — sei es zur Zeit Kolomans oder Bélas III. — hatte derjenige, der es veranlaßte, die bestimmte Absicht, die ungarische Krone durch Hinzufügung der Pendilien der ersten Herrscherkrone der damaligen Zeit anzugleichen.

Auch unser zweiter Grund ist technischer Art. An einigen Platten, z. B. an derjenigen des Michael Dukas, sind zu beiden Seiten des Nimbus winzige, sicherlich später eingeschlagene Löcher zu sehen, und weiter unten zwei unmotiviert Goldnägeln eingeschlagen (Abb. 5<sup>23a)</sup>), welche die Inschrift beschädigen. Diese sind bei der jet-

<sup>23)</sup> A. G r a b a r, L'empereur dans l'art byzantin, Paris, 1936. S. 22.

<sup>23a)</sup> Deutlicher zu erkennen bei K e l l e h e r a.a.O. Taf. XI/23.

zigen lockeren Stellung der Dukas-Platte, welche, auf keinen Hintergrund befestigt, aufrecht steht, nicht gerechtfertigt. Die jetzige Position der Dukas-Platte muß daher eine sekundäre sein. Ebenso sind kleine funktionslose Nägel und Löcher auch an den Edelsteinplatten zu sehen.

Das dritte Bedenken gegen die Annahme, daß die „*corona graeca*“ unverändert auf uns kam, ist ideologischer bzw. psychologischer Natur. Die Bildnisse des Michael Dukas und des Parabasileus sind nämlich hinten an der Krone angebracht, wo sie dem Auge verborgen bleiben, wenn der Träger seine offiziellen königlichen Funktionen versah. Wie war es möglich, daß man im 11. Jh. als Geschenk des mächtigen byzantinischen Kaisers ein solches Diadem sandte, an dem des Kaisers Bild r ü c k w ä r t s , dem Blick entzogen, angebracht war, während gerade das Kaiserbild das sichtbare Symbol des auf den Beschenkten sich erstreckenden Protektorats war. Es wäre dies mindestens ein ebenso psychologischer Irrtum, wie wenn man annähme, daß auf der Stefanskronen der Pantokrator schon ursprünglich auf dem Scheitel angebracht war. Der dem byzantinischen Kaiser gebührende würdige Platz wäre hingegen der erste nach dem Pantokrator — der höchsten Person der himmlischen Hierarchie —, möglicherweise unter ihm, aber jedenfalls vorne.

Wie sah nun wohl das Dukas-Diadem ursprünglich aus?

Für die Lösung des ganzen Fragenkomplexes hat sich nun unlängst der Schlüssel gefunden, und zwar in einem der neuentdeckten Mosaikbilder der Hagia Sophia: am Bildnis der Gattin Johannes II. Komnenos, der Kaiserin Eirene, der Tochter des ungarischen Königs Ladislaus des Heiligen, namens Piroška<sup>24)</sup> (Abb. 7a). Ihre Krone auf dem Mosaikbilde ist ebenfalls eine Krone mit Giebelkranz und — was besonders wichtig ist — abwechselnd aus dreieckigen und bogenförmigen Gliedern bestehend, wie auf dem Dukas-Diadem. An der Krone des Mosaikbildnisses sind vorne zwei bogenförmige Platten untereinander angebracht. Die Krone ist somit zweistöckig, sogar dreistöckig, wenn man auch das Akroterion dazurechnet. Die Frauenkronen waren im allgemeinen höher als die Kaiserkronen, wie das reiche Abbildungsmaterial es beweist und wie es mit der reichen, wulstigen Haartracht zu erklären ist. Wenn also

---

<sup>24)</sup> T. Whittemore, *The Mosaics of Hagia Sophia at Istanbul*, III., Oxford, 1942. Tafel XXVI.

unsere These, daß die Dukas-Krone eine Frauenkrone ist, richtig ist, so muß es auch richtig sein, daß sie ursprünglich höher war und infolgedessen anders, als sie uns jetzt erscheint.

Wäre es demnach nicht selbstverständlich, auch das Dukas-Diadem ursprünglich in der Form der Eirenekrone sich vorzustellen? Oben in der Mitte wäre die bogenförmige Pantokratorplatte gewesen, unmittelbar unter ihr die ebenfalls bogenförmige Dukasplatte, so wie man auch an der Eirene-Piroska Krone *zwei* bogenförmige Platten untereinander sieht. Die übrigen viereckigen Platten hätten in zwei Reihen ihren entsprechenden Platz gefunden. Auf beiden Kronen sind nämlich alle übrigen Platten viereckig. Diese Anordnung würde auch die Blickrichtung König Gézas erklären (Abb. 5a): Er blickt seitlich, in die Richtung, wo der Basileus ursprünglich *sein sollte*, und nicht nach oben, wo er jetzt tatsächlich ist. Auch der Giebelkranz dürfte wohl der Mosaikkrone entsprechend angebracht gewesen sein. Piroskas Krone wäre somit das unmittelbare Ebenbild der Krone Synadenes. Beide vertreten die Gattung der fürstlichen Frauenkrone am byzantinischen Hofe in der zweiten Hälfte des 11. Jh.s. Beide wurden innerhalb von 50 Jahren in ein- und derselben kaiserlichen Werkstätte in Byzanz gefertigt. Die ältere, die Synadene-Krone, ist im Original umgestaltet auf uns gekommen, die jüngere, die Eirene-Piroska Krone, in ihrer ursprünglichen Form, doch nur in einem authentischen Mosaikbild. Der Zusammenhang zwischen beiden ist mehr als evident.

Bei der Zusammenfügung der beiden Teile oder, besser gesagt, bei der Schaffung der Heiligen Krone, hätte man also die Dukaskrone auseinander genommen und die Platten an einem neuen Goldreif angebracht, und zwar aufgelockert. Warum? Wohl aus zwei Gründen. Erstens, weil die hohe Frauenkrone die obere „*corona clausa*“ gänzlich verdeckt hätte, und zweitens, weil man — wie schon erwähnt — die wahrscheinlich von einem St. Stefansevangelium stammenden Bügel nicht so stark einbiegen konnte, um sie einem normalen Kopfumfang anzupassen. Man mußte also das Dukasdiadem erweitern.

Natürlich kann all dies nur nach genauen Abmessungen der Platten und mit gewissenhafter Berechnung aller kleinsten Einzelheiten endgültig entschieden werden. Hiermit stoßen wir aber wieder auf ein Hindernis: die Krone müßte von diesem Standpunkt aus gründlich untersucht werden.

Wie paßt sich nun dieses veränderte Bild der byzantinischen Krone dem ungarischen geschichtlichen Hintergrunde an? Eine derartige Umarbeitung der Dukaskrone ist für die Zeit Kolomans, wenn wir der Annahme Zoltán Tóth's und Kelleher's folgen wollen<sup>25)</sup>, schwer denkbar. Géza war Kolomans Vater und dieser konnte schon aus Pietät das Bild des Vaters nicht so stark in den Hintergrund treten lassen.

Auf Grund der Theorie Moravcsik's<sup>26)</sup> ist es jedoch schon eher möglich, die Umgestaltung in die Zeit König Bélas III. zu setzen. In dieser Zeit hatte der byzantinische Anspruch auf eine Suprematie in Ungarn bereits seine politische Bedeutung verloren. Manuel, Kaiserin Piroska-Eirenes Sohn, war schon gestorben, und die Möglichkeit einer Personalunion unter byzantinischer Oberhoheit war in Ungarn nicht mehr zu befürchten. Im Gegenteil, eher war es Béla III. selbst, der seinen Anspruch auf den byzantinischen Thron niemals aufgab und die Verwirklichung solch einer Personalunion unter ungarischer Führung plante. Zu dieser Zeit war eine Umgestaltung des Diadems, welche die Würde des Kaisers von Byzanz sozusagen beleidigte, schon zur „*quantité négligeable*“ geworden. Diese Degradierung durch Verweisung des kaiserlichen Porträts auf die Rückseite mag vielleicht sogar absichtlich geschehen sein.

Ein Umstand jedoch wurde von den Forschern nicht genügend hervorgehoben: die Auswahl der Heiligen auf der „*corona graeca*“. Das ikonographische Programm der Dukaskrone wurde von Moravcsik kurz behandelt<sup>27)</sup>. Der Erzengel Michael mag als Namensheiliger des Kaisers Dukas auf die Krone gekommen sein. Die beiden heiligen Ärzte, Cosmas und Damian, sind nicht nur als Vertreter der himmlischen Wissenschaften zu deuten, sondern als „Behüter der Gesundheit“ des Herrschers<sup>28)</sup>. Bezüglich der beiden Soldatenheiligen, Georg und Demetrius, wäre vielleicht eine nähere, mehr persönliche Deutung, als die der Helfer des Kaisers im Kriege zu empfehlen. In byzantinischen Quellen, zu allererst in der „*Taktik*“ Leos des Weisen, erscheinen die Ungarn als barbarisches Rei-

<sup>25)</sup> Z. Tóth, A Hartwik Legenda kritikájához, Budapest, 1942. S. 112. Kelleher, a.a.O. S. 103—107.

<sup>26)</sup> Gy. Moravcsik in Szent István Emlékkönyv III. S. 470—472.

<sup>27)</sup> Ebda. Vgl. Th. v. Bogyay, Rezension von Kelleher's Buch in „Byzantinische Zeitschrift“ 45 (1952), S. 421.

<sup>28)</sup> Th. v. Bogyay, a.a.O.

tervolk „par excellence“, vor welchem zur Zeit der Landnahme und der Ungarneinfälle der Westen mit Recht in Furcht und Schrecken geriet. Deswegen kam vielleicht der Schutzheilige der Reiter, St. Georg, auf das Diadem. Das Bild des Hl. Demetrius hingegen steht vielleicht mit einem anderen realen Ereignis in Verbindung. In der zweiten Phase des schon erwähnten bulgarisch-byzantinischen Konflikts zur Zeit König Salomons, als 1072 die ungarischen Heere bis Nisch vordrangen und mit großer Kriegsbeute heimkehrten, eroberten sie eine Reliquie des Hl. Demetrius, seine rechte Hand, und brachten sie festlich mit sich in die Kirche von Szávaszentdemeter, dem heutigen, an der Stelle des alten Sirmium erbauten Mitrowitz<sup>29)</sup>. Da Géza als Prinz in diesen Kämpfen als byzantinischer Parteigänger teilgenommen hatte, ist es möglich, daß das Bild des Hl. Demetrius als eine Anspielung auf die erwähnte Reliquie auf das Diadem der Königin kam.

Zum Schluß haben wir noch eine, die „corona graeca“ betreffende, unrichtige Interpretation zu widerlegen. Zwei Forscher, Mathilde Uhlirz und J. P. Kelleher behaupten, daß die dreieckigen und rundböygigen Glieder der Akroterien ursprünglich nicht zum Dukas-Diadem gehörten, sondern als dritter Teil der Stefanskronen zu betrachten seien<sup>30)</sup>. Uhlirz verweist sie aus unhaltbaren stilkritischen Gründen in eine Limoger oder rheinländische Werkstatt und behauptet, daß sie zur „corona latina“ gehörten. Kelleher argumentiert mit ebenfalls unrichtigen, und zwar historischen Annahmen. Dieses Gebiet ist jedoch für einen mit dem ungarischen Quellenmaterial nur mangelhaft vertrauten, ausländischen Forscher besonders gefährlich. Seiner Ansicht nach<sup>31)</sup> hätte Piroška als Tochter des Hl. Ladislaus und als spätere byzantinische Kaiserin den Giebelkranz samt dem Kreuz und den Kataseisten dem König Koloman geschickt, damit er die ungarische Krone genau so gestalte, wie sie der Kaiser von Byzanz trug. Kelleher sucht zu beweisen, daß sich das Akroterion nicht auf dem ursprünglichen Dukas-Diadem befunden haben konnte, da ein derartiges Akroterion auf dem Schmelzbild Gézas auf der Krone auch nicht vorhanden ist, die gesandte Krone offenbar aber doch so gestaltet sein mußte, wie sie der König auf seinem Bilde auf dem Diadem trug. Dieses Argument fällt

<sup>29)</sup> B. Hóman - Gy. Szekfü, Magyar történet, Bd. I., Budapest, 1935. S. 98.

<sup>30)</sup> Kelleher, a.a.O. S. 67. Uhlirz, a.a.O. S. 18.

<sup>31)</sup> Kelleher, a.a.O. S. 104—107.

jedoch von selbst, da es keineswegs zu bezweifeln ist, daß die Dukaskrone Synadene und nicht Géza gehörte. Außerdem erhebt sich vom historischen Standpunkte aus die Frage, warum Piroška-Eirene zur Gestaltung der ungarischen Königskrone genau solche Bestandteile gesandt hat, wie sie nach dem Zeugnis ihres Mosaikbildes in der Hagia Sophia als Basilissa selber trug. Kellehers These muß also in Anbetracht der strengen Geltung der byzantinischen Etikette als ungeschichtlich abgelehnt werden.

Beide Theorien können auch mit einer technischen Beobachtung widerlegt werden. Ich selbst habe, als ich 1938 die Stefanskronen zwei Stunden lang zu betrachten Gelegenheit hatte, bemerkt, daß der Perlendraht, welcher die „corona graeca“ unten und oben umrahmt, mit dem die Giebelglieder umrahmenden Golddraht identisch ist. Jedes der winzigen Kügelchen ist quer mit einer Mulde versehen und teilt sich somit in zwei Halbkugeln. Diese kleine Detailbeobachtung muß nebst den historischen Argumenten als entscheidend gelten und zwingt zu einer Widerlegung der Annahmen von M. Uhlig und J. P. Kelleher.

\*

Wir können es nicht oft genug wiederholen, daß all dies nicht das letzte Wort bezüglich der ungelösten Probleme der Stefanskronen sein kann. Alle stilkritischen und historischen Behauptungen müssen durch eine eingehende, auf das Kleinste sich erstreckende Untersuchung bestätigt werden. Ob und wann dies erfolgen wird, kann im vorhinein nicht gesagt werden. Ohne diese Untersuchung kann die These Kellehers, wonach die „corona latina“ nicht ein Teil der Stefanskronen sei, nicht vorbehaltlos angenommen werden, schon deshalb nicht, weil sie den ungarischen nationalen Standpunkt so nahe berührt.

## ANHANG

Das Erscheinen der drei Bände der von Percy E. Schramm herausgegebenen „Herrschaftszeichen und Staatssymbolik“, 1954—56 (Verlag Hiersemann, Stuttgart), ließ die seit langem dauernde, wissenschaftliche Kontroverse über die ungarische Heilige Krone wieder aufleben. In dem 1955 erschienenen 2. Band schrieb Josef Deér eine Studie: „Mittelalterliche Frauenkronen in Ost und West“, während der Beitrag Albert Boecklers zu dieser Frage unter dem

Titel: „Die Stephanskrone“, zu welchen der Herausgeber, P. E. Schramm selbst ein Nachwort schrieb, 1956 im 3. Band erschien. Da die letztgenannte Studie, die in meinem Mainzer Vortrag dargelegten Folgerungen stark in Frage stellt, möchte ich auf Boecklers Ergebnisse im Folgenden zurückkommen.

Boecklers Studie enthält sehr wichtige Behauptungen über den oberen Teil der ungarischen Krone, der sogenannten Stephanskrone. Die ersten Worte des Zweifels in dieser Hinsicht wurden in der neuesten Literatur zur Stefanskrone von J. P. Kelleher ausgesprochen (*The Holy Crown of Hungary*, Roma, 1951). Er behauptet, daß die Kreuzbügel ursprünglich nicht die Bestandteile einer Krone, folglich auch nicht die der Stefanskrone gewesen sein konnten. Er bezweifelt aber nie die D a t i e r u n g der Schmelzbilder und des Goldschmiedewerkes aus der Zeit des Hl. Stefan. Boeckler geht nun einen Schritt weiter. Auf einige am Ende des vergangenen Jahrhunderts und am Anfang des laufenden Jahrhunderts geäußerte Meinungen zurückgreifend (N. P. Kondakov, E. Molinier, Ch. Diehl, O. M. Dalton) und den höchst skeptischen Standpunkt Marc Rosenbergs (*Sacra Regni Hungariae Corona*, Cicerone, IX. 1917) übernehmend, behauptet er nicht nur, daß die Kreuzbügel keine Bestandteile einer Krone sind, sondern daß sie auch gar nicht in der Zeit des Hl. Stefan entstanden sein könnten, wie man bis jetzt glaubte. Schmelzbilder und Bügel — meint Boeckler — wurden in Ungarn im 12. Jh. gefertigt in einer Zeit, in welcher einer der ungarischen Herrscher (die Entscheidung dieser Frage überläßt er den Historikern) es für politisch nötig hielt, die heutige Heilige Krone aus mehreren Teilen zusammenstellen zu lassen bzw. die Stefanskrone zu „schaffen“. Weiterhin bezweifelt Boeckler, daß die Dukaskrone eine Frauenkrone war. Er meint, die für die Frauenkrone charakteristischen Bestandteile — nämlich die Aufsätze, die *Pinnae* — seien spätere Zutaten, die Dukaskrone gehörte einst dem König Géza I. Sie kam auch nicht in ihrer ursprünglichen Form auf uns, sondern wurde später umgeändert. Boeckler bezweifelt also die bisherigen wissenschaftlichen Ergebnisse.

Sein Aufsatz besteht aus zwei Teilen. Der erste Teil behandelt die Dukaskrone, die „*corona graeca*“, der zweite Teil die oberen Kreuzbügel, die „*corona latina*“, die — wie gesagt — Boecklers Meinung nach bisher irrtümlicherweise als Teil der Stefanskrone betrachtet wurden.

## I.

Boeckler behauptet mit Recht, daß die „corona graeca“ nicht in ihrer ursprünglichen Form auf uns kam. Damit unterstützt er die Meinung der Verfasserin, die sie zweimal schriftlich (*Antiquitas Hungarica* I. Budapest 1947, p. 99 und *Corvina*, Ser. III, 1952, Vol. I. Florenz p. 82—85) und einmal mündlich (Vortrag an der Mainzer Universität, Juni, 1955. — s. S. 24—42 geäußert hat. Sein Grund dafür ist stilkritisch überzeugend. Die jetzige Anordnung des Reifens ist locker und auseinanderfallend. Die mit den Schmelzplatten alternierenden, akzentlosen Edelsteinplatten sind unästhetisch und konstruktiv unbegründet. Boecklers Meinung nach zeigen byzantinische Kronendarstellungen sowie Randfassungen an byzantinischen Kelchen durchwegs gut ausgeglichenen Rhythmus in der Struktur und ökonomische Raumausnützung. Schmucklose, häßliche Stellen, wie auf der Dukaskrone, kommen an ihnen nie vor. Ihre Komposition mit vertikalen, doppelten Perlenschnüren oder aber mit in den Rahmen eng hineinpassenden Edelsteinfeldern ist immer befriedigend ausgeglichen. Die Krallenfassungen der Edelsteine kommen übrigens — wie Boeckler behauptet — in Byzanz nie vor. Die Komposition der „corona graeca“ scheint also eines Goldschmiedewerkes vom byzantinischen Hofe unwürdig zu sein, darum ist die Anordnung unbedingt als eine sekundäre zu betrachten. Nach Boeckler waren ursprünglich noch vier Platten vorhanden, die in der jetzigen Anordnung ausgeschaltet wurden. Er schlägt folgende Rekonstruktion vor: einen Reifen, auf dem Schmelzplatten mit doppelten, vertikalen Perlenschnüren oder mit schmalen Edelsteinplatten abwechseln. Die Pantokrator- und die Michael-Dukas-Platte sind dabei von ihrer jetzigen höheren Stelle an die Grundlinie gerückt.

Bei seiner sonst richtigen Beweisführung läßt Boeckler meine historischen Argumente außer acht, wonach für die Umgestaltung der corona graeca ein wichtiger Grund dagewesen sein mußte. Meiner Ansicht nach bestand dieser wichtige Umstand darin, daß man die Dukaskrone den nachträglich gebogenen Kreuzbügeln anpassen wollte. Weil man eben wegen dieser Zellenschmelzplatten die Kreuzbügel nicht genügend biegen konnte, geriet der Dukasreifen wesentlich größer als ein normaler Kopfumfang (vgl. M. Bárány-Oberschall, *Corvina*, a.a.O. S.82). Tatsächlich erwähnt Boeckler den abnormalen Umfang der „corona graeca“ nur beiläufig. Indem er — wie wir sehen werden — die Entstehung der corona latina in der Zeit des Hl. Stefan in Abrede stellt, muß er natürlich

auch den wichtigen Beweggrund zur Umgestaltung der „c o r o n a g r a e c a“ außer acht lassen. Ob es König Koloman oder König Béla III. war, der die Stefanskrone durch Verwendung des Dukasreifens schuf, warum hätte er ihn umändern oder aber unmöglich erweitern müssen, um die neuen Teile einfassen zu können, so daß die Krone auf einem normalen Menschenhaupt nur ganz locker sitzt, wie es die Photographien von der Krönung von Ungarns letztem König Karl IV. klar beweisen? Hätte der betreffende Herrscher nicht einfach neue Kreuzbügel verfertigen lassen können, um diese dem u n v e r ä n d e r t e n Dukasdiadem anzupassen? Die Umgestaltung bzw. die Erweiterung des Reifens hat ausschließlich nur dann einen erklärlichen Sinn, wenn wir voraussetzen, daß man sie irgendeinem Gegenstand, auf den man außerordentlichen Wert legte, anpassen wollte. Das Einfassen der Kreuzbügel in eine Krone schien dem Schöpfer so wichtig zu sein, daß er die intakte byzantinische Krone zu diesem Zwecke auseinandernehmen ließ. Dieses Verfahren ist aber nur dann motiviert, wenn wir annehmen, daß die Kreuzbügel so etwas wie eine nationale Reliquie repräsentierten und folglich aus der Zeit des ersten heiligen Königs stammten.

Boeckler hat aber noch einen zweiten Beweis für die Umgestaltung der Dukaskrone. Er behauptet, daß der aus rundbogigen und dreieckigen Teilen — die Pinnae — bestehende und in Ajourschmelz gearbeitete Giebel n i c h t zu der ursprünglichen byzantinischen Krone gehörte. Er sei eine so rohe, barbarische Arbeit — meint er, die unmöglich in Byzanz, eher aber in Ungarn, in relativ später Zeit, entstanden sein konnte, und als man die byzantinische Krone mit der „c o r o n a l a t i n a“ vereinigte, habe man ihn an der ersteren angebracht. Mit dieser Behauptung widerlegt Boeckler die Ergebnisse Josef D e é r s (a.a.O. Band II S. 429—30) und die der Verfasserin (Antiquitas Hungarica, a.a.O. S. 98—99 und Mainzer Vorlesung, S. 35 ff. der vorhergehenden Studie), die die Ansicht vertreten, daß die Dukaskrone ursprünglich eine F r a u e n k r o n e war, die wahrscheinlich von der byzantinischen Prinzessin Synadene, der Frau des Königs Géza I., nach Ungarn gebracht wurde.

Boecklers Studie ist ein gutes Beispiel dafür, daß man die komplexen Probleme der ungarischen heiligen Krone n i c h t i s o l i e r t, sondern mit gleichzeitiger Berücksichtigung kunstgeschichtlicher und historischer Verhältnisse behandeln muß. Wenn wir Boecklers Behauptung einer minderwertigen, barbarischen Goldschmiedearbeit der Pinnae als Beweis für ihre spätere Entstehung in Ungarn

annehmen wollen (bezüglich Boecklers Kritik kann ich keine persönliche Meinung aussprechen, weil ich die Krone selbst von diesem Gesichtspunkte aus zu untersuchen keine Gelegenheit hatte), wie können wir erklären, daß man, als man die Krone in ihrer jetzigen Form schuf (d. h., wie Boeckler meint, den ältesten Teil — die „*corona graeca* — mit den neuen Kreuzbügeln und den *Pinnae* vereinigte) solche *Pinnae* dazu verwendete, die nach übereinstimmender Ansicht aller Fachleute und entsprechend dem typologischen Entwicklungsgang zweifellos Bestandteile einer Frauenkrone sind? Warum hätte man ein Herrschaftszeichen, das man als die Krone des Hl. Stefan gelten lassen wollte, mit den charakteristischen Bestandteilen einer Frauenkrone geschmückt? Nach den zwei wissenschaftlich angenommenen Zeitpunkten der Vereinigung der Kronenteile wäre es berechtigt anzunehmen, daß der „weise“ König Koloman oder aber der am byzantinischen Hofe erzogene König Béla III. eine „Stefanskrone“ schufen, von der beide unbedingt wissen mußten, daß sie nur einer kaiserlichen Frau gebührte? Gewiß hatte Béla III. die kaiserlichen Mosaikbilder in der Hagia Sophia oft gesehen und sicherlich hatte er Zugang zur kaiserlichen Schatzkammer, wo er die verschiedenen Kronen im Original betrachten konnte. Ist es berechtigt anzunehmen, daß einer dieser beiden Herrscher eine derartige „Protokoll“-Verletzung begangen hätte? Wenn wir die Schaffung der „Stefanskrone“ in die Zeit König Kolomans setzen, dann wäre es noch verständlich, daß Koloman die Krone seiner Mutter aus Pietät, ohne wesentliche Verstümmelung, für die Komposition der „Stefanskrone“ umarbeiten ließ und so wenig wie möglich ausschaltete. Doch daß er selbst oder gar Béla III. eigens zu diesem Zwecke in Ungarn Bestandteile einer Frauenkrone verfertigen oder diese vom Ausland kommen ließ, um diese ohne Zweck und Grund an einer schon vorhandenen byzantinischen Krone anbringen und durch die Vereinigung derselben mit den Kreuzbügeln als die „Stefanskrone“ gelten zu lassen, wäre ganz und gar unverständlich und unvorstellbar. Meiner Ansicht nach ist das Vorhandensein der *Pinnae* an einer Männerkrone nur mit der Tatsache zu erklären, daß diese an einem in der neuen Krone eingefassten Teil — an der *corona graeca* — schon ursprünglich da war. Wenn auch die minderwertige Qualität der *Pinnae* dieser These nicht günstig zu sein scheint, darf man die historische Wahrscheinlichkeit bei der Schlußfolgerung nicht gänzlich ausschalten.

Deswegen muß ich bei meiner Behauptung bleiben, daß die „c o - r o n a g r a e c a“ eine Frauenkrone war und daß die Pinnae mit der Krone gleichzeitig entstanden sind. Boeckler beruft sich auf einige wenige Kronendarstellungen, auf welchen ähnliche Pinnae auf M ä n n e r k r o n e n vorkommen, eine Miniatur des Psalterium Barberini, ein Goldmedaillon Justinians und ein Mosaikbild Karls d. Gr. im Triclinium Leonianum des Lateran (letzteres ist übrigens so stark restauriert, daß es kaum als Beweis zu verwenden ist). Diese können aber im Vergleich mit der übereinstimmenden Typologie der Frauenkronen als entscheidende Beweise nicht angeführt werden. Meiner Ansicht nach ist die Frage mittels chemischer Golduntersuchung zu entscheiden: die Goldlegierung der Schmelzplatten und der Pinnae der Dukaskrone sollte durch quantitative Mikrogoldbestimmung verglichen werden, und wenn die Legierung der beiden übereinstimmt, muß dies als Kronzeuge für die einheitliche Entstehung der c o r o n a g r a e c a angenommen werden. Durch ein ähnliches Verfahren hatte man z. B. feststellen können, daß die Goldschmiedeplatte im Victoria and Albert Museum zu London, die man als einen Teil der Monomachoskrone betrachtete, nicht gleichzeitig mit den übrigen Schmelzplatten der Krone gefertigt wurde. (vgl. B á r á n y - O b e r s c h a l l, Die Krone des Konstantinos Monomachos, *Archaeologia Hungarica*, XXII, Budapest 1937 S. 47.) Was die Rekonstruktion der originalen Dukaskrone betrifft, schlage ich noch immer als Modell die Krone der Eirene-Piroska an ihrem Mosaikbild in der Hagia Sophia vor. Die Ähnlichkeit der beiden Kronen — der Mosaikkrone und der Dukaskrone — ist allzu verlockend, um die Möglichkeit einer solchen Rekonstruktion gänzlich zu verwerfen. Erstens: an beiden wechseln rundbogige und dreieckige Pinnae. Dieser Typus ist nach Josef D e é r persischen Ursprungs und kommt in seiner byzantinischen Form außer auf den zwei oben genannten Kronen nur noch an der Krone der Hl. Helena an der Staurotheke in Gran-Esztergom vor (siehe D e é r, a.a.O. S. 420). Alle drei Beispiele sind Frauenkronen. Zweitens: sowohl auf dem Dukasdiadem wie auf der Mosaikkrone sind nur je zwei r u n d - b o g i g e Zierplatten bzw. Schmelzplatten vorhanden neben den übrigen v i e r e c k i g e n Platten der ganzen Komposition. Die E i - r e n e - Krone bietet sich also als das selbstverständliche Vorbild zur Rekonstruktion der Dukaskrone an. Josef D e é r (a.a.O. S. 427—28, Fußnote 3) wendet gegen diese These ein, daß die Dukaskrone, als die der Königin Synadene, also einer byzantinischen Prinzessin,

unmöglich denselben Typus vertreten konnte wie die der Kaiserin Eirene, einer vollberechtigten byzantinischen Basilissa. Folglich bezweifelt er, daß die „corona graeca“ wesentlich verändert auf uns kam. Dieser Gegenbeweis scheint dadurch entkräftet zu sein, daß die „corona graeca“ in ihrer heutigen Form ebenso eine Kaiserinnen-Krone ist wie das doppelte Diadem des Mosaikbildes. Deér führt die Krone der Hl. Helena an der Staurotheke in Gran-Esztergom — also auch die Krone einer Kaiserin — als die nächste Analogie und vermutlich Vorbild der Dukaskrone an. Wenn eine solche von Synadene als Prinzessin getragen werden konnte, warum wäre es ausgeschlossen, daß sie auch eine andere, der Eirene-Krone ähnliche Krone tragen konnte? Um so mehr, weil die serbischen Prinzessinnen des 14. Jh.s, die ja im Rang unter der byzantinischen Basilissa standen, oft die hohe, doppelte, der Eirene-Krone ähnliche Krone trugen, wie es die Bildnisse aus Lesnovo (Deér, a.a.O. Tf. 47 h-i) beweisen. Tatsächlich erscheinen hier die serbischen Fürstinnen in der vollen Tracht einer byzantinischen Basilissa. Allem Anschein nach war der Unterschied zwischen der Tracht der byzantinischen Kaiserin und der der Frauen von Hofwürdenträgern oder Vasallenfürsten nicht durch ein so strenges Zeremoniell geregelt wie die Tracht des Kaisers und der Höflinge oder fremder Fürsten. Der Rangunterschied zwischen den beiden Frauen — Synadene und Eirene — schließt es also nicht aus, daß man sich die Rekonstruktion der Dukaskrone nach dem Muster des Eirenenbildnisses vorstellen könnte.

## II.

Die zweite und die Ungarn am nächsten betreffende Behauptung Boecklers bezieht sich auf die Datierung der Kreuzbügel, d. h. der sogenannten „corona latina“. Ob diese wirklich Teile einer Krone des Hl. Stefan waren, diese Frage wurde seitens ungarischer Forscher schon lange gestellt. Solange sie aber keine Gelegenheit hatten, die originale Krone mit den modernsten technischen Mitteln zu untersuchen, haben sie sich darüber natürlich nicht wissenschaftlich geäußert. Diese Sachlage hat sich aber seit dem Erscheinen von Kelleher's Studie geändert. Kelleher hat die Frage offen gestellt und behauptete, daß die „corona latina“ Teil einer Reliquie aus der Zeit des Hl. Stefan war, welche in sekundärer Verwendung an der griechischen Krone angebracht wurde. Diese Lösung ist psychologisch verständlich und historisch annehmbar (s. Bárány-Oberschall, Corvina a.a.O. 84). Unverständlich und unannehmbar ist

aber Boecklers These, nach der die „*corona latina*“ im zweiten Viertel des 12. Jh.s in Ungarn entstanden sei. Boecklers Beweisführung lautet: 1. die lateinische Krone muß unbedingt nach der griechischen entstanden und von einem Goldschmied gefertigt worden sein, der als Vorbild die Dukaskrone und die Monomachoskrone benützt hat. Die Pantokratorgestalt der „*corona latina*“ ist nämlich, Boecklers Ansicht nach, eine direkte Kopie der Pantokratorfigur an der Dukaskrone, und das dekorative Rankenwerk der Apostelplatten verwendet die gleichartigen Motive der Monomachoskrone. 2. weil man bisher im Westen weder zum Stil noch zur Technik der „*corona latina*“ überzeugende Analogien gefunden hat, muß notwendigerweise angenommen werden, daß die Kreuzbügel in Ungarn im 12. Jh. gefertigt wurden, in einem Lande, in dem byzantinischer Einfluß und Geschmack in dieser Zeit heimisch waren.

Boecklers These ist teils aus kunstgeschichtlichen, teils aus historischen Gründen stark zu bezweifeln. Der stilistische Zusammenhang der zwei Pantokratorfiguren ist nicht das Ergebnis einer Kausalität, sondern das eines gemeinsamen Prototyps, sowohl in der allgemeinen Ikonographie wie auch in den Einzelheiten, z. B. im Falle der zwei flankierenden Zypressen, Motive, die in Byzanz allgemein im Gebrauch waren (s. K e l l e h e r, a.a.O. 90—91). Boecklers Bezugnahme auf die Rankendekoration der Monomachoskrone ist nicht weniger hinfällig. Es handelt sich auch hier nicht um die unmittelbare Anregung eines bestimmten Objektes, sondern um ein in Byzanz weit verbreitetes Motiv, das von westlichen Goldschmieden regelmäßig übernommen worden war. In meiner Monomachosstudie habe ich auf die weite Verbreitung des Motivs schon hingewiesen und zahlreiche Beispiele angeführt (a.a.O. 25—26), sowohl in Byzanz wie auch im Westen (s. S. 29 dieser Studie). Die Heranziehung der Monomachoskrone als unmittelbares Vorbild der Stefanskronen ist übrigens auch aus historischen Gründen bestreitbar. Nach den Fundumständen der Monomachoskrone wurden ihre Bestandteile 1860 und 1861 in Nyitraivánka (Oberungarn) ausgegraben. Früher meinte man allgemein, daß es sich hier um ein Geschenk des Kaisers Konstantinos Monomachos an König Andreas I. von Ungarn handle. Josef D e é r stellte jedoch fest, daß die Monomachoskrone ebenfalls den Typus einer Frauenkrone vertritt (a.a.O., Mittelalterliche Frauenkronen, S. 418). Ob die Krone König Andreas, ob seiner Gattin, der Tochter Jaroslavs d. Gr., des Fürsten von Kiew, gehörte, die Historiker meinen, daß, als König Andreas infolge der Erbfolgewistig-

keiten zur Flucht gezwungen wurde, seine Getreuen die Krone mit anderen Schätzen zusammen vergruben. So blieb die Krone bis 1860 im Schoße der Erde verborgen und konnte kaum als Modell für einen königlichen Goldschmied am Hofe Bélas III. gedient haben (s. Krone des Kaisers Konstantinos Monomachos a.a.O. 42).

Was Boecklers zweiten Beweis anbelangt, habe ich im ersten Teil dieser Studie eine ganze Reihe von Analogien byzantinisierender dekorativer Motive der „c o r o n a l a t i n a“ aus dem römisch-germanischen Gebiete sowohl für das Goldschmiedewerk wie für die Schmelzplatten herangezogen (s. S. 29f). Dies genügt, um wenigstens den Entstehungskreis der Kreuzbügel zu lokalisieren. Gegen Boecklers Annahme, daß die „c o r o n a l a t i n a“ in Ungarn selbst entstanden wäre, spricht eine höchst wichtige Tatsache: das absolute Fehlen jedes Vergleichsmaterials. Wir besitzen keine einzige Schmelzarbeit aus Ungarn aus dem 10.—12. Jh., von welchen mit aller Sicherheit festgestellt werden könnte, daß sie nicht östlicher oder westlicher Import ist (z. B. das Enkolpion aus Stuhlweißenburg, ein anderes aus dem Grabe Bélas III., die Staurotheke von Gran, der Reliquienbehälter aus Siklós usw.). Wir besitzen auch keine schriftlichen Nachrichten von ungarländischen Goldschmiedewerkstätten aus dieser Zeit. Infolge des vollständigen Mangels an einschlägigen Denkmälern und ungarischen schriftlichen Quellen einerseits und hinsichtlich der stilistischen Analogien andererseits sind wir veranlaßt, die Lösung für logisch zu halten, daß die Schmelzplatten und die Montierung im römisch-germanischen Reichsgebiet, an der Wende des 10. zum 11. Jh. oder etwas später entstanden sind, wenn man auch die Schmelzbilder noch nicht genau lokalisieren kann. Boeckler sieht einen reifen romanischen Geist in den Apostelfiguren, als Beweis führt er an sowohl die „schwere, breite Bildung der Körper, das Erdgebundene, Lastende ... die romanische Statik“, — die „geometrische Einfachheit des Körperkonturs, die Betonung der Mittelachsen der Figuren“, wie auch die bestimmte Aufteilung der Fläche ... die „tafelartige Umrahmung der Schrift“ und die Ornamente, die als geschlossene Felder getrennt sind. Diese Merkmale hält Boeckler für den reifen romanischen Stil des 12. Jh.s charakteristisch. Dieselben Kennzeichen sind aber schon im 9. Jh. zu finden. Die Miniaturen — Figuren des hl. Johannes und hl. Hieronymus — in einem Salzburger Hieronymus-Manuskript aus der ersten Hälfte des 9. Jh.s (Wien, Österreichische Nationalbibliothek, cod. 1332) (Abb. 7b) sind stilistisch mit den Apostelfiguren der Stefanskronen stark verwandt.

Dieselbe geometrische Einfachheit, tafelartige Umrahmung der Schrift, romanische, lastende Statik der Figuren und in Feldern getrennte Ornamentik, die Boeckler nur für den reifen romanischen Stil kennzeichnend hält, sind an den Miniaturfiguren des 9. Jh.s schon vorhanden. Die Salzburger Miniaturfigur und die Apostel der Stefanskronen sind tatsächlich eng verwandt sowohl im Stil der schweren Figuren, durch ihre Frontalität, ihre breite Fußstellung, wie in der Struktur der Ornamentik. Es ist interessant, darauf hinzuweisen, daß die ersten Mönche des Salzburger Benediktinerklosters St. Peter Iren und Anglosachsen waren und daß später, in der zweiten Hälfte des 8. Jh.s in den Salzburger Miniaturen auch byzantinische Einflüsse sich melden (Cutbercht Evangeliar). In Anbetracht der tatsächlich vorhandenen stilistischen Beziehungen zwischen den Aposteln der Stefanskronen und den Figuren des Salzburger Hieronymusmanuskripts, und angesichts der historischen Angaben über den Salzburger Kunstkreis, scheinen die irisch-byzantinischen Wurzeln der Apostel der Stefanskronen und ihre Datierung ins 10.—11. Jh. nicht so unmöglich, wie es Boeckler in seiner Studie meint.

Boecklers These ist nicht weniger anfechtbar vom historischen und auch vom logischen Standpunkt aus. Bei der Lösung dieses überaus komplexen Problems läßt er die historischen Aspekte wieder außer acht. Er läßt nämlich die wichtige Frage unbeantwortet, was eigentlich dieses Objekt ursprünglich gewesen sein konnte, das man — seiner Ansicht nach — im zweiten Viertel des 12. Jh.s in Ungarn schuf, um es als Bestandteil der sogenannten Stefanskronen zu benützen. Daß die Kreuzbügel in sekundärer Verwendung an der Krone angebracht sind, bezweifelt er nicht. Das Fehlen von vier Apostelfiguren, die nachträgliche Biegung der Bügel usw. beweisen klar, daß sie nicht eigens zur Ergänzung der Dukaskrone verfertigt, sondern Teile eines schon existierenden Goldschmiedewerkes waren. Wie ist es im Hinblick auf den so oft dokumentierten Reichtum der ungarischen königlichen Schatzkammer zu erklären, daß man zu diesem Zweck einen so ungeeigneten Gegenstand aussuchte, auf welchem die eine Figur — der Pantokrator, eine Kopie der griechischen Pantokratorfigur am Stirnjuwel der griechischen Krone — bereits vorhanden war? Hätte der Ungarkönig, der gewiß seine guten Gründe hatte, um mittels einer „pia fraus“ sich die Krone des Hl. Stefan zu schaffen, nicht eigens neue, goldene Bestandteile zu diesem Zweck bestellen können? Was war der Grund dafür, daß er einen anderen, neutralen Gegenstand verstümmeln ließ, der übrigens

gar nicht für diesen Zweck geeignet war, weil dadurch zwei identische Figuren auf dieselbe Krone kamen, was aus ästhetischen und kompositionellen Gründen sich als keine glückliche Zusammenstellung erwies. Der König mußte seine guten Gründe haben, um gerade diesen speziellen Gegenstand als Bestandteil der neuen Kronenkomposition anzuwenden. Er mußte dabei gewisse Schwierigkeiten überwinden, um diese Kombination durchzuführen: 1. die Goldbügel konnte man nicht ohne Gefahr einer Beschädigung biegen — wie wir wissen, sind sie auch tatsächlich beschädigt worden — und 2. der so entstandene Kopfumfang geriet ungewöhnlich groß, so daß man die byzantinische Krone erweitern mußte, um sie den Bügeln anpassen zu können. Warum hat man die Ergänzungsteile nicht der Dukaskrone angepaßt, anstatt sie zu demontieren und zu erweitern, um sie den Ergänzungsteilen anzupassen? Das alles ist psychologisch und logisch nur dann zu erklären, wenn man annimmt, daß dieses sekundär verwendete Goldschmiedewerk eine spezielle Bedeutung hatte, ein wichtiges, historisches „*praetium affectionis*“, eine nationale Tradition, welche es mit Ungarns erstem König, dem Hl. Stefan, verband, dessen Krone ja jetzt geschaffen werden sollte, um eine heilige Reliquie für die lange Reihe nachkommender Generationen zu bieten. Und wenn es so gewesen war, dann kann man die Verbindung der „*corona latina*“ mit der Person des Hl. Stefan und ihre Entstehung in den ersten Jahrzehnten des 11. Jh.s nicht bezweifeln. Um so weniger, weil wir dazu zahlreiche Stilanalogien aus dieser Zeit besitzen.

Noch ein technischer Grund spricht gegen die späte Datierung der „*corona latina*“: die Schmelzfarben. Meine unmittelbaren Studien an byzantinischen sowohl wie an westlichen Schmelzarbeiten beweisen klar, daß Schmelzfarben aus dem 12. Jh., mit Ausnahme des einzigen transluciden Smaragdgrüns, durchwegs opak und sogar „schmutzig“ scheinen, gegenüber dem klaren, transluciden Schein der früheren Schmelzfarben (siehe die Schmelzfarben der neapolitaner und sizilianischen Schule, der aus Monte Cassino und die entsprechenden östlichen Beispiele z. B. die Staurotheke von Gran, die späteren Schmelzteile der Pala d'Oro usw.). Das selten vorkommende translucide Dunkelblau und das weitverbreitete translucide Rot sind charakteristische Farben der frühen Schmelzarbeiten ungefähr bis zum 10. Jh. Im Jahre 1938, als ich Gelegenheit hatte, die Stefanskronen für kurze Zeit im Original zu besichtigen, habe ich zweifelsohne feststellen können, daß das translucide Rot — neben dem

Smaragdgrün — an den Apostelplatten tatsächlich vorhanden ist. Damit ist uns noch ein wichtiger Beweis gegeben, um die *corona latina* nicht später als das Ende des ersten Viertels des 11. Jh.s zu datieren.

Boecklers Studie hat also in keiner Hinsicht eine befriedigende Lösung der überaus komplexen Probleme der Stefanskronen gebracht. Die Aufgabe ist ungemein schwierig und die entscheidenden Fragen sind noch immer als offene Fragen zu betrachten.

## **Die Tätigkeit der Vereine „Philomousos Hetaireia“ und „Hetaireia ton Philikon“ im Hinblick auf die geistigen Auseinandersetzungen im vorrevolutionären Griechenland**

Von APOSTOLOS E. VAKALOPOULOS (Thessalonike)

1. Zu Beginn des 19. Jh.s zeigte sich das unterdrückte griechische Volk reif für seine Befreiung. Geistige und wirtschaftliche Antriebe hatten seine Entwicklung rasch vorangebracht und zu jener bemerkenswerten nationalen Geschlossenheit geführt, wie wir sie in den Tagen vor Ausbruch der Unabhängigkeitskriege von 1821—1829 beobachten. Gerade aus dieser seelischen Gefäßtheit und Reife der versklavten Griechen ergaben sich die größten Chancen für das Gelingen des Aufstandes, der am breitesten ausgedehnten Erhebung seit der Einnahme Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1453. Der Aufstand von 1821 ist die letzte große Phase des unaufhörlichen und ungebrochenen Widerstandes des griechischen Volkes gegen die Eroberer, die letzte große Phase eines erbarmungslosen und stillschweigend, aber entschlossen geführten Kampfes, der bereits mit den ersten Jahren der Unterdrückung einsetzte.

In den ersten Jahrzehnten des 19. Jh.s ist die einst weit verbreitete Hoffnung des griechischen Volkes, mit Hilfe eines anderen Staates sich die Freiheit zu erringen (dieser Gedanke geht zurück bis in die Zeit der Paläologendynastie), durch die zahlreichen Enttäuschungen arg erschüttert worden, die man während der Türkenherrschaft besonders von Venetianern, Russen und Franzosen hatte erleiden müssen. Diese Erfahrungen brachten das Volk zu der Einsicht, daß es sich in erster Linie auf die eigenen Kräfte verlassen und von sich aus, ohne fremde Hilfe, den Widerstand gegen die

Türken organisieren müsse. Das sei der „Beginn des Sieges“, wie ein anonym er Autor 1806 schrieb<sup>1)</sup>. Jedoch lebte in einem großen Teile des griechischen Volkes das Vertrauen auf Hilfe und Intervention des orthodoxen und daher religiös verbundenen Rußland fort<sup>2)</sup>.

Die Rückbesinnung der griechischen Nation auf sich selbst setzte namentlich ein, nachdem sich die Hoffnungen auf Hilfe seitens Napoleons als trügerisch erwiesen hatten<sup>3)</sup>. „Damals sah ich ein“, bemerkt Theodor Kolokotronis, ein führender Aufständischer, „daß wir alles, was wir zu tun hatten, allein tun mußten, und uns kein Hoffnungsschimmer vom Ausland her leuchtete“<sup>4)</sup>. Tatsächlich sahen die freiheitlich gesinnten Geister mit Enttäuschung, wie sich Napoleon voll Verachtung für die Prinzipien der Französischen Revolution und ohne Interesse an der Befreiung der versklavten Völker zum Diktator machte und danach eine eigene Dynastie begründete<sup>5)</sup>. „Il a trompé l'attente du siècle . . .“<sup>6)</sup>. Nichtsdestoweniger hielten viele Griechen an ihrem Glauben fest, jener große Monarch werde die Türkei zerschlagen und ihre Heimat befreien. Nur der tragische Fall Napoleons holte die traumbefangenen griechischen „Ragiaden“<sup>7)</sup> aus ihrem Himmel auf die Erde.

Jetzt zwang sie die harte Wirklichkeit vor die Frage, auf welche Weise die griechische Heimat befreit werden könne. Die Griechen durchdachten und besprachen mit gesteigerter Leidenschaft die verschiedenen Ansichten und Pläne, denn sie hatten einen jener kritischen Augenblicke erreicht, wie sie uns zuweilen in der Geschichte der Völker entgegentreten, Augenblicke, die über den Gang der Zukunft entscheiden. In welcher Richtung sollten sie nun vorgehen,

<sup>1)</sup> Anonym, Ἑλληνικὴ νομαρχία. 2. Aufl., besorgt v. B. N. Tomadakis. Athen 1948, S. 186.

<sup>2)</sup> Jakovaky Rizo Néroulos, Histoire moderne de la Grèce. Genf 1828, S. 89, 113.

<sup>3)</sup> Laskaris, M. Th. (Herausg.), Αὐτοβιογραφία Ἰωάννου Καποδίστρια. Athen 1940, S. 20. Chrysanthopoulou, Ph. (oder Photakos), Ἀπομνημονεύματα περὶ τῆς ἐλληνικῆς ἐπαναστάσεως. Athen 1899, Bd. I, S. 1. Isambert, Theod., L'indépendance grecque et l'Europe. Paris, 1900, S. 28 f.

<sup>4)</sup> Kolokotronis, Theod., Διήγησις συμβάντων τῆς ἐλληνικῆς φυλῆς (1770—1836). Athen 1889, Bd. I, S. 47.

<sup>5)</sup> Photakos, a.a.O. Bd. I, S. 2.

<sup>6)</sup> Belloc, Louise Sw., Bonaparte et les Grecs. Paris 1826, S. 13.

<sup>7)</sup> „Ragiaden“: Bezeichnung der von den Türken unterworfenen Nichtmuselmanen.

um der ausweglosen Situation zu entinnen und ihre Pläne zu verwirklichen?

Diese geistigen Auseinandersetzungen gipfelten in der Gründung zweier Vereinigungen, der öffentlichen und für Bildungszwecke bestimmten Ἑταιρεία τῶν Φίλων τῶν Μουσῶν (Vereinigung der Musenfreunde), auch kurz „Φιλόμουσος“ genannt, und der geheimen und revolutionären „Ἑταιρεία τῶν Φιλικῶν“ (Vereinigung der Freundschaftlichen). Die Leitideen wurden bereits lange vor der Gründung dieser Vereinigungen formuliert und verbreitet; die Gründer machten sie sich zu eigen, faßten sie klar und konkret und gingen daran, sie zu verwirklichen.

2. So waren die gebildeten Griechen seit vielen Jahren von dem Gedanken inspiriert, das geistige Niveau ihrer Landsleute zu heben. Ihnen schwebte vor, Schulen zu gründen und die Denkmäler der Antike zu sammeln, zu pflegen und zu studieren. Mit Sorge bemerkten sie, wie diese Schätze unter dem Einflusse der Witterung, vor allem aber infolge der Ignoranz der Bevölkerung immer mehr verfielen oder von den Europäern erworben und aus Griechenland hinausgebracht wurden. Nach der Erfüllung dieser zivilisatorischen Aufgaben trachtete besonders die erwähnte „Φιλόμουσος Ἑταιρεία“ in Athen, die 1813 mit Unterstützung der an der Ausweitung ihres Einflusses im Osten interessierten Engländer ins Leben gerufen worden war. Die erfreuliche Nachricht von ihrer Gründung übermittelte der Herausgeber des „Loghios Hermes“, Archimandrit Anthimos Gazis, dem Grafen Kapodistrias, der im Herbst 1814 nach Wien gekommen war, um an den Arbeiten des Wiener Kongresses teilzunehmen, dem Metropolen Ignatios, sowie anderen im Ausland lebenden Griechen. Gazis teilte ihnen auch noch mit, daß er persönlich bestrebt sei, ein Gymnasium auf dem Pelion zu errichten. Graf Kapodistrias war der Ansicht, die internationale Situation sei für die Bestärkung und Förderung solcher Absichten günstig, und gründete in Wien mit ausdrücklicher Genehmigung des Zaren — vielleicht, um ein Gegengewicht gegen den englischen Einfluß zu schaffen — eine neue gleichnamige Vereinigung. Diese suchte die Athener Schwestervereinigung in deren Bemühungen um die Durchführung des Unterrichts im europäischen Griechenland, bei der Förderung armer Schüler, der Herausgabe von Werken der Klassiker und bei der Wiederentdeckung und Pflege antiker Kunstdenkmäler zu unterstützen. Weiterhin beabsichtigte man, Gazis Geld zur Ver-

fügung zu stellen, so daß er auf dem Pelion jene höhere Schule errichten konnte; der ehrgeizige Archimandrit träumte davon, sie werde von jener hohen Stätte herab Strahlen ins ganze unterdrückte Griechenland senden.

Damit die Ausführung dieser Pläne glücke, unterbreitete Kapodistrias dem Zaren den Vorschlag, unter den offiziell an den Arbeiten des Wiener Kongresses Beteiligten eine Geldsammlung zu veranstalten. Der Zar selbst zeichnete mit einem jährlichen Beitrag von 200, die Zarin mit 100 holländischen Dukaten; auch die anderen Persönlichkeiten, Fürsten, Minister usw. steuerten verschiedene Beträge bei. Die Gesamtsumme der gezeichneten Spenden wurde in zwei gleiche Teile geteilt — die eine Hälfte übersandte man den „Ephoren“ der Schulen in Athen, während die andere Hälfte Gazis überlassen wurde. So fand die neugegründete „Φιλόμουσος Ἑταιρεία“ dank der Wiener Ereignisse in ihren edelmütigen und durchaus friedlichen Idealen schnell die moralische und finanzielle Unterstützung angesehener Griechen und Ausländer. Jedoch konnte dieser glänzende Beginn in der ungünstigen Atmosphäre des Wiener absolutistischen Regimes nicht mit der Hoffnung auf weitere Erfolge fortgesetzt werden. Recht bald sahen sich die geistigen Väter der „Φιλόμουσος Ἑταιρεία“, gezwungen, deren Sitz nach München zu verlegen, wo allerdings die Tätigkeit Mitte 1817 eingestellt wurde<sup>8)</sup>.

Die inzwischen verbreiteten Ideen aber wirkten weiter. Die aufgeklärten Mitglieder, die geistig Führenden strebten nicht nur eine Ausbreitung der Erziehung auf griechischem Boden an, sondern suchten mitten auf dem Balkan ein groß angelegtes Erziehungsprogramm

<sup>8)</sup> Die Urkunden zur Gründung der „Φιλόμουσος Ἑταιρεία“ in: Kambouroglous, Dimitrios Gr., *Μνημεῖα τῆς ἱστορίας τῶν Ἀθηναίων*. Athen 1889, Bd. I, S. 213—231. Weiteres Material in:

Waddington, G., *A visit to Greece in 1823 and 1824*. London 1825, S. XVIII. Laskaris, a.a.O., S. 44 f.

Philimon, Ioannis, *Δοκίμιον ἱστορικὸν περὶ τῆς Φιλικῆς Ἑταιρείας*. Nauplia 1834, S. 129—131.

Dragoumis, Nikolaos, *Ἱστορικαὶ ἀναμνήσεις*. Athen 1936, Bd. I, S. 175.

Jakovaky Rizo Néroulos, *Cours de la littérature Grecque*. Genf 1828, S. 165.

Kandiloros, Takis Ch., *Ἡ Φιλικὴ Ἑταιρεία 1814—1821*. Athen 1926, S. 66 f., 88. Mit Vorsicht auch:

Kambouroglous, Dimitrios Gr., *Mémoires du prince Nicolas Ypsilanti*. Athen, Paris, o. J., S. 4.

durchzusetzen. Ehrgeizig wollten sie mit der Gründung griechischer Schulen und der Verbesserung der schon bestehenden für die Bildung aller christlichen Völker des Ostens wirken und sie in einem mächtigen orthodoxen Staate zusammenfassen<sup>9)</sup>. Die übertrieben optimistischen Theoretiker glaubten, die griechische Sprache und Kultur werde sich in der Wallachei, in der Moldau und in Bulgarien in ein bis zwei Generationen beherrschend durchsetzen<sup>10)</sup>.

In dieser Hinsicht ermutigte vor allem die Tatsache zu Spekulationen, daß griechische Erziehung und Kultur dank der Tätigkeit hauptsächlich von Kaufleuten, Gelehrten und Klerikern bereits beachtliche Zentren hellenischen Geistes in der Walachei und Moldau, in Bulgarien und in geringerem Ausmaß auch in Serbien geschaffen hatten. Ja, in Bulgarien schritt die Hellenisierung zu Beginn des 19. Jh.s so rasch fort, daß die Bewohner besonders der Groß- und Kleinstädte griechisch lernten, ihre Kinder nach griechischen Bildungsidealen erzogen und sie in griechische Schulen schickten, wo Griechen oder hellenisierte Bulgaren unterrichteten. Und die zyrilische Schrift schließlich machte immer mehr der griechischen Platz<sup>11)</sup>. Allgemein gesehen, hatten die Völker des Balkans noch keine eigene „paideia“ entwickelt, die der sich ausbreitenden griechischen hätte entgegen gestellt werden können. Daher diente — und das nicht ohne Berechtigung — die griechische Bildungsarbeit zweifellos als wirksames Mittel zur Kultivierung dieser Völker und als starke Triebfeder ihres geistigen und nationalen Aufschwungs.

Das Ideal einer Hellenisierung der christlichen Völker des Balkans und des Nahen Ostens hatten sich namentlich jene griechischen Intellektuellen zu eigen gemacht, die später den Aufstand von 1821 als verfrüht mißbilligten. Viele vertraten folgende These: Wenn die Griechen weiterhin friedlich mit den Türken auskämen, könnten sie ununterbrochen und in steigendem Maße den türkischen Verwaltungsapparat zu ihrem Vorteil unterwandern und beeinflussen, um schließlich dank ihrer Intelligenz, Erfahrung und Gewandtheit den Sturz ihrer Herren auf kaltem Wege herbeizuführen. Dann würden

<sup>9)</sup> Photakos, a.a.O., Bd. I, S. 8.

<sup>10)</sup> Considerations sur la guerre actuelle entre les Grecs et les Turcs, par un Grec. Paris 1821, S. 43. Müller, Chr., Reise durch Griechenland und die Ionischen Inseln in den Monaten Juni, Juli und August 1821. Leipzig 1822, S. 76 f.

<sup>11)</sup> Jireček, C., Geschichte der Bulgaren. Prag 1876, S. 509. Vgl. auch: Photakos, a.a.O. Bd. I, S. 8.

sie ohne jeden Gewaltstreich zur Herrschaft gelangen, während sie gleichzeitig in den anderen Balkannationen ihre geistige und politische Führerrolle behielten. Indem sie so einerseits die türkische Herrschaft beseitigten und andererseits die Christen fremder Nationalität assimilierten, würden sie am Bosphorus das byzantinische Kaiserreich erneuern<sup>12)</sup>.

Dieses auf die Überlegenheit der griechischen Erziehung und Kultur gegründete Ideal gehörte zum Gedankengut von Intellektuellen, deren zentrales Bildungserlebnis zweifellos das Studium der bewunderungswürdigen Umwandlung des Oströmischen Staates in einen byzantinisch-griechischen gewesen ist. Wenn solche Vorstellungen auch über die damals realiter gegebenen geistigen Kräfte und Möglichkeiten der griechischen Kultur, die Landesgrenzen zu überspringen und die Völker zu assimilieren, hinausgingen und in krassem Widerspruch zum erwachenden Nationalismus und den europäischen Kultureinflüssen auf der Balkanhalbinsel standen, sind sie doch nicht ohne Wurzeln und Vorläufer in der jüngsten griechischen Geschichte. Ansätze finden wir schon in den Prinzipien der Verfassung von Rigas Velesinlis: nämlich, daß griechische zivilisatorische Einflüsse in der geplanten Balkanunion eine führende Stellung einnehmen sollten. Die Ausbreitung und werbende Kraft der griechischen Kultur bildet einen interessanten, in den Einzelheiten aber noch unerforschten Problemkreis der neueren südost-europäischen Geschichte<sup>13)</sup>.

Sieht man von den Mängeln ab, die jenen Gedankengängen anhaften und ihnen utopische Züge verleihen, bleibt die Frage offen, welchen ethischen Einfluß diese Ideale auf das neu erstehende griechische Nationalbewußtsein ausgeübt hätten. Unter diesem Blickwinkel gelangt D. Vikelas, ein Intellektueller der nachrevolutionären Epoche, zu einem ungünstigen Urteil über jene Ideen (1884):

<sup>12)</sup> Vikelas, Dimitrios, 'Η 'Ελλάς πρὸ τοῦ 1821. Athen 1884, S. 21. Über Nachwirkungen und Reste dieser Ansichten in der nachrevolutionären Epoche: Karolidis, P., Σύγχρονος ἱστορία τῶν Ἑλλήνων καὶ τῶν λοιπῶν λαῶν τῆς Ἀνατολῆς ἀπὸ τοῦ 1821 μέχρι τοῦ 1921. Athen 1922, Bd. I, S. 316 f. vgl. auch Paparrigopoulos, Ἱστορία τοῦ Ἑλληνικοῦ ἔθνους. Athen 1932, Bd. V, Teil II, S. 80—82.

<sup>13)</sup> Vakalopoulos, Apostolos E., Τὰ ἐλληνικὰ στρατεύματα τοῦ 1821 Thessaloniki 1948, S. 6. Für die Verhältnisse in der Moldau: Jorga, N., Geschichte des rumänischen Volkes. Gotha 1905, Bd. II, S. 207 ff., 231 ff. Dimaras, K. Th., Ἐνα ἀνέκδοτο ἔργο τοῦ Δ. Καταρτζῆ, in: „Παιδεία“ I (1946/47) S. 486 f.

„Wie tief wollten denn“, schreibt er, „die Griechen in niedrigem, unterwürfigem Kleinmut versinken, wenn sie, im Vertrauen auf ihre geistige Überlegenheit, noch immer das Römerreich — und zwar allein durch Kriecherei — erneuern wollten, gesetzt den Fall, das Blut unserer Väter hätte nicht die Schmach beglichen, die wir in den Tagen der Sklaverei erlitten? Auch fünfzig Jahre frei zu atmen reicht noch nicht aus, den Schmutz der Erniedrigung von vier Jahrhunderten völlig abzuwaschen! Und Völker, die den Nacken unter das Sklavenjoch beugen und den einzigen Ausweg in der Korruption ihrer Herren sehen, sind der Freiheit nicht wert. Die Wiedergeburt Griechenlands durfte, konnte nicht durch christliche Paschas geschehen; die historische Aufgabe des Griechentums lag nicht in der Auferweckung des byzantinischen Staates. Die Freiheit mußte so errungen werden, wie sie errungen wurde, mit dem Schwert und ungezählten Opfern“<sup>14)</sup>.

Berühmtere Repräsentanten des Kreises jener Männer, denen — bei aller Verschiedenheit ihrer politischen Konzeptionen — vorerst an einer Kultivierung des griechischen Volkes lag, waren Graf Kapodistrias, Adamantios Korais, Alexander Mavrokordatos u. a. Kapodistrias sprach die charakteristischen Worte: „Erst müssen wir den Griechen zur Bildung verhelfen und dann können wir Griechenland schaffen“<sup>15)</sup>. Er sah mit Sorge die Möglichkeit, die Griechen könnten eines Tages losschlagen, denn er befürchtete die entsetzlichen Folgen eines solchen Wagnisses, d. h. die blutige Reaktion der Pforte, aber auch die feindselige Haltung der europäischen Großmächte. Einstweilen, glaubte er, sollte man sich bemühen, die Lage seiner Landsleute erträglicher zu machen, bis die Zeit und der Lauf der Dinge günstige Umstände geschaffen und die allgemeine Lage verändert hätten. Im geeigneten Augenblick würde dann die europäische Diplomatie unter russischer Führung die Rolle des Befreiers des griechischen Volkes übernehmen. Kapodistrias mißbilligte die revolutionären Pläne der „Εταιρεία τῶν Φιλικῶν“. Aus diesem Grunde schlug er alle ihm unterbreiteten Anträge, die Leitung dieser Vereinigung zu übernehmen, nacheinander aus. Viel später, als schon die Regierung des jungen griechischen Staates in seinen Händen lag, wurde er gelegentlich der Unterzeichnung eines Zirkularerlasses, der die geheimen Organisationen verbot, von alten, herauf-

<sup>14)</sup> V i k e l a s, a.a.O. S. 24 f.

<sup>15)</sup> P h i l i m o n, a.a.O. S. 128, vgl. auch S. 278.

drängenden Erinnerungen so aufgebracht, daß er den Federkiel beiseite legte, vom Tisch aufsprang und „viele und harte“ Worte gegen die „Φιλική Ἐταιρεία“ zu seinem jungen Sekretär und Bewunderer Nikolaos Dragoumis sprach. Kurz deutete er die Entwicklung jener Vereinigung an, schilderte, welche Vorschläge sie ihm nahegelegt und wie er sie abgewiesen und fügte, von seinen eigenen Worten aufgereizt, in leidenschaftlichem Zorne hinzu: „So, das habt ihr angestellt und das Ergebnis ist, als hättet ihr euch die Augen ausgeschlagen“<sup>16)</sup>. Für ihn stand offenbar der eigentliche Gewinn der Griechen von ihrem langwierigen Kampfe in gar keinem Verhältnis zu seinen furchtbaren Opfern.

Erwartete also Kapodistrias von der Zukunft, eine schrittweise Entwicklung der Nationalitäten auf dem Balkan werde die Intervention der Großmächte mit dem Ziel der Befreiung Griechenlands hervorrufen? Tatsächlich scheinen solche Gedanken die politische Konzeption nicht nur Kapodistrias' beherrscht zu haben (wie man übrigens auch zwischen den Zeilen seines Ende 1826 an Zar Nikolaus gerichteten Entlassungsgesuchs lesen kann), sondern auch vieler anderer Griechen, hauptsächlich Intellektueller, die sich wohl oftmals nach Ausbruch des Krieges gefragt haben dürften, ob es denn überhaupt lohnte, so viel Blut für die Befreiung eines kleinen Teiles der griechischen Lande zu vergießen. Als beispielsweise in der Moldau die kriegेरischen Unternehmungen Alexander Ypsilantis' mißlingen, verurteilten der Metropolit der Οὐγγροβλαχία<sup>17)</sup>, Ignatios, und Alexander Mavrokordatos dessen Schritte als verfrüht und unklug, distanzieren sich von Alexander Ypsilantis' Bruder und Vertreter in Griechenland, Dimitrios, und zögerten nicht, ihn mit schweren Vorwürfen zu verstimmen: „Die Griechen“, so schreibt der Hierarch<sup>18)</sup> zornig, „hätten niemals rebelliert, wäre uns nicht von einem verhängnisvollen Schicksal ein Ypsilantis beschert worden“<sup>19)</sup>. Mavrokordatos weist auf die ungeheuerere Last der Verantwortung Ypsilan-

<sup>16)</sup> Dragoumis, a.a.O. Bd. I, S. 118 f.

<sup>17)</sup> „Οὐγγροβλαχία“ kirchlicher Verwaltungsbezirk, etwa das Gebiet der ungar. Walachei.

<sup>18)</sup> „Hierarch“: landläufige Bezeichnung für höhere griechisch-orth. Geistliche, die Achtung und Respekt ausdrücken soll.

<sup>19)</sup> Philimon, Ioannis, Δοκίμιον περὶ τῆς ἐλληνικῆς ἐπαναστάσεως. Athen 1861, Bd. IV, S. 345. und ders., Δοκίμιον ἱστορικὸν περὶ τῆς Φιλικῆς Ἐταιρείας. S. 139 f.

tis' vor dem Volk hin und schildert die Verzweiflung der Bewohner der „Stereia Hellas“<sup>20)</sup> (27. Oktober alter Zeitrechnung) angesichts der Schrecken des Krieges. „Wie sollte es einem nicht die Tränen in die Augen treiben“, schreibt er ihm, „wenn man hört, wie unsere Brüder schluchzend die Urheber ihres Verderbens verfluchen? Jetzt leiden wir alle, schuldig oder nicht. Ich sage „schuldig“, weil ich die Verantwortungslosigkeit und charakterliche Leichtfertigkeit jener Menschen nicht anders als „Schuld“ bezeichnen kann. Während die Nation voranschritt und sich nach wenigen Jahren eine unblutige Befreiung erhoffte, beschleunigten jene Männer auf eigene Faust, selbstsüchtig die Dinge, obwohl die Nation noch nicht vorbereitet war; und jetzt haben wir trotz solchen Blutvergießens unsere Freiheit noch nicht einmal sicher“<sup>21)</sup>.

Der in Paris ansässige geistige Führer des Griechentums, Adamantios Korais, erwartete die Erlösung des griechischen Volkes allein von der Ausweitung der Bildungsarbeit, da, wie er meinte, auch die Revolution von 1789 durch die Aufklärung des französischen Volkes vorbereitet worden sei. Angesichts der allerorten gereizten Stimmung schwebte er in Todesängsten, es könne eine Revolution ausbrechen, bevor das griechische Volk genügend kultiviert und erzogen sei. „Ich sehe das Aufbegehren der Geister“, schrieb er am 9. Juli 1818 (alte Zeitrechnung) seinem Freunde Jakob Rotas, „und sehe, wie es nicht mehr von Tag zu Tag, sondern mit jedem Augenblick wächst, so daß mich Furcht überkommt. Ich bange nicht so sehr darum, daß die Nation nicht vom Geist erhellt würde, als daß, bevor genügend Licht in sie gedungen, ein paar Feuerköpfe das Sklavenjoch zerschmettern wollen, ohne den rechten Zeitpunkt abzuwarten. Das gäbe eine Verwirrung, ärger noch als die erste! Anstatt das Feuer einzudämmen, müssen es die Patrioten nun noch anfachen. Nur eines sollte man achtgeben: daß, die das Feuer legen, zugleich auch Herren der Flamme bleiben, so daß die Nation erwärmt wird, ohne gleich zu lodern, oder, wie das Wunder des Brombeerstrauches lehrt<sup>22)</sup>, zu

<sup>20)</sup> „Stereia Hellas“: das Gebiet von Böotien, Attika, Akarnania, Aitolia, Phthiotis, Doris und Phokis.

<sup>21)</sup> Vgl. seinen Brief in: Philimon, Δοκίμιον περὶ τῆς ἐλληνικῆς ἐπαναστάσεως. Bd. IV, S. 510—515; vgl. auch S. 344 f., wo Auszüge mit gleicher Tendenz geschriebener Briefe von K. Polychroniadis aus Paris abgedruckt sind.

<sup>22)</sup> Gemeint ist das in der Septuaginta aufgezeichnete Wunder: „ὅτι ὁ βάτος καίεται πυρί, ὁ δὲ βάτος οὐ κατεκαίετο“. Septuag., Ex. 2, 2.

brennen, ohne niederzubrennen"<sup>23</sup>). Noch in den letzten Tagen vor dem griechischen Aufstand schrieb er an Alexander Kontostavlos am 15. September 1820 (a. Ztr.) aus Anlaß der Erhebung Ali Paschas von Jannina gegen den Sultan, die Griechen sollten ja nicht dieses „seltsame“ Ereignis ausnützen, denn sie seien noch nicht reif dafür<sup>24</sup>). Und noch viel später vertrat er die Meinung, die Revolution hätte erst 1850 statt — zu verfrühtem Zeitpunkt — 1821 ausgerufen werden müssen. Sie sei ausgebrochen, bevor das Volk die entsprechende Bildung erworben hätte, deren es zur Gründung und Erhaltung des neuen Staates bedürfe<sup>25</sup>).

3. Dieses geistige Aufbegehren der Griechen stimulierten die auf-rührerischen Ideen der „Ἐταιρεία τῶν Φιλικῶν“, wie jene Vereinigung zunächst hieß, oder kurz der „Φιλική Ἐταιρεία“, die die breiten Massen des griechischen Volkes entschiedener und wirksamer beeinflusste, als die bedächtigen Theorien des Kreises von Intellektuellen um die „Φιλόμουσος Ἐταιρεία“. Die Φιλική Ἐταιρεία machte gute Fortschritte und wurde rasch bekannt, weil sie erstens ohne Umschweife die künftige, uneingeschränkte Wiedergeburt der Nation versprach und zweitens im verführerischen Zwielficht geheimer Betätigung stand. Sie setzte die Tradition von Rigas mit dem Endziel fort, alle orthodoxen und versklavten Völker des Balkans zur Insurrektion zu bringen<sup>26</sup>). Wie die Ideen der „Φιλόμουσος Ἐταιρεία“ war auch das Programm der „Φιλική Ἐταιρεία“ schon lange vor ihrer eigentlichen Gründung der griechischen Öffentlichkeit bekannt. Nach diesem Programm sollten die Griechen sofort handeln, ohne ihre geistige und kulturelle Weiterentwicklung abzuwarten. „Glaubt nicht“, schrieb der anonyme Redakteur der „Νομαρχία“ 1806, „daß es Jahrhunderte braucht, um unsere Nation zu veredeln, wie es erforderlich ist: Nein, Griechen! Befreiung und Veredelung sind ein und dieselbe Sache und wollen zur gleichen Zeit begonnen sein! ... Die Freiheit hat sich ihrer einstigen Heimstätte genähert. Der Trompetenstoß des Ares erweckte aus den Gräbern unserer Vorfahren die Helden ... Griechen! Die Stunde der Befreiung unserer Heimat ist gekommen, das Ende der Tyrannen, meine Brüder, jedem sicht-

<sup>23</sup>) Damalas, N., Ἐπιστολαὶ Ἀδαμαντίου Κοραΐ. Athen 1885, Bd. III, S. 80.

<sup>24</sup>) Ebenda S. 461.

<sup>25</sup>) Korais, Adamantios, Ἀυτοβιογραφία. Paris 1833, S. 27. Thereianos, D., Ἀδαμάντιος Κοραΐς. Triest 1890, Bd. III, S. 4, 21.

<sup>26</sup>) Philimon, Δοκίμιον περὶ τῆς ἐλληνικῆς ἐπαναστάσεως. Bd. I, S. 3.

bar ... Die Flüsse des Bluts unserer Nächsten, unserer Freunde, wo immer sie vom ottomanischen Schwert vergossen, fordern Rache"<sup>27)</sup>.

Viele Punkte der Organisation und Geschichte der „Φιλική Έταιρεία“ sind noch ungeklärt, besonders, was ihre ersten Jahre anlangt. Jedenfalls ist die Gründung von Geheimbünden eine zu Beginn des 19. Jh.s, vor allem aber nach dem Wiener Kongreß in Europa allgemein beobachtete Erscheinung. In geheimen Vereinigungen fanden liberale Kreise, die von der Polizei behindert und verfolgt wurden, ihre einzige Zuflucht. Viele von ihnen entstanden im Schoß der Freimaurerei, die von der Staatsgewalt geduldet wurde und der anzugehören große Mode in den höheren Gesellschaftsschichten des 19. Jh.s war<sup>28)</sup>. Beziehungen zwischen der „Φιλική Έταιρεία“ und dem Freimaurerbund bestanden, denn einer ihrer drei Gründer, Emanuel Xanthos aus Patmos, war Freimaurer. Wie sich nachweisen läßt, wurde die „Φιλική Έταιρεία“ dem Vorbild des Freimaurerbundes getreu organisiert. Ihre Geschichte setzt mit der Verbannung Napoleons nach Elba (also nach dem April 1814), ein, als in Europa der Atem liberaler Ideen erstickt zu sein schien. Zu dieser Zeit befreundeten sich drei in Odessa ansässige Griechen, Emanuel Xanthos, Nikolaos Skouphas aus Arta und Athanasios Tsakalov aus Jannina, junge Männer mit patriotischen und liberalen Idealen, „Menschen der zweiten Gesellschaftsklasse“ (kleinere Kaufleute). Immer wieder kreisten ihre Gespräche und Gedanken um das Schicksal ihrer ver-sklavten Heimat. Sie beobachteten mit bissiger Kritik die Interessenlosigkeit der christlichen Herrscher für das unterjochte griechische Volk. So regte sich in ihren Köpfen der Gedanke, die Stunde sei gekommen, da die Griechen allein handeln müßten, um ihren Träumen Raum und Atmosphäre zu schaffen. Es begannen die Diskussionen um Profil und Organisation eines geheimen „Befreiungsbundes“. Ihre Arbeiten nahmen etwa 4 Monate in Anspruch und wurden am 14. September 1814 oder möglicherweise ein, zwei Tage zuvor, beendet<sup>29)</sup>. Ähnliche Gefühle bewegten auch andere, namentlich im Ausland ansässige Griechen. Waren sie beieinander, kamen sie auf einer Gesellschaft zusammen, sprachen sie mit glühender Anteil-

<sup>27)</sup> Anonym, a.a.O. S. 191 f.

<sup>28)</sup> Weill, G., *L'éveil des nationalités et le mouvement libéral (1814—1848)*. Paris 1930, S. 24 f.

<sup>29)</sup> Vakalopoulos, Apostolos E., Συμβολή στην ιστορία της Φιλικής Έταιρείας, in: *Ελληνικά* XII (1951) S. 65 ff. Dort auch einschlägige Bibliographie.

nahme von ihrer unterjochten Heimat und diskutierten Pläne, mit denen die Freiheit durchgesetzt werden könnte. Der Gedanke einer Befreiung durch eine Erhebung schlug feste Wurzeln in ihren Köpfen, verbreitete sich ständig und wuchs zu einer moralischen Macht auf, die Menschen zuinnerst packend.

Skouphas und Tsakalov arbeiteten in Moskau an der Organisation der „Φιλική Έταιρεία“ weiter<sup>30</sup>). Schon am 13. Dezember 1814 (a. Ztr.) führten sie das erste Mitglied ein: Georgios Sekeris, einen Kaufmann vom Peloponnes<sup>31</sup>). Ich halte es nicht für wahrscheinlich, daß Georgakis aus Olympos bereits während des Wiener Kongresses der revolutionären „Φιλική Έταιρεία“ angehörte und dann selbst in Wien den Rumänen Theodor Vladimirescu als Mitglied gewann, wie Alfred Roth mit Iorga meinen<sup>32</sup>). Vielmehr dürften wohl beide der friedlich und zivilisatorisch wirkenden „Φιλόμουσος Έταιρεία“ angehört haben, deren Ziele zur Zeit des Wiener Kongresses Kapodistrias und andere Griechen propagierten. Außerdem findet sich im Namensverzeichnis der „Φιλική Έταιρεία“ das Philimon im Anhang des ersten Bandes seines *Δοκίμιον περὶ τῆς ἐλληνικῆς ἐπαναστάσεως* veröffentlichte, die Notiz, Georgakis aus Olympos, Sohn des Nikolaos, sei 1819 durch P. Anagnostopoulos in die „Φιλική Έταιρεία“ aufgenommen worden<sup>33</sup>). Folglich wurde Theodor Vladimirescu nach 1819 Mitglied, vielleicht Ende 1820, wie wir nach den Angaben Jakovaky Rizo Néroulos' vermuten dürfen<sup>34</sup>). Auch nehme ich an, daß der Hospodar der Walachei, Ioannis Karatzas (1812—1818) im Jahre 1815 nicht der „Φιλική Έταιρεία“ beitrat<sup>35</sup>), sondern der „Φιλόμουσος Έταιρεία“. An Persönlichkeiten der höheren Gesellschaftsschichten wandten sich die Parteigänger der „Φιλική Έταιρεία“ erst später, wie wir im Folgenden noch sehen werden.

Die Gründer der „Φιλική Έταιρεία“ traten nicht als Führer in Erscheinung, sondern bezeichneten sich als Exekutive der „ἀρχή“, d. h.

<sup>30</sup>) Xanthos, Emanuel, *Ἀπομνημονεύματα περὶ τῆς Φιλικῆς Έταιρείας*. Athen 1845, S. 4.

<sup>31</sup>) Ebenda S. 4. Mexas, Val., *Οἱ Φιλικοί*. Athen 1845, S. 4.

<sup>32</sup>) Roth, Alfred, Die Hetärie als balkanchristlicher Geheimbund und die Haltung des rumänischen Aufstandsführers Theodor Vladimirescu. In: SOF XIV (1955), S. 449, 451.

<sup>33</sup>) Philimon, *Δοκ. περὶ τῆς ἐλλ. ἐπαναστάσεως*. Bd. I, S. 405.

<sup>34</sup>) Jakovaky Rizo Néroulos, *Histoire moderne*. S. 284.

<sup>35</sup>) Roth, a.a.O. S. 449.

der obersten Leitung, die angeblich niemand kenne. Das unbestimmte und mysteriöse Wort „Arche“ übte eine geradezu magisch-suggestive Wirkung auf die Mitglieder aus<sup>36</sup>). Ein jeder faßte es auf und interpretierte es, wie er wollte. Ja, man glaubte, hinter der „Arche“ stecke der Zar, zumal doch in seinem Land, unter seinem Schutz die Vereinigung gegründet und propagiert worden war<sup>37</sup>). Solchen Vermutungen traten die Gründer übrigens nicht entgegen, denn auf diese Weise bestärkten sie den jahrhundertealten Glauben der Griechen an eine russische Intervention, während sie gleichzeitig den Reiz und die gebieterische Macht der geheimen Organisation erhöhten<sup>38</sup>). Daß infolgedessen die Anhänger der „Φιλική Ἑταιρεία“ russophil gesinnt waren, bedarf keiner Erklärung. Der Zar ließ auch später, zu Beginn des Jahres 1817, die „Φιλική Ἑταιρεία“ frei schalten und walten, obgleich ihm Ziele und Führer wohlbekannt waren. „Wir wollen versuchen“, sagte er zu Graf Kapodistrias, „die Griechen in Rußland zum Bewußtsein zu bringen und die göttliche Vorsehung wird auch die anderen erretten.“ Damals sandte Kapodistrias Privatbriefe an bekannte, in den Donauländern und in Odessa ansässige Griechen und forderte sie auf, der verschwörerischen Tätigkeit der bewußten Führer der „Φιλική Ἑταιρεία“ entgegenzuwirken<sup>39</sup>).

An diese Griechen im Ausland und im ottomanischen Reich wandten sich genau zum gleichen Zeitpunkt auch die Führer der „Φιλική Ἑταιρεία“. Sie waren überzeugt, daß sie sich der materiellen und moralischen Unterstützung der höheren Gesellschaftsschichten versichern müßten, wenn ihre Bewegung glücken sollte. Im ottomanischen Reich aber hielten sich jene Kreise der revolutionären Vereinigung gegenüber zurück und standen unter dem geistigen Einfluß der „Φιλόμουσος Ἑταιρεία“. In der Tat weigerten sich viele wohlbestallte Griechen, der „Φιλική Ἑταιρεία“ beizutreten, aus Furcht, eines Tages überführt zu werden und als Erste Hab und Gut und womöglich das Leben zu verlieren. Sie waren natürlich gut über die Existenz

<sup>36</sup>) Xanthos, a.a.O. S. 3 ff. Pouqueville, Histoire de la régénération de la Grèce. Paris 1824, Bd. III, S. 161. Phrantzis, Ambr., Ἐπιτομή τῆς ἱστορίας τῆς ἀναγεννηθείσης Ἑλλάδος. Athen 1839, Bd. I, S. 5 Anm. 1.

<sup>37</sup>) Trikoupis, Spyridon, Ἱστορία τῆς ἐλληνικῆς ἐπαναστάσεως. Athen 1879, Bd. I, S. 20.

<sup>38</sup>) Xanthos, a.a.O. S. 12.

<sup>39</sup>) Laskaris, a.a.O. S. 61—66.

dieser Vereinigung informiert und beobachteten aufmerksam, ja, beunruhigt deren Wühlarbeit<sup>40)</sup>.

Zur möglichst systematischen und umfassenden Organisation der „Φιλική Ἑταιρεία“ setzte einer ihrer Gründer, Anagnostopoulos, Ephorien ein und stattete sie mit administrativen und fiskalischen Vollmachten aus. Die offiziellen Bestimmungen dieser neuen Regelung, soweit sie uns in diesem Zusammenhang interessieren, beziehen sich auf folgende Punkte:

- 1) Aufnahme von Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens;
- 2) Ernennung gut beleumundeter Großkaufleute und Bankiers zu Ephoren;
- 3) Höhe der Beitragszahlungen entsprechend dem Vermögen;
- 4) Ausnutzen jeder Gelegenheit, mit Wesiren und Paschas in Kontakt zu kommen, um für die Vereinigung wichtige Nachrichten zu erhalten.

Schließlich haben die Mitglieder jedem Freund oder Landsmann, der von der türkischen Regierung verfolgt wird, solidarisch Hilfe zu leisten, ihm Asyl zu gewähren oder seine Familie zu unterstützen<sup>41)</sup>.

Man richtete nun in verschiedenen Städten des ottomanischen Reiches und des Auslandes solche „Ephorien“ ein und übertrug deren Leitung Großkaufleuten, Bankiers und überhaupt Leuten von Rang und Einfluß (genannt seien vor allem die „κοτσαμπάσηδες“ im türkisch beherrschten Griechenland). Infolgedessen kam es jetzt einerseits zur massenweisen Aufnahme von „κοτσαμπάσηδες“, Phanarioten und Angehörigen des höheren Klerus<sup>42)</sup>, was man anfangs hatte vermeiden wollen. Auf der anderen Seite kam die Zügelführung der „Φιλική Ἑταιρεία“ von liberalen Kleinbürgern in die Hände konservativer kommerzieller Kreise und reicher „κοτσαμπάσηδες“<sup>43)</sup>.

So wurde durch die Heranziehung konservativer Schichten der radikalrevolutionäre Charakter der Vereinigung immer mehr abgeschwächt. Zu Ephoren in den unter türkischer Herrschaft stehen-

<sup>40)</sup> Waddington, a.a.O. S. XXX f.

<sup>41)</sup> Philimon, Δοκ. περὶ τῆς ἑλλ. ἐπαναστάσεως. Bd. I, S. 37 f. Vgl. auch: Kambouroglous, a.a.O. S. 27—34. Philimon, Φιλική Ἑταιρεία. S. 235—238.

<sup>42)</sup> Kambouroglous, a.a.O. S. 28. Gordon, a.a.O. S. 47.

<sup>43)</sup> Kambouroglous, a.a.O. S. 27: „On institua donc des Ephores et avec un peu de pénétration on prévoyait dès lors que les chefs quels qu'ils fussent étaient enclins de préférence à un gouvernement aristocrato-monarchique.“

den griechischen Gebieten wurden gewöhnlich Demogeronten oder „χοτσαμπάσηδες“ bestellt, also Angehörige der griechischen Gemeindeverwaltung. Die politische Gewalt verblieb auf diese Weise trotz der Wirren, die nach Ausbruch der Freiheitskämpfe entstanden, in den Händen alter Honoratioren, der „χοτσαμπάσηδες“ und der „νοιλο-μυραϊοι“. Noch hatte sich das griechische Bürgertum in den Städten nicht emanzipiert und zögerte einzugreifen, während das griechische Bürgertum im Ausland zur Reife gelangt war und sich energisch Geltung verschaffte. Hauptsächlich die griechischen Bürger und Intellektuellen des Auslands trugen den revolutionären Gedanken ins türkische Gebiet. Leidenschaftliche und unermüdliche Kündler, riefen sie das griechische Volk wach und organisierten die allgemeine Insurrektion.

Die „Φιλική Έταιρεία“ leistete Erstaunliches für die seelische Vorbereitung der Griechen auf den Aufstand. In die verschiedenen griechischen Gebiete und in nichtgriechische Länder vor allem des Balkans, aber auch nach Ägypten und Syrien, schickte sie eine große Zahl energischer, unternehmender Vertrauensleute. Diese gründeten überall revolutionäre Zentren, flößten den Mitgliedern Mut ein und wiegelten sie so auf, daß sie aus ihrer Zurückhaltung herausgingen und die Türken provozierten<sup>44)</sup>. Hitzige Diskussionen in Häusern, Büros, Geschäften, an den Kirchen nach dem sonntäglichen Gottesdienst elektrisierten die Atmosphäre und führten, da jeder Mäßigung bar, zu stürmischen Äußerungen. Solche Aktionen der „Φιλική Έταιρεία“ geschahen in den letzten Jahren vor Ausbruch des Aufstandes ganz ohne jede Vorsichtsmaßregel. Nicht selten verkündeten sie Mitglieder der „Φιλική Έταιρεία“ ihre Thesen öffentlich, vermengt mit patriotischer Rhetorik und wilden Phantasien, die ihnen in enthusiastischer Stimmung einkamen. Das ereignete sich sogar in der Hauptstadt des ottomanischen Reiches, unter den Augen des Sultans. Nach Konstantinopel, in Xanthos Haus, war ohnehin schon Anfang des Jahres 1818 die zentrale Leitung der Vereinigung verlegt worden<sup>45)</sup>.

<sup>44)</sup> Philimon, *Φιλική Έταιρεία* S. 197—211, 308. Xanthos, a.a.O. S. 10. de la Gravière, Jurien, *La station du levant*. Paris 1876, Bd. I, S. 71.

<sup>45)</sup> Perrävos, Christophoros, *Ἀπομνημονεύματα πολεμικά*. Athen 1836, Bd. I. S. 184f. Photakos, a.a.O. Bd. I, S. 15. Xanthos, a.a.O. S. 11. Mexas, a.a.O. S. 7. Jakovaky Rizo Néroulos, *Histoire moderne*. S. 243: „en 1819 les femmes de Constantinople en avaient connaissance.“

Nur die nachlässige, energielose Trägheit der türkischen Behörden erklärt, wie die gärende Verschwörung unbemerkt bleiben konnte.

Die meisten Griechen gaben sich dem süßen Vorgefühl der Freiheit, dem Nimbus dieses Wortes hin und bedachten nicht die Möglichkeit eines furchtbaren Befreiungskrieges großen Ausmaßes, sei es, daß sie sich solchen Gedanken bewußt verschlossen, oder daß sie die Tragweite und die Folgen eines derartigen Unternehmens nicht sahen. Nicht wenige stellten sich die kommenden Ereignisse so vor, wie sich kurz vor dem Aufstand ein Kaufmann aus Patzas dem Freiheitskämpfer Makryjannis gegenüber äußerte: „Glaubst Du etwa, das Griechenland läßt auf sich warten? Unter den Türken werden wir schlafen gehen und unter den Türken aufwachen“<sup>46)</sup>. Unter dem Eindruck dieser großartigen Halluzination die Probleme der Befreiung so zu vereinfachen und die großen Hindernisse ohne weiteres beiseitezuschieben, charakterisiert die seelische Situation der Griechen am Vorabend der Befreiungskriege. Die Worte jenes Kaufmanns könnte der größte Teil des griechischen Volkes gesagt haben, in dem festen Glauben, die Zeit habe sich erfüllt.

Es zeigt sich also, daß die beiden Vereinigungen, die „Φιλική Ἐταιρεία“ und die „Φιλόμουσος Ἐταιρεία“ das nämliche Ziel: die „ἀνάστασις“ der griechischen Nation verfolgten, jedoch verschiedene Wege gingen, um es zu erreichen. Ihre Theorien kannte das griechische Volk, da sie, wie wir darlegten, bereits vor der Gründung der Vereinigungen formuliert worden waren. Die Griechen begannen nach 1800 lebhaft Diskussionen über das „wie“ und „wann“ ihrer Befreiung. Dabei schieden sich zwei Hauptrichtungen theoretischer Programmatik.

Beide Vereinigungen sahen in Konstantinopel — wo die zentrale Ephorie der „Φιλική Ἐταιρεία“ tätig war — das große griechische Kulturzentrum und zweifellos die Hauptstadt des künftigen griechischen Staates. Dennoch scheinen ihre Ansichten über die territoriale Ausdehnung des neuen Griechenlands auseinander gegangen zu sein. Die „Φιλική Ἐταιρεία“ trat entschiedener auf und hatte sich besser den objektiven Bedingungen und geistigen Strömungen der Epoche angepaßt. Sie strebte die gleichzeitige Erhebung auch der übrigen Nationalitäten des Balkans an, versuchte folglich, die Völker wach-

<sup>46)</sup> Vlacho jannis, Ioannis, Ἀρχεῖον Μακρυγιάννη. Athen 1907, Bd. II, S. 20. Vgl. auch: Phrantzis, a.a.O. Bd. I, S. 122.

zurütteln und sträubte sich nicht gegen den Gedanken an die Gründung auch anderer Staaten auf dem Balkan. Die Anhänger der „Φιλόμουσος Ἑταιρεία“ dagegen beabsichtigten eine Wiedererrichtung des byzantinischen Kaiserreichs. In den Ideen der „Φιλική Ἑταιρεία“ wirkt das revolutionäre Erbe Rigas Velestinlis' fort; das Programm der „Φιλόμουσος Ἑταιρεία“ enthält Pläne und Ansichten verschiedener griechischer Intellektueller des 18. und 19. Jh.s.

In den letzten vorrevolutionären Jahren ließen sich viele Griechen, namentlich Intellektuelle, Anhänger der „Φιλόμουσος Ἑταιρεία“ unter dem Eindruck der Propaganda der „Φιλική Ἑταιρεία“ und der allgemeinen Zeitströmung überzeugen, daß die Freiheit nicht allein mit friedlichen Mitteln, wie der Gründung von Schulen und kultureller Entwicklung, zu erreichen sei, sondern Kämpfe und Opfer kosten werde<sup>47)</sup>. Jene Intellektuellen, die zweifellos auch für das Programm der „Φιλόμουσος Ἑταιρεία“ eintraten, dürften wohl nicht ohne Einfluß gewesen sein und die Theorien beider Vereinigungen einander näher gebracht haben — eine geistige Bemühung, über die uns nichts näheres bekannt ist. Dennoch darf festgestellt werden, daß die meisten griechischen Anhänger der „Φιλική Ἑταιρεία“ ihre Ansichten nicht geändert haben. Diese Männer waren es auch, die eine Zusammenarbeit mit den Serben und Bulgaren erstrebten und dem Anführer der Aufständischen, Alexander Ypsilantis, rieten, die Bewohner der Moldau und der Walachei zum Kampf um ihre Freiheit aufzumuntern<sup>48)</sup>.

<sup>47)</sup> Goudas, Anastasios, Βίοι παράλληλοι τῶν ἐπὶ τῆς ἀναγεννήσεως τῆς Ἑλλάδος διαπρεψάντων ἀνδρῶν, Athen 1870, Bd. II, S. 315.

<sup>48)</sup> Marshall, F. H., Ἡ ἐν ἔτει 1821 στρατεία τοῦ Ὑψηλάντου εἰς τὰς παραδουναβίους ἡγεμονίας in: Δελτίον τῆς Ἱστορικῆς καὶ Ἐθνολογικῆς Ἑταιρείας τῆς Ἑλλάδος IX (1926), S. 470. Vgl. auch: Gordon, a.a.O. S. 135 f.

## La crise monétaire ottomane au XVI-ème siècle et son influence sur les principautés roumaines

Par NICOARĂ BELDICEANU (Paris)

Pendant la deuxième moitié du XVI-ème siècle les principautés roumaines ont connu une série de troubles et de guerres dévastatrices, résultat de leur volonté de s'affranchir de la situation imposée par les sultans ottomans au XV-ème siècle.

Mr. F. Babinger a établi les dates de la soumission des principautés aux sultans: la Valachie en 1394<sup>1)</sup>, la Moldavie en 1455<sup>2)</sup>.

Les combats sans succès durables menés par Ștefan le Grand en Moldavie et Vlad l'Empaleur en Valachie n'ont pas eu de résultats et les deux pays sont entrés sous l'influence de l'empire ottoman<sup>3)</sup>. Au commencement du XVI-ème siècle Rareș, hanté par l'idée de la fondation d'un état moldave, appuyé sur la force économique des cités saxonnes transylvaines, attira sur lui les foudres du sultan Sulejmân I<sup>4)</sup>. La victoire turque de 1538 affermit l'autorité de la Porte sur la Moldavie<sup>5)</sup>. Mais la suzeraineté imposée par la force des armées ottomanes ne fut pas acceptée de bonne grâce et le XVI-ème siècle connut une série de guerres menées par quelques princes désireux d'échapper à une emprise qui de jour en jour devenait plus exigeante.

Les historiens roumains pleins d'admiration devant des princes comme Jean le Terrible<sup>6)</sup> et Michel le Brave<sup>7)</sup> pour ne pas rappeler

<sup>1)</sup> F. Babinger, Beiträge zur Frühgeschichte der Türkenherrschaft in Rumelien. (München 1944) pp. 1—21. P. P. Panaitescu, Mircea cel Bătrân. (București 1944) p. 355.

<sup>2)</sup> F. Babinger, op. cit. pp. 21—29. N. Beldiceanu, Problema tratatelor Moldovei cu Poarta în lumina cronicii lui Pečewî. Balcania, V. 1. (București 1946). p. 394. Siebenbürgische Chronik u. Kriegshandel zu Wasser u. Land. (Walstatt 1596) p. 9.

<sup>3)</sup> I. Ursu, Ștefan cel Mare. (București 1925) pp. 28—32, 207—210.

<sup>4)</sup> N. Beldiceanu, Tratatetele dintre Moldova și Inalta Poartă. Orizonturi, III. 7—12. (Stuttgart 1951) pp. 99—112.

<sup>5)</sup> I. Ursu, Die auswärtige Politik des Peter Rareș. (Wien 1908) 180 p. N. Beldiceanu, op. cit. pp. 109—110.

<sup>6)</sup> B. P. Hasdeu, Ion Vodă cel Cumplit; (1572—1574). II-éd. (București 1894). XVIII + 256 p. Al. Ciorănescu, Știri noi din domnia lui Ion Vodă cel Cumplit. Revista Istorică, XX. (București 1934) pp. 166—175.

<sup>7)</sup> N. Bălcescu, Istoria Românilor sub Michaiu Vodă Viteazul. (București 1878) XX + 678 p. I. Sârbu, Istoria lui Mihai Vodă Viteazul. Vol. I et II. (București 1904 et 1907) Vol. I, XVI + 596 p. Vol. II, VIII + 344 p. P. P. Panai-

Despot, personnalité peu comprise, se sont limités au récit de leurs actions ou à des interprétations romantiques bien loin de la réalité. Trop souvent l'historiographie roumaine a oublié, qu'elle ne devait pas perdre de vue l'appartenance des pays roumains à l'empire ottoman.

\*

La découverte de la route des Indes Orientales et la modification des méthodes commerciales ont été des facteurs de premier ordre dans les transformations survenues dans l'économie du Moyen-Orient et du bassin méditerranéen en général<sup>8)</sup>.

La Seigneurie Vénitienne a perdu le monopole des produits orientaux vendus meilleur marché à Lisbonne<sup>9)</sup>.

L'Egypte, qui dans la plus grande partie devait sa prospérité au transit fait sur son territoire, connut la décadence et la transformation en province ottomane par Selīm I<sup>10)</sup>.

La Perse s'est ressentie elle-aussi, à la suite de l'apparition des escadres portugaises dans l'Océan Indien<sup>11)</sup>. En 1507 Albuquerque a imposé le paiement d'un tribut à l'Ormuz et depuis 1515 l'île est administrée par les Portugais. De cette manière le golfe Persique a été fermé au commerce musulman<sup>12)</sup>.

L'apparition des navires chrétiens dans l'Océan Indien et la Mer d'Oman ne pouvait laisser indifférentes les puissances musulmanes.

Les instructions adressées en 1504 par Maximilian I à Hans von Thurn, envoyé en mission à Constantinople, montrent que la nouvelle route avait déjà provoqué une baisse du prix des épices, fait peu favorable à l'économie égyptienne<sup>13)</sup>. La vie économique du

tescu, Mihai Viteazul. (București 1936) 269 p. N. Iorga, Istoria lui Mihai Viteazul. Vol. I et II. (București 1935) Vol. I, 299 p. Vol. II, 226 p.

<sup>8)</sup> F. Braudel, La Méditerranée et le monde méditerranéen à l'époque de Philippe II. (Paris 1949) XV + 1160 p.

<sup>9)</sup> F. Braudel, op. cit. pp. 432—447.

<sup>10)</sup> W. Heyd, Histoire du commerce du Levant au Moyen-Age. (Leipzig 1886). Vol. II, pp. 536, 545. A. Kammerer, La Mer Rouge, l'Abyssinie et l'Arabie aux XVI et XVII siècles. Première partie: XVI s. Mém. de la Soc. Royale de Géographie d'Egypte. (Le Caire 1947) pp. 65—67, 70—80, 88—93.

<sup>11)</sup> P. Sykes, A History of Persia. (London 1930) Vol. II, pp. 186, 187, 191.

<sup>12)</sup> W. Heyd, op. cit. Vol. II. p. 549. Pour l'histoire ancienne d'Ormuz, J. Aubin, Les princes d'Ormuz du XIII au XV siècle. Journal Asiatique. T. CCXLI, (Paris 1953) pp. 77—137.

<sup>13)</sup> F. Babinger, Zwei diplomatische Zwischenspiele im deutsch-osmanischen

pays étant directement mise en cause, l'Égypte fit des préparatifs en vue d'une expédition militaire contre les comptoirs fondés par les Portugais. Une fois les armements finis, Mīr Husein frappe sans résultat Diu<sup>14</sup>). Quelques années plus tard l'Égypte change de maître pour devenir une province de la Porte<sup>15</sup>). En 1517 les ottomans occupent le Yémen. L'héritier de Selīm I, Sulejmān I essaie de rouvrir l'ancienne route des épices pour rendre à ses possessions égyptiennes l'ancienne prospérité. A partir de 1525 la réaction ottomane se fait ressentir. Quelques alliances furent conclues avec les princes indiens et plusieurs campagnes navales furent lancées contre les comptoirs portugais. Mais l'issue de la bataille ne fut pas favorable aux amiraux ottomans. En 1546 Diu, la clef des possessions portugaises aux Indes, est assiégée sans résultat. En général les escadres ottomanes armées par de gens habitués aux méthodes de guerre navale menée en Méditerranée se montrèrent incapables de faire face à la technique supérieure des marins et des amiraux portugais. Malgré ses tentatives la Porte ne put pas ouvrir l'ancienne route commerciale<sup>16</sup>). C'est seulement la percée de l'isthme de Suez qui rend à l'ancienne route l'importance d'autrefois.

Aux déboires connues sur les côtes indiennes s'ajouta en 1571 la défaite de Lépante infligée par les escadres alliées de la Sainte Ligue. Il y eut un moment où la flotte ottomane fut loin de connaître des victoires comme celles gagnées sur les champs de bataille européens.

Depuis la haute antiquité l'or de l'Occident était drainé par les marchés orientaux<sup>17</sup>). A partir du XVI<sup>e</sup> siècle ce processus économique est interrompu, la place de la Méditerranée étant prise par l'Océan Atlantique. Les fluctuations monétaires reflètent assez fidèlement cet état de choses.

---

Staatsverkehr unter Bājezīd II. (1497 und 1504). Tirage à part de *Westöstliche Abhandlungen*. R. Tschudi zum siebzigsten Geburtstag überreicht von Freunden und Schülern. (Wiesbaden 1954) p. 328.

<sup>14</sup>) W. Heyd, op. cit. pp. 536, 545. A. Kameron, op. p. cit.

<sup>15</sup>) Hammer, Histoire de l'empire ottoman. (trad Hellert) (Paris 1836) Vol. IV, pp. 261—330.

<sup>16</sup>) voir n. 14.

<sup>17</sup>) G. I. Brătianu, Etudes historiques d'histoire économique et sociale. (Paris 1930) pp. 57—92.

Au XVI-ème siècle la monnaie perse a été dévalorisée en proportion de 50%<sup>18)</sup>. L'empire ottoman a connu un phénomène semblable, que nous illustrerons d'un certain nombre de données.

En 1436 les ducats frappés par les ateliers génois, florentins ou vénitiens<sup>19)</sup> étaient changés au taux de 30 ou 40 aqče<sup>20)</sup>. Sous Mehmed II le florin ottoman égal en titre et poids aux pièces frappées par la Seigneurie<sup>21)</sup> valait 40 aqče<sup>22)</sup>. Sous Bājezīd II (1481—1512) la pièce d'or était cotée 54 aqče<sup>23)</sup>. Un document émanant de la chancellerie valaque en date du 3 juin 1528, nous informe qu'à l'époque de Neagoe Basarab le florin valait 55 aqče<sup>24)</sup>, fait confirmé par diverses autres sources pour les années 1521-1523<sup>25)</sup>. En 1561 le secrétaire du représentant vénitien à Constantinople note que la pièce d'or était changée contre 50 aqče<sup>26)</sup>. Le tableau établi par I. Gālib indique 60 aqče pour la pièce d'or entre 1511—1574<sup>27)</sup>. Les sources citées par nous ne connaissent pas un pareil change pour le règne de Selīm I et la plus grande partie du règne de Sulejmān I. Il est probable que le change donné par Gālib a été pratiqué sous Selīm II (1566—1574). En 1581 la pièce d'or était changée contre 70 aqče<sup>28)</sup>. Un document moldave du 26/II 1586 nous apprend, que le florin hongrois était changé pour 100 aqče<sup>29)</sup>. Une année plus tard

<sup>18)</sup> F. Braudel, op. cit. pp. 1043—1044.

<sup>19)</sup> Les pièces d'or avaient le poids d'environ 3,50 gr. Gandolfi, *Della moneta antica di Genova*. (Genova 1841) Vol. II p. 248. F. A. Belin, *Essai sur l'histoire économique de la Turquie*. (Paris 1865) p. 30.

<sup>20)</sup> N. Iorga, *Gesch. des osm. Reiches*. Gotha 1908 Vol. I, p. 473.

<sup>21)</sup> F. Babinger, *Mehmed der Eroberer und seine Zeit*. (München 1953) p. 404.

<sup>22)</sup> I. Gālib, *Taqvīm-i meskūkāt-i 'osmānīje* (Constantinople 1307), tableau I.

<sup>23)</sup> ibidem. I. Nistor, *Handel und Wandel in der Moldau*. (Cernăuți 1912) p. 131.

<sup>24)</sup> Documente privind istoria României. Veacul XVI. B. Țara Românească. (București 1951) Vol. II, p. 47, nr. XLIV.

<sup>25)</sup> Dj. Branislav, *Nešto o vlaškim starešinama pod turskom upravom*. Glasnik zemaljskoga Muzeja, Sarajevo (1940). p. 59, n. 56.

<sup>26)</sup> E. Alberi, *Le relazione degli ambasciatori veneti*. (Firenze 1855) S. III. Vol. III p. 190. F. A. Belin, op. cit. p. 31.

<sup>27)</sup> I. Gālib, ibidem.

<sup>28)</sup> F. A. Belin, op. cit. p. 32.

<sup>29)</sup> Documente privind istoria României. Veacul XVI. A. Moldova. (București 1951) Vol. III, pp. 303—306, nr. CCCLXXI.

la pièce d'or ottomane était cotée 120 aqçe<sup>30</sup>). En 1594 le rapport florin — aqçe était le même<sup>31</sup>). Entre 1595—1603 le florin passe de 130 à 160 aqçe<sup>32</sup>); il est à 200 aqçe en 1611<sup>33</sup>).

Pour avoir une meilleure image de la situation de l'aqçe nous avons fait un calcul, qui nous permet de connaître le poids moyen des pièces frappées dans les Monnaies de la Porte<sup>34</sup>) depuis Orhan jusqu'à Mehmed III<sup>35</sup>).

Orhan (1326-1359) . . . .	1,186 gr	Bājezīd II (14812-151) . .	0,737 gr
Murād I (1359-1389) . .	1,164 gr	Selīm I (1512-1520) . . . . .	0,69 gr
Bājezīd I (1389-1402) .	1,106 gr	Sulejmān I (1520-1566) . . .	0,723 gr
Mehmed I (1413-1421)	1,121 gr	Selīm II (1566-1574) . . . . .	0,669 gr
Murād II (1421-1451) .	1,098 gr	Murād III (1574-1595) . . . .	0,462 gr
Mehmed II (1451-1481)	0,865 gr	Mehmed III (1595-1603) . .	0,308 gr

Les données obtenues montrent que, depuis la première pièce frappée par Orhan, la monnaie avait continuellement perdu de son poids, exception faite pendant les règnes de Mehmed I et de Sulejmān I<sup>36</sup>).

Sous Mehmed II l'aqçe descend à moins d'un gr. A l'époque de Sulejmān I nous assistons à un certain revirement en rapport avec le règne de Selīm I. La grande différence de poids des aqçe frappés

<sup>30</sup>) F. A. Belin, op. cit. p. 118.

<sup>31</sup>) E. Alberi, op. cit. p. 413. Al. Cioranescu, Ch. Göllner, Em. Turdeanu, Trois mémoires sur Michel le Brave. (Paris 1938) p. 30.

<sup>32</sup>) Hammer, Histoire de l'empire Ottoman. (tr. Hellert) (Paris 1837) Vol. VIII, pp. 47—48. Documente privind istoria României. Veacul. XVI. B. Țara Românească. (București 1952) Vol. VI, p. 385 nr. CCCLXVII.

<sup>33</sup>) Barozzi e Berechet, Relazioni degli ambasciatori et baili veneti a Constantinopoli. (Venezia 1871) Vol., 1. p. 165. Documente privind istoria României. Veacul XVII. B. Țara Românească. (București 1951) Vol. II, p. 8 nr. X.

<sup>34</sup>) Pour les villes ayant des ateliers pour la frappe des monnaies: Stanley Lane Poole, The coins of the Turks in the British Museum. (London 1883) Vol. VIII, pp. XII—XV.

<sup>35</sup>) Pour obtenir le poids moyen de l'aqçe de chaque règne, nous avons utilisé: Chalīl Edhem, Meskūkāt-i 'osmānīje. (Constantinople 1334) Vol. I, XII + 427 p + 12 pl. h. t. et J. Ostrup, Catalogue des monnaies arabes et turques. (Copenhague 1938) IV p. non numé. + 368 p. + VII pl.

<sup>36</sup>) Le tableau donné par I. Gālib, avec quelques différences sans importance, indique le même processus. Sous le règne de Orhan un dirhem d'argent (3,207 gr) servait à la frappe de 2<sup>3</sup>/<sub>4</sub> aqçe, sous Mehmed III de la même quantité d'argent la Monnaie frappait plus de 9 pièces. I. Gālib, Taqvim-i meskūkāt-i 'osmānīje. tableau: II.

sous Sulejmān I<sup>37)</sup> montre, que le sultan essayait d'imposer la frappe d'un aqçe conforme aux normes légales. En 926 (23/XII 1519 — 11/XII 1520) la Monnaie d'Amida frappait une pièce de 1,20 gr<sup>38)</sup>, mais à la même date la Monnaie de Serez mettait en circulation des pièces de 0,60 gr, 0,70 gr, et 0,80 gr<sup>39)</sup>. Le fait que la Porte voulait mettre fin à l'anarchie monétaire nous est confirmé par un document de 8/IX — 6/X 1564. Le législateur ordonnait de prendre des mesures contre l'emploi des pièces d'un titre inférieur émises par la Monnaie de Skoplje<sup>40)</sup>. Il est probable que l'ordre n'a pas été observé et deux années plus tard le marché continuait d'être envahi par des aqçe d'un titre inférieur<sup>41)</sup>.

Le 28 mai 1572 le qādī de Constantinople recevait l'ordre d'arrêter à tout prix la circulation des monnaies sciées ou fausses et de punir tous ceux qui ne respectaient pas les dispositions impériales<sup>42)</sup>. Mais les ordres donnés par la Porte sont restés sans aucune portée. Les aqçe frappés à Skoplje entre 1519—1575 passent de 0,63 gr à 0,48 gr et même à 0,30 gr<sup>43)</sup>. Les documents roumains, lorsqu'il s'agit des transactions passées en aqçe, prennent toujours soin de spécifier — aqçe en argent — ou — aqçe d'un titre inférieur —.

Un ordre adressé au qādī de Constantinople le 23 janvier 1582 reconnaissait que le marché monétaire était en plein désordre et demandait des mesures nouvelles contre ceux qui ne voulaient respecter le change officiel de la pièce d'or et du piastre<sup>44)</sup>.

La Porte, se rendant compte que les ordres et les mesures de police ne pouvaient en rien redresser la monnaie ottomane, décide une dévalorisation de 50%<sup>45)</sup>. Cette nouvelle politique montaire a été à l'origine des nouveaux troubles et même d'une révolte des janissaires, qui ne voulaient accepter en paiement les nouveaux aqçe, sur-

<sup>37)</sup> Chalīl E d h e m , op. cit. pp. 235. 291.

<sup>38)</sup> op. cit. p. 235.

<sup>39)</sup> op. cit. p. 291.

<sup>40)</sup> G. J a c o b , Deutsche Übersetzungen türkischer Urkunden. 3. (Kiel 1919) pp. 7—8 nr. XXVI. E. Z a m b a u e r , Prägungen der Osmanen in Bosnien. Numismatische Zeitschrift. Neue Folge. I. (Wien 1908) pp. 8—9.

<sup>41)</sup> F. A. B e l i n , op. cit. p. 115.

<sup>42)</sup> G. J a c o b , op. cit. p. 8 nr. XXXVII.

<sup>43)</sup> E. Z a m b a u e r , op. p. cit. J. O s t r u p , op. cit. pp. 288; 292.

<sup>44)</sup> G. J a c o b , op. cit. pp. 11—12.

<sup>45)</sup> H a m m e r , op. cit. Vol. VII, pp. 239—245. F. A. B e l i n , op. cit. 117—118. F. B r a u d e l , op. cit. pp. 1043—1044.

tout lorsque la Porte prétendit que les impôts soient payés en pièce de bon aloi<sup>46</sup>). Nous arrêtons ici l'examen de la monnaie ottomane, notre but étant de donner un bref aperçu de l'anarchie économique qui régnait dans l'empire pendant la deuxième moitié du XVI-ème siècle.

Les historiens roumains n'ont pas essayé de mettre en relation les révoltes et la politique monétaire de certains princes roumains avec l'état économique de l'empire ottoman.

En 1558 Alexandru Lăpușneanu prince de Moldavie frappe une pièce d'argent de mauvaise qualité<sup>47</sup>). Il est probable que l'émission n'était pas dûe au hasard. Nous savons que la même chose se passait dans l'empire ottoman. Il ne faut pas ignorer non plus les troubles monétaires polonais qui par leurs incidences sur le commerce moldave empêchaient la rentrée des impôts et le paiement du tribut<sup>48</sup>).

Pour remédier à cet état de choses et s'assurer de l'argent liquide le prince moldave s'arroge le droit exclusif sur l'exportation du bétail<sup>49</sup>). D'autre côté Alexandru Lăpușneanu soumet les boyards au paiement de l'impôt<sup>50</sup>) mesure qui ne pouvait que le rendre impopulaire parmi eux.

Despot sait en profiter et grâce aux boyards il devient prince à la place d'Alexandru Lăpușneanu<sup>51</sup>). Mais ses rêves de grandeur, son désir de rendre la Moldavie souveraine et reprendre les régions annexées par les Turcs<sup>52</sup>) demandaient une trésorerie pleine et une monnaie saine. Despot prince par la grâce des boyards ne pouvait plus exiger comme son prédécesseur le paiement d'un impôt ou le monopole du commerce extérieur<sup>53</sup>).

<sup>46</sup>) E. Alberi, op. cit. p. 413. Hammer, op. cit. pp. 234—245. F. Braudel, op. cit. pp. 1037, 1044.

<sup>47</sup>) C. Moisil, L'article sur les monnaies roumaines. Enciclopedia României. Vol. I, p. 119.

<sup>48</sup>) D. Z. Furnică, Documente privitoare la comerțul românesc. (1473—1868). (București 1931) pp. 12—13.

<sup>49</sup>) A. Veress, Documente privitoare la istoria Transilvaniei, Moldovei și Țării Românești. (București) Vol. I p. 211.

<sup>50</sup>) M. Milles, Siebenbürgens Würgengel. (Sibiu 1679) p. 80.

<sup>51</sup>) A. Grecu, Răscoala țăranilor în Moldova în anii 1563—1564. A. R. P. R. Studii. Revistă de istorie și filosofie. VI, 2. (București 1953) p. 204.

<sup>52</sup>) G. I. Brătianu, Origine et formation de l'unité roumaine. (Bucarest, 1943) p. 147.

<sup>53</sup>) A. Grecu, ibidem.

Il trouve deux solutions:

- a) Un nouvel impôt d'un florin par tête d'habitant<sup>54</sup>).
- b) La création d'un système monétaire<sup>55</sup>).

La première mesure ne pouvait pas être bien reçue; les paysans se révoltent en 1562 et le Nord de la Moldavie connaît une époque trouble<sup>56</sup>). Le prince, afin d'apaiser les révoltés, leur promet de mettre fin aux abus des fonctionnaires princiers et des boyards, mais demande aux paysans le paiement du nouvel impôt nécessaire à la lutte contre les infidèles<sup>57</sup>).

Pour créer un système monétaire moldave, le prince frappe des pièces d'or et d'argent<sup>58</sup>) et il se procure le métal nécessaire en confisquant les vases sacrés des églises et des monastères<sup>59</sup>).

Les boyards avaient des raisons profondes de mécontentement: le nouveau prince promettait aux paysans de sévir contre les abus commis par eux, blessait leurs sentiments religieux en confisquant les vases sacrés et préparait une guerre qui gênait leurs intérêts.

Nous passons sous silence les luttes autour du trône, la fin tragique de Despot massacré à Suceava par le nouveau prince proclamé par les boyards en révolte, aussi bien que le nouveau règne d'Alexandru Lăpuşneanu, imposé par les armées de la Porte<sup>60</sup>). Seulement nous voudrions qu'on retînt la politique monétaire de Despot jamais considérée dans sa véritable lumière: tentative de rétablir l'ordre économique par la création d'un instrument de change capable de remplir son rôle.

Jean le Terrible (1572—1574), issu de l'ancienne dynastie moldave, avant de devenir prince de Moldavie avait mené la vie d'un négociant de pierres précieuses<sup>61</sup>). Il montait sur le trône de Suceava après la défaite subie par la flotte ottomane à Lépante. Dans ces circonstances les promesses faites par le prince valaque d'augmenter

<sup>54</sup>) op. cit. p. 205.

<sup>55</sup>) C. Moisil, op. cit. Vol. I. p. 119.

<sup>56</sup>) A. Grecu, op. cit. pp. 206—207.

<sup>57</sup>) ibidem.

<sup>58</sup>) C. Moisil, ibidem.

<sup>59</sup>) C. C. Giurescu, Istoria Românilor. Vol. II, 1. (Bucureşti 1943) p. 199.

<sup>60</sup>) A. Grecu, op. cit. pp. 209—210.

<sup>61</sup>) C. C. Giurescu, op. cit. Vol. II, 1. p. 209.

le tribut au cas où son frère obtiendrait le trône de Moldavie ne pouvait que réjouir la Porte<sup>62</sup>).

Le 21 février 1574 l'envoyé turc demanda le paiement d'un tribut de 120 000 pièces d'or au lieu 60 000<sup>63</sup>). Le conseil du prince, réuni en une séance qui deviendra dramatique décide la guerre contre la Porte<sup>64</sup>).

En étudiant le règne de Jean le Terrible, il ne faut pas perdre de vue son passé de négociant. La pratique du commerce ne pouvait pas manquer de lui donner une certaine compréhension des phénomènes économiques.

Le prince ordonne la sécularisation des biens des monastères<sup>65</sup>). Nous ne connaissons pas l'ampleur de cette mesure. Il est probable que le prince essayait ainsi d'empêcher la sortie de l'or et d'argent envoyé en dehors des frontières par les monastères soumis aux monastères de Mont Athos et de Mont Sinaï. La fuite du métropolite Tofan avec son trésor en Transylvanie<sup>66</sup>) ne devait pas être étrangère à la politique religieuse du prince.

La deuxième mesure est la frappe en 1573 d'un aqçe en cuivre<sup>67</sup>). C. Moisil observe que le nom était incompatible avec une pièce de cette nature<sup>68</sup>). En réalité l'émission d'un aqçe en cuivre, nous laisse l'impression que nous assistons à une dévaluation monétaire. Une pareille politique ne pouvait être accueillie de bon coeur par la Porte.

En 1564 la qādī de Skoplje recevait l'ordre de faire attention au bon aloi des pièces sorties de la Monnaie de Skoplje<sup>69</sup>). Le 28 mai

<sup>62</sup>) S. Callimachi, Pagini despre Ioan Vodă Viteazul „cel Cumplit”, scrisă în secolul XVI de istoricul francez de la Popelinière. A. R. P. R. Studii. Revistă de istorie și filosofie. V, 2, (București 1952) p. 179.

<sup>63</sup>) L. Gorecki, Descriptio belli Ivoniae voivodae Valachiae, quod anno 1574 cum Selymo II, Turcarum imperatore gessit. (Francforti 1578) p. 29. La pièce d'or ayant environ, 3,50 gr. (Enc. de l'Islam. Vol. II, p. 124) 60.000 pièces d'or = 210 Kg. 120.000 pièces d'or = 420 Kg.

<sup>64</sup>) L. Gorecki, ibidem. S. Callimachi, op. cit. p. 180.

<sup>65</sup>) C. C. Giurescu, op. cit. Vol. II, 1. p. 215. Documente privind istoria României. Veacul XVI. A. Moldova. (București 1951) Vol. III, p. 156. Un document, donné par le prince Iancu, le 7 mai 1581, parle des villages confisqués par Jean le Terrible au monastère Sf. Ilie.

<sup>66</sup>) C. C. Giurescu, op. cit. Vol. II, 1. p. 209.

<sup>67</sup>) C. Moisil, op. cit. p. 120.

<sup>68</sup>) ibidem.

<sup>69</sup>) G. Jacob, op. cit. p. 7 nr. XXXVI.

1572 le qādī de Constantinople recevait l'ordre de saisir les pièces de monnaie de mauvais aloi<sup>70</sup>).

Le fait que la Moldavie était vassale ne lui permettait pas d'avoir une politique monétaire propre. Un document turc du 19 mars 1566 est assez clair: le prince ne pouvait pratiquer un autre change en Moldavie sans l'autorisation du sultan<sup>71</sup>). D'autant plus était hors de question la frappe d'une pièce de monnaie contraire aux dispositions prévues par la Porte. L'émission d'un aqçe en cuivre ne pouvait qu'irriter au plus haut degré tous les responsables de la politique économique de l'empire.

Le refus d'augmenter le tribut était un motif bien venu pour sévir contre un prince se montrant peu disposé à respecter les droits de l'empire. De plus la politique pratiquée à l'adresse des monastères provoquait non seulement le mécontentement du clergé moldave, mais également du clergé grec de Constantinople qui pouvait influencer sur l'attitude de la Porte.

A l'intérieur du pays Jean le Terrible doit tenir compte de l'attitude des boyards qui, eux non plus, n'étaient pas épargnés. Le prince pendant son court règne se montre toujours favorable à la paysannerie libre, qu'il défend contre la main-mise de la noblesse<sup>72</sup>).

La Porte ne pouvait pas permettre un long règne à un prince qui, par sa politique, montrait des velleités d'indépendance. Le refus moldave venait à temps. L'attaque du prince contre la Valachie, sa tentative de la conquérir, portait non seulement un coup au prestige ottoman, mais mettait en péril l'approvisionnement même de Constantinople<sup>73</sup>).

Notre but n'est pas la description des combats et des victoires éphémères du prince moldave. Le prince soutenu par ses paysans libres (răzeș) est trahi par ses boyards<sup>74</sup>) plus attentifs à la sauvegarde de leurs privilèges qu'à la défense du pays.

La répression turco-tatare a été terrible. Le pays meurtri garde longtemps le souvenir et les documents en parlent<sup>75</sup>).

<sup>70</sup>) op. cit. p. 8 nr. XXXVII.

<sup>71</sup>) D. Z. Furnica, op. cit. pp. 11—12.

<sup>72</sup>) C. C. Giurescu, op. cit. Vol. II, 1. pp. 209—210.

<sup>73</sup>) G. I. Brătianu, op. cit. pp. 127—182.

<sup>74</sup>) C. C. Giurescu, op. cit. Vol. II, 1. pp. 213—214.

<sup>75</sup>) Documente privind istoria României. Veacul XVI. A. Moldova. (București 1951) Vol. III. pp. 45, 81, 88, 107, 108, 113, 121, 123, 212.

Les années se sont écoulées sans que les dispositions prises par les Turcs aient apporté un changement.

En 1584 la Porte reconsidère sa politique monétaire en frappant une pièce dévalorisée<sup>76</sup>). Mais les conséquences n'ont pas été celles escomptées. L'empire était trop touché, la maladie était trop profonde et le monde ottoman était secoué par un vent d'anarchie, le sang coulait<sup>77</sup>).

En Tunisie la population aux abois, exaspérée par les exactions commises par les fonctionnaires turcs, se révolte en novembre 1589 et massacre les Turcs se trouvant sur place<sup>78</sup>). Quelques années plus tard le régime arbitraire des janissaires provoque la révolte de la population d'Erzerum. Une partie des janissaires est massacrée, une autre se sauve<sup>79</sup>).

A Constantinople même, les janissaires<sup>80</sup>) prennent les armes et les spahis se révoltent également, la Porte ne pouvant payer leur solde<sup>81</sup>). Au commencement du XVII<sup>e</sup>-ème siècle l'Anatolie est profondément ébranlée par les troubles fomentés par les derviches de l'ordre de *Kalender*<sup>82</sup>).

Les capitales des deux principautés roumaines, Bucarest et Jassy, ont connu les mêmes scènes de massacre que Tunis et Erzerum, mais les historiens roumains n'ont jamais mis en relation les troubles connus par la Porte et ceux des deux principautés.

Un témoin des événements se déroulant à Bucarest en novembre 1594 nous permet d'avoir une vue de la situation. Michel, pour devenir prince de Valachie, a dû emprunter de quoi acheter la bienveillance ottomane. Une fois à Bucarest ses créditeurs viennent toucher leurs droits, mais dès ce moment les difficultés commencent. Le prince a emprunté pour une partie des objets de prix, qui maintenant devaient être évalués et payés en espèces. A un moment où l'argent était peu sûr, le marché envahi par les pièces de mauvais aloi, l'évaluation pouvait être chose délicate. En plus les créditeurs

<sup>76</sup>) Hammer, op. cit. Vol. VII. pp. 225—245. F. Braudel, op. cit. 1040.

<sup>77</sup>) Op. cit. pp. 1037, 1039—1044.

<sup>78</sup>) Op. cit. pp. 1039—1041.

<sup>79</sup>) Na'imā, Ta'rīch-i Na'imā. (Istanbul 1281) Vol. I. pp. 67—68.

<sup>80</sup>) Hammer, op. cit. Vol. VII. p. 238.

<sup>81</sup>) F. Braudel, op. cit. p. 1044. Na'imā, op. cit. Vol. I, 77—79.

<sup>82</sup>) Hammer, op. cit. Vol. VIII, p. 1—142.

au nombre de 4000<sup>83)</sup> étaient des janissaires, des grecs, des juifs, des serviteurs des grands fonctionnaires ottomans<sup>84)</sup>. Par rapport à pareils crédateurs Michel se trouvait en position défavorable. Il ne pouvait déplaire à ceux qui l'avaient fait prince.

Notre témoin, fonctionnaire turc, de Giurgiu, est accepté comme arbitre. Il nous semble que devant les prétentions exorbitantes des crédateurs prétendant pour un objet deux ou trois fois la valeur réelle, le turc indigné s'emploie à tempérer leurs prétentions<sup>85)</sup>. Il réussit à réduire la dette à 7 000 000 d'aqçe<sup>86)</sup>, somme égale au tribut<sup>87)</sup>. La pièce d'or étant 120 aqçe<sup>88)</sup>, il s'agissait de 58 333 florins, ou environ 204 kg. d'or<sup>89)</sup>.

L'attitude des crédateurs n'était pas de nature à arranger les choses. Ils attaquaient le palais princier, saccageaient les maisons, arrachaient les vêtements des gens tombés entre leurs mains<sup>90)</sup>. Le prince essaie d'arranger la situation. Il leur conseille d'aller eux-mêmes dans les villages ramasser l'argent perçu comme impôt. 500 crédateurs sont partis<sup>91)</sup> et nous pouvons nous imaginer leur comportement.

Il ne faut pas penser que les crédateurs se comportaient de manière brutale parce qu'ils se trouvaient en pays chrétien. Nous avons montré que les crédateurs n'étaient pas seulement des musulmans, mais également des chrétiens et des juifs. Nous avons vu plus haut que la manière forte était employée également en terre musulmane: l'Anatolie et la Tunisie.

Dans l'historiographie roumaine, Michel le Brave est entré dans la légende avec l'auréole du martyr. Chaque historien l'a interprété à sa manière. Le prince valaque a été pour N. Bălcescu le créa-

<sup>83)</sup> N. Beldiceanu, *Știrile din Ibrāhīm Pečewī privind pe Mihai Viteazul și anii 1613—1619 în Moldova și Transilvania*. Orizonturi, IV, 2. (Stuttgart 1952) pp. 33, 34. Texte turc, *Ta'rih-i Pečewī* (Constantinople 1283) vol. II, pp. 159—161.

<sup>84)</sup> ibidem. Walter, *Cronica lui Walter. Papiu Ilarian, Tesauro de monumente istorice*. Vol. I. (București 1862) p. 13.

<sup>85)</sup> N. Beldiceanu, op. cit. I. Pečewī, ibidem.

<sup>86)</sup> N. Beldiceanu, op. cit. p. 34. I. Pečewī, op. cit. p. 161.

<sup>87)</sup> Alberi, op. cit. Vol. III. p. 336.

<sup>88)</sup> op. cit. Vol. III. p. 413.

<sup>89)</sup> voir n. 63.

<sup>90)</sup> N. Beldiceanu, op. cit. p. 33—34. I. Pečewī, op. cit. p. 159—160.

<sup>91)</sup> N. Beldiceanu, ibidem. I. Pečewī, op. cit. p. 160.

teur conscient de la Grande Roumanie<sup>92</sup>). N. I o r g a a vu en Michel le prince luttant pour ressusciter l'empire byzantin et le libérateur des peuples balkaniques<sup>93</sup>). Pour P. P. P a n a i t e s c u le prince valaque n'a été rien d'autre que l'homme de la classe féodale et son action a été dirigée par les intérêts de ses boyards<sup>94</sup>). V. P a p a c o s t e a partageait cette opinion, mais essayait de préciser que si l'union éphémère des trois principautés ne peut être considérée à la lumière des idées de XIX-ème siècle, néanmoins Michel et ses boyards étaient poussés à la réunion des trois pays par la situation économique de l'époque<sup>95</sup>).

La classe féodale des deux principautés, la Valachie et la Moldavie et les villes saxonnes de Transylvanie en pleine expansion économique ne supportaient plus la mainmise ottomane. L'économie transylvaine et moldo-valaque pouvait se compléter. La première produisait des articles manufacturés, l'autre avait en surplus bétail et céréales<sup>96</sup>). De plus, les boyards valaques profitaient de la conquête de la Transylvanie pour essayer de s'établir<sup>97</sup>) dans une région moins exposée aux invasions ottomanes.

La manière de voir de P. P. P a n a i t e s c u et V. P a p a c o s t e a sont probablement justes, mais nous croyons qu'il faut mettre avant tout la révolte de Michel le Brave et d'Aron, le prince de Moldavie, en relation avec la situation de l'empire ottoman; leur geste ne peut être considéré comme une action qui n'avait rien de commun avec les révoltes ayant eu lieu sur le territoire turc à la fin du XVI-ème siècle.

Il est probable que l'anarchie monétaire a été un coup dur porté aux intérêts des boyards roumains.

La capitale ottomane s'approvisionnait en céréales et bétail sur le marché roumain<sup>98</sup>).

<sup>92</sup>) N. Bălcescu, op. cit.

<sup>93</sup>) N. Iorga, op. cit.

<sup>94</sup>) P. P. Panaitescu, op. cit.

<sup>95</sup>) V. Papacostea, Curs de Istoria Românilor, Facultatea de Litere București, 1938—1939. (București 1939) (litographié).

<sup>96</sup>) ibidem.

<sup>97</sup>) P. P. Panaitescu, op. cit. p. 157.

<sup>98</sup>) G. I. Brătianu, op. p. cit. L. Güçer, Le commerce intérieur des céréales dans l'empire ottoman pendant la seconde moitié du XVI-ème siècle. Revue de la Faculté des Sciences Economiques de l'Université d'Istanbul. XI, 1—4. (Istanbul 1950) p. 166.

En 1585 le Kilo<sup>99)</sup> de blé de Kilia était vendu à Kilia et Aqkermān pour 70 aqçe au lieu de 40, prix imposé par la Porte<sup>100)</sup>, et l'orge à 35 aqçe au lieu de 22<sup>101)</sup>, malgré l'abondance de la récolte<sup>102)</sup>. La hausse devait être provoquée par la crise monétaire<sup>103)</sup> et surtout par la réforme essayée en 1584.

La Porte, pour approvisionner la capitale, ordonne aux autorités l'achat forcé des céréales trouvées dans les granges<sup>104)</sup>, le prix étant celui imposé par les autorités. Nous n'avons pas de données sur la quantité des céréales exportée à la fin du XVI-ème siècle, mais nous savons qu'en 1758<sup>105)</sup> les deux principautés exportaient à Constantinople 1 000 000 kilo<sup>106)</sup> de blé et 490 000 kilo d'orge. A la fin du XVI-ème siècle les quantités exportées ne pouvaient être trop différentes. Prenant comme base de calcul les prix de 1585 nous constatons que la vente forcée décidée par la Porte coûtait aux deux principautés environ 27 777,75 pièces d'or ou 97.222 Kg d'or pour le blé et 5898, 1 pièces d'or ou 20,643 Kg d'or pour l'orge<sup>107)</sup>. Les plus touchés par l'achat forcé des céréales étaient les boyards, maîtres d'immenses latifundia.

Pour les moutons, la situation ne pouvait être bien différente. Un document daté du 12 mai 1591 montre, que les négociants ottomans achetaient en Moldavie 141 000 moutons<sup>108)</sup>. Pour la Valachie les chiffres nous font défaut, mais ils doivent se rapprocher. Les 141 000 moutons étaient achetés pour 6 345 000 aqçe, c'est à dire 52 875 pièces d'or, environ 184 Kg. d'or, somme presque égale au

<sup>99)</sup> Le Kilo de Kilia = 230,94 Kg. L. Güçer, op. cit. p. 179.

<sup>100)</sup> op. cit. pp. 180—181.

<sup>101)</sup> ibidem.

<sup>102)</sup> op. cit. p. 182.

<sup>103)</sup> ibidem.

<sup>104)</sup> op. cit. p. 180.

<sup>105)</sup> L. Güçer, Le problème de l'approvisionnement d'Istanbul en céréales vers le milieu du XVIII-ème siècle. Revue de la Faculté des Sciences Economiques de l'Université d'Istanbul. XI, 1—4. (Istanbul 1950) p. 160.

<sup>106)</sup> Le Kilo d'Istanbul = 25,66 Kg. L. Güçer, Le commerce intérieur des céréales dans l'empire ottoman pendant la seconde moitié du XVI-ème siècle. p. 179. 1.000.000 kilo d'Istanbul = 25.660.000 Kg. 490.000 kilo d'Istanbul = 12.573.400 kg.

<sup>107)</sup> Pour obtenir l'équivalence en pièce d'or des aqçe, nous avons pris comme base de calcul le taux pratiqué en 1587, 120 aqçe pour une pièce d'or. F. A. Berlin, op. cit. p. 118.

<sup>108)</sup> Documente privind istoria României. Veacul A. Moldova. (București 1952) Vol. IV; pp. 19—26.

tribut valaque de 1594. En faisant les calculs nous n'avons pas pris en considération le fait que les négociants ottomans pouvaient imposer dans leurs transactions les pièces de mauvais alliage.

Le nombre des boeufs exportés par les deux pays était de 27 000<sup>109</sup>).

Les boyards possesseurs d'immenses latifundia directement intéressés par les mesures économiques imposées par la Porte et touchés par sa prétention d'acheter à des prix arbitraires ne pouvaient que désirer se délivrer de la suzeraineté ottomane. Le seul moyen était de prendre les armes. La guerre éclatée entre la maison d'Autriche et l'empire ottoman, la ligue formée par le pape, les sentiments chrétiens des princes ne pouvaient que servir et fortifier leur désir de combattre.

F. Braudel considère que l'intervention des trois principautés a eu son importance: — En gros les pays que couvre l'actuelle Roumanie semblent avoir décidé du sort de la guerre hongroise. Au début leur intervention brutale en faveur des Impériaux a déterminé la très grande crise de 1594—1595, dont l'empire turque ne s'est sauvé de justesse que par la providentielle victoire de Keresztes —<sup>110</sup>).

Michel le Brave tirant l'épée contre la Porte dut faire face aux mêmes problèmes que ses devanciers: le manque d'argent. Comme eux il dut recourir aux monastères<sup>111</sup>), mais il épargna les boyards dont il était le représentant.

Personne n'a souligné la différence qui existe entre Jean le Terrible, lui aussi l'ennemi des Turcs, et Michel.

Jean le Terrible dans sa lutte a employé les bras de ses paysans libres (răzeș) restés autour de lui jusqu'au dernier moment, pendant que les boyards passaient aux Turcs<sup>112</sup>).

Michel le Brave, l'homme de la classe noble, a disposé d'une armée composée de boyards et d'un grand nombre de mercenaires<sup>113</sup>). La paysannerie valaque n'a pas été solidaire avec la lutte menée par son prince et souvent elle faisait appel aux Turcs ou cherchait

<sup>109</sup>) Barozzi e Berechet, op. cit. Vol. I. p. 36.

<sup>110</sup>) F. Braudel, op. cit. p. 1051.

<sup>111</sup>) I. Corfuz, Mihai Viteazul și Polonia. (București 1938) p. 19.

<sup>112</sup>) C. C. Giurescu, op. cit. Vol. II, 1. pp. 213—214.

<sup>113</sup>) op. cit. pp. 261—302.

refuge en terre ottomane<sup>114</sup>). Les deux princes représentaient, en face du même ennemi, deux mondes différents et antagonistes.

Pour les Turcs, la révolte a eu des résultats funestes. La grande voie militaire Constantinople, Andrinople, Philippopol, Sophia, Nich, Belgrad conduisant vers le champ de bataille hongrois était exposée aux coups de main valaques.

Les tributs valaques et moldaves ne venant plus enrichir le trésor ottoman, le budget de la capitale se trouve en déficit<sup>115</sup>) et la monnaie ottomane connaît un nouveau fléchissement<sup>116</sup>).

L'approvisionnement de la capitale s'en ressent. Un rapport daté du 14 mai 1595 montre que depuis la révolte des principautés contre la Porte, le prix de la vie a augmenté. Le sultan, pour faire face à la crise, a ordonné l'arrestation et l'emprisonnement des plus riches Arméniens, Juifs, Grecs et Italiens de Galata. Le même ordre a été envoyé dans les provinces. Pour les mettre en liberté il a ordonné qu'on leur demande une grande somme d'argent<sup>117</sup>).

Le procédé nous rappelle les mesures prises à Bucarest et à Iassy. A Constantinople les riches étaient emprisonnés. Dans les principautés on s'attaquait aux monastères, aux boyards ou aux banquiers ottomans.

Le 21 mai 1595 on écrivait de Constantinople: „Quest'anno non sara sforzo alcuna perche i Valachi, Moldavi et Transilvani destrugono il mondo, et non si trova qui da viverne biave, orzi, per le cavalli si vendeno ottanto aspri il chile<sup>118</sup>); sei onze di pane per un

<sup>114</sup>) A. Veress, Documente. Vol. V. p. 17, p. 95—96. N. G. Dinculescu, Documente privitoare la starea țăranilor. Arhivele Olteniei. I (Craiova 1922) pp. 236—237. Arhivele Olteniei. II (Craiova 1923) pp. 29—31. C. Giurescu, Vechimea româniei în Țara Românească. Legătura lui Mihai Viteazul. Analele Academiei Române. S. II. T. XXXVII. pp. 824, 829. N. Iorga, Anciens documents de droit roumain. (Paris, Bucarest 1930) Vol. I. p. 231, nr. CLXX. N. Iorga, Studii și Documente. Vol. XXV. pp. 92, 121—122.

<sup>115</sup>) F. A. Belin, op. cit. p. 121.

<sup>116</sup>) Hammer, op. cit. Vol. VIII. pp. 47—48.

<sup>117</sup>) I. Corfus, op. cit. p. 210.

<sup>118</sup>) Il s'agit probablement de „kilo" de Constantinople, la nouvelle étant envoyé de là. En 1585 l'orge était vendue sur le marché libre 35 aqçe le kilo de Kilia (230,94 kg.), dix années plus tard le kilo de Constantinople était vendu à 80 aqçe (25,66 kg.). Il faut souligner que dans cette période le rapport aqçe pièce d'or était resté presque le même. voir n. 30 et 31.

aspro; la carne bovino seidici aspri l'occa, e dicono, de qui inanci le biave saranono più care"<sup>119</sup>).

Entre 1600 et 1601 l'envoyé vénitien écrivait au doge Marino Grimani: „Si risenti gran danno dalle alienazione delle Moldavia e Valachia particolarmente per le carni grosse che da quelle provincie sollevaniô venir ogni anno per 27 000 e piu capi d'animali, da che é proceduto il mancamento e l'altezza dei prezzi"<sup>120</sup>).

Les quelques documents cités montrent les conséquences de la lutte des principautés nord-danubiennes contre la Porte.

Dans notre étude nous avons dépassé parfois le sujet énoncé par le titre. En le faisant, nous avons essayé de donner un aperçu du rôle joué par les principautés dans l'approvisionnement de la capitale ottomane. Cela permettra de mieux saisir les raisons qui faisaient que le marché roumain était tellement sensible aux crises connues par l'empire ottoman. La débâcle monétaire ne pouvait que donner naissance à des courants qui essayaient de faire sortir les principautés d'un système économique déficitaire et tyrannique.

A la lumière de la crise ottomane, les émissions monétaires d'Alexandru Lăpuşneanu et Jean le Terrible, l'essai de Despot de créer un système monétaire propre et leurs luttes prennent leur véritable sens: désir de faire chemin à part, la participation au système ottoman étant désastreuse pour l'économie des principautés.

Nous avons essayé également de démontrer que les révoltes roumaines doivent être étudiées pour mieux les comprendre, en parallèle avec des manifestations semblables ayant eu lieu dans l'empire ottoman au XVI-ème siècle.

Pour finir, nous voulons souligner que si nous avons insisté sur l'importance des facteurs économiques, cela ne signifie pas que nous les croyons seuls facteurs décisifs dans l'histoire. Au cours de notre étude nous avons mentionné que le désir de liberté, de reconquête des territoires annexés par la Porte et les sentiments religieux ont joué également leur rôle dans les révoltes éclatées au XVI-ème siècle.

<sup>119</sup>) Hurmuzachi, Documente. Vol. XII, p. 49, nr. CVI.

<sup>120</sup>) Barozzi e Berechet, op. cit. Vol. I. p. 36.

# Czechoslovakia and the Austrian Question 1918 - 1928 <sup>1)</sup>

By ZYGMUNT J. GASIOROWSKI (Cambridge/Mass.)

## I

The sudden disintegration in October, 1918, of the Habsburg Empire that had for several centuries unified politically and economically so large a part of Central Europe, could not but leave a host of problems, on the solution of which depended to a large extent the vitality and stability of the new system emerging out of the ruins of the First World War. The most startling aspect of the Empire's dissolution was the dramatic change of the roles in the region: the masters of yesterday — the Austrians and Hungarians — found themselves now in a most desperate predicament, confined to territories so small that their economic viability was in question, while the subject nationalities, for the most part, not only rejoiced in their regained freedom and independence but also acquired a dominant position in relation to their former masters.

Neither the Hungarians nor the Austrians would reconcile themselves to their new status, but in their efforts to change it they pursued quite different policies. While the Hungarians set their hearts upon regaining the lost territories, the Austrians, now that their own empire was gone, yearned for a union with their German kinsmen, seeing in it the only hope of salvation. The small Austrian republic, an entirely artificial creation, was alone among the succession states in showing little desire to retain its independence. But the Austrians saw themselves condemned to independence against their will. The victors, particularly France, were determined to prevent the realization of the Anschluss and to preserve at all costs an „independent“ Austria. They would not allow Germany to compensate its losses, which would make easier the revival of its menacing power.

No country had a more vital stake in the Austrian question than Czechoslovakia. The Czechs had good reason to be more alarmed than anybody else by the specter of the Anschluss, for in the event

---

<sup>1)</sup> The article is primarily based on unpublished documents in the National Archives, Washington, D. C. Some of the documents are so important and revealing that this writer considered it not only justifiable but also desirable to cite them in extenso.

of it coming to pass they would be surrounded on three sides by the Germans and, if that were not enough, their paramount internal problem — that of the large resentful German minority — would automatically be hopelessly aggravated. On the other hand, the renewal of the Austro-Hungarian union in a new form was perhaps less dangerous but hardly less abhorrent. Thus the instinct of self-preservation dictated to the Czechs the policy of not letting Austria either be absorbed by Germany or join hands with Hungary. The ties which had for centuries bound Prague with Vienna might have been formally broken, but the fortunes of the two countries continued to be inseparably linked together.

Some Czech leaders, in particular President Thomas G. Masaryk and his intimate collaborator, Foreign Minister Eduard Beneš, were aware of this unpleasant fact from the very beginning. But it was one thing to recognize it and another to grapple with it and to work out an effective realistic policy. Against the reality of geography and economics was pitted historical experience and the hostility born of it. The Czechs had been the most dissatisfied of the Austro-Hungarian Empire's nationalities, and hated the Austrians and the whole „Austrian system“<sup>2)</sup>. During the First World War their sympathies were naturally with the Entente Powers. They worked steadfastly both at home and abroad for the overthrow of Austrian domination and the break-up of the Empire. Masaryk and Beneš had escaped to the West to become the most effective anti-Austrian propagandists. In turn, the Austrians regarded the Czechs as traitors. The armistice did not bring any lessening of tension between the two peoples. On the contrary, the dramatic reversal of fortunes and the thorny problems resulting from the dissolution of their long association deepened the hatred between them and rendered an eventual rapprochement difficult.

## II

After the overthrow of the Imperial Government, power in the rump state of Austria passed into the hands of a coalition government, in reality dominated by the Social Democrats. The country was in a state of utter chaos. Owing to the Allied blockade and parti-

---

<sup>2)</sup> „If I really hate anything, it is Austrianism — or rather Viennism, that decadent aristocratism, chasing after tips, gratuities ...“ Thomas G. Masaryk, *The New Europe (The Slav Standpoint)* (For private circulation, 1918), p. 46.

cularly the lack of coal, nearly all industry was at a standstill; the roads were blocked and means of transport did not exist. There was some danger of anarchy and bolshevism. Councils of soldiers and workmen were formed, and for a few weeks real power was in their hands. It was not surprising that the Austrians did not believe their new state had any chance of survival. Significantly, when on November 12, 1918, Austria was proclaimed to be a Democratic Republic, it was stated that she formed an integral part of the German Republic. The new Foreign Minister and the strongest personality in the Government, Otto Bauer, became the most outspoken champion of union with Germany<sup>3</sup>). Germany, however, adopted a non-committal attitude at first.

Austria's desperate plight was to some degree due to its being completely cut off from the former provinces of the Empire now under the administration of the Prague government. Austria, and especially the city of Vienna, had always depended upon the Czechoslovak provinces for fuel and much of its food supply. Moreover, in Czechoslovakia were to be found most of the former Empire's industries and natural resources. Consequently, Czechoslovakia was far better off than any other state in Central and Eastern Europe, and the temptation was great for her to turn her advantage to account. The Czech Government was also a coalition government. However, it was the National Democrats who first played a leading role in it, sparing no efforts to further their bold designs. President Masaryk, who returned to Czechoslovakia several weeks after its liberation, found it well-nigh impossible to cut short some of the policies they had launched or to restrain their extreme nationalism. The high-sounding declarations unceasingly voiced by Masaryk and Beneš, who remained in Paris until the end of the Peace Conference, seldom expressed Prague's real policy as fashioned by National Democratic Karel Kramář and A. Rašin, and the Agrarian A. Švehla (the Prime Minister, Minister of Finance, and Interior Minister respectively).

The spread of the Anschluss movement in Austria worried the Czechs, and especially Masaryk. On the morrow of his return (De-

---

<sup>3</sup>) Walter Goldinger, „Der geschichtliche Ablauf der Ereignisse in Österreich, 1918—1945“, in: Heinrich Benedikt (ed.), *Geschichte der Republik Österreich* (München, 1954), pp. 37 ff., 94—96; Otto Bauer, *Acht Monate auswärtiger Politik* (Wien, 1919).

cember 20, 1918) Masaryk was, however, very optimistic as evidenced by his letter to Beneš in Paris: „Vienna is in the hands of incapable people. The Viennese begin to realize this. Our influence will be considerable; we can bring it about that they will not desire to join Germany.“ And he concluded in an even more confident vein: „This is the absolute truth: we alone are ready to have and to maintain order and we will. Our view will be decisive. The Viennese say this and everybody else“<sup>4</sup>).

There was more wishful thinking than realistic appraisal of the situation in Masaryk's letter. Yet at that moment, in the hour of triumph, with his wildest dreams come true, amidst the jubilant acclamation of his grateful compatriots, the future must indeed have looked bright to him. So dramatic a change of fortune had befallen the Czechs that their confidence, or even overconfidence, was hardly surprising, particularly since it also rested on a solid foundation: their economic preponderance and their conspicuous organizing abilities and drive. No wonder they aspired to the position of leadership in East Central Europe, and wanted Prague to take the place left vacant by Vienna.

On the last day of 1918, Archibald C. Coolidge, who had just been appointed to head an American mission to countries of the former Austro-Hungarian Empire, reported to the U. S. Peace Commission on his conversations with three Austrian leaders in Bern. They agreed that Austria was „incapable of standing alone“ and saw only two courses possible for her: „either union with Germany which is favored by the Socialists not so much for nationalistic reasons as because they believe the socialistic cause in Austria would be strengthened by it, or a Danubian confederation.“ The latter, they thought, was favored by a majority of Austrians „for sentimental, historical, economic, and other reasons. To make it possible a fair modus vivendi with free interchange of products must be worked out between the different members of the confederation“. However, „In view of the recent events an understanding of this sort can hardly be brought about without strong moral support and perhaps direct pressure on the part of the Allies and of the United States“<sup>5</sup>).

<sup>4</sup>) František Nečásek, Jan Pacht, Eva Raisová (eds.), *Dokumenty o protilidové a protinárodní politice T. G. Masaryka* (Praha, 1953), No. 9, p. 42.

<sup>5</sup>) *Papers Relating to the Foreign Relations of the United States* (hereafter cited as *Foreign Relations*) 1919, The Paris Peace Conference, vol. II, p. 220.

Such a solution could hardly appeal to Prague bent on its emancipation from financial dependence on Vienna<sup>6</sup>). Even President Masaryk, able as he was to embrace wider horizons, was probably not yet ready to go so far. He apprised Beneš that his policy was „to attract German Austria, to divert her from Germany. In general, with regard to the Austrian Germans as well as to ours, we should protect very emphatically what is our own, but treat them properly”<sup>7</sup>). With Central Europe in desperate economic straits, economic instruments appeared to him the most effective in carrying out this policy. Hence „we must have Karvin (coal): when we have plenty of coal, we shall be able to supply Vienna, Budapest and Bavaria and thereby exert influence on these states”<sup>8</sup>). As the Karvin coal-field in the Duchy of Teschen was then in Polish hands, the Czechs did not hesitate some three weeks later to oust the Poles by force, taking advantage of the latter’s preoccupation in the East.

Yet too deep a gulf separated the Austrians and the Czechs for Masaryk’s policy of „attracting” the former to be palatable to the latter. On the other hand, the Austrians had all along suspected his aspiration to „exert influence” on them and were determined to thwart it. The prospects of a rapprochement between the two estranged peoples were remote indeed. Hugh Gibson, who spent several days in Czechoslovakia in January, 1919, on a fact-finding mission, had this to report on that country’s attitude:

Of all the people whom we saw in the course of our journey [to countries of the former Austro-Hungarian Empire], the Czechs seemed to have the most ability and common sense, the best organization, and the best leaders. They seem, however, to have been seized lately with a strong attack of imperialism, and a desire to dominate central Europe. This was evident in frank conversations with President Masaryk, the Prime Minister, Dr. Kramarcz, and many others. Among the officials of the new Republic

<sup>6</sup>) Felix John Vondracek, *The Foreign Policy of Czechoslovakia 1918—1935* (New York, 1937), pp. 63 ff; M. L. Flanningam, „A Survey of Czechoslovak-Austrian Tariff and Commercial Treaty Relations, 1919—1937”, *Journal of Central European Affairs*, VI, No. 1 (April, 1946), 32.

<sup>7</sup>) Nečásek, No. 10, p. 43.

<sup>8</sup>) *Ibid.*, p. 44. On January 26 Masaryk told three members of the Coolidge Mission that one of the reasons for the occupation of the Duchy of Teschen by the Czechs was „The imperative necessity of saving the mines from destruction as well as assuring the coal supply required to meet the demands of the present time for Vienna, Budapest and Bohemia.” National Archives, Paris Peace Conference 186. 3114/35. F. R. King to A. C. Coolidge.

are many who had served under the old imperial regime, and the wrongs of the past still leave a bitter sting. They are filled with a desire to strike back at German-Austria, but do not seem to realize that the imperial regime which they hate is no longer there. They have, it seems, learned too well, the methods of the old empire, and in some instances are adopting them in their own country; for instance, in dealing with the Germans of Bohemia, where there has been discrimination in the distribution of food to such an extent that the deaths from malnutrition are really frightful<sup>9</sup>).

A. C. Coolidge, who visited Prague at the beginning of February, wrote:

They [the Czech Government] complain of the lack of food and are quick to protest against the belief that Bohemia has more to eat and is better off than Austria, and even seem to parade their difficulties.

They dwell with bitterness on the way in which Bohemia had been stripped of everything during the war and on the centralization of materials in Vienna ....

Generally I was struck with the bitterness, even hate, with which the people talked of Vienna as being a parasite which had long lived from the toil of foreign nations and well deserved the trouble that had now come to it ....

They are confident in their ability to control, placate and in due time absorb the foreign elements in their new population. In general in spite of the difficulties that beset them they are still aglow with their triumph and confidence in their future. I have not seen any traces of any particular desire for a Danube confederation although theoretically the Czecho-Slovaks would not be opposed to it on their own terms<sup>10</sup>).

Coolidge had already expressed doubts concerning the feasibility of such a Danubian confederation on the eve of his Prague visit, stating that if Czechoslovakia acquired all the territory it claimed, it would become the leading member of the confederation, and „might like an arrangement that would secure a large field of enterprise to its powerful industries and assure it of economical as well as political hegemony. But this hegemony would be particularly distasteful, not to say disastrous, to both Austria and Hungary, whose feelings toward Czecho-Slovakia would be like those existing between Germany and France“<sup>11</sup>).

As a matter of fact, however, the question of confederation was an academic one. The question which really inflamed people in the post-war months was that of „liquidation“, i. e. division among the

<sup>9</sup>) Foreign Relations, The Paris Peace Conference, XII, p. 236.

<sup>10</sup>) Ibid., pp. 330—31. Despatch No. 66, February 5, 1919.

<sup>11</sup>) Ibid., p. 243. January 30, 1919.

succession states of vast amounts of materials and stores of many kinds, munitions, rolling stock and other assets of the former Empire concentrated at the war's end in Austria and Hungary. The Czechs with their great industries felt that they had contributed far more in the making of these materials than others and would not accept a per capita division as just. They claimed far more than their numbers entitled them to. Coolidge was „impressed with the importance that the President and others attach to this question of liquidation and their bitterness towards the Austrians for the way it had been carried out, or not carried out so far“<sup>12)</sup>.

An exceedingly moot question of liquidation was presented by Vienna's art galleries, museums and the Austrian war debt. Finance Minister Rašín talked to Coolidge „of getting back for Bohemia the things she had been deprived of after the battle of the White Hill in the early part of the 17th century“. Coolidge „gathered from him the impression that, feeling it was impossible for the Czecho-Slovak State to avoid accepting a large share of the Austrian war debt and of the vast issues of paper money which had been brought into existence for purposes to which the Czechs had been violently opposed, he intended to get even with Austria for this and other injuries in every way that he could“. „He is not alone“, Coolidge added, „in that sentiment. The hatred felt for Vienna notably in Bohemia is strong, and the idea of plundering her for the future profit and glory of Prague and other places presents many attractions.“<sup>13)</sup>

To extricate Czechoslovakia from the flood of destructive inflation surging over Central Europe and to protect its industrial and financial system, Rašín decided to separate its currency from that of Austria, whose socialistic policies fostered inflation. The execution of his plan, the essential part of which consisted in stamping the currency in circulation in Czechoslovakia and retiring half of the notes as a preliminary step to the introduction of a new currency, necessitated a complete sealing of the borders. This, of course, caused much hardship to many people. Vienna burst with anger at what it considered as an unwarrantable attack upon the rights and privileges of the Bank of Austria-Hungary, but its protest

---

<sup>12)</sup> Ibid., p. 255. February 10, 1919.

<sup>13)</sup> Ibid., p. 256.

to the Peace Conference was of no avail<sup>14</sup>). Thus while some people in Vienna still talked of a Danubian confederation, the inexorable process of separation between the succession states was rapidly coming to completion.

On March 13 Vlastimil Tusar, the Czechoslovak Minister in Vienna, intimated to Coolidge that his government „was willing to assume not only its share of the foreign debt of the Empire incurred before the war but, if need be, to look after the whole of it. In return they would hope for the support of the Allies in questions concerning liquidation“. Coolidge suspected that „the Czechs, by taking care of the interests of the foreign creditors in the Allied countries, hope to avoid pressure to make them share in the far heavier responsibilities [the war debt]“. He thought it „a clever way for them to look after their own interests and let the rest of the Dual Empire, as far as they are concerned, go to smash“. To his remark: „I suppose you are looking forward to the complete bankruptcy of Austria“, Tusar replied: „Oh, Yes. They cannot keep on long at their present rate.“ Tusar also asserted that the same would happen to Hungary even sooner, leaving Coolidge with the impression that „the complete bankruptcy of both Austria and Hungary are therefore prospects which the Czecho-Slovak Government is prepared to face with apparent equanimity“. Coolidge thought that there existed „an elaborate Czech plan“ to obtain, as a result of liquidation, a large share of rolling stock, of official buildings, „a considerable portion of the scientific and artistic treasures of Vienna.“. „All this goes with the dream of making Prague the great central city of Europe, which shall inherit and surpass the former glory of Vienna, now condemned to inevitable decay.“<sup>15</sup>)

Austrian-Czech relations were further exacerbated by the mounting tension between the Czechs and the Bohemian German minority, culminating in bloodshed on March 3, when Czech soldiers in several towns fired on German crowds. Coolidge reported that

<sup>14</sup>) V o n d r a c e k , pp. 65—69. Also Foreign Relations, The Paris Peace Conference, XII, pp. 331—34, 342—44.

<sup>15</sup>) National Archives, Paris Peace Conference 184.01102/210. Coolidge to the American Commission to Negotiate Peace, No. 142. Tusar was one of the most prominent leaders of the Czech Social Democratic Party, who on July 8, 1919, succeeded Kramář as Prime Minister and filled that office until September 15, 1920.

„Whatever German sentiment there may have been last November favorable to the maintenance of political union with the Czechs for economic reasons is reaching the vanishing point“<sup>16)</sup>).

Under these conditions the idea of Anschluss was uppermost in the minds of the Austrian people. At the end of February, Otto Bauer paid a visit to Berlin and Weimar with a view to bringing back concrete plans for it. The Germans showed lukewarm interest in the idea for they thought that Austria could at that moment only bring liabilities with her. Yet on March 14 the newly elected Austrian National Assembly gave vent to the popular sentiment by voting Austria an integral part of the German Reich. But if Bauer and other advocates of a union with Germany thought that the Allies would not be able to deny to the Austrians their right of self-determination as to their future destiny, they were soon to be disillusioned. The French immediately put pressure on Vienna<sup>17)</sup>, and the Peace Conference even banned the name „German Austria“<sup>18)</sup> decreeing it to be changed to „the Republic of Austria“ instead. The real shock came when at the beginning of June the draft terms of the Peace Treaty became known in Vienna. A storm of indignation broke out, but denouncing these terms as a gross betrayal of Wilson's lofty principles was like beating the air. A feeling of complete hopelessness seized the country. Now even people who had been opposed to the Anschluss began to advocate it<sup>19)</sup>. Moreover, internal disorder reached the point when it looked as if Vienna was to follow Budapest's example in succumbing to a Soviet dictatorship<sup>20)</sup>.

Meanwhile, in Prague Kramář was forced to resign in June and was succeeded by a Social Democrat, Tusar, when the first communal elections revealed a marked swing of popular feeling toward the Left. The Czech Social Democrats had cooperated with the Austrian Social Democrats before and during the war, and now

<sup>16)</sup> Foreign Relations, The Paris Peace Conference, XII, p. 273. March 10, 1919.

<sup>17)</sup> Goldinger, p. 96.

<sup>18)</sup> Czechoslovakia „attached great importance to the disappearance of the word ‚German‘,“ for „the maintenance of the word might lead to the reattachment of Austria to Germany . . . .“ Foreign Relations, The Paris Peace Conference, VI, p. 106.

<sup>19)</sup> Ibid., XII, pp. 536 ff.

<sup>20)</sup> Goldinger, pp. 49—59.

that both dominated their respective coalition governments, chances for an improvement of relations between the two countries seemed brighter. However, no appreciable change in Prague's policy toward Austria eventuated. Albert Halstead, Coolidge's successor in Vienna, warned that

the trend toward Germany of the German-Austrians will be the greater if Czecho-Slovakia pursues her present ambitions and seeks to take from Vienna the former commercial supremacy of that city, if she furnishes coal and sugar only grudgingly, insists upon preferential treatment and in general blocks the way toward the rehabilitation of this nation. The influence of pride must not be overlooked. With the best peace possible a small country disappointed from its fall from power must be sensitive and dissatisfied<sup>21</sup>).

Sensitive or not, Austria had no alternative but to accept the treaty and to hope that in time she would find more understanding in the councils of the League of Nations. On July 26, 1919, Otto Bauer, the most zealous advocate of the Anschluss, tendered his resignation as Minister for Foreign Affairs, and conciliatory Chancellor Renner took over the Ministry. On September 6, the National Assembly, after formally protesting that the German Austrian people were deprived of the right of self-determination, instructed Renner to sign the Treaty. Four days later the Austrian Peace Treaty was signed in the Palace of St. Germain. Its Article 88 stipulated: „The independence of Austria is inalienable otherwise than with the consent of the Council of the League of Nations.”

### III

On September 12, 1919, on the eve of his return to Prague after having gained so conspicuous a diplomatic triumph at the Paris Peace Conference, Beneš confided to Allan W. Dulles, a member of the American Delegation, that he „had been on a false trail”, trying to form out of Czechoslovakia, Poland and Roumania „a Central European block against Germanism”. In consequence, he had started a new policy on the following lines:

1. Close friendship with the Western Allies, especially France, and strict adherence to the terms of the Treaties which Czecho-Slovakia had signed.
2. An effort to do away with the old prejudice towards Austria and to establish a basis for friendly agreement under the Treaty which had been concluded.

---

<sup>21</sup>) Foreign Relations, The Paris Peace Conference, XII, p. 547. July 18, 1919.

3. Encouragement of friendliest relations with Hungary, which would depend largely upon Czech economic help and which would be thrown upon Czecho-Slovakia very especially, in view of the proximity of Budapest to the Czecho-Slovak frontier.

4. Close alliance with Yugo-Slavia ....

Summing up his policy towards the former Austro-Hungarian states, Dr. Beneš went so far as to throw out a suggestion of the possibility of a Danube Confederation, but did not develop his idea<sup>22</sup>).

Three days later Chancellor Renner intimated to Halstead that Austria hopes that England and America will propose and work for the formation of a Danube Federation and Austria would gladly support such a federation. Such a federation would be for peace because the United States and United Kingdom desire peace. They have no warlike ideas. A Danube federation under French auspices, however, could not be considered. The French are so full of spirit so visionary — they think of war — that such a federation would look to French interests as opposed to those of the Germanic peoples. Such a federation could never make for peace and Austria must, and will have, peace for the future. The French are not Austria's friends and they showed that at St. Germain<sup>23</sup>).

The Chancellor wished for „the establishment of particularly close relations with the United States and the United Kingdom“, and set his heart upon the reconciliation of the Anglo-Saxon and the Germanic peoples. „This did not mean any steps towards the union of the Germanic peoples. That is now impossible“, he avowed<sup>24</sup>).

It is noteworthy that both Foreign Ministers should have not only pondered on the desirability of a Danubian confederation but also talked about it to American representatives when the ink on the Treaty they had signed had hardly dried. However, their conceptions of such a confederation differed so much as to render its realization most difficult at best. The Austrian was obviously pressed hard by the prospect of the approaching winter to find a way to soften the plight of his people. In the confederation he envisaged, he hoped that with Anglo-Saxon support Vienna would retain the leadership. The Czech on the other hand, would only consider a confederation in which Prague's supremacy, backed by France, was assured. What was most important: he could afford to wait.

---

<sup>22</sup>) National Archives, 860 f. 00/28. Dulles's memorandum.

<sup>23</sup>) Foreign Relations, The Paris Peace Conference, XII, p. 572.

<sup>24</sup>) Ibid.

On October 10, 1919, Halstead warned that „Austria stands on the verge of utter destruction . . .”<sup>25</sup>). On November 26, Renner conceded in despair that the situation was hopeless: food could not be brought from Yugoslavia nor coal from Czechoslovakia because they had not the rolling stock. When Halstead asked what would follow the breakdown in Vienna, Renner replied „with a jerk of his shoulders”: „probably the entrance of the Czechs into Vienna”, and he added „troops from other countries, perhaps from Italy, possibly from Hungary and possibly Germany, and general chaos.”<sup>26</sup>) Only America could help<sup>27</sup>).

As the economic plight of Austria was growing rapidly more desperate, Beneš began to urge his government to extend economic, financial and even political aid to that country. However, he ran into strong opposition, for Czech public opinion continued to be hostile to Austria and „most Czechoslovaks failed to appreciate that assistance to Austria would be the best method of averting Anschluss and might also enable her to become their best customer among the small states of Central Europe”<sup>28</sup>). They had, of course, to contend with a multitude of their own problems, and even were they willing to extend a helping hand to their southern neighbor, they were probably not in position to offer much. But they were not averse to resorting to obstruction. In Vienna, people ascribed ulterior motives to the Czech policy all along. Halstead reported that the Czechs in their bitterness toward Austria „have apparently felt that the more difficult the revival of Austria was made, the better would be the Czechish opportunity to obtain a predominant influence in Southern Central Europe. The very policies pursued at the Peace Conference by the Czechs, and the difficulties since the completion of the Peace Treaty made by Czecho-Slovakia in the matter of the delivery of coal, coincide with the practice of keeping Austria weak”<sup>29</sup>). Apart from Czech ambitions with regard to Vienna, the latter was also a victim of the Teschen conflict as a result of which the mining of coal in that important region dwindled, and which the Czechs used as a lever to obtain a favorable decision.

<sup>25</sup>) Ibid., p. 579, also pp. 584—89.

<sup>26</sup>) Ibid., p. 591.

<sup>27</sup>) Ibid., pp. 590—92.

<sup>28</sup>) V o n d r a c e k, p. 174.

<sup>29</sup>) Foreign Relations, The Paris Peace Conference, XII, p. 593. Halstead to Lansing, November 27, 1919.

In his efforts to get relief, first in foodstuffs and coal and then in raw materials for Austria's paralyzed industry, to secure credits, and to overcome transport difficulties, Renner paid visits in December and January to Paris (where he appealed directly to the Supreme Council) and to Prague. Although the purpose of his Prague visit was, of course, primarily economic, to obtain coal and sugar, he also had an eye on Czech support against Hungary, by whom the Austrian Socialists felt threatened — one should remember that the Prague Government was likewise Socialist-dominated at that time — and with whom Vienna had a dispute over the Burgenland<sup>30</sup>). Renner's endeavor to improve relations with Prague met with wide approbation in Austria. For instance, Police President Johann Schober, one of the strongest men in the country, also „believed the future of Austria to lie in a close relation with the other Danube states and not with Germany“<sup>31</sup>).

The Czechs were deeply split on the Austrian policy. On the one side stood the advocates of a rapprochement: President Masaryk, Prime Minister Tusař, Beneš. In pressing for such a rapprochement they were primarily actuated by considerations of internal politics, of the necessity of unifying the country, particularly in view of the approaching first national elections. They considered finding a *modus vivendi* with the large and powerful German minority to be the paramount task facing their country. On December 31, 1919, *Venkov* (the organ of the Agrarians) published an interview with Masaryk, in which he pointed to the close correlation between this task and the policy toward the neighboring states:

Our relation and the relation of our Government to our national minorities is at the same time the diplomatic relation to our neighboring states;

---

<sup>30</sup>) Goldinger, p. 133. Beneš and Renner supposedly concluded a secret treaty which obliged Austria to maintain a position of „friendly neutrality“ toward Czechoslovakia in the event of war between that country and Hungary, whereas Czechoslovakia was to support Austria in the event of a Hungarian attack. See Charles A. Gulick, *Austria from Habsburg to Hitler* (2 vols, Berkeley, 1948), vol. I, p. 115; cf. Oskar Kleinschmied, *Schober* (Wien, 1930), pp. 181—86. Renner denies that there was any contractual compact, only friendly relations were inaugurated, but there is little doubt that the two ministers arrived at an informal understanding with regard to Hungary. Karl Renner, *Osterreich von der ersten bis zur zweiten Republik* (Wien, 1953), pp. 34—36.

<sup>31</sup>) National Archives, 760 f. 63/3. DuBois to Lansing, January 17, 1920. See also Renner, pp. 34—35. Concerning opposition to *Anschluß* see Gulick, p. 113.

I therefore should like to emphasize particularly that we ought to call to our mind, more than we have hitherto done, the foreign consequences of our whole internal policy. Our geographical situation in Europe and our historical development have brought it about that our internal policy is closely connected with our foreign policy. That is the significance of our minorities and that is at the same time our great administrative and diplomatic task<sup>32</sup>).

Yet insofar as the problem of the minorities, and particularly the German problem, was concerned, it was not Masaryk but his great rival, Kramář, the apostle of Czech nationalism, who expressed the prevailing temper of the country. In a memorable speech in the National Assembly on January 22, 1920, Kramář thundered:

We must not be afraid of the German problem. I know the strength of the Germans. They will not be less dangerous if we shall run after them, if we shall make up with them in spite of what they have inflicted upon us during several centuries. On the contrary, they would then see that we are weak and they would be foolish to yield to us in anything. The Germans will never forget what has happened, and I say quite frankly that I, as a nationalist, would never understand should they do so. I am convinced that whatsoever the Entente may do in Vienna, whatsoever treaties we may conclude with Renner, when the German fanfares will sound, all Germans in our Republic, all Germans in Austria, and all Germans in Germany will rise together. We must keep this in mind and fashion our policy accordingly<sup>33</sup>).

The American Minister in Prague noted that because of their having taken the initiative in launching a policy of reconciliation with the Germans, „the Social Democrats are accused of having played into the hands of the Social Democrats in Austria during the War and are considered unpatriotic by the other Czech parties<sup>34</sup>). The opponents of the present regime here are stating openly that this reconciliation with the Germans is caused by the above mentioned international tendency and say that the Germans now are inclined to be good but once they have gotten into positions of power they will work for the overthrow of the Republic“<sup>35</sup>). When seven months later W. R. Castle Jr. visited Prague on a fact-finding mission for the State Department, he arrived at the conclusion that

The Czechs form a tremendously powerful and arrogant nationalist bloc . . . .

---

<sup>32</sup>) National Archives, 860 f. 00/61.

<sup>33</sup>) Ibid., 860 f. 00/75.

<sup>34</sup>) However, Crane overstated the case here, for the Czech Clericals also had had pro-Austrian leanings.

<sup>35</sup>) Ibid., 860 f. 00/62. Crane to Lansing, January 10, 1920.

It seemed to me from conversations with various Czech leaders that the Czechs had no feeling at all as to the value of compromise and mutual concessions. Minorities were to be dominated and suppressed rather than used in building up a strong federated state. This attitude is probably almost inevitable when one considers the character of the Czech people ....

I could not see on the part of any of the leaders in Prague any appreciation of the fact — I believe it undeniably to be fact — that the Czechs were making a great mistake in their attempt rapidly to introduce Czech customs in the Slovak and German parts of the state. The Czechs always pointed out the rights undeniably given in the Constitution to these minorities. They failed to see that the almost universal replacing of Slovak by Czech officials ... and the many little irritating endeavors to impose the Czech point of view did more harm to the idea of state unity than general propositions in the Constitution did good<sup>36</sup>).

However, interestingly enough, when the attitude of the German minority in Teschen was likely to prove a decisive factor in the Polish-Czech conflict there, which was to be settled by the plebiscite, the Czechs of all parties spared no efforts to win the Germans over.

When Renner returned with empty hands from Prague, the situation in Vienna reached such a critical point that it impelled Secretary Lansing to send the following telegram to the Minister in Prague (and in Belgrade) on January 23, 1920:

Reports indicate that situation in Vienna was never so hopeless as today. Dr. Renner is completely discouraged since his fruitless visit to Prague and is reported to be about ready to resign. Rumors of Bolshevik plots are rife ... Vienna appears on the verge of a reign of anarchy.

You are instructed to bring this situation to the attention of the Minister of Foreign Affairs pointing out to him that chaotic conditions in Austria must seriously affect Czechoslovakia and that unless the Government of Czechoslovakia will do its share in preventing a crisis, it will inevitably assume its share of the responsibility.

.... You should point out that Czechoslovakia without serious inconvenience would be able to supply Austria with coal sufficient at least for its minimum needs, and that with the cordial cooperation of Prague the Austrian situation would be greatly improved<sup>37</sup>).

Yet apparently Beneš could not prevail upon his colleagues<sup>38</sup>) for on February 13 he declared that „Austria must help herself if

<sup>36</sup>) Ibid., 860 f. 00/218. Castle's memorandum, November 6, 1920. See also Vondráček, esp. pp. 176—77.

<sup>37</sup>) Foreign Relations 1920, vol. I, pp. 248—49.

<sup>38</sup>) „Beneš' domestic opponents took advantage of the unfavorable condition of public opinion to stress the needs of Czechoslovakia herself, then in the midst of the process of domestic stabilization, and to point out what they considered

she does not desire to prolong her own agony"<sup>39</sup>). At the same time, however, he avowed to the American Minister that he believed „in coming to an agreement with the neighboring countries". „Austria", he said, „is the most natural country to begin with. A good understanding with Austria gives Czecho-Slovakia a connection through to Jugo-Slavia . . ." „Economic reasons", he emphasized, „also make friendly relations in this direction advantageous. In addition the breaking away from isolated position in which the Republic has been, will . . . produce a favorable reaction in Poland, which will be more inclined to assume a friendly attitude". Crane carried away the impression that „The entente with Austria and Jugo-Slavia, if not actually inspired by France, seems to be strongly supported by that country"<sup>40</sup>).

Although much time had yet to elapse before Prague would extend economic aid to Vienna, Austrian-Czechoslovak negotiations, inaugurated by the Renner visit, were making slow but steady progress in spite of the unfavorable state of public opinion in both countries. The treaty of Brno (June 17, 1920) and a supplementary protocol (August 3) provided for mutual protection for the respective minorities and for a special Court of Arbitration<sup>41</sup>), thus preparing the ground for an economic agreement.

However, it was not the Austrian question that gave rise to grave anxiety in Prague in the summer of 1920, but the danger posed by the Bolshevik offensive against Poland, the final phase of the Teschen dispute, and the scheming intransigence of Hungary. Far from appearing cap in hand as expected, Hungary was actually in contact with Czechoslovakia's best friend France, offering military aid against the Bolsheviks in return for the revision of the Treaty of Trianon<sup>42</sup>). Beneš' reaction was to bring together the beneficiaries of the Treaty. On August 14 he signed in Belgrade a convention of alliance with Yugoslavia, and on his way home he reached a

---

the folly of attempting to aid a rival when in so great need herself." V o n d r a - c e k , p. 175.

<sup>39</sup>) Ibid., p. 175.

<sup>40</sup>) National Archives, 860 f. 00/75. February 15, 1920.

<sup>41</sup>) League of Nations, Treaty Series, vol. III, pp. 183—232.

<sup>42</sup>) V o n d r a c e k , pp. 164—65. Also National Archives, 761. 64/1—7. U. G r a n t - S m i t h ' s despatches from Budapest, July 23-August 21, 1920.

tentative agreement with Take Jonescu in Bucarest<sup>43</sup>). The Little Entente, his masterpiece, was launched.

A few days after his return, Beneš received Castle. The State Department official found him „a good and convincing talker with right-minded ideas which he would always put into practice unless they would seriously endanger his own political standing“. Apparently his views had undergone quite a change since his conversation with Dulles in September, 1919, for he now explained that

. . . one reason for the formation of the Little Entente was to give immediate and convincing proof to the Allies that a Danube Confederation was totally unnecessary. Such a confederation he said would be a continual menace to the political independence of Czechoslovakia. A second reason for the formation of the Entente was a measure to calm the people in the three countries at first concerned by showing them that these three countries would act together in case of foreign aggression. Close questioning proved that the only foreign aggression contemplated was on the part of Hungary.

Castle was not carried away by the Little Entente. „As it is now“, he reported, „all the states made out of the former Austro-Hungarian Empire are thoroughly jealous of each other. Roumania, Jugoslavia, and Czechoslovakia all feel that they did not get all they deserved, that perhaps their neighbors got more than they deserved, and that Austria and Hungary, small as they are, perhaps ought not to be at all“<sup>44</sup>).

#### IV

A distinct change in Czechoslovak public opinion regarding Austria began to manifest itself by 1921. At last the pressing immediate problems began to overshadow the bitter memories of the past. Czechoslovakia could not escape being adversely affected, even though to a lesser degree than the other Central European states, by the disruption of the established economic ties. Practical Czechs came to realize that their prosperity depended to a large extent on Austria's economic well-being, that a bankrupt Austria could no longer purchase Czech industrial products and coal<sup>45</sup>). Moreover, the Anschluss movement in Austria began to mount again. On April 24 and May 29 the Tyrol and Salzburg voted for union with Germany. True, this movement was stopped once more by Allied threats, but

<sup>43</sup>) V o n d r a c e k , pp. 165—67.

<sup>44</sup>) National Archives, 860 f. 00/218. C a s t l e ' s memorandum, November 6, 1920.

<sup>45</sup>) V o n d r a c e k , pp. 176—77.

more and more people were now coming to the realization that in the long run threats alone would not suffice and something positive had to be done to prop up Austria. Czechoslovakia's stake in this was far greater than that of any other country.

With Czech public opinion coming around to his point of view, Beneš could press his Austrian policy more forcefully. His first important success was the conclusion of a commercial treaty with Austria on May 4, 1921<sup>46</sup>), which cleared the way for further progress toward rapprochement. This progress was facilitated by the fiasco of the Anschluss plebiscites and the ensuing change of the government in Vienna. The new Chancellor Schober, who succeeded Mayr on July 21, was even a stronger partisan of establishing closer relations with Austria's neighbors, especially with Czechoslovakia, than Renner had been. He recognized that this was a necessary prerequisite for securing foreign loans. On August 10, he and President Hainisch of Austria met with Masaryk and Beneš at Hallstatt, where a loan of 500 million Czech crowns for the purchase of Czech coal and sugar was discussed<sup>47</sup>).

One of Beneš's projects was to bring about an economic cooperation of all the Succession States. Already in December, 1920, he had invited them to an economic conference at Bratislava but to no avail. Also the Rome Conference (April 6 — June 15, 1921) had been a failure, as both Austria and Hungary were absent. But deteriorating economic conditions at last forced all of them (Italy, Hungary, Czechoslovakia, Rumania, Yugoslavia and Austria) to attend the economic conference held at Portorose from October 15 to November 25. The Conference adopted a number of protocols. However, they were only partially put into effect, and the most important one, proposing a general tariff union of the Succession States, was dropped. Ironically enough, Czechoslovakia, following Yugoslavia, refused to ratify the Portorose protocols. Apparently Czechoslovak public opinion had not been completely converted to the ideas of its Foreign Minister (now also Prime Minister) and of the President. This was neither his first nor last discomfiture at home, and Beneš, seldom at a loss, in his usual adroit way, tried to turn the tables by declaring that until Austria and Hungary were thoroughly

---

<sup>46</sup>) League of Nations, Treaty Series, vol. XV, pp. 13—157. For a summary see Flaningam, pp. 33—34.

<sup>47</sup>) Vondracek, p. 177.

reconstructed, normal conditions could not be restored in Central Europe<sup>48</sup>).

Meanwhile Prague supported Vienna in the Burgenland dispute between Austria and Hungary. Austria obtained that area, with the exception of Ödenburg which voted for union with Hungary. On the morrow of the Ödenburg plebiscite Hainisch and Schober visited their Czech counterparts at Masaryk's country residence Láň, where a far-reaching agreement — valid for five years — was concluded on December 16, 1921. The two countries undertook to carry out the provisions of the St. Germain and Trianon Treaties, to guarantee their territories mutually, to maintain neutrality in the event of one of them being attacked, to support each other against any attempt at a restoration of the „old regime“ or any other conspiracy, to observe the settlement of minority questions, to resort to arbitration in case of controversies, and to conclude no agreement in contradiction with the provisions of the Láň treaty<sup>49</sup>). A loan of 500 million Czech crowns was arranged, as was a coal agreement.

Explaining the purpose of this agreement to the new American Minister to Prague, Lewis Einstein, Beneš indicated that „it formed part of his policy for the reconstruction of Central Europe along lines corresponding with actual necessities and no longer artificially imposed as under the Habsburgs.“ The guarantee of Austrian integrity was „political and diplomatic but not military“. The treaty „showed that Austria no longer looked toward Germany and realized that she now had little to hope for from that direction; that Czech resentment caused by centuries of oppression had been put aside, while Austria was now disposed to work in full acceptance of the Treaty of St. Germain. It would also exercise a beneficial effect with the German minority in Czecho-Slovakia who must realize that there was no reason“ for not working „in harmony with the Czechs when even their German-Austrian kinsmen did so“. Einstein thought that Czechoslovakia pursued „a farsighted policy“ which aimed at drawing „Austria within her economic orbit“<sup>50</sup>).

In Austria both the Christian Socialists and the Social Democrats assented, though understandably without too much enthusiasm, to

<sup>48</sup>) Ibid., 189—93.

<sup>49</sup>) League of Nations, Treaty Series, vol. IX, pp. 247—51; Kleinschmied, pp. 179—80.

<sup>50</sup>) National Archives, 760 f. 63/17. Einstein to Hughes, December 27, 1921.

the Lány Agreement, but the Nationalists raised a great uproar charging that the Sudeten kinsmen had been ignobly abandoned and that the agreement constituted the first step on the road to a Danubian confederation under Czech domination. Schober had to reconstruct his cabinet, which managed to survive only with the greatest difficulty<sup>51</sup>).

## V

The year 1922 was a fateful year. It marked a turning point in the history of the Austrian Republic, and it brought the Czech leaders' dream almost within their reach, only to deceive them in the end.

In February, Czechoslovakia joined Great Britain, France and Italy in extending a loan to Austria<sup>52</sup>), a palliative measure relieving only temporarily the needs of that country. Beneš confided to Einstein that

... this was only the first of a series of similar credits which would, from time to time, be extended. At the Austrian request he had refrained from demanding any lien on the customs in order not to handicap the loan which Vienna is now negotiating in Paris. If, however, the customs should be hypothecated to the French he had arranged that Czecho-Slovakia was to enjoy equal rights in this respect.

He had obtained as guarantee the receipts of certain Austrian railways over which passed Czecho-Slovak exports to Italy and to Yugoslavia. He remarked that his country always possessed sufficient means to obtain payment from Austria. If the latter went into bankruptcy, which he anticipated, other nations might then be the losers but not Czecho-Slovakia. All that it became necessary to do was to collect the duty on Czecho-Slovak sugar at the Austrian frontier.

When Mr. Loucheur had spoken to him about French hesitation in lending money to Vienna he had told him to lend it instead to Czecho-Slovakia and it could then be re-lent<sup>53</sup>).

Einstein reported that „Dr. Benes' unconcealed policy is to make Vienna increasingly dependent on Prague. But it is not unlikely that he entertains ulterior political ambitions over Austria and counts on French assistance to further any designs intended to prevent Vienna from turning to Berlin“<sup>54</sup>).

<sup>51</sup>) Goldinger, p. 121; Kleinschmied, pp. 180—90.

<sup>52</sup>) National Archives, 760 f. 63/23. Einstein to Hughes, February 4, 1922. Czechoslovakia's share was the loan negotiated at Lány. Kleinschmied, p. 190.

<sup>53</sup>) National Archives, 863.51/260. Einstein to Hughes, February 6, 1922.

<sup>54</sup>) Ibid.

The loan was quickly used up to pay for coal and other necessities without giving new life to Austria's productive forces with the effect that by summer Austria suffered the agonies of extreme inflation; prices rose with staggering rapidity driving the whole socio-economic structure to the brink of destruction. At the fruitless Genoa Conference the problem of Austria had been overshadowed by those of Russia and Germany. Nevertheless Schober contrived to impress on the Western statesmen the urgency of succoring his country<sup>55</sup>). At the end of May he was replaced by Mgr. Ignaz Seipel, the leader of the largest party, the Christian Socialists, and at the same time the strongest personality in Austria. The new Chancellor adopted a policy of strong anti-inflationary measures at home concomitantly with doing his utmost to obtain financial assistance from abroad. His method consisted in convincing the world of Austria's loyalty to the Treaties and of the European necessity of her preservation on the one hand, and in turning to account the power rivalries in Central Europe, on the other<sup>56</sup>). Italy and the Little Entente had long been at cross-purposes there, affording a golden opportunity for Seipel to play off one against the other.

In Prague one watched the development of the situation in Austria with a confident air of gratified expectation. On August 1, on the eve of feverish diplomatic activities and fateful decisions, the leading Czech financier and a friend of Masaryk and Beneš, Jaroslav Preiss, the head of the Commercial Bank of Prague, urged the Government to make a decision „as to how much we want to help Austria and what for“. For „otherwise than within the framework of State policy this thing would have no sense. *Do ut des*. And especially so in this matter, where a possibility offers itself to us of gaining influence, perhaps a decisive one, over Austria in the future. We need Austria for transit and as a purchaser. With the given opportunities we could hook an anchor fast both in her economy and in her financial institutions“<sup>57</sup>). Ten days later Preiss pressed again for increasing Austria's economic dependency on Czechoslovakia and considered gaining political influence in Vienna feasible<sup>58</sup>).

<sup>55</sup>) Kleinschmied, p. 192; Gulick, p. 167 n. 74; Goldinger, pp. 122, 124.

<sup>56</sup>) Goldinger, pp. 124—126.

<sup>57</sup>) Nečásek, p. 102. Preiss to Šámal.

<sup>58</sup>) Ibid. Preiss to Šámal.

After having appealed to the Powers during the London Conference (August 7—14) and having been referred to the Financial Committee of the League of Nations, Seipel paid a visit to Prague on August 21. A few hours before the opening of conversations, Masaryk, Beneš and Šámal, the head of the presidential chancellery, reviewed the Czech policy. Beneš wanted to propose the organization of a Czecho-Austrian bank in Vienna and to provide money for Austria in such a way that the Entente would lend the money to Czechoslovakia and she, in turn, would re-lend it to Austria. Masaryk pointed to the necessity of making „such political plans as would attach Austria to us politically, and in this way obtain an access to Trieste, which would later give us a possibility of gaining some economic control over Trieste . . . . One will soon have to consider the method of carrying out this political action, and it will be necessary to clear this matter with Paris”. Šámal called attention to the fact that the Austrian army was „completely communized” and it was necessary to reorganize it. To this, Masaryk expressed the opinion that Czech instructors could help in carrying out various reforms in that army<sup>59</sup>).

In his talks with Seipel, Beneš was optimistic regarding the prospects of the League's helping Austria effectively; at any rate, he promised his full support in bringing this about. But he was opposed to the alternative broached by Seipel of Austria's receiving assistance from her immediate neighbors only<sup>60</sup>). From Prague, Seipel proceeded to Berlin to find out that no help could be excepted from there. As his journey to Prague and Berlin caused some agitation in Italy, Seipel hastened at once to meet the Italian Foreign Minister Schanzer at Verona, with whom he discussed the possibility of a customs union with Italy<sup>61</sup>), disclaiming any intention of uniting either with Germany or with the Little Entente. No doubt about it, Seipel played his diplomatic game with consummate skill indeed<sup>62</sup>).

<sup>59</sup>) Ibid., p. 105. Šámal's minute of August 21, 1922.

<sup>60</sup>) E. Beneš, *Problémy nové Evropy a zahraniční politika československá* (Praha, 1924), pp. 205—06.

<sup>61</sup>) Goldinger, pp. 126—27.

<sup>62</sup>) Even Renner acknowledged Seipel's statesmanlike qualities. Renner, p. 63.

Soon after Seipel's departure, in the last week of August, the Little Entente held its first formal meeting in Prague, the Austrian question being one of the most important items on the agenda. When on August 30 Einstein asked Masaryk for his opinion about the future of Austria, he answered that

he could see only two possibilities. The one was a union with Germany which neither France nor Jugo-Slavia would permit. The other was with Czecho-Slovakia, each state preserving its own separate existence. He excluded as out of the question the reported union with Italy. On the other hand, he said, the people of this country and Austria had worked together for centuries and there were today half a million Czechs and German Bohemians living in Vienna. On my asking him how such a union would affect the relations with the Germans here he said that it implied a preliminary understanding. He asked me to consider what he said as highly confidential.

In this connection Einstein referred to his despatch of February 6<sup>63</sup>), regarding Prague's ulterior ambitions entertained with respect to Austria. He did not think that „there is any present intention of pressing these but rather the idea of allowing circumstances themselves to render their realization inevitable“.

Also Beneš talked to Einstein „with great frankness about the future of Austria“. He confided that Seipel

had tried to play Prague against Rome. At the conference of the Little Entente which has just been held it was agreed that any union with Italy would not be permitted. The permanent policy of the Jugo-Slav State and for other reasons of this country, must always be to prevent Italy and Germany from becoming contiguous powers.

Dr. Beneš feels that the salvation of Austria can only come from here, although this cannot yet be said openly. He feared however, that both Austria and Germany would have to sink still lower before this became possible. Meanwhile the powers at Geneva would be invited to extend more credit to Austria, and the League of Nations might even assume financial control at Vienna. Should such credits be refused the solution would then be to make this country the mandatory for Austria. The Little Entente would welcome this while neither Great Britain nor France would be unfavorable. Only Italy would oppose it. Ultimately there must be some kind of union in what he looked forward to as the United States of Central Europe. Each state would retain its own corporate existence and a new political machinery might have to be created. But such processes could not be hurried and he was satisfied to proceed gradually, and even to incur the risk of a body of international control established at Vienna. He now expected more disturbances there, and thought that the most imminent

---

<sup>63</sup>) See n. 54.

danger was the wish of the Hungarians to take advantage of these to occupy the Burgenland. Neither Jugo-Slavia nor Czecho-Slovakia would allow this.

At the recent conference here the Little Entente had also discussed the future of Germany in view of the growing rift between France and England. The result of this will be reflected through Central Europe in the corresponding independence of the Little Entente and the feeling that they have only themselves to rely on. The news received from Berlin leads them to fear a monarchist rising ....

A possible civil war in Germany would probably do more than anything else to convince the Austrian Pan Germans of the uselessness of their wishes and would probably provide the occasion for Czecho-Slovakia realizing its hopes ...<sup>64)</sup>.

Einstein had also had occasion to speak to the Foreign Ministers of Yugoslavia and Rumania. Ninčić at first professed to see no solution to the Austrian problem but in a subsequent talk he said to Einstein „that while his own country could not admit the union of Austria either to Italy, to Germany, or to Hungary, it would like to see Austria joined to Czecho-Slovakia. The difficulties in his opinion lay here as the task would be colossal of bringing order into the Austrian financial chaos. Yet it was of paramount importance to Czecho-Slovakia not to be encircled by hostile states as might easily happen if Austria were to slip toward her other neighbors“. Duca, on the other hand, was more circumspect in saying that „the policy of his country while friendly toward Austria and willing to extend limited assistance, was based on the understanding that the Peace Treaties were not to be changed. Apart from this they recognized that Czecho-Slovakia had very special interests in Austria far exceeding those of any of the Succession States“<sup>65)</sup>.

A week later Einstein wrote that Beneš's „opinion that salvation for Austria can only come from here will result in a sharp controversy with Italy as soon as any steps are taken to put such a policy into execution“. He reiterated that „Dr. Beneš' idea is to advance only step by step, making the circumstances themselves decide the policy“. And he added: „Meanwhile I hear confidentially from another source that he [Beneš] has instructed his representatives at Paris and Vienna to spare no money in order to influence opinion in this sense. Time is likely to operate in his favor, though Czecho-Slovakia can only acquire the coveted position with regard to

<sup>64)</sup> National Archives, 760 f. 63/32. Einstein to Hughes, August 30, 1922.

<sup>65)</sup> Ibid.

Austria at a moment like this when Germany is helpless . . .". There were rumors that Italy supported German monarchist organizations in Austria. „Yet Dr. Benes remarked to me a few days ago that an Italian adventure in Austria would be attended by the same consequences as in Abyssinia"<sup>66</sup>).

On September 14, President Masaryk called on Einstein and spoke once more about the problem of Austria.

Dr. Seipel's recent visit to Berlin, Verona and Prague clearly indicated that in his mind help could only come from one of the three neighboring countries. President Masaryk however, again expressed the opinion that a real solution could only be found here. When I asked him what lines such a proposed union should take, he believed that it would mean a common foreign policy, customs and monetary union and also an army uniformly equipped and able to work in cooperation. The great problem was one of enforcing governmental authority which had lapsed in Austria and would have to be reasserted. This could be done from here. The assistance of other countries would, however, be necessary to reestablish Austrian finances. Dr. Benes had just written him from Geneva that he did not yet despair of success though it is most unlikely that he should have unfolded his real plan.

I asked President Masaryk how union with Austria would be regarded here as many Austrians seem to believe that Czech hatred stands in the way. The President, however, said that it would be acceptable. There are a number of elements in this country to whom it ought to be very welcome. The manufacturers who remain, with their plants intended for the old Austria-Hungary, in a land with a quarter of the population, the Social Democrats who would find themselves reinforced by Vienna, and also the German Bohemians, would probably all welcome such a step.

Meanwhile this aim cannot yet be avowed and suggestions of the foreign press that Czech imperialist designs over Austria have been contemplated, are denied by the Government papers<sup>67</sup>).

It is remarkable to what extent the statesmen who prided themselves on being realists, as Masaryk and Beneš did, were in fact embracing illusions. Their Utopian views on the possibility of a union with Austria were not an exception; their previsions on the course of events in Russia and Germany, based on the „intimate" knowledge of these two countries, were also consistently optimistic and almost invariably wrong<sup>68</sup>), to cite only two other examples. But they were by no means the only ones who were living in a

<sup>66</sup>) National Archives, 760 f. 63/33. Einstein to Hughes, September 7, 1922.

<sup>67</sup>) National Archives, 760 f. 63/34. Einstein to Hughes, September 15, 1922.

<sup>68</sup>) Many despatches from American Ministers in Prague testify to this.

make-believe world; they were only the best incarnations of the prevailing spirit of that strange post-World War I age.

The League of Nations took up the Austrian problem in September<sup>69</sup>). Seipel made a very clever appeal for help, stating Austria's willingness to accept a system of control if assistance were forthcoming, and warning that if left unaided, Austria would become a grave danger to the peace, a danger which it was the duty of the League to avert. Owing largely to Beneš's efforts the Council undertook the financial rehabilitation of Austria, and on October 4 three protocols embodying its scheme were signed by representatives of Great Britain, France, Italy, Czechoslovakia, and Austria. In the first protocol all the signatories pledged to „respect the political independence, the territorial integrity, and the sovereignty of Austria“, while the latter promised not to alienate her independence and to „abstain from any negotiations or from any economic or financial engagement calculated directly or indirectly to compromise this independence“. The second protocol stipulated the terms of the loan and the powers of the Committee of Control. The four Powers guaranteed a loan of up to 650 million gold crowns. The third protocol contained Austria's obligation to carry through a program of reform aimed at balancing her budget in two years. The Austrian Government agreed to surrender all right to issue paper money or to negotiate loans except by special authorization. A commissioner-general, appointed by the Council, was to supervise the execution of the plan<sup>70</sup>).

The Geneva protocols paved the way for Austria's financial resuscitation. The inflationary issue of notes was stopped, the currency was stabilized, and a new monetary unit, the schilling, was introduced in 1924. There was an increased feeling of confidence and hope. Austrian capital flowed back, and foreign capital was being attracted. But the reforms also caused much hardship. As a necessary economy measure large numbers of government employees were dismissed; in 1923, Vienna contained a greater number of State officials than when she was the capital of an Empire of 50 million people. Widespread unemployment and frequent strikes harassed the country. The Government's policy was undoubtedly one-sided;

<sup>69</sup>) Francis P. Walters, *A History of the League of Nations* (2 vols., London, 1952), I, pp. 205—210.

<sup>70</sup>) League of Nations, *Treaty Series*, vol. XII, pp. 385—411.

it was focused on the financial problem without due regard to other considerations. However, by the middle of 1926 the work of financial reconstruction had progressed to such a degree that the League's control of Austrian finances, naturally obnoxious to most Austrians, came to an end<sup>71</sup>).

It must have been with mixed feelings that Beneš had signed the First Protocol thus putting an end, for some time to come at least, to the dream of a union with Austria. This must have been a blow to his own and Masaryk's plans, yet in his usual way, he put a good face on it, was all smiles, as if there were nothing he desired more. Ostensibly, the Protocol appeared to be directed against the Anschluss, but as that was most unreal at the time, it actually staved off Czechoslovakia and Italy. To all purposes these two rivals checkmated one another. Naturally each preferred the League's control in Austria to the other's preponderance there. To end the estrangement Beneš, immediately after signing the Geneva Protocols, hastened to Venice and on October 9 met with Schanzer. They announced that they had reached an understanding regarding the reconstruction of Austria and envisaged a rapprochement between Italy and the Little Entente. Yet the high-sounding words only belied the actual state of affairs. In his December speech in the Parliament Beneš importuned that selfish national interests be eliminated. He denied vehemently the rumors that he had attempted in any way to interfere with Austrian sovereignty or wanted to send a comptroller to Vienna. Only the League, he insisted, should have exclusive control and should receive full credit<sup>72</sup>).

## VI

Their plans for a Czechoslovak-Austrian union temporarily thwarted, Masaryk and Beneš spared no efforts to carry into effect a far less ambitious scheme of a preferential customs system in the Danubian region. If their efforts were crowned with success an important step would have been made on the way to their ultimate objective.

On November 27, 1924, Czechoslovakia and Austria signed a supplementary tariff agreement to the commercial treaty of 1921. Austrian exports to Czechoslovakia were to be no longer subject to

<sup>71</sup>) Goldinger, pp. 129 ff.; Gulick, pp. 683—86.

<sup>72</sup>) Vondracek, pp. 195—97.

governmental control. Czechoslovakia reduced tariff rates on many items. Duties were definitely fixed on virtually all goods exchanged between the two nations<sup>73</sup>). At the same time rumors were afloat that Beneš had launched a project of a Danubian Confederation<sup>74</sup>). Actually, as often is the case with newspaper stories, the contrary was true. Since Seipel's visit to Budapest in January, 1923, Austria and Hungary had been unmistakably drawing nearer to one another, and the Burgenland issue was receding into the background<sup>75</sup>). Beneš could not but be wary of a confederation in which Budapest would make common cause with Vienna against Prague. The memories of the past were too fresh.

On February 9, 1925, Einstein reported that

The idea of a Danubian Confederation which would group the Succession States into an economic unit has frequently been advanced as a suggestion by those whose intentions are better than their personal knowledge of Central Europe. Certain London newspapers like the Times also have recently favored it under the inspiration of the Bank of England. The latter controls different banks like the Anglo-Czech, as well as others in Austria, and Hungary, formed by the dissolution of the former Anglo-Austrian bank, and would like these banks to work in closer harmony than now is possible. While the merit of the argument from a purely business point of view is considerable, it does not take into consideration the immense opposition the mere discussion of this plan arouses in Czechoslovakia as well as in the remaining Succession States. In part this is due to it being regarded as a concealed Habsburg propaganda which aims to do away with the economic independence of the different countries created or enlarged since the war. The Czech press is unanimous in disapproving this idea which has lately again been mooted in the Morning Post of London, and resents keenly any proposition which appears to threaten national independence either through a forced union or by the exertion of any foreign capital. Another reason renders impracticable the idea of such a union under existing circumstances. The old Austro-Hungary can no longer be created into an economic unit as so much of the territory of the former Dual Empire has been incorporated into other states whose territory extends far beyond its original limits. Such a proposed Confederation would, in fact, have to embrace Poland, Roumania, Yugoslavia and Italy, nations whose economic interests are by no means similar or complementary.

The more restricted idea of a union between Czechoslovakia, Austria and Hungary would hardly be more feasible at the present time in view of the deeprooted distrust and hostility existing between Prague and Buda-

<sup>73</sup>) League of Nations, Treaty Series, XLII, pp. 201 ff.

<sup>74</sup>) V o n d r a c e k , p. 284.

<sup>75</sup>) R e n n e r , pp. 59 ff.

pest, although it finds a defender here in Dr. Hotowetz, a former Minister of Commerce, who is now associated with the Anglo-Czech Bank. The latter has been advocating, without success, for an economic union of the Central European and Balkan countries, to meet the competition of Germany and the expansive tendencies of American capital in Europe.

The present plan in Czechoslovakia which is being slowly but systematically carried out is to negotiate separate commercial treaties with the neighboring states. These treaties allow for considerable bargaining to meet the particular situation in each case and affirm national sovereignty instead of restricting this<sup>76</sup>).

Several days later Einstein wrote that Beneš told him that

he entertained no illusions regarding the permanence of existing conditions in Central Europe. He realized that considerable changes would have to take place but he expected that these would be gradual and he wanted a few years to elapse in order to bring about a greater internal consolidation. He anticipated what the future would be by a process of elimination. Reasoning along these lines he excluded the union of Austria to Germany as such a step would produce too great an international tension and thereby provoke a crisis ....

Likewise he excluded a customs union between Austria and Hungary as this also would produce a highly undesirable tension. He did not expect any future customs union between the Succession States but looked forward instead to a system of preferential tariffs not unlike the one within the British Empire. This he thought would be the reasonable line to expect for future development<sup>77</sup>).

Yet in his conversation with France's Premier E. Herriot on March 16, 1925, Beneš expressed his desire „to see Austria enter a Confederation grouping the Succession States, save Italy”<sup>77a</sup>) only to declare before the Foreign Affairs Committee of the Czechoslovak Senate, on April 1, that he did „not regard as possible ... the plans for a Danubian Confederation or Customs Union”. He thought that

The only correct solution of the economic difficulties and problems of the new Central European States is their close economic rapprochement in the spirit of the last commercial treaty between Czechoslovakia and Austria, the principles of which can be developed further in conjunction with the maintenance of the full economic and political sovereignty of the respective States. I repeat that, given the good will of the parties concerned, this policy will certainly lead to the desired end<sup>77b</sup>).

<sup>76</sup>) National Archives, 870.50/2.

<sup>77</sup>) National Archives, 840.00/17. February 14, 1925.

<sup>77a</sup>) Edouard Herriot, *Jadis* (2 vols., Paris, 1952), II, p. 190.

<sup>77b</sup>) E. Beneš, „The Diplomatic Struggle for European Security and the Stabilisation of Peace”, *International Conciliation*, No. 212 (September, 1925), p. 242. Also *idem*, *Boj o mir a bezpečnost státu* (Praha, 1934), p. 321.

Thus, now as before, Czechoslovakia was against any combination if there was an uncertainty as to whether she would play a dominant role in it. The hold of economic nationalism on Czech business circles continued unabated. Any project that embodied some surrender of sovereignty, however slight, in things economic would without fail run into a wall of all-powerful opposition. It is well to remember that the Czechoslovak government was a coalition of five parties (*pětka*), in which the agrarian and business interests predominated.

From 1924 on, Prague had good reason to be again disturbed by the reappearance of the Anschluss specter. The consultations of the German and Austrian Chambers of Commerce, the visits of Chancellor Marx and Foreign Minister Stresemann in Vienna, and of Dinghofer and Frank in Berlin, the propaganda tours of Austria by German deputies, and the growing wave of Pan-German demonstrations<sup>78)</sup>, could not but vex the Czechs. Beneš's visit to Vienna, to return that of Seipel at Prague, had to be postponed several times, and at the end of May, 1925, it was postponed indefinitely<sup>79)</sup>. The American Minister in Vienna observed: „The truth is that the Czechs undoubtedly fear a cold reception or a hostile demonstration . . . All this is quite natural, but the repeated postponements, which might have been at least reduced in number, have created an atmosphere of intense irritation here.”<sup>80)</sup> Einstein had this to say:

The purpose of his [Beneš's] visit . . . was probably to express the willingness of Czechoslovakia to assist Austria economically so long as there was no question of her annexation to Germany. This Czechoslovakia resolutely opposed. But the annexation movement in Austria has lately become popular once more as a hoped for solution of her financial difficulties. Dr. Beneš has been so prominent in opposing this that his visit to Vienna ran serious danger of encountering an organized demonstration against him. Sooner than risk this he has preferred to abandon his visit for the present although by so doing he has been obliged to admit the strength of the movement<sup>81)</sup>.

Yet Masaryk's optimism would not be abated. On June 13, 1925, Einstein sent the following very interesting and strictly confidential despatch to Kellogg.

<sup>78)</sup> Goldinger, pp. 138 ff.

<sup>79)</sup> National Archives, 760 f. 63/39. Einstein to Kellogg, May 28, 1925. Also 760 f. 63/37. A. H. Washburn to Kellogg, May 12, 1925.

<sup>80)</sup> National Archives, 760 f. 63/38. Washburn to Kellogg, May 27, 1925.

<sup>81)</sup> National Archives, 760 f. 63/39. Einstein to Kellogg, May 28, 1925.

President Masaryk yesterday paid me a lengthy visit at the Legation. He spoke of the general European situation and expressed satisfaction with the growth of republican ideas in Germany, and with the abandonment at Berlin of the wish to reconquer the former western frontier. He has hopes that something of real value may develop out of the Security Pact. I asked him about the future of Austria. In his opinion Germany has no desire for annexation. He phrased this as follows: „Formerly Germany controlled an Empire of fifty million people which she did not try to annex. Why should she do so now for a country of six millions.“

The entire policy of Czechoslovakia is, however, so set against Austrian annexation that this wish may be father to the thought ... [The goal of some kind of confederation with Austria] still exists in a somewhat different form. Instead of the dual state which he then [in 1922] advocated, he now favors a preferential tariff arrangement which would allow Czechoslovakia, Austria and Yugoslavia to trade with each other on mutually advantageous terms and also do away with the present restrictions of transit along the frontier zones. He believes that Poland and Greece might later join such a confederation and in this way a large economic unit would be created, which would provide a greater advantage to Vienna than could come from the annexation to Germany. He also thought that Bulgaria might enter into this arrangement. Dr. Beneš' diplomacy, I hear, has lately been directed toward bringing the Yugoslavs and the Bulgars closer together, somewhat to the apprehension of the Greeks who fear lest what they regard as a Pan Slav movement should turn against them.

President Masaryk sketched to me the broad lines of such a future confederation which in his idea could be established in Central and South Eastern Europe without loss of national sovereignty and by the simple process of preferential arrangements between the different powers. He foresaw, however, that such a plan might meet with the opposition of Italy.

Roughly speaking this policy offers an alternative to the Austrian hope of annexation to Germany, and appears to have the approval of France where it is realized that something must be done to prevent the present drift at Vienna. Although offered as a remedy to Austria, it provides for a Central European confederation in which Austria would find its place, and into which eventually Hungary would have to fit, but which would in reality be controlled by Prague with French support. The idea is an ambitious one and the steps now under way to carry it out form part of the general plan which lies in the mind of President Masaryk and Dr. Beneš. For the present the opposition appears to lie in Austria itself, where Dr. Beneš' recent overtures and plans for a visit have not been attended with much success. I am also under the impression that its merits have hitherto not been altogether convincing to the Yugoslavs, perhaps, because Belgrade is disposed to be a little jealous of an initiative which emanates from Prague<sup>82</sup>).

---

<sup>82</sup>) National Archives, 760 f. 63/40.

The idea of creating a preferential customs system in the Danube region was not a new one. Already Article 222 of the Treaty of St. Germain envisaged such reciprocal preferential treatment between Czechoslovakia, Austria and Hungary, providing a period of five years for its realization<sup>83</sup>). However, this provision had been all but forgotten, and only some months before its expiration did Czech and Austrian experts meet with a view of arriving at a convention to be presented to the Great Powers for their sanction. These negotiations broke down, for Italy insisted that she should enjoy full and equal rights in any new customs arrangement. A similar fate befell the Central European Economic Conference held, on Austria's initiative, at Vienna in September, 1925. Unable to make any headway, the Conference adjourned with the statement that it considered „as one of the principal evils of the Central European economic situation the continuing isolation of the economic systems of the small States“<sup>84</sup>).

After this failure, the project of a Danubian Economic Confederation would reappear now and again, in one form or another, during the next several years without making any more progress. All the patients had been well aware of the nature of the disease, there being hardly any disagreement on the diagnosis, but they stubbornly refused to accept the prescribed medicine. The fact was that they all were overly jealous of their sovereignty, intent above all on wresting a selfish advantage and at the same time averse to anyone else gaining too much by chance, and extremely wary of any other assuming the leading position. However, it is only fair to remember that the small Central European states were by no means an exception in this regard.

The lack of any progress in economic negotiations had no adverse effect on the official relations between Prague and Vienna, which remained correct though continually wanting in cordiality. Beneš expected Locarno to have a quieting effect on Austria, and especially on Hungary, and believed it would dispel certain illusions among the minorities and thereby hasten „the pacific and loyal collabo-

---

<sup>83</sup>) *Traité de paix entre les Puissances Alliées et Associées et l'Autriche, protocole et déclarations, signés à Saint-Germain-en-Laye, le 10 septembre 1919 (textes français, anglais et italien)*, p. 282.

<sup>84</sup>) *Vondráček*, 285.

ration of all elements in the State"<sup>85</sup>). On March 5, 1926, at long last he paid a visit to Vienna and signed there the treaty of arbitration and conciliation. Such treaties were very fashionable in that age of „pactomania“, and scores of them were concluded between nearly all countries. Measured in terms of actual achievement, the results of Beneš's visit were not „especially noteworthy“<sup>86</sup>). At the end of the same month Chancellor Ramek returned the visit, stopping for a day in Prague on his way back from Berlin. Einstein thought it „unlikely that any serious business was transacted“, yet added that

The danger of annexation is, however, the leverage which Austria has successfully utilized to obtain the assistance of other states, for France, Italy and the nations of the Little Entente, all of whom are absolutely opposed to the „Anschluss“, have been obliged, in consequence, to go to the assistance of Austria.

It was Dr. Beneš' merit to have been the first public man to realize that if Vienna was not to fall into the German orbit it would be necessary to make it self-supporting and assist it during the critical years of its early development. His efforts last autumn to give preferential tariff rates to Austrian industry were not very successful in the face of the opposition encountered from Czech manufacturers. But Dr. Beneš has persevered in his policy of friendly collaboration with Austria and his real desire to establish and further a community of interests between the two neighboring states has at last met with a deserved success<sup>87</sup>).

It is difficult to see in what that „deserved success“ actually consisted. At any rate Einstein's supposition proved premature. For, several months later negotiations for a new economic treaty foundered, and at the end of November, 1926, Austria denounced all previous agreements<sup>88</sup>). With the expiration of the treaty of 1921 on April 15, 1927, a tariff war broke out between Austria and Czechoslovakia, and feelings ran high in the business circles of both countries. On July 21 a new treaty was signed allowing Austria a slight increase in its 1921 tariff against Czechoslovak textile products in exchange for a reduction of its tariff on metal goods and certain types of glass pro-

---

<sup>85</sup>) National Archives, 740.0011 Mutual Guarantee (Locarno)/222. Pearson to Kellogg, November 2, 1925.

<sup>86</sup>) National Archives, 760 f. 63/41. Washburn to Kellogg, March 7, 1926.

<sup>87</sup>) National Archives, 760 f. 63/42. Einstein to Kellogg, March 31, 1926.

<sup>88</sup>) League of Nations, Treaty Series, vol. LXXVIII, p. 437. Strangely, this concided with a marked improvement in the relations between the Czechs and the Bohemian German minority, manifested in the entrance of two German leaders into the Czechoslovak government, thus ending a long period of German non-cooperation with that government.

ducts. The reductions of the Czechoslovak tariff were negligible<sup>89</sup>). The treaty was far from satisfactory. It was a great exaggeration, to say the least, on the part of Beneš to assert later that it had been of „enormous benefit to the Austrians“<sup>90</sup>).

However, the treaty did improve Czech-Austrian relations<sup>91</sup>). Inevitably, when Chancellor Seipel visited Prague in the middle of February, 1928, to deliver a lecture to the Catholic students, this visit gave rise to a new wave of speculation about a Danubian confederation. Even Einstein, who should have known better, seems to have been carried away by the atmosphere of affected friendliness enveloping this visit. Comparing it to Seipel's last visit in 1922, Einstein wrote:

Today the position of his country is far better and its relations with Czechoslovakia have improved enormously. There is an increasing recognition of the numerous common interests of the two states and the need for mutual cooperation .... His visit comes at a time when there is a growing feeling of friendliness between Czechs and Germans and will assist this. It coincides also with the renewal of relations with the Vatican ....

Dr. Beneš told me that in his talks with Mgr. Seipel he pointed out that Czechoslovakia sought no selfish advantages and did not wish to take the lead. On the contrary he would gladly welcome Austria first signing treaties with Italy or Germany, excluding the possibility of war ... He had himself refrained from making any concrete suggestions and preferred to let events shape themselves in the direction he foresaw. Whereas six years ago all his effort had been directed toward the preservation of the Peace Treaties, this was no longer necessary. Today he was working toward attaining security through moral and psychological guarantees. And in another few years time even this would not be necessary for the need of peace would have become self evident. ... The alternatives of Anschluss,

---

<sup>89</sup>) Ibid., vol. LXXXI, pp. 7—275.

<sup>90</sup>) National Archives, 760 f. 63/43. Einstein to Kellogg, February 17, 1928.

<sup>91</sup>) Yet on December 14, 1927, Washburn (Vienna) sent the following despatch to Kellogg: „Der Montag' printed a sensational story on the 5th instant .... to the effect that the [Austrian investment] loan had gone on the rocks, mainly because of the opposition of Czechoslovakia. In point of fact, Czechoslovakia is not interested in the relief credits, because it extended none. The Czech Minister here denies that his government is unfriendly. It is nevertheless true that the Austrians believe that the Czechs have been throwing cold water on the loan proposal. Two reasons are given: first, it is said that the electrification of the railways is against Czech interests as it would make Austria less dependent upon Czech coal and, secondly, some proceeds of the new loan are to be devoted, it was announced, to the improvement of Austrian dairies, the Austrian market for milk from Southern Moravia thereby being lessened.“ Foreign Relations 1927, I, p. 461.

or some kind of economic federation, are the opposite poles between which these rival ideas oscillate today. Neither is openly espoused as the program of any government and neither can make much headway so long as the Anschluss would lead to war, and the federation remains impossible while Hungary is irreconcilable.

... Dr. Beneš, of course, aims farther than Vienna. Although he would like to present the solid benefits of his policy to Austrian opinion he looks forward eventually to embracing all the States of the Danubian basin in a great economic confederation which would repeat many of the good sides of the old Dual Monarchy without its objectionable political features. And he hopes in this way by a new prosperity gradually to lessen the pressure for the Anschluss in Austria ... He realizes that Czechoslovakia must find its place within such a confederation failing which its future independence will be seriously threatened. And no more terrible blow could be imagined than that of the Anschluss ... Hence this question is regarded as one of life or death ....

Dr. Beneš is satisfied that however great is the sympathy the Anschluss idea enjoys in Austria the fear of international complications will prevent it from maturing. For the Austrians as he remarked have no wish to become a new battleground for Europe in order to gratify this wish.

The Austrian Chancellor expressed sympathy for Dr. Beneš' views especially with regard to Regional Understandings and the so-called Locarno for Central Europe, and also stated his personal opposition to the Anschluss idea ...<sup>92)</sup>.

Yet, as Beneš was to find to his chagrin two years later, the attraction of Anschluss for the Austrians, far from waning with the passage of time, was actually rising. And this in spite of all his efforts to influence Austrian opinion through some Austrian papers under his control<sup>93)</sup> or through the Czech Socialists who were in close contact with their Austrian comrades<sup>94)</sup>.

With the first post-war decade drawing to a close, Austrian-Czechoslovak relations were correct, the edge of the old hostility

<sup>92)</sup> National Archives, 760 f. 63/43. Einstein to Kellogg, February 17, 1928.

<sup>93)</sup> In discussing an article in *Deutsche-Osterreichische Tages-Zeitung* of October 19, 1928, entitled "Dr. Beneš, the Newspaper King of Vienna", and headlining that the majority of Vienna papers were under Czech influence, Washburn observed: "The article is, to be sure, somewhat hysterical in tone, but it is a well known fact that the Czech control of the Austrian press, or a section of it, is progressive." National Archives, 863.91/1. Washburn to Kellogg, October 25, 1928. For the accounts of payments made from a secret fund of the Czech Foreign Ministry to Viennese papers in the inter-war period, see Rudolf Urban, *Tajné fondy III sekce. Z archivů ministerstva zahraničí republiky Česko-Slovenské* (Praha, 1943), pp. 130—74.

<sup>94)</sup> National Archives, 863.00/676. Einstein to Stimson, November 1, 1929.

was blunted, but the Austrian problem was no nearer to a solution than it had been at the outset, haunting as ever the chancelleries of Europe, above all that of Prague. The ambitious plans and dreams of the Czech statesmen — the Czechoslovak-Austrian union, the preferential tariff system, and now the Danubian confederation — were, if anything, farther from realization. The Decade of Opportunity was over; the Decade of Trial set in. The time was at hand when yesterday's leaders, the masters of lofty declarations and specious formulae, had to measure swords with the strong-arm challengers who had no „fear of international complications“, but indeed thrived on them.

## Mitteilungen

### Eine unbekannte griechische Zeitung aus dem Jahre 1784

Das ausgehende 18. und beginnende 19. Jh. war für Südosteuropa in weitaus stärkerem Maße als für Mittel- und Westeuropa durch kriegерische und politische Unruhen gekennzeichnet, die zu starken Verwüstungen in den meisten bedeutenden Städten führten. Wertvolles Quellenmaterial wurde damals vernichtet, denn Papier und Pergament, die dort ganz besonders rar waren, wurden auch für das Laden der Gewehre und Geschütze gebraucht, falls Flammen und Vernichtungswut nicht schon alles verzehrt hatten. Das war auch die Ursache, daß die Entstehungsgeschichte der ersten in Balkansprachen geschriebenen Zeitungen länger unerforscht blieb, als andere geistesgeschichtliche Ereignisse, mit denen die Herausgabe der Zeitungen aufs engste verknüpft war.

So hat die Entstehungsgeschichte der griechischen Zeitungen des 18. Jh.s bisher wenig Beachtung gefunden, obwohl es sich bei ihnen um die ersten Zeitungen in einer Balkansprache handelt und ihr Erscheinen mit dem Aufkommen eines bewußten Strebens nach nationaler Selbständigkeit und Eigenstaatlichkeit zusammenfällt. In diesem Zeitabschnitt erfolgte auch eine nachhaltige Berührung der griechischen Bildungsschicht mit dem Gedankengut der Aufklärung, so daß dem griechischen Zeitungswesen neben seiner politischen auch eine große kulturhistorische Bedeutung zukommt.

Wie auch später bei den Serben und Rumänen war die Geburtsstätte des griechischen Zeitungs- und Zeitschriftenwesens Wien, der kulturelle Mittelpunkt des griechischen Geisteslebens im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jh. Seit der Mitte des 18. Jh.s blühte dort eine starke griechische Händlerkolonie, die Wien durch einen eigenen Nachrichtendienst mit den anderen bedeutenden Handelszentren des Balkans verband und dem österreichischen Orienthandel einen starken Aufschwung verlieh. Mit dem Beginn des Strebens nach Anpassung an das Kulturleben der europäischen Völker und mit der Vertiefung der Handelsbeziehungen zu Mitteleuropa wurde auch bei den Griechen der Wunsch nach einer eigenen Zeitung geweckt. Die Voraussetzungen waren in Wien wegen der großen Zahl der Druckereien und der geographisch-verkehrstechnischen Lage außerordentlich günstig. Durch das Zensurgesetz Kaiser Josephs II. vom 11. Juni 1781 war die Presse, wenn auch nicht formell, so doch in der Praxis freigeworden. Sie wurde in den Zensurakten als „quantité négligeable“ kaum erwähnt und konnte sich daher völlig frei entfalten. Damals entstanden in Wien zahllose neue Blätter und Blättchen, die allerdings zum Teil nach kurzer Zeit wieder spurlos verschwanden<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Hermann G n a u, Die Zensur unter Joseph II. Straßburg-Leipzig 1911, S. 55/56; Johann Winckler, Die periodische Presse Österreichs, Wien 1875, S. 48 ff.; Anton M a y e r, Wiens Buchdruckergeschichte (1482—1882) 2. Bd. (1682—1882), Wien 1887, S. 305.

In Griechenland hingegen fehlten alle Voraussetzungen, um auch nur das Erscheinen einer einzigen griechischen Zeitung zu ermöglichen, denn es gab keine Druckereien und es fehlte auch die Freiheit, die ein solches Unterfangen erlaubt hätte<sup>2)</sup>. Diese Umstände erleichterten den Griechen Wiens daher den Entschluß, eine eigene griechische Zeitung herauszugeben, um sie teils in Wien, teils in den anderen griechischen Handelsniederlassungen in Österreich-Ungarn, in den Donaufürstentümern und in Griechenland zu vertreiben.

Die Entstehungsgeschichte der griechischen Presse war lange Zeit in Dunkel gehüllt, da nur die Zeitungen bekannt waren, die seit Beginn des 19. Jh.s erschienen waren, nicht aber auch die von 1791 bis 1797 in Wien herausgegebene „Ephimeris“ und noch weniger die Zeitung von 1784, von der bis heute noch kein einziges Exemplar bekannt ist<sup>2a)</sup> und deren Existenz nur durch ein umfangreiches und hochinteressantes Aktenmaterial in den Wiener Archiven und ganz wenigen, bisher unbeachtet gebliebenen Angaben in einigen zeitgenössischen Darstellungen zu belegen ist. In den „Skizzen von Wien“, die Johann Pezzl 1786—1790 herausgab, befindet sich eine bisher von den griechischen Historikern und Zeitungswissenschaftlern unbeachtet gebliebene Angabe, wonach Georg Vendotis schon 1784 eine auch in den griechischen Provinzen verbreitete griechische Zeitung in Wien herausgegeben hätte. „Man sagt, der Divan in Konstantinopel fand diese Unternehmung gefährlich; er hielt nicht für gut, seine untertänigen Griechen durch eine Zeitung in ihrer Sprache zu sehr mit der übrigen Welt bekannt zu machen. Er verbot sie und bewog den hiesigen Hof, ihm darin die Hände zu bieten. Soviel ist richtig, daß diese in ihrer Art einzige Zeitung, die schon stark gelesen war, nach zwei Monaten wieder unterdrückt wurde. Arme Griechen, wie weit seid ihr von euren Vätern entfernt!“<sup>3)</sup>

Johann Pezzl, damals ein bekannter historischer und belletristischer Schriftsteller, der die Stelle eines Sekretärs, Lektors und Bibliothekars bei dem österreichischen Staatskanzler Fürst von Kaunitz bekleidete<sup>4)</sup>, war über die Vorgänge in der Staatskanzlei gut informiert, so daß ihm dieses Ereignis nicht entgangen war. Außer ihm hatte nur der griechische Gelehrte Georg Joan Zawiras das Erscheinen dieser Zeitung, wenn auch nur in ganz allgemeinen Worten vermerkt<sup>5)</sup>.

<sup>2)</sup> Franz Dölger, Wien und Neugriechenland (Wiener wissenschaftliche Vorträge und Reden) Band 6. Wien 1943, S. 18.

<sup>2a)</sup> Miss de Queux de Saint-Hilaire, La presse dans la Grèce moderne, Paris 1871, S. 1 ff. und William Miller, Greece, London 1928, S. 216 ff. nehmen als Beginn des Erscheinens den 16. Oktober 1790 an, doch erschien damals nur eine Vorankündigung. Ebenso ist die Annahme von W. Miller unrichtig, daß die Ephimeris nur bis 1791 erschien.

<sup>3)</sup> Johann Pezzl, Skizze von Wien, Wien und Leipzig, 3. Heft, Wien (1787) S. 397.

<sup>4)</sup> Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich, 22 (1870), S. 160—162.

<sup>5)</sup> Γεωργίου Ιωαννου Ζαβιρα: Ανεκδοτα Συγγραμματα, ΝΕΑ ΕΛΛΑΣ II. ΕΛΛΗΝΙΚΟΝ ΘΕΑΤΡΟΝ, Hrgb. von Georgios P. Kremos, Athen, 1872 Nr. 11155.

Georgios Laios, ein seit 1942 in Wien lebender griechischer Gymnasiallehrer

Der Großwesir erfuhr bereits in der zweiten Hälfte des Juni 1784, daß die Griechen Wiens eine eigene Zeitung herausgeben wollten, und wandte sich daher an den österreichischen Internuntius Freiherr von Herbert-Ratkeal, „mit dem inständigsten Ersuchen diesen Abdruck zu verhindern“. Herbert-Ratkeal berichtet darüber: „Es scheint ihm solches von größter Wichtigkeit zu sein, und würde er gewißlich nicht minder empfindlich gegen eine abschlägige Antwort, als im Gegenteile erkenntlich für die ihm bei dieser Gelegenheit zu bezeugende Willfährigkeit des allerhöchsten Hofes sein, und zwar umdesto mehr, als er bei sich selbst überzeugt ist, daß die türkische Regierung das Volk in der Unwissenheit zu erhalten, seine Aufmerksamkeit von den Staats-Angelegenheiten abzuziehen und dasjenige, so in Europa von diesem Reiche sowohl, als die Eigenschaften seiner Regenten und vornehmsten Minister gesprochen werden dürfte, zu verbergen suchen müßte; zu geschweigen, daß er besorgt, die frei gewagten Sätze und Ungereimtheiten, von denen unsere Zeitungsblätter strotzen, möchten bei dem Volke manche sehr schwer auszulöschende Eindrücke hinterlassen“<sup>5a)</sup>.

Darauf teilte Philipp Graf Cobenzl dem Internuntius bereits am 17. Juli mit, daß er gleich nach Eingang von dessen Schreiben vom 25. Juni das Erscheinen dieser Zeitung verboten habe<sup>5b)</sup>.

Herbert-Ratkeal hatte ursprünglich nur an eine vorübergehende Einstellung des Erscheinens bis zum positiven Abschluß der Verhandlungen über einen neuen Handelsvertrag gedacht.

Schon am 24. Jänner 1784 hatte Freiherr v. Herbert-Ratkeal berichtet, daß die Pforte und vor allem der Raschid Efendi bereit sei, seinen Entwurf eines Seneds ernstlich zu diskutieren. Darin war in Anwendung des Vertrages von Passarowitz vom 27. Juli 1718 vorgesehen, daß den kaiserlichen Kaufleuten, die in die Türkei kamen, jeder erforderliche Schutz gewährt werden sollte. Vor allem sollten sie künftig davor geschützt sein, einen höheren Zoll als 3% des Warenwertes entrichten zu müssen. Es sollten künftighin auch keiner „Korporation oder Gesellschaft“ in der Türkei monopolartige Privilegien gewährt werden, die den österreichischen Kaufleuten den Handel erschweren konnten. Auch sollten die österreichischen Kaufleute jederzeit das Recht haben, ihre Waren auf dem Wasser- oder Landwege in das Osmanische Reich einzuführen und überall dort zum Verkauf anzubieten, wo es ihnen vorteilhaft erschien<sup>6)</sup>.

Die handels- und wirtschaftspolitische Bedeutung eines solchen Vertrages war für Österreich außerordentlich groß, da die passive Handelsbilanz nur durch eine

---

hatte bisher trotz fleißigsten Suchens nicht das Glück, ein Exemplar der Zeitung von 1784 zu finden. Vgl. darüber seinen Aufsatz im *Ephitheorisi Technis*, Nr. 8 (August 1955) S. 149—154.

<sup>5a)</sup> Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, Staatenabteilung, Türkei II, Abt. Berichte. Karton 84, Fasz. 43 Bl. 130 und Türkei II. Abt. V Cobenzl Herbert. Korrespondenz Kt. 18 (1779—1785) Bl. 528.

<sup>5b)</sup> H.H.St.A. Türkei II, Karton 86, Weisungen 1784, Bl. 14 und: Türkei II Abt. V, Cobenzl Herbert Korrespondenz, Kt. 18 (1779—1785) Bl. 526.

<sup>6)</sup> H.H.St.A. Türkei II, Abt. Berichte. Kt. 84 Fasz. 43 Bl. 107, Bericht Herbert-Ratkeal vom 24. Januar 1784.

verstärkte Ausfuhr auszugleichen war. Diese hing aber davon ab, daß österreichischen Kaufleuten die Möglichkeit geboten wurde, im gleichen Ausmaße in das Osmanische Reich einzureisen und ihre Waren zum Verkauf anzubieten, wie es den türkischen Untertanen erlaubt und möglich war, in den österreichischen Ländern Handel zu treiben.

Da Ratkeal und Cobenzl die Bedeutung eines vorteilhaften Handelsvertrages richtig einschätzten, mußten sie alles tun, um das Wohlwollen der Pforte zu erhalten. Nur so erklärt sich das überaus schnelle Verbot dieser ersten griechischen Zeitung, das bereits am 12. 7. ausgefertigt wurde. Wahrscheinlich hatte Graf Cobenzl das Erscheinungsverbot für vorübergehend gehalten, denn der Internuntius hatte am 25. Juni geschrieben: „il ne s'agit pas ici d'une suppression absolue de la prétendue gazette grecque, mais seulement d'une suspension aussi courte que le règne du Grand Visir sera passager ...“<sup>6a)</sup>.

Andererseits dürfte es dem Grafen Cobenzl auch keine Gewissenskonflikte verursacht haben, das Verbot auszusprechen, ohne dabei an dessen Aufhebung zu denken, denn er schätzte die Griechen sehr gering, wie z. B. aus einem Schreiben an Herbert-Ratkeal aus dem Jahre 1780 hervorgeht. Darin vertritt er die Auffassung, daß die Türken im 15. Jh. viel mehr wert gewesen seien als die Griechen und daß dies auch im ausgehenden 18. Jh. trotz ihrer Dekadenz noch der Fall sei. Er schloß sich damit dem Urteil Ratkeals an, der da schrieb, daß Aberglauben und Unwissenheit der Griechen jeden Keim eines wissenschaftlichen und künstlerischen Strebens ersticken würden und daß sie daher nichts Großes und Nützliches für die Menschheit geschaffen hätten, wovon die Nachwelt würde sprechen können<sup>7)</sup>.

Weder der eine noch der andere hatte von den vielfältigen Bestrebungen der griechischen Gelehrten Kenntnis erlangt, die im Begriff waren, den geistigen Strömungen des europäischen Abendlandes einen Weg über die griechischen Händlerkolonien Wiens und des nahen Südostens zu bahnen, was zu regen Kulturbeziehungen geführt und bereits wichtige Grundlagen für eine geistige Wiedergeburt des Griechentums geschaffen hatte. Ratkeal, Cobenzl, Kaunitz und später Metternich verkannten die Bedeutung dieser Entwicklung zum nicht geringen Nachteil der österreichischen Orientpolitik, die sich nur schwer von den herkömmlichen, aber irrigen Auffassungen über die Entwicklung der Balkanvölker zu lösen vermochte.

In einer Note an die vereinigte Hofkanzlei und Hofkammer verfügte Cobenzl daher die „einstweilige Suspendierung derer Ausgab“ und ersuchte um die Mitteilung „ob oder welche Umstände der gänzlichen Abschaffung dieses Zeitungsblattes entgegen stehen dürften“<sup>8)</sup>. Am 2. August berichtete Graf Kollowrat in einer Note an die geheime Hof- und Staatskanzlei, daß die „wöchentliche Ausgabe

<sup>6a)</sup> Ebenda V, Cobenzl-Herbert, Korr. Kt. 18 Bl. 528, Ratkeal hatte mit seiner Formulierung insoweit recht, als der Großwesir Chalil Hamid, der dieses höchste Amt seit 1782/83 bekleidete, 1784/85 durch Schahin Ali ersetzt wurde. Vgl. E. de Zambaur, Manuel de généalogie et de chronologie pour l'histoire de l'Islam, Hannover 1927, S. 161 ff.

<sup>7)</sup> Ebenda V, Ratkeal an Cobenzl, 17. März 1780 (Bl. 70) und Cobenzl an Ratkeal, 6. April 1780 (Bl. 72).

<sup>8)</sup> H.H.St.A. Noten an die Hofkanzlei 1784, Fasz. 9.

des griechischen Zeitungsblattes ... wirklich eingestellt worden ist, daß aber derselben Beybehaltung in Rücksicht auf die hierlandes befindlichen griechischen Handelsleuthe allerdings erwünscht sey". Um aber trotz der Rücksichtnahme auf die auswärtigen Angelegenheiten das Weitererscheinen der Zeitung zu ermöglichen, schlug Kollowrat vor, der Zeitungszensur eine entsprechende „Instruction“ zu erteilen, und zur Auflage zu machen, in den griechischen Zeitungen nicht durchgehen zu lassen, was die Türkei betrifft, damit in Zukunft der Pforte kein Anlaß zu einer Beschwerdeführung gegeben werde<sup>9)</sup>.

In der Zwischenzeit erhielt Ratkeal vom Fürsten Kaunitz die Mitteilung, daß die „einstweilige Suspendierung der in den k. k. Erbstaaten in Antrag genommenen Ausgabe einer griechischen Zeitung“ verfügt worden war und berichtete daraufhin am 9. August, daß der Großwesir „diese Nachricht mit größtem Vergnügen“ aufgenommen und Ratkeal gebeten habe, dem Fürsten für dieses Entgegenkommen seinen Dank abzustatten. Zugleich wiederholte der Großwesir seine Bitte um eine „gänzliche Unterdrückung dieses Zeitungsblattes, welches seiner Meinung nach nicht anders als zu manchen Unordnungen in diesem Reiche Anlaß geben könnte“<sup>10)</sup>.

Die Hartnäckigkeit, mit der der Großwesir für eine gänzliche Unterdrückung eintrat, erscheint durchaus verständlich. Weniger verständlich ist es, warum Ratkeal immer nur von einer „in Aussicht genommenen“ griechischen Zeitung spricht. War das ganze nur ein Projekt und die Bewilligung noch nicht erteilt, so daß kein Exemplar erschienen war? Aus dem Bericht Kollowrats vom 2. August geht eindeutig hervor, daß es sich um ein bereits wöchentlich erscheinendes Blatt handelte. Allerdings wird weder über den Namen, noch über das Format oder den Umfang etwas gesagt. In einem Schreiben an Ratkeal von 18. August wird lediglich mitgeteilt, daß die Ausgabe der Zeitung einstweilen sistiert wurde, „doch äußert sich der Umstand, daß wenn die Verabfolgung dieser bereits aller Orten kund gemachten Zeitung gänzlich sollte aufgehoben werden, die Verfasser wegen hierauf verwendeten Unkosten in einen Schaden von mehreren hundert Gulden kommen würden. E. belieben also dieses zu vermeiden mit dem Beysatz, daß nachdem man den Verfassern den Schaden nicht zumuthen könnte, mithin die Fortsetzung dieser Zeitungsblätter in dieser Hinsicht gestatten müßte, man doch hiebey die Vorsicht gebrauchen wollte, daß in diese Blätter nichts hineingeruckt wurde, was unmittelbar auf Turkey einen Bezug hätte“<sup>11)</sup>.

Da hier von der „Fortsetzung“ die Rede ist, muß aber mindestens eine Folge bereits erschienen sein, ehe die Einstellung verfügt wurde. Schenkt man der oben angeführten Angabe Pezzls vollen Glauben, dann war diese Zeitung im Mai — spätestens aber Anfang Juni — zum ersten Male erschienen, denn er sagt ausdrücklich, daß sie nach zwei Monaten wieder unterdrückt wurde. Auch schreibt Ratkeal am 10. Sept. an Cobenzl: „Tenez toujours, je vous en conjure en suspends l'impression de la gazette grecque ...“ und erwähnt nicht mehr wie bisher, daß

<sup>9)</sup> H.H.St.A. Noten von der Hofkanzlei 1784, Fasz. 32.

<sup>10)</sup> Ebenda, Türkei II, Berichte, Kt. 84, Fasz. 44, Bericht vom 9. August 1784, Bl. 6, 7, 8.

<sup>11)</sup> Ebenda, Türkei II, Weisungen Kt. 86.

die Zeitung nur geplant und eine Erlaubnis zur Herausgabe beantragt worden war<sup>12)</sup>.

Da die Herausgeber dieser Zeitung sich mit der verfügbaren Einstellung nicht abfinden wollten und bei der Niederösterreichischen Regierung vorstellig wurden, um die Erlaubnis für die Fortsetzung der Herausgabe zu erhalten, schrieb Kollowrat am 14. Oktober abermals an die geheime Hof- und Staatskanzlei und teilte mit, daß man einer Rückäußerung Ratkeals zu dem Vorschlag vom 2. August sehnlichst entgegensetze, weil man noch immer hoffe, daß durch die angeregte strengere Zensur dem Erscheinen des Blattes nichts mehr im Wege stehen würde<sup>13)</sup>. Am 3. November wurde Ratkeal ersucht, Stellung zu nehmen und zugleich wurde ihm mitgeteilt, daß es Zeit wäre, die Suspendierung der Zeitung wieder aufzuheben, wobei auf die Note der vereinigten Hofstelle vom 14. Oktober verwiesen wurde. Diesem Schreiben der Hofkanzlei wurde auch ein Bittgesuch des „Georgio Vindotti“ beigelegt, das sich jetzt nicht mehr bei den Akten befindet. Kaunitz schreibt in der Weisung vom 3. November, daß er bisher für die Aufrechterhaltung des Verbots war, weil er den Großwesir nicht verstimmen wolle, um die „eben bey der Pforte anhängigen Geschäfte nicht zu erschweren“. Für den Fall aber, daß diese Rücksichtnahme auf die Wünsche des Großwesirs nicht mehr erforderlich sein sollten, wollte er das Verbot wieder aufheben, da durch die griechische Zeitung der fremde „Geldeinfluß merklich“ vermehrt werden könnte<sup>14)</sup>. Daraufhin berichtete Ratkeal in einem Schreiben vom 25. 11., die „abermalige Publizierung“ der griechischen Zeitung würde für die Beziehungen zum Großwesir sehr abträglich sein, so daß er um die Aufrechterhaltung des Verbots bäte. Nur wenn der Großwesir dem Hofe in Wien und besonders dessen Vertreter bei der Pforte weiterhin gewogen sei, könnte in den Handelsfragen wie auch in anderen schwebenden Verhandlungen eine Einigung zu erhoffen sein<sup>15)</sup>.

Damit blieb alles beim Alten und Vendotis wurde es nicht mehr erlaubt, seine Zeitung wieder herauszugeben. Es ist bisher nicht gelungen, den Titel dieses Blattes festzustellen, auch ist kein Exemplar gefunden worden, so daß über Größe und Umfang sowie über die Aufmachung und den Stil oder die Quellen nichts bekannt ist. Doch darf man annehmen, daß in erster Linie Wiener Zeitungen als Vorbild und Quelle gedient hatten, wie das ja auch bei den späteren griechischen Zeitungen Jahrzehnte hindurch der Fall war. Es scheint, daß die Griechen Wiens in den vier Jahren von 1784 bis 1788 keine weiteren Versuche unternommen haben, die Erlaubnis zur Wiederherausgabe oder für eine Neuherausgabe einer Zeitung zu erlangen. Erst am 10. März 1788 richtete „Demeter Theodoridy“ ein Gesuch an die Niederösterreichische Regierung, in dem er um ein Privilegium für eine griechische Zeitung bat<sup>16)</sup>.

<sup>12)</sup> Ebenda Türkei V, Korr. Kt. 18 Bl. 551.

<sup>13)</sup> Ebenda, Noten von der Hofkanzlei 1784 Fasz. 32.

<sup>14)</sup> Ebenda, Türkei II, Weisungen 1784, Kt. 86.

<sup>15)</sup> Ebenda, Türkei II, Berichte, Kt. 85. Aus der Formulierung dieses Berichts ist zu ersehen, daß Ratkeal teils wegen der schwebenden Verhandlungen, teils aber auch wegen der persönlichen Beziehungen zum Großwesir, die zu diesem Zeitpunkt sehr gut waren, den Status quo der Atmosphäre bei Hof unbedingt erhalten wollte.

<sup>16)</sup> Archiv für Niederösterreich, N.O. Regierung 1/18 (Protokollbücher für 1788), Nr. 9561; 13361; 15235; 1/19 (1788) Nr. 22964.

Nachdem das Gesuch eingehend geprüft worden war, wurde ihm mit Hofbericht vom 11. März 1789 die Bewilligung erteilt und am 15. März ausgehändigt. Diese Zeitung kam aber nie heraus, denn schon am 13. Januar 1789 reichte „Pullio Georg Maru“ (Markides Pullio) ein Gesuch ein, in dem er ebenfalls um die Erlaubnis bat, eine geschriebene „griechisch-illyrisch und deutsche Zeitung“ herausgeben zu dürfen<sup>17</sup>).

Da das Archiv für Niederösterreich durch den Brand des Justizpalastes im J. 1927 viel wertvolles Material einbüßte, unter dem sich auch die einschlägigen Akten befanden, ist es bisher nicht möglich gewesen festzustellen, aus welchen Gründen Theocharidy die erteilte Bewilligung nicht ausnützen konnte und warum Markides Pullio bereits zu Beginn des Jahres 1789 sein Gesuch stellte. Vielleicht wurde er mit Theocharidy handelseinig, daß dieser sein Privileg nicht ausnützen solle, oder aber, es fehlten ihm die erforderlichen Mittel, um eine Zeitung herauszugeben. Aus einer Eintragung vom 17. August 1789 in dem Protokollbuch ist ersichtlich, daß eine Erklärung Theocharidys von der Polizei-Oberdirektion überreicht wurde, wonach er die ihm bewilligte griechische Zeitung nicht herausgeben werde. Dadurch war der Weg für die Erteilung einer Bewilligung an Markides Pullio freigegeben und da anscheinend keine weiteren Hindernisse zu überwinden waren, erhielt er auch bereits Anfang Oktober 1790 die gewünschte Erlaubnis<sup>18</sup>).

Die Frage bleibt offen, warum nicht die Wiederherausgabe der Zeitung von 1784 mit demselben Erfolg betrieben werden konnte, wie die Beantragung des neuen Blattes. Offensichtlich waren es außenpolitische Rücksichten, die 1784—1787 die erste Zeitung nicht wiederaufleben ließen. Diese fielen aber seit 1787/88 weg, weil die österreichisch-türkischen Beziehungen seit Beginn des Krieges getrübt waren. Man brauchte daher in Wien die Wünsche der dort ansässigen Griechen nicht mehr zurückzustellen, zumal der Großteil des Orienthandels in ihren Händen lag und trotz der kriegerischen Auseinandersetzungen weiterlief<sup>19</sup>).

Die erfolgreiche Wiederaufnahme des Zeitungsprojekts hat seinen Grund darin, daß die griechische Gemeinde Wiens, die seit der zweiten Hälfte des 18. Jh.s ständig an Bedeutung gewann und wichtige Privilegien auf rechtlichem Gebiet er-

<sup>17</sup>) Ebenda N.O. 28/8 (1789) BP 8 Nr. (1163, 1766, 5356). Hier heißt es wörtlich: „Pulio Georg, um ein Privilegium zur Herausgabe eines geschriebenen griechischen Zeitungsblattes ...“ Ebenda N.O. Reg. 1/21 (1789), Nr. 1163; 1/26 (1790) 12576; 1/27 (1790) Nr. 14579.

<sup>18</sup>) Ebenda, N.O. 1/28 (1790); 18709; 19845.

<sup>19</sup>) Die griechischen Handelsgesellschaften, die z. T. über eigene Kurierdienste von Wien bis Konstantinopel verfügten und weit verzweigte Handelsbeziehungen hatten, waren auch während der Kriegszeit in der Lage, ihre Geschäfte weiterzuführen. Vgl. hierzu: Dušan Popović, *O Cincarima* (Die Zinzaren), Belgrad 1927 S. 9 und S. 53—59; Felix Beaujour, *Schilderung des Handels der Stadt Thessalonich*, hrsg. von M. C. Sprengel, Weimar 1801, S. 147 ff.; Martin von Schwartzner, *Statistik des Königreichs Ungarn*, 2. Ausg. 1. Theil, Ofen 1809, S. 137 ff.; Karl Přibram, *Geschichte der österreichischen Gewerbepolitik von 1740 bis 1860*, I. Bd. (1740—1798), Leipzig 1907, S. 79 und S. 145 f. Hans Halm, *Österreich und Neu Rußland*, in: *Jahrb. f. die Geschichte Osteuropas*, 6. Jg. 1941 und d. s. *Ein Kapitel Habsburgischen Osthandels. Die erste Reise der Willeshovenschen Compagnie (1782)* in: *Jb. f. Gesch. Osteuropas*, NF I 1953.

halten hatte, 1784/85 noch weitere Rechte, „wie sie sonst nur dem Adel vorbehalten“ waren, erhielt<sup>20</sup>). Dadurch wurde den griechischen Kaufleuten in vieler Hinsicht ein neuer Anreiz geboten, Wien zum Mittelpunkt des Handels mit West- und Mitteleuropa zu machen, was einen immer stärkeren Verkehr zwischen Wien und den Städten und Märkten Südosteuropas mit sich brachte. Dies führte dazu, daß griechische Familien, die sich bereits in einer anderen Handelskolonie, nämlich Semlin, Hermannstadt, Pest-Ofen und anderen Städten niedergelassen hatten, von dort nach Wien kamen.

Da sich auch die walachischen, serbischen und zum Teil die jüdischen Händler aus türkisch verwalteten Gebieten unter griechischer Führung zusammengeschlossen hatten, wuchs die Gemeinde in Wien gerade um die Mitte der achtziger Jahre mächtig an, so daß 1786 bereits 600 „Griechen“ in Wien gezählt wurden<sup>21</sup>). Da Wien damals die Börsenhauptstadt der griechischen Kaufleute war<sup>22</sup>) und dadurch bedingt auch zum kulturellen Mittelpunkt der griechischen Gelehrten und Schriftsteller wurde, konnte ihr Wunsch nach einer eigenen Zeitung nicht abermals unberücksichtigt bleiben.

Die Ankündigung einer geplanten Herausgabe dieser Zeitung erfolgte in Wien am 16. Oktober 1790. Gleichzeitig wurde auch das Erscheinen einer serbischen Zeitung angekündigt, deren Titel jedoch nicht angegeben ist. (Es wird mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit angenommen, daß es sich hierbei um die „Serbskaja Novinji“ handelt, die von 1791—92 in Wien herausgegeben wurde)<sup>23</sup>). In der Ankündigung wurde ferner bekanntgegeben, daß die griechische Zeitung eine Sonderausgabe für die Ausfuhr in die Türkei haben werde, in der keine auf die Türkei bezüglichen Nachrichten oder Bekanntmachungen abgedruckt würden. Dadurch sollte dieser „verstümmelten“ Ausgabe der freie Verkehr, d. h. die freie Einfuhr im Osmanischen Reich erlaubt und jede „Ursache für einen Skandal“ beseitigt werden<sup>24</sup>). Dies scheinen mir wichtige Anhaltspunkte dafür zu sein, daß auf die 1784 erschienene Zeitung Bezug genommen wird, denn die Herausgeber kündigten schon ein Vierteljahr vor dem Erscheinen ausdrücklich an, daß die für die Gebiete der Türkei bestimmte Ausgabe keine die Türkei betreffenden politischen Nachrichten enthalten würde.

<sup>20</sup>) Michael G. K o i m z o g l u , Geschichte der griechisch-orientalischen Kirchengemeinde zum Heiligen Georg in Wien, Wien 1912; Georg H o f m a n n , Die griechisch-katholische Gemeinde in Breslau unter Friedrich dem Großen, Breslau 1925, S. 10.

<sup>21</sup>) Johann P e z z l , Skizze von Wien, S. 395; Spiridon L a m p r o s , Forschungen in den Bibliotheken und Archiven von Rom, Venedig, Budapest und Wien, in: Neos Ellinomnimon, 20. Bd., Athen 1920, S. 184 f.

<sup>22</sup>) Sp. L a m p r o s , Seiten aus der Geschichte des makedonischen Griechentums, Neos Ellinomnimon, 8. Bd., Athen 1911, S. 294.

<sup>23</sup>) Fritz V a l j a v e c , Der deutsche Kultureinfluß im nahen Südosten unter besonderer Berücksichtigung Ungarns, 1. Bd. München 1940, S. 357.

<sup>24</sup>) D. R u s s o , Studii istorice greco-romane, II, hrsg. von Constantin C. G i u r e s c u , Bukarest 1939, S. 360. (Der Wortlaut der Ankündigung ist hier vollständig abgedruckt); Ap. D a s c a l a k i s , La presse Néo-Hellénique, Paris 1930, bringt auf S. 15 einen kurzen Auszug aus der Ankündigung.

Diese griechische Zeitung erschien vom 31. Dezember 1790 bis November 1797 und ist nur in wenigen Exemplaren erhalten<sup>25</sup>). Ihr Name „Ephimeris“ war in Wien schon vorher häufig für deutsche Zeitungen gebraucht worden<sup>26</sup>), so daß angenommen werden kann, daß der Name von einer dieser wieder eingegangenen Zeitungen entlehnt worden war. „Ephimeris“ wurde damals zum ersten Mal als Bezeichnung für eine griechische Zeitung gebraucht und ist seither das griechische Wort für „Zeitung“.

Die „Ephimeris“ war auch noch nach dem Erscheinen von Carl I k e n s „Leukothea“ lange Zeit unbekannt und wurde in keiner Darstellung der Geschichte der österreichischen Presse erwähnt<sup>27</sup>). Die Herausgeber waren die Brüder Pullio, die im Zeitpunkt der Ankündigung noch keine eigene Druckerei besessen hatten und die Zeitung vorerst in der später von ihnen erworbenen K. K. Privilegierten Druckerei Baumeisters druckten. Die „Ephimeris“ zeigt in der Aufmachung, im Format, in den Titelbildern und im Inhalt deutschen Einfluß. Es wird angenommen, daß entsprechend der Vorankündigung zwei Ausgaben bestanden, die eine doppelte Aufgabe erfüllten. Sie vermittelten ihren griechischen Lesern europäische Bildungsideale. Die eine machte die außerhalb der türkischen Provinzen lebenden Griechen mit den Ereignissen im Osmanischen Reich bekannt, während die andere die dort lebenden Griechen über die Vorgänge in Europa aufklärte. Deshalb wurde sie von den Griechen in den türkischen Gebieten sehr gerne „gelesen und wieder gelesen“ und als eine Art Offenbarung angesehen<sup>28</sup>).

Die Ereignisse auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen der Jahre 1791/92 wurden ebenso ausführlich erörtert wie die in Paris. Die Siege der Russen über die Türken wurden in der Inlandausgabe besonders hervorgehoben und ebenso wurden lange Aufsätze über die Menschenrechte und die Beschlüsse der Pariser Nationalversammlung abgedruckt. Diese an politischem Geschehen reiche Zeit trug sicher viel dazu bei, daß die Zeitung eine starke Verbreitung fand, schon

<sup>25</sup>) Demetrios Kalopothakes, Kurze Geschichte der griechischen Presse, o. O. 1928, S. 2. Ap. Daskalakis, a. a. O. S. 17.

<sup>26</sup>) A. Mayer, Wiens Buchdruckergeschichte (1482—1882) 2. Band (1682—1882) Wien 1887, S. 7, 43, 304.

<sup>27</sup>) Nicéphoros Moschopoulos, La presse dans la renaissance balkanique. Étude historique. Athen 1931, S. 88; vgl. ferner Theodor Kind, Beiträge zur besseren Kenntnis des neuen Griechenlandes in historischer, geographischer und literarischer Beziehung, Neustadt a. O., 1831, S. 203. E. V. Zenker, Geschichte der Wiener Journalistik, Wien 1892, kannte sie nicht und ebenso auch nicht J. Winckler, Die periodische Presse Österr., und A. Mayer, Buchdruckergeschichte, 2. Bd. Eine Angabe über eine der zwei ersten Zeitungen befindet sich außer bei Pezzl und Zawiras nur noch bei Carl Gottlob Küttner, Reise durch Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen und einen Theil von Italien, in den Jahren 1797, 1798, 1799. 4. Teil, Leipzig 1801, III 295. Weder die Wiener Dissertation von Franz Stamprech, Die „Kleinen Blätter“ Wiens, Wien 1954 noch die anderen neueren Veröffentlichungen über die Wiener Presse und die Buchdruckereien enthalten Angaben über die ersten griechischen Zeitungen.

<sup>28</sup>) James Dallaway, Constantinople ancient and modern, London 1797, S. 105.

allein weil die von ihr gebrachten Nachrichten einem gewissen Sensationsbedürfnis entgegenkamen. Es fehlte aber auch nicht an Nachrichten über den Handel, an Warenangeboten und an Ankündigungen von griechischen Büchern.

Die Nachrichten aus Europa, die während der ereignisreichen Jahre der Französischen Revolution und des Türkenkrieges viel Raum einnahmen, waren zum großen Teil aus deutschen, vor allem aber aus Wiener Zeitungen übernommen, wie aus der Satzstellung und den unübersetzten deutschen Ausdrücken hervorgeht. Trotz einiger Mängel in der Sprache und des anfänglich nicht sehr hohen Niveaus des Inhalts war das Erscheinen der „Ephimeris“ für die Entwicklung Wiens zum geistig-kulturellen Mittelpunkt der Griechen in Europa von ausschlaggebender Bedeutung. Velestinlis Rigas, der große griechische Revolutionär des ausgehenden 18. Jh.s, fand in Wien die Möglichkeit, mit Hilfe der „Ephimeris“ und der Druckerei der Brüder Pullio für die Verbreitung seiner Ideen zu sorgen. Er hatte 1793 die erste griechische Geheimgesellschaft, die „Hetärie“ gegründet, die die Befreiung Griechenlands durch eine Erhebung gegen die Türken vorbereiten sollte. In der gleichen Druckerei, in der die „Ephimeris“ erschien, wurden auch die Schriften von Rigas gedruckt, was sogar zu der Annahme geführt hatte, er hätte in Wien seit 1796 eine eigene Zeitung herausgegeben. Es ist bekannt, daß Rigas 1796 und 1797 die „Ephimeris“ stark beeinflusste, doch kann das nicht näher untersucht werden, da für 1796—97 kein einziges Exemplar erhalten ist.

Als Rigas wegen seiner Beziehungen zu Napoleon und wegen seiner revolutionären Pläne verhaftet wurde, wurde die Druckerei geschlossen und das Erscheinen der „Ephimeris“ verboten. Doch der Grundstein zur Errichtung eines freien griechischen Staates war in Wien gelegt worden. Die kurze Zeitspanne der Liberalität auf dem Gebiete der Zensur und die Regierungsweise Josephs II. hatten eine nachhaltige Wirkung. Die Ideen der Französischen Revolution — soweit sie von den Griechen, die die Zeitung herausgaben, verstanden wurden und geäußert werden durften — waren durch Rigas mit Hilfe der „Ephimeris“ von Wien aus zu den Griechen in den Handelskolonien und in Hellas getragen worden. Der Boden für die Erhebung war vorbereitet. Es dauerte allerdings noch drei Jahrzehnte, ehe die geplante griechische Erhebung möglich wurde, die ersten Anregungen dazu waren von den Griechen Wiens, die für die Verbreitung der Pläne Rigas gesorgt hatten, ausgegangen. Trotz der Auslieferung Rigas an die Türken und der Ausweisung der Brüder Pullio nach Sachsen blieb Wien weiterhin der HAUPTERSCHEINUNGORT griechischer Bücher und — nach der Jahrhundertwende — für längere Zeit der einzige Erscheinungsort griechischer Zeitungen.

München

Emanuel Turczynski

## Kulturethnographische Betrachtungen über das kroatische Bauernbarock

Seinem Charakter nach ist das Barock nichts anders als ein Zweig der Kunstschöpfungen der Kulturwelt, aber bezüglich des seelischen Inhalts und der sozialen Energien, die für dieses Kunstschaffen mitbestimmend waren, hat das Barock eine Verbreitung erfahren, wie sie vorher keiner Richtung beschieden war. Vor allem war sein Einfluß auf die bäuerliche Kunst von großer Bedeutung. Tatsächlich finden wir heute in bäuerlichen Handarbeiten nur wenig rein erhaltene Elemente, die auf die Renaissance oder Gotik zurückgehen. Eine Ursache für diese Erscheinung mag auch die Tatsache sein, daß im Laufe der Zeiten diese Elemente, durch Motive anderer Kulturrichtungen überdeckt wurden. Wahrscheinlicher ist allerdings, daß kein einziger dieser Kunststile, schon seiner seelischen Voraussetzungen nach, auf das bäuerliche Kunstleben tieferen Einfluß gewinnen konnte.

Für Europa, zum Beispiel auch für Deutschland, ist das Ergebnis bezeichnend, das der Einfluß des Barocks auf das Kunstleben im Dorf gehabt hat. Karl Spieß spricht mit Recht von einem unförmigen Barock, wenn er Nachbildungen jener bäuerlichen Arbeiten bewertet, denen hauptsächlich Barockbauten zum Vorbild gedient haben mögen. In dieser Beziehung kann im wahren Sinne des Wortes von einem „verbauerten Barock“ die Rede sein.

Der Einfluß des Barocks aufs Dorf ist immerhin in Deutschland anders geartet als in Kroatien. Darum besteht auch der besondere Charakter des kroatischen Bauernbarocks, das sich vom gleichen Stilzweig in anderen europäischen Ländern wesentlich unterscheidet.

In Deutschland, um dieses als Beispiel hierfür anzuführen, gab es zur Zeit, als sich das Barock entfaltete, nicht mehr eine bodenständige, bäuerliche Kunst. Damals bestand in Deutschland keinerlei traditionelle Richtung für die bäuerliche Kunst. Deshalb ist es auch nicht verwunderlich, daß viele deutsche Ethnographen von gesunkenem Kulturgut sprechen, wenn sie sich mit der bäuerlichen Kunst beschäftigen. Darnach würde das Dorf eine Art Reservoir darstellen, in dem die alten kulturellen Errungenschaften der höheren Kulturkreise aufbewahrt werden, aber diese Errungenschaften sind dadurch, daß sie dem Bereich, dem sie entstammen, entrückt, in einen Lebenskreis herabgelangt sind, in dem sie konserviert werden, verdorben und ihrem Inhalt nach entwertet worden. Zweifellos enthält diese Behauptung viel Wahres. Das lebendige Gewebe einer Kultur oder Kunstrichtung, das in allen seinen Auswirkungen einem umfassenden Kulturorganismus angehörte, wird in diesem Falle beim Bauern zur Schablone, denn die Schöpfungen dieser früheren Kunstrichtungen entbehren jener Fülle und inneren Kraft, die diesem Stil seinem Milieu gemäß früher zu eigen war. Unzählige Elemente aus Kunstrichtungen und aus dem Kulturleben im allgemeinen sind in die bäuerliche Kunst der Kulturvölker verpflanzt worden, wobei sie bloß die hohle Form bewahrt, aber den kulturellen Inhalt eingebüßt haben.

Das Barock hat die bäuerliche Kunst der Kroaten stark bereichert und mit mannigfaltigen Formen begabt, aber diese Formen waren meist ein Abklatsch barocker Architektur und Malerei. Nebenbei sei bemerkt, daß die bäuerliche Kunst weder Porträts noch Landschaftsbilder kennt, somit sind ihr diese beiden Hauptarten der Malerei fremd geblieben. Die bäuerliche Kunst hat, wenn sie

Barockmotive in sich aufgenommen hat, tatsächlich jenes unförmige Bauernbarock geschaffen, von dem bei Spieß die Rede ist.

Inhalt der bäuerlichen Kunst ist das Ornament, denn dieses ist die Kunstform, in der sich das Empfinden des Bauern auslebt. In den westlichen Ländern hat unter geänderten Lebensverhältnissen der Bauer in seinem Kunstschaffen längst nicht mehr das Bedürfnis, durch Ornamente seinem Gestaltungstrieb Geltung zu verschaffen. Unter dem Einfluß des Urbanismus, der sich schon im Mittelalter in bestimmten Formen auswirkte, und infolge des ausgebildeten Feudalsystems geriet das Landvolk schon frühzeitig in Abhängigkeit von den herrschenden Kunstrichtungen. Auch die sozialen Verhältnisse des Bauern oder Leibeigenen trugen dazu bei, daß die bäuerliche Kunst in verhältnismäßig kurzer Zeit abstarb. Deshalb können wir feststellen, daß sich die entwurzelte bäuerliche Kunst im Westen die Formen der verschiedenen Stilrichtungen in jeder Hinsicht zu eigen gemacht hat, indem sie diese ihren „seelischen Bedürfnissen“ anpaßte.

In Kroatien hingegen, wo der primitive Grundton in der bäuerlichen Kunst teils aus geographischen, teils aus wirtschaftlichen Gründen erhalten blieb, wirkte sich das Barock ganz anders aus. Der kroatische Bauer übernahm die gesamten Elemente dieser Kunstrichtung ebenso wenig, wie die anderer Stile, in den Bereich seines Kunstschaffens, sondern er verflocht bloß die Zierformen des Barocks mit den in seinem Kunstleben vorherrschenden Ausdrucksmitteln — mit dem Ornament. Während sich die bäuerliche Kunst der westlichen Völker sämtliche Elemente des Barocks zu eigen gemacht hat, um sie entsprechend umzuwandeln, gerade weil ihr die eigene Schöpferkraft ermangelte, nahm die kroatische Bauernkunst, noch im Besitz der ihr eingeborenen Kräfte, bloß Motive in sich auf, die sich zu Ornamenten verarbeiten ließen und diese Kunstform beleben konnten.

Der Einfluß des Barocks auf die kroatische Bauernkunst ist diesbezüglich bezeichnend, obgleich uns heute tatsächlich bloß bäuerliche Handarbeiten jüngsten Datums vorliegen, deren Motive uns über die Auswirkung dieser Kunstrichtung Aufschluß geben. Der Weg des Barocks führte von Norden her über deutsche Lande in südöstlicher Richtung nach Kroatien. Dieser Pfad durch die kroatischen Gegenden ist vor allem wegen der geographischen Verbreitung der einzelnen Formen in der bäuerlichen Kunst bemerkenswert. Man würde erwarten, daß das Bauernbarock in den nördlichen Teilen des Landes reichlicher vertreten ist als in den südlichen, aber gerade das Gegenteil ist der Fall. Die Verbreitung des Barocks kann bei uns nicht bloß dadurch erklärt werden, daß die Bäuerinnen Motive der Kirchengewänder als Vorwurf für ihre Handarbeiten verwendeten.

Die Kunst des Barocks fand vor allem mit seinen Ornamenten und Zieraten Eingang in das bäuerliche Kunstschaffen. Man darf nicht außer acht lassen, daß die bäuerliche Kunst primitiv ist und sich in Ornamenten auslebt. Sie nahm nur jene Zierformen des Barocks in sich auf, die sie für Ornamente konstruktiv verwerten konnte. Deshalb zeigt die kroatische Bauernkunst, sofern sie von Elementen des Barocks durchsetzt ist, bloß die ornamentalen Formen dieses Stils. Die plastischen Formen des Barocks treten in der kroatischen Bauernkunst nicht zutage.

Die ornamentalen Formen des Barocks, die in der kroatischen Bauernkunst festzustellen sind, können keinesfalls als mannigfaltig bezeichnet werden. Man kann mit Recht von einer Armut der Motive sprechen. Die Morphologie der

Barockornamente in der kroatischen Bauernkunst ist ziemlich gleichförmig. Nur durch die Verbindung einiger Grundformen werden die ansonsten recht dürftigen ornamentalen Konstruktionen belebt.

In der Art ihrer Arbeit, im Weben und Sticken war die Bäuerin bestrebt, die Technik anzuwenden, die für barocke Gewebe charakteristisch war. Dies zeigt sich vor allem bei der Nachahmung von Brokatstoffen, aus denen zumeist Kirchengewänder hergestellt wurden. Es hat den Anschein, als wären auch die Farben unmittelbar übernommen worden. Die violetten Peče (Kopfbedeckungen), die von den Bäuerinnen in der Gegend von Sisak und Petrinja zur Fastenzeit getragen werden, sind sicherlich in Anlehnung an die violetten Meßgewänder entstanden. Übrigens ist violett für das Barock ebenso charakteristisch, wie blau und grün für die Renaissance.

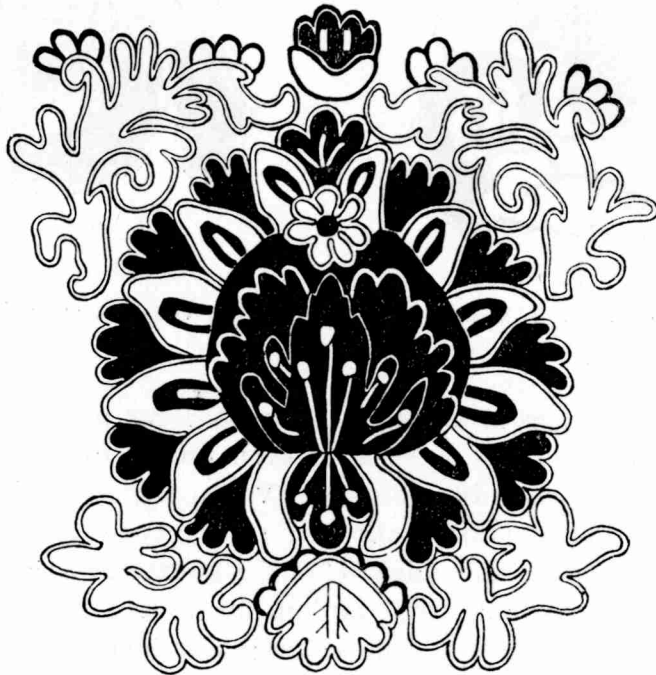


Abb. 1 Barockmotiv aus der Umgebung von Sisak (Posavina)

Für das kroatische Bauernbarock ist vor allem seine geographische Verbreitung bedeutungsvoll. Die für das Barock besonders bezeichnenden Formen finden wir in den südlichen Teilen des Landes, obgleich dieser Stil vom Norden nach Kroatien kam. Je weiter wir nach Norden gehen, umso seltener treffen wir auf Spuren des Barock und was am wichtigsten ist: dieser Stil ist im Norden weit weniger dekorativ und weitaus ärmlicher in seinen Motiven und Farben. Den Mittelpunkt unseres Bauernbarocks bilden die Gegenden um Sisak und Petrinja und die übrigen Landstriche der ehemaligen Militärgrenze. Dort konnte sich das Bauernbarock am reichsten entfalten.

Unserer Meinung nach ist das Bauernbarock in diesen Gegenden besonders stark vertreten, weil sie ihrer geographischen Lage nach an der Grenzscheide zwischen zwei Kunstbereichen, zwischen dem Westen und dem Osten liegen. Auf die lebendigen und reichen Einflüsse des Ostens, die aus der damaligen Türkei

(Bosnien, Türkisch-Kroatien) in diese Landstriche einströmten, traf das Barock mit seinen prunkvollen Motiven und fand für seine Entwicklung einen äußerst fruchtbaren Boden.



Abb. 2 Barockmotive aus der Umgebung von Petrinja (Posavina)

Für die Entstehung des kroatischen Bauernbarocks kommen somit drei Faktoren in Betracht: erstens die seelische Veranlagung, die in diesem Stil selbst zum Ausdruck gelangt und die geistigen Voraussetzungen, denen das Barock seine Dynamik und Wandlungsfähigkeit in seiner Entwicklung und Verbreitung zu verdanken hat, zweitens die unmittelbare Übernahme von Motiven und drittens der vorhergehende orientalische Einfluß in Gegenden, wo das Bauernbarock zu höchster Blüte gelangte. Gerade diese orientalischen Einflüsse stellen bei uns einen Schlüssel zur Erklärung sogenannter Barockformen dar, die im Grunde genommen nichts anderes als Kreuzungsprodukte orientalischer und barocker Motive sind.

Vom Norden her drang das „reine“ Barock vor, vom Süden kam die orientalische Kunst und wo sich beide trafen, entstand im Bereich der primitiven Bauernkunst das Bauernbarock. Das koloristische Element des Barock verband sich mit den linearen Formen des bäuerlichen Kunstausdruckes.

Für die psychologische Seite der Bauernkunst ist es bezeichnend, daß sie bei uns bloß Ziermotive des Barock angenommen hat, um sie zur Ausschmückung kleinerer Flächen zu verwenden. So finden wir Barockmotive fast ausschließlich auf den Kopfbedeckungen, also dort, wo die Bäuerin der beschränkten Fläche wegen in der Lage ist, diese Formen ohne Schwierigkeiten in freier Anordnung zu verwenden. Wenn die Schmuckmotive zur Verzierung größerer Flächen, etwa für ein ganzes Gewand oder für eine Schürze, dienen sollen, dann läßt sich leicht feststellen, wie sich die Schmuckwirkung dieser Motive verflüchtigt und wie die Bäuerin außerstande ist, mit diesen Motiven ornamentale Wirkungen größeren Ausmaßes zu erzielen. Deshalb sind derartige Anordnungen in der Tat schlecht

stilisiert und der ganze Barockschmuck wirkt plump und seine Verteilung durchaus gekünstelt.

Dort, wo sich sämtliche Zweige einer Stilart im bäuerlichen Kunstleben widerspiegeln, wie dies bei der Bauernkunst der westlichen Völker der Fall ist, hat das bäuerliche Kunstschaffen seinen primitiv-ornamentalen Charakter eingebüßt und ist zum Tummelplatz überlebter und zurückgebliebener Stilelemente geworden.

Deshalb entspricht es nicht den Tatsachen, wenn man die verschiedenen Arten bäuerlicher Kunst einander gleichstellt. Auch die Bauernkunst hat ihre Geschichte, ihre Entwicklung und ihre Phasen, wenn diesen auch kein Name zukommt. Aus der Phase der Primitivität, des kollektiven Kunstgefühls und der ornamentalen Komposition entwickelt sich die bäuerliche Kunst entsprechend den kulturellen und völkischen Verhältnissen in der Richtung individualistischen Kunstempfindens, figuraler Komposition und der Nachahmung größerer architektonischer Formen, die den Stilarten eigentümlich sind.

Nur solange das bäuerliche Kunstschaffen psychologisch, technisch und ästhetisch primitiv geartet ist, kann von Bauernkunst die Rede sein. Sobald sie sich darüber hinaus entfaltet, bildet sie einen überlebten Zweig einer Stilart, ohne deren Inhalt zu besitzen.

**Literaturangaben:** Arthur Haberlandt: Volkskunst der Balkanländer, Wien 1919. — Michael Haberlandt: Österreichische Volkskunst I—II, Wien 1911. — Hans Naumann: Primitive Gemeinschaftskultur, Jena 1921. — Karl Spieß: Bauernkunst, ihre Art und ihr Sinn, Wien 1925. — Adolf Spamer: Die deutsche Volkskunst I—II, Leipzig 1935. — Werner Weisbach: Der Barock als Kunst der Gegenreformation, Berlin 1921.

Agram

Mirko Kus-Nikolajev

Zeichnungen von Zdenka Sertič

### **Rhythmik und Metrik im Zehnsilbler des serbokroatischen Volksepos**

Wenn am Zehnsilbler der serbokroatischen Volksepik Untersuchungsmöglichkeiten über Rhythmik und Metrik vorgelegt werden, so ist damit nicht ein Beitrag zur Theorie dieses Themas beabsichtigt. Es sollen also weder die verwickelten Probleme nach der musikalischen Auffassung etwa eines Hugo Riemann<sup>1)</sup> noch die systematische Analyse im Sinne der empirischen Rhythmik von Saran<sup>2)</sup> als Ausgang theoretischer Überlegungen genommen werden. Weiters ist auch kein Bezug auf historische Quellen beabsichtigt, obwohl es reizvoll wäre, z. B. die geistigen Impulse der dalmatinischen Renaissance mit jener musikalisch-künstlerischen Entdeckung der italienischen Renaissance von Verquickung von Musik und Sprache zu verbinden, als seinerzeit in Castiglionis „Cortigano“ das in Mode stehende cantar alla viola per recitar — ein Sprechsingen mit instrumentaler Begleitung — gepriesen wurde; „weil hiedurch dem Text eine wunderbare Wirk-

<sup>1)</sup> H. Riemann: System der musikalischen Rhythmik und Metrik, 1903.

<sup>2)</sup> Fr. Saran: Deutsche Verslehre 1907.

samkeit verliehen würde". Naheliegende Schlüsse vom abgesunkenen Kulturgut u. a. m. könnten zu große Fehlerquellen in sich bergen<sup>3)</sup>.

Der Umkreis des vorzulegenden Materials, das den Beobachtungen zugrunde gelegt wird, ist gering. Die Hintergründigkeit der Verbindung von Bewegung mit musikalischen und sprachlichen Erscheinungen soll nicht mit dunkel erahnten Metaphern erschlossen werden, obwohl auch dieser Weg zum Begreifen des epischen Habitus als eine Voraussetzung zum Entstehen und Noch-Leben dieser Kunst nötig wäre. Treffen einige Ergebnisse der Arbeit zu, so sind diese auch nur ein kleines Erkenntnisgebiet in einem großen Umkreis, der in seinen beiden Polen Wort und Musik einen weiten Spannungsbogen umfaßt.

In dieser Polarität liegen vielfältige Gefahren für die wissenschaftliche Forschung. Die Vertreter der Verslehre können — von der Sprache kommend — das Musikalische mißachten oder falsch verstehen und umgekehrt. Die Vertreter beider Disziplinen können Begriffe aus der antiken Theorie mit Kunstauffassungen des 19. und 20. Jh.s verbinden und zu Fehlurteilen gelangen<sup>4)</sup>.

Für unser Gebiet sind diese Gefahren nicht allzu groß. Die Verszeile des serbokroatischen Volksepos ist in ihrer rhythmisch-metrischen und sprachlich-melodischen Gestaltung durch Tradition nun so gestaltet, daß weder dem Ausführenden, noch dem, welcher deren Gesetzmäßigkeit nachspüren will, vielerlei Deutungsmöglichkeiten subjektiver Art geboten werden. Unsere epische Form besitzt die Eigenart, weder als gehobene Sprache, noch als nur von der Musik aus verständlich zu sein. Sie ist nun gerade für die Erforschung rhythmischer Probleme besonders geeignet, weil die Bewegungsgestaltung des seltsamen Zusammenspiels beider Untergründe das *Gemeinsame* darstellt und in ihr noch Musik und Sprache verträglich wirksam sind (während sich doch die Elemente von Musik und Sprache im Aufbau des Ganzen keineswegs decken). Die gemeinsame Ursächlichkeit ist die *rhythmische Ordnung*. Diese kann sich nun im Zeit-Einteilen der Elemente des Metrums erfüllen, sie kann sich aber auch im Musikalisch-Rhythmischen bilden. Beide aber sind ein leeres Gefäß, wenn sie nicht durch die tatsächliche Gestaltungskunst des Menschen Leben erhalten. Diese Bewegungsordnung ist Lebensausdruck, wie ihn Klages, Bücher, Rutz-Sievers u. a. m. zu erschließen versuchten. Der Bezug auf die Träger und das Publikum des serbokroatischen Volksepos würde sicherlich, wenn man die von den Philologen und Musikwissenschaftlern<sup>5)</sup> verfolgten Typen darauf anwenden

<sup>3)</sup> Es wäre denkbar, daß die Quellenforschung über die Intermedien zu Spuren einer dalmatinischen Oper im Sinne der Renaissance kommen könnte; liegen doch aus der Literatur der Camerata Übersetzungen von Gundulić vor, sowie die Namen von Lautenisten. Die Ausführung der Vorstufe zur Oper verlangte zu Beginn der Monodie nichts weiter als einen rezitierenden Sänger und den Lautenisten.

<sup>4)</sup> Sievers hatte auch vor einem Zuviel im Hineintragen subjektiver Meinungen gewarnt. E. Sievers: *Rhythmisch-melodische Studien*, 1912: Eine bedeutsame Stellungnahme dazu hat Th. Georgiades mit seinem Buch „Der griechische Rhythmus“, Hamburg 1949 beigetragen.

<sup>5)</sup> Die Rutz-Sieverschen Beobachtungen wurden von Becking, Blümel, Diltthey, Habermann, Heusler, Ipsen, Karg, Kittel, Lietzmann, Luick, Nohl, Nowack, Peters, Saran u. a. m. verfolgt.

würde, die Ergebnisse der Charakterologien aus früheren Forschungen nur bestätigen. So ist die eigenartig gewachsene Lebensverfassung dieser Menschen die Grundlage, daß sich bei ihnen die Form des Epos überhaupt noch lebendig erhalten kann. Die weitere Verspinnung der Gedanken von Mensch und Formgestaltung würde zu Mißverständnissen führen, auch wenn sie Spuren von Wahrheiten in sich bergen. Der Hinweis darauf ist aber nötig, weil eben unsere Form und Kunst eine Stufe in der Kultur darstellt, die ohne Zweifel unter bestimmten Bedingungen durch Tradition von einem bestimmten Menschen als Typus bewahrt werden konnte. Wir wissen, daß dort, wo sich diese Haltung verändert hat, das Epos verloren gegangen ist.

Alle wissenschaftlichen Disziplinen, welche sich mit der Erforschung der serbokroatischen Volksepik befassen, haben erkannt, daß damit ein bedeutsames Altgut unserer Kultur konserviert ist. Deshalb müßte diesem auch eine andere rhythmische Gestaltung innewohnen als die uns geläufigen. Die Wissenschaft hat festgestellt, daß neben den Rhythmen des 18. und 19. Jh.s auch andere rhythmische Haltungen möglich sind. Diese Erkenntnis führte zu einer Geschichtstiefe und hat z. B. die Erforschung der Gregorianik wesentlich weitergeführt. Jedem kultivierten Mitgliede eines Madrigalchores ist es heute klar, daß in den Chören des 16. Jh.s eine andere rhythmische Wirksamkeit zu spüren ist als etwa in jener der Klassik: Und wenn man den Einfluß des Jazz als Protest gegen den Rhythmus des 19. Jh.s ansieht, so liegt darin ein Grund des Wandels im Bewegungsausdruck der Gegenwart. Die Philologie aber hatte bei ihrer Erforschung der antiken Rhythmik z. B. jene Fehler gemacht, daß sie ihrer Untersuchung rhythmische Vorstellungen des 19. Jh.s unterlegte; sie mußte damit resignieren<sup>6)</sup>.

Es ist anzunehmen, daß die traditionsgebundene Guslarenkunst Reste verklungener Bewegungsgesetze als Erbe bewahrt. Diese Bewegungsgesetze sind zumindest dergestalt, daß die Besonderheit des Epos mit seiner Wort-Musik-Einheit als Form gestaltet werden kann. Eine Anwendung unserer rhythmischen Begriffe ist also schwer möglich. Es bestünde die verlockende Gelegenheit, dem Zehnsilbler ein antikes Bewegungsmaß unterzulegen, was ja die Methode der vergleichenden Wissenschaft zulassen würde. Diese Unterlegung ist praktisch möglich, ergibt aber mit den Akzenten, Hebungen und Senkungen und mit der Verfolgung der melodischen Linie eine Diskrepanz. Wir haben zum Vergleiche keine quantifizierende Metrik mehr, weil diese nach dem ersten Jh. n. Chr. aus unserem Kulturkreis verschwunden ist. Uns stünde nur die antike Theorie zur Verfügung, welche in der Rhythmik keinen Gegensatz zur Metrik sah; denn erst das Mittelalter hat Rhythμός für die akzentuierende und Métron für die quantifizierende Dichtung verwendet. In unserer Verszeile ist beides wirksam; indessen lassen sich die Bewegungskräfte leichter in die Elemente von Länge und Kürze einordnen als mit unserem Taktprinzip. Die Vermutung, daß wir damit eine Entwicklungsstufe konserviert haben, welche zwischen der Antike und dem frühen Mittelalter steht, ist naheliegend, aber leider nicht bewiesen. Es besteht natürlich auch noch die Möglichkeit, daß unsere Verszeile als abgesunkenes Kulturgut jener Zeit entstammt, welche etwa mit der Florentiner camerata das antike Vers-

<sup>6)</sup> Die historisch eingestellten Metriker wie v. Wilamowitz und P. Maas erkannten als erste diesen Irrtum in der Methode.

maß wieder eingeführt hat; ohne damit eine wirkliche Fortsetzung der Antike zu sein, weil sie auf keiner lebendigen Überlieferung begründet war.

Die Hinweise auf orientalische Einflüsse — wie ich sie selbst mit Bezug auf die Gusle<sup>7)</sup> vornahm — oder auf altslawische Reste nach Dankert<sup>8)</sup> sind, den Bau der Verszeile betreffend, sehr schwer zu erschließen.

Durch die Gegenüberstellung von verschieden gestalteten Verszeilen soll nun der Bewegungsimpuls erhellt werden. Bei den Beobachtungen urteilen wir vom Standpunkte des Musikers aus, was ja überhaupt der Sinn dieser Studie sein soll. Wenn wir uns der Elemente der Metrik bedienen, so geschieht dies nur, um uns eben auch von den rhythmischen Haltungen der Gegenwart lösen zu können. Schon im Versuche, eine exakte Notation zu erstellen, ergeben sich Schwierigkeiten, welche auf alle jene angeführten Probleme hinweisen. Diese sind im Grunde genommen die gleichen, mit welchen die Musikwissenschaft in der Geschichte der Notation aus der Frühzeit zu tun hat. Es ist, als entzöge sich diese schriftlose Kunst ihrem Wesen nach einer genaueren Aufzeichnung; und es ist, als ob doch jenes antike Metron als Bewegungskraft waltend wäre. Drei verschiedene Notationen ein und derselben Verszeile mögen das verdeutlichen<sup>9)</sup>:

#### Beispiel I



Diese Notation verwendet zwar alle melodischen und rhythmischen Zeichen unserer Schrift und doch ist in ihr die größte Gefahr des Verlesens verborgen, weil sich die Entwicklungsstufe dieser Notation schwer mit dem tatsächlichen Klang- und Bewegungsbilde verträgt. Der Tonraum und seine Ordnung sind falsch in die Stufenordnung des 5-Liniensystemes eingezwängt und der rhythmische Verlauf wurde durch unser Taktprinzip gehemmt. Ein sinngemäßes Weiterfließen in die nächste Verszeile ist nicht möglich, ohne in eine Taktkonstruktion zu verfallen. Aber diese Überbrückung durch ein instrumentales Zwischenspiel, Pausen oder Einschnitte ist mit wesentlich<sup>10)</sup>.

#### Beispiel II



<sup>7)</sup> W. W ü n s c h : Die Geigentechnik der Guslaren, 1934.

<sup>8)</sup> W. D a n c k e r t : Das europäische Volkslied, 1939, S. 424 ff.

<sup>9)</sup> W. W ü n s c h : Heldensänger im Südosteuropa, 1937 S. 36 ff.

<sup>10)</sup> W ü n s c h : Geigentechnik S. 36 ff.

Hier wurden die Fehler melodischer und tonsystematischer Art durch das von Becking und mir eingeführte 2-Liniensystem beseitigt<sup>11)</sup>. Der Taktstrich faßt Gruppen zusammen, ohne aber damit einen Bezug auf komplizierte Taktverhältnisse einzugehen.

### Beispiel III

M.M.  $\circ = 54$   
 V. 6

Još ni ze — re ni bi — je — la (u) da — na

Mit dieser Notation wurden die rationalen Zeitverhältnisse der Elemente des Metrums als Hilfe zum rhythmischen Lesen unterlegt. Wer die Realität des eigenartig-schwebenden Guslarenvortrages kennt, wird empfinden, wie dieser sich auch im metrischen Maß erfüllen kann. Dem gebildeten Musiker erschließt sich der Rhythmus auf diese Weise leichter als mit Bezug auf Takteinteilungen. Man spürt, daß gerade die Takteinteilung mit ihrer Ratio das Fließende nur stört. In der Gegenüberstellung mit B. I ergibt sich die Zwiespältigkeit der Auffassung. Damit ist das Vorhandensein einer eigenen Bewegungskraft verdeutlicht. Wenn man bedenkt, daß das Metrum noch den Aufbau der Fugenthemen eines Johann Sebastian Bach beherrscht, so könnte man in dem Bewegungsimpuls dieser Wort-Musik-Kunst doch ein altes Erbe vermuten.

Mit unseren Notationsbeispielen wurde eigentlich nur klargelegt, was bekannt ist. Der deseterac umfaßt 10 Silben! die Verszeilen sind weder in Strophen zusammengefaßt noch durch Reime miteinander verbunden; sie wiederholen sich stichisch ohne Verbindung zu höheren metrischen Gruppen<sup>12)</sup>. Gelegentlich wird durch Überdehnen der 9. Silbe die folgende verschluckt oder der Zehnsilbler durch gesangstechnisch begründete Vokal- oder Halbvokaleinschübe auf 11 Silben erweitert. Inhaltliche und stilistische Bedeutung hat der hinter der 4. Silbe stehende Einschnitt, der die Zeile in Satz und Gegensatz teilt<sup>13)</sup>. Diese Gesetzmäßigkeit wird freilich oft durch den Sänger gestört. Die künstlerische Gestaltung der Improvisation über ein gegebenes Gerüst bewirkt, daß der deseterac weniger nach regelmäßigen Taktgruppen im Sinne unseres Periodenaufbaues, also etwa 2 + 2

<sup>11)</sup> G. Becking: Der musikalische Bau des montenegrinischen Volksepos, Archives Néerlandaises de Phonétique Expérimentale, Tome VIII—IX, Amsterdam 1933.

<sup>12)</sup> Fr. Saran: Zur Metrik des epischen Verses der Serben, 1934.

<sup>13)</sup> Damit ist auch eines der frühesten und die gesamte Musikkultur beherrschenden Formprinzipie der Spannung und Lösung eingeführt.

// 2 + 2 + 2, geteilt wird, sondern metrisch begriffen werden muß<sup>14)</sup>). Dadurch ist es möglich, daß sich die epische Melodie mit nur geringen Abweichungen der starren Grundform der ungebundenen Sprache nähert; indessen erfolgt niemals eine völlige Angleichung der musikalischen Rezitation an die natürliche Sprachmelodie. In der Spannung liegt das Wesentliche dieser Kunst verborgen. Sie ist trotz geringer musikalischer Mittel auf keinen Fall nur als ein Sprechgesang anzusehen, in dem der natürliche Verlauf der Sprachmelodie durch Emphase gehoben wird.

Diese gegebene Ordnung ist ein Gerüst, in welchem sich die sprachlichen und musikalischen Gestaltungen in vielfältiger Weise abwandeln. Mit manchmal klarem, dann wieder nur angedeutetem trochäischen Rhythmus und eingeschobenen melismatischen Überdehnungen einzelner Silben ergibt die Verbindung einer besonderen Sprache mit einer zweckmäßig ausgesuchten Musik das eindrucksvolle Bild des epischen Gesanges. Oft möchte man annehmen, es handle sich einfach um eine gehobene Sprache; bald aber wieder verbleibt der Sänger auf einem Ruhepunkt der Erzählung, den er musikalisch derart ausgestaltet, daß wieder das Musikalische den bestimmenden Eindruck hinterläßt. Mit diesen wirklich primitiven Mitteln kann der gute Sänger in der künstlerischen Verteilung von Sprache und Musik ein episches Werk wirkungsvoll darstellen. Damit ist es auch möglich, diesen Vortrag für die Dauer von oft einer bis eineinhalb Stunden zu gestalten.

In dieser Polarität von Wort und Musik, in der Spannung oder Gemeinsamkeit ist für die Bewegungsgestaltung die musikalische Gesetzmäßigkeit dieser Kunst mitbestimmend. Sie ist aus den Tonstufen erkennbar, die in einem Tonsystem ihre Ordnung erhalten. Diese Guslarentonleiter bewahrt mit Einbezug der Gusle und ihrer Spielweise eine sehr alte Musikpraxis. Die einzelnen Tonstufen sind mit ihrer Intonation und Funktion noch nicht auf unser Hören in Quintenbeziehungen abgestimmt, und man könnte, zwar nicht ganz korrekt, das System als phrygisch bezeichnen. Tonhöhen und Intonationen sind für die rhythmische Gestalt mancher Verszeilen oft die Voraussetzung. Diese Tonleiter hat mit ihren Stufen folgende Ordnung<sup>15)</sup>:

Beispiel IV

Fingersatz	0 (leere Saite)	1.	2.	3.	4. Finger
Notation					
Tonhöhe	c + <sup>1</sup>	d <sup>1</sup>	es = <sup>1</sup>	e - <sup>1</sup>	f <sup>1</sup>
Dynamik	—	p	mf	—	forte
Funktion	Instrumental: Ausgangston: Vokal: Unternachbar- ton der Finalis	Finalis Normal- rezitationston des Gesanges	Nebenfinalis Obernachbar- ton des Finalis. Überhöhungs- und Durchgangston.	Ohne Hauptfunktion. Verzierungs-, Spalt- und Durchgangston.	Heroischer Ton. Ziel- und Höhepunkts- ton, ohne Beziehung zu den Kadenz

<sup>14)</sup> Saran: a.a.O.

<sup>15)</sup> G. Becking: Der musikalische Bau des montenegrinischen Volksepos Archives Néerlandaises de Phonétique Expérimentale, Amsterdam 1933. — W. Wunsch: Geigentechnik S. 35 ff.

Wie ersichtlich ist, wird der epische Vortrag durch die musikalische Grundordnung in den Tonraum einer Quarte gezwängt. Die ohne besondere Emphase gesprochene und entsprechende Verszeile aber durchläuft in ihrer Sprachmelodie das Intervall einer Oktave<sup>16)</sup>. Und selbst in Momenten höchster Emphase verleugnet der gute Guslar niemals den musikalisch gegebenen Raum der Quarte. Der wichtigste Schritt Finalis-heroischer Ton, der ziemlich unserer kleinen Terz entspricht und als emphatisches Intervall beim Vortrage eine bedeutende Rolle spielt, hat wohl die ältere Literatur zur Annahme geführt, daß der Guslaren-gesang sich in einer Molltonart bewege: Indessen unterscheidet sich das Ton-system der Gusle von unserem grundsätzlich, da ihm das „innere Hören“ auf Quintbeziehungen völlig fremd ist.

Im Zusammenwirken der sprachlichen und musikalischen Gesetzlichkeiten erfüllt sich der Vortrag. Während minder begabte Sänger nur mit einigen stereotypen Versmodellen auskommen, zeigt sich beim guten Guslaren von Anfang an bereits ein künstlerischer Gestaltungswille, der unter bewußter Anwendung aller vortragstechnischen Mittel eine großangelegte Konzeption der Improvisation aufweist. Becking<sup>17)</sup> hat versucht, diese Kunst der Abwandlung mehrerer Verszeilen über die gesteigerte Emphase mit abermaligem Zurückgehen zur ruhigen Rezitation als eine *Steigerungsgruppe* zu erklären; der epische Gesang wäre dann die Folge solcher Steigerungsgruppen. Dieses regelmäßige Auf und Ab würde auch den natürlichen Grundlagen entsprechen, auf welchen sich das Epos in seiner Gesamtheit aufbaut. Sicherlich benutzt der Sänger ein Gerüst, einen schematisch-vortragstechnischen Bau, in den er den Inhalt und die musikalisch-rezitatorische Form abwandelt. Daraus erklärt sich, warum der Guslar sofort auf jedes gegebene Thema ein Epos unter Wahrung der Form singen kann. Er verlegt die Erzählung stets in ein ihm bekanntes Milieu. Die Personen und die Landschaft sind stereotyp aus seiner Umgebung und der Gemeinschaft, in welcher er lebt und die das epische Publikum ist. Jedes neue Ereignis, das er gestalten will, wird formal und inhaltlich aus dieser Situation geschildert. Daß dabei die rhythmisch-gestaltenden Bewegungsimpulse zutiefst auf den Menschen und seine Gemeinschaft bezogen sind, ist deutlich. Trotz allem geht beim guten Epensänger der Vortrag nie in ein ermüdendes Schema über. Die Beckingschen Steigerungsgruppen können sich also nie regelmäßig ablösen, weil oft textlich gegebene Situationen der jeweiligen Gestaltung widersprechen. So trägt z. B. der gute Sänger plötzlich eintretende Emphase auch mit sehr verhaltener Kraft in tiefer Stimm-lage vor, so daß mit der Intonation der begleitenden Gusle das Intervall einer Sekunde entsteht<sup>18)</sup>. Dazu kommt noch eine ganz besondere Stimm-Maskierung, wodurch eine fast eindringlichere Wirkung erzielt wird als mit dem dazu bestimmten

<sup>16)</sup> Mit Hilfe des Tonhöhenschreibers von Grützmacher-Lottermoser hat der Verfasser genaue Messungen an gesungenen und gesprochenen deseterac vorgenommen. Die gesungene Verszeile umfaßt dem Tonsystem entsprechend eine Quarte; dieselbe Verszeile ohne besondere Emphase gesprochen überschreitet die Oktave von c zu c<sup>1</sup> oder 128 72 zu 256 96 Herz. Untersucht wurde die Verszeile: da pjevamo da se veselimo; der Sprecher war ein Herzegowiner. Weiteres in W ü n s c h, Prilozi, Belgrad, November 1938.

<sup>17)</sup> G. Becking: a.a.O.

<sup>18)</sup> W ü n s c h: Geigentechnik S. 39 ff.

heroischen Ton. Es gäbe noch viele derartige Kunstmittel anzuführen, die als Persönlichkeitsausdruck der guten Sänger zu werten sind. Für die Gestaltung oder Hervorhebung sinnentsprechender Abschnitte dient zudem die Einschaltung von instrumentalen Zwischenspielen<sup>19)</sup>, die aber nicht in einem Auf und Ab im Sinne der Steigerungsgruppen folgen, sondern auch plötzlich angestimmt werden, wenn es die Situation der Erzählung erfordert.

So scheint wohl mehr im Bau der Verszeile nach der metrischen Auffassung von S a r a n<sup>20)</sup> der Keim des Vortrages zu liegen, während die Gesamtkonzeption aus der epischen Erzählung ihre Gestalt erhält. Immanent wirksame Steigerungsgruppen müßten mit einer regelmäßig gedachten Ablöse zu einer Formentwicklung führen, welche dem Wesen des Epos nicht zuträglich ist. Der minderbegabte Guslar begnügt sich mit wenigen Verszeilentypen; der gute Sänger entfaltet durch die Bewegtheit und sein Können eine reiche Fülle von Variationen. In der Abwandlung über das Grundgerüst (maqâm) lassen sich sogar Versmodelle mit Einbezug der Haltung und des Spieles auf der Gusle als stammes- und landschaftsgebundene Persönlichkeitseigenheiten erkennen, die übrigens auch schon im Bau des Instrumentes erkennbar sind<sup>21)</sup>. Letzten Endes liegt diesen Unterschieden als Erkenntnis nach K l a g e s der Rhythmus als „Prinzip des Lebensausdruckes“ zugrunde, wie schon anfangs erwähnt wurde.

Der Beginn des Epos „Der Brautzug des Banović Michael“, gesungen von Tanasije Vučić, soll die Vielfalt der Abwandlungsmöglichkeiten über das Grundgerüst der Verszeile zeigen. Vučić war einer der besten Guslaren. Das folgende Zitat ist die von mir vorgenommene Übertragung der Schallplatten des Institutes für Lautforschung, Berlin, mit der Übersetzung von G. G e s e m a n n<sup>22)</sup>.

Beispiel V

M. M. ♩ = 58



M. M. ♩ = 60



<sup>19)</sup> W ü n s c h : Geigentechnik S. 36 ff.

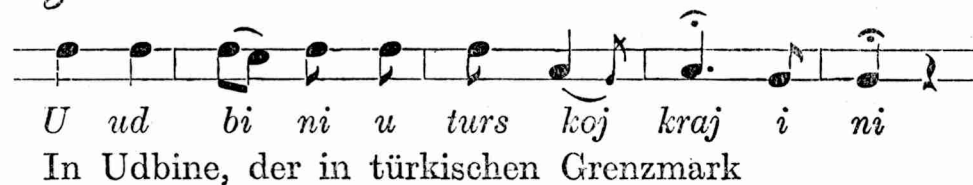
<sup>20)</sup> S a r a n : a.a.O.

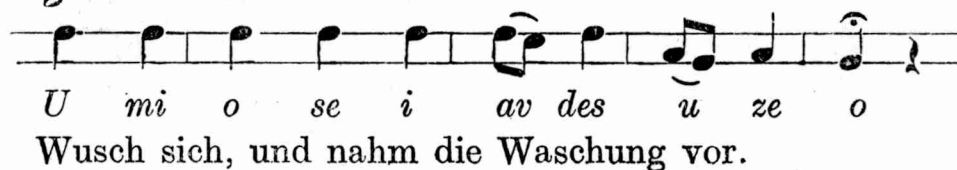
<sup>21)</sup> In W ü n s c h , Geigentechnik, S. 51 sind die serbischen, herzegowinischen und montenegrinischen Versmodelle mitgeteilt: Von S. 13 ff. die drei Typen der Gusle, serbisch, bosnisch und montenegrinisch, die sich durch die Bauweise auch im Klang und der Tragfähigkeit des Tones unterscheiden. Skizzen, Maße usw. auf S. 14 ff.

<sup>22)</sup> W. W ü n s c h : Ein montenegrinisches Volksepos; zur epischen Vertragstechnik des südslawischen Heldengesanges: unveröffentl. Manuskript.

M. M.  $\text{♩} = 80$ M. M.  $\text{♩} = 88$ M. M.  $\text{♩} = 88$ 

kurzes instrumentales Zwischenspiel

M. M.  $\text{♩} = 54$ M. M.  $\text{♩} = 80$ M. M.  $\text{♩} = 84$ 

M. M.  $\text{♩} = 80$ M. M.  $\text{♩} = 80$ M. M.  $\text{♩} = 80$ 

Wer den guten Vortrag des serbokroatischen Volksepos kennt, wird die Bewegungsgestaltung als fließend und strömend nachlesen können. Man ist versucht, im Sinne der Auffassung von Klages über Rhythmus „die Wiederkehr des Ähnlichen in ähnlichen Fristen“ zu finden oder nach dem angenommenen Ursprung des Wortes Rhythmus vom Griechischen rheein zu forschen. In der Verträglichkeit und Erfüllung von Rhythmus und Metrum läge die Begründung der Annahme verborgen, daß wir mit unserem Epos eine Sonderstellung bewahrt haben, die in ähnlicher Formung wohl nur noch selten zu finden sein wird; im abendländischen Kulturkreis von heute gar nicht mehr. Das begleitende Instrument und sein hohes Alter (die Gusle ist für sich allein überhaupt nicht verwendbar), die ökonomisch kluge Verwendung begrenzter Ausdrucksmittel, die Stimmmaskierung u. a. m. begründen diese Annahme. Sie erhält ihre weitere Bestätigung in der Beobachtung der Entwicklung der Verfallsformen der serbokroatischen Volksepik.

Wenn gegen die innere Ordnung und Gesetze einer Vortragskunst verstoßen wird, verliert sie ihre Substanz, falls sie nicht durch neue Impulse einen Inhalts- und Formwandel durchmacht. Unsere epische Kunst aber ist in sich geschlossen, also nicht mit anderen Mitteln zu einer weiteren Entwicklung oder Formdurchbrechung gestaltbar. Sie ist eben Altgut und konserviert vielleicht als letzte abendländische Form überhaupt die Möglichkeit epischer Vortragskunst. In der Auseinandersetzung der Gegenwart mit jener epischen Welt beginnt sich der

Verlust zuerst in den Bestrebungen der „Neuen Intonation“ abzuzeichnen<sup>23)</sup>. Man weiß zwar noch von Tradition und beherrscht die Vortragstechnik, aber in der Absicht, modern sein zu wollen, liegt die Tragik des Verklingens einer Volkskunst, hier wie auch bei vielen Altgütern anderer Völker. Man darf diesen tragischen Verlust aber nicht mit dem Entschwinden der Substanz der Volkskunst überhaupt gleichsetzen, denn es bilden sich neue Formen, neue Bräuche, neue Lieder und nur jenes Alte bleibt leben, dessen Bewegungsimpuls unsere Zeit anspricht.

Die Anhänger der neuen Intonation unterschreiben dieser Kunst Mittel und Begriffe der modernen abendländischen Kultur, um modern sein zu können. Sie vergessen aber, daß der Vortrag des Epos solches nicht vertragen kann. In der sprachlich-textlichen Gestalt ist die Einführung des Reimes bedeutsam. Welche Folge dieser Einbruch für die Musik haben muß, sagt Jakobson in seiner Studie über den Versbau der serbokroatischen Volksepen: „Der Reim ist der Einbruch der modernen Verstechnik in den alten epischen Vers wie die neue Intonation den Einbruch der Moderne in die epische Musik bedeutet“<sup>24)</sup>. So wie der Reim einen Verlust der alten Improvisationstechnik darstellt, ist auch die Erstarrung in der Überwucherung des Musikalischen als solcher anzusehen. Im musikalischen Verlaufe haben sich die Tonstufen in distinkte Töne verwandelt, Spalt- und Schleiftöne werden vermieden und die Stimm-Maskierung verliert sich in ein völlig falsch verstandenes *bel canto*, das bei dieser Kunstabsicht geradezu lächerlich wirken muß. Die allzu häufig verwendete Verbindung Finalis und heroischer Ton ruft ein kurzatmiges und falsches Pathos hervor; das dadurch entstandene Intervall erklingt nach unserer Intonation als kleine Terz und täuscht Mollcharakter vor. Die Konzeption des Ganzen ist ruhelos und ohne größere Gestaltung. Es genügt zur Abwandlung der erlernten Versreimzeilen meist ein Versmodell, das sich fehlerlos in unser Fünfliniensystem in seiner musikalischen und taktischen Gestalt notieren läßt.

#### Beispiel VI



<sup>23)</sup> W ü n s c h, Geigentechnik, S. 53 ff. Die Bezeichnung Nova Intonacija oder Novi način guslanja soll von Petar Perunović Pero stammen, der als Propagandaguslar in Amerika war.

<sup>24)</sup> R. J a k o b s e n: Archives Néerlandaises de Phonétique Expérimentale, Tome VII—IX, Amsterdam 1933.

Gereimte Verszeilen können nicht improvisiert werden. Die musikalische Aussage erstarrt in Überwucherung und Gleichtönigkeit. Das Spiel zur Gusle kann wegfallen, weil es oft sogar hinderlich ist und gar nicht das nach unseren Begriffen reine Spiel im diatonischen Sinne erlaubt. Das Tonsystem ist sinnlos geworden. Die Vortragskunst hat ihre Ordnung verloren. Sie erhält sich episch nur als Erinnerung im Textlichen. Die Verwandlung in das gedruckte Reimepos ist gegeben. (Es ist bezeichnend, daß die Vertreter der neuen Intonation ihre Werke gedruckt, zumeist mit einem Bild des Sängers versehen, zum Verkaufe anbieten.) Die Form hat sich verloren und ist in die Nähe der Ballade gerückt oder über das Reimepos zum Buchepos geworden. (Mit seiner letzten Konsequenz im Bänkelsängerliede.) Dort, wo aus historischen Gründen das epische Leben als gestaltbildend schon lange nicht mehr wirksam war, erklingt im historischen Liede dann das Lied vom Marko Kraljević so wie das folgende aus Slawonien<sup>26)</sup>.

#### Beispiel VII



Die Gestaltung der neuen Intonation zeigt deutlich, daß diese epische Kunst nicht entwicklungsfähig ist, ohne sich selbst verleugnen zu müssen. Schon die Tatsache, daß eigentlich nur die Schallaufnahme den besten Beleg darstellt, während jeder Notationsversuch Mängel aufweist, zeigt ihre Einmaligkeit und Geschlossenheit. Es wurde versucht, durch Beobachtung der Vortragstechnik die Möglichkeiten der Erschließung der Bewegungsordnungen von Musik und Sprache in dieser notationslosen Improvisationskunst zu erfassen. Die Meinung, daß die Metrik als ein Teil der Poetik und Rhythmus als ein Teil der Musik verschieden wirksam wären, ist für unser Epos nicht ohne weiteres anwendbar. Im eigenartigen Aufeinanderbeziehen beider Bewegungsimpulse liegt eher ein Deutungsversuch nach der antiken Theorie. Wir besitzen im epischen Raume die Starice oder Starinigesänge, die als Frauenreigen — historische Lieder gesungen und getanzt — den Vers in seines Wortes eigentlicher Bedeutung darstellen und die antike Auffassung der Wirksamkeit von Metrum und Rhythmus in Dichtung, Musik und Tanz konservieren. Ähnliche Formen sind aus vorchristlicher Zeit mehrfach bekannt. Musikalisch sind in unserem Tanz jene sehr seltsamen Sekundparallelen interessant, die auch im epischen Vortrage als Zufallsheterophonie vorkommen. In dem Frauenreigen erklingen sie regelmäßig durch das Auseinanderstreben der zwei antiphonisch singenden Wechselchöre in der Kadenz jeder Verszeile von der 7. zur 8. Silbe. Ähnliche Sekundparallelen finden sich noch im Volksgesang auf der Insel Krk.-Veglia<sup>27)</sup>.

<sup>25)</sup> W ü n s c h , Geigentechnik, S. 56.

<sup>26)</sup> W ü n s c h : Die slawische Musikkultur am Balkan, Graz, 1940.

<sup>27)</sup> W. W ü n s c h : Volkstänze der Slawen in Südosteuropa, Berlin, 1938.

## Beispiel VIII



Die von uns vorgelegten Formen einer Volkskunst sind nach Cvijić in der patriarchalischen Kulturzone lebendig erhalten geblieben; jenem Raume, der mittelalterliche Staaten und die serbische Kirche schuf und der auch unser Heldenlied bewahrte. Diese Welt liegt zwar am Schnittpunkte vieler fremder Kulturen, ist indessen in sich geschlossen, so daß er uns diese Altgüter erhalten konnte.

Wenn wir vom Standpunkte des Musikers aus auf die Erforschungsmöglichkeiten hingewiesen haben, so ist das eindeutig. Aber unser Epos und die Begriffe Metrum und Rhythmus stellen jenen Grenzfall dar, wo ein Gegenstand in den Bereich mehrerer Wissenschaften reicht. Der Beitrag der Musikwissenschaft ist jüngerer Datums, weil die vergleichende Musikwissenschaft am Beginne steht; ihre Forschungsergebnisse dürften aber nicht unwesentlich mit ihrer Aussage sein.

Graz

Walter Wunsch

### Julius Szekfü (1883—1955)

Am 28. Juni 1955 starb in Budapest J. Szekfü im Alter von 72 Jahren. Mit ihm ist einer der größten Historiker dahingegangen, den Ungarn je hervorgebracht hat. Als Sohn eines Stuhlweißenburger Rechtsanwalts ist Sz. als Angehöriger zunächst der Wiener Hofbibliothek, dann des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs frühzeitig mit der deutschen Kultur in besonders enge Verbindung getreten (er hat die deutsche Sprache in Wort und Schrift fast vollkommen beherrscht). Der langjährige Aufenthalt in der Kaiserstadt hat ihm eine Weite des Blickes ermöglicht, durch die er sich früh von vielen anderen ungarischen Zeit- und Zunftgenossen unterschied. Bei ihm ist eine europäische Betrachtungsweise, aber auch ein Hang zur Kritik besonders stark ausgeprägt gewesen. Früh haben sich daraus Zusammenstöße mit der öffentlichen Meinung seines Landes ergeben. Sein Buch „Der verbannte Rákóczi“ (madj. 1913) erregte einen Sturm der Ent-

rüstung, da seine Forschungsergebnisse in manchen Einzelheiten mit dem herkömmlichen Bild des Freiheitshelden nicht übereinstimmten. Die Folgen dieses Streites sind erst im Laufe der Jahre verklungen. 1919 trat dann Sz. mit einem Buch über „Die drei Generationen“ (madj.) an die Öffentlichkeit, einer scharf gehaltenen Kritik der ungarischen Gesellschaft in den letzten Jahrzehnten. Sz. errang mit dieser Schrift, die ihn auch als überaus begabten und wirkungsvollen Schriftsteller auswies, großen Erfolg. Den Aufstieg in der Folgezeit verdankte er in einem starken Maße gerade dieser Veröffentlichung, in der sich geschichtliche und politische Einsichten in sehr eindrucksvoller Weise miteinander mengten. Das Buch erlebte zahlreiche Auflagen und übte auf die öffentliche Meinung des Landes einen nicht zu unterschätzenden Einfluß aus.

Im Jahr 1926 veröffentlichte er die „Schriftstücke zur Geschichte der Frage der madjarischen Staatssprache“ (madj.), die von seiner Vertrautheit mit den Beständen der Wiener Archive Zeugnis ablegten. Der Band ist auch für die deutsche Forschung sehr wichtig. Leider ist er bei uns noch zu wenig benützt worden.

Inzwischen, 1925, wurde er Professor für ungarische Geschichte an der Budapester Universität. Er hat allerdings trotz seines jahrzehntelangen akademischen Wirkens nur wenige Schüler im strengen wissenschaftlichen Wortsinn hervorgebracht. Auch nach 1925 lag das Schwergewicht seiner wissenschaftlichen Arbeit auf seinen Veröffentlichungen. 1929 veröffentlichte er eine Lebensbeschreibung des siebenbürgischen Fürsten Gábor Bethlen. Vor allem aber begannen in diesem Jahr die Bände seiner „Ungarischen Geschichte“ zu erscheinen, die er zusammen mit Valentin Hóman verfaßte. Hóman bearbeitete das Mittelalter bis zum 15. Jahrhundert. (Ursprünglich wollte er das ganze 15. Jahrhundert selbst bearbeiten, konnte dann aber die Darstellung nur bis zum Regierungsantritt von König Matthias führen (1458), da er als ungarischer Unterrichtsminister nicht die Muße zur Niederschrift besaß.) Von Sz. besitzen wir also die Darstellung der ungarischen Geschichte von König Matthias bis zum 20. Jahrhundert (Magyar történet. 2. Aufl. Budapest 1936. Bd. II, 465 ff. — Bd. VI).

Die ungarische Geschichte von Hóman-Sz. ist eine überaus bedeutsame Leistung. Es dürfte sehr schwer halten, diese Darstellung durch eine bessere zu ersetzen. Ohne der Leistung Hómans nahe zu treten, wird man doch sagen dürfen, daß die von Sz. verfaßten Bände den Bänden Hómans in vielem überlegen sind, vor allem durch die Meisterschaft der kunstvollen und doch ungekünstelten Darstellung, durch die Abgewogenheit des Urteils und den Reichtum an Wissen. Es ist sehr zu bedauern, daß diese Bände im Gegensatz zu den von Hóman verfaßten Bänden, die auch deutsch erschienen (2 Bde. Berlin 1940—43), nie in einer westlichen Sprache dem Ausland zugänglich wurden, obgleich es gerade dieses Werk unbedingt verdient hätte. Ich habe Sz. mehrmals daraufhin angesprochen. Er erklärte aber, daß er nicht die Mittel des Steuerzahlers für eine subventionierte Übersetzung in Anspruch nehmen wolle. Vielleicht wird sich aber unter günstigeren Verhältnissen doch noch die Gelegenheit bieten, dieses Versäumnis nachzuholen.

Seine große schriftstellerische Begabung führte Sz. recht früh in zunehmendem Maße zu publizistischem Wirken. Er gab von 1927 bis 1937 die angesehene Monatsschrift „Magyar Szemle“ heraus und hat sich auch sonstigen Aufgaben öffentlichen Wirkens immer mehr unterzogen, ohne daß er vor 1945 von seinem

hohen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Ansehen allzu viel Gebrauch gemacht hätte. Über seine öffentliche und publizistische Tätigkeit nach 1945 ist in diesem Zusammenhang nicht zu berichten. Wir haben hier nur zu erwähnen, daß er im Kriege eine Studie über die Geschichtsschreibung bei den Siebenbürger Sachsen abfaßte, die sich nicht durch einen besonderen Einfühlungswillen auszeichnete und in der sich antideutsche Stimmung befremdlich breitmachte. Nach 1945 ist von ihm nur noch eine größere wissenschaftliche Arbeit über den alten Kossuth erschienen (Kossuth emlékkönyv [K.-Gedächtnisband]. Budapest 1951. II. S. 341—433), eine künstlerische Darstellung vom Ausklang eines Gescheiterten.

Wir haben uns auf die Würdigung des Gelehrten beschränkt, der im persönlichen Verkehr angenehm und bescheiden wirkte. Seit seiner Rückkehr nach Ungarn im Jahre 1925 ist bei ihm stärker als vorher der nationalungarische Standpunkt hervorgetreten, der sich allerdings durch sozialkritische Gesichtspunkte ergänzte. Im persönlichen Umgang machte sich dies kaum störend bemerkbar. Der Verfasser dieser Zeilen darf dankbar der fruchtbaren wissenschaftlichen Verbindung gedenken, die von 1930 bis 1944 währte und die zu seinen bleibenden Erinnerungen gehört.

München

Fritz Valjavec

### **Alexander Domanovszky 1878—1955**

Der ungarische Historiker Alexander D o m a n o v s z k y ist Anfang Mai 1955 im Alter von 78 Jahren gestorben. Am 27. Mai 1877 als Sohn eines Professors an der Ungarischen Rechtsakademie in Hermannstadt geboren, war er seit 1914 Professor für ungarische Kulturgeschichte an der Universität Budapest. Die Forschung verdankt ihm eine Reihe wertvoller Untersuchungen über ungarische Quellen des Mittelalters. In der Sammlung mittelalterlicher ungarischer Geschichtsquellen, die E. S z e n t p é t e r y herausgab, hat er mehrere Chroniken mustergültig ediert. Von seinen weiteren Arbeiten erwähne ich „Leben und Schriften des Palatinus Joseph“ (ung., Budapest 1925 ff.). Mehrere seiner zahlreichen Schüler hat er zu sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Studien veranlaßt, die der Forschung in manchem neue Wege gewiesen haben. Von den zwanziger Jahren bis 1944 ist Domanovszky neben Valentin H ó m a n der einflußreichste ungarische Historiker gewesen, der namentlich in organisatorischen und grundsätzlichen Fragen oft das entscheidende Wort sprach. Im einzelnen darf auf den schönen Nachruf verwiesen werden, den Harold S t e i n a c k e r im Almanach der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 105. Jahrgang, Wien 1956, S. 368—377, veröffentlicht hat.

Fritz Valjavec

### **Antun Barac (1894—1955)**

Die letzte Zeit bedeutete für die kroatische Slawistik einen ausgesprochenen Generationswechsel. In der kurzen Zeit von einigen Monaten raffte der Tod die Mehrzahl der namhaften Vertreter der älteren Generation dahin: den Philologen Dragutin B o r a n i ć († 1. IX. 1955), die Literaturhistoriker Antun B a r a c († 1. XI. 1955) und Mihovil K o m b o l († 9. XI. 1955), sowie den auch als Slawisten und Balkanologen verdienten Romanisten Petar S k o k († 3. II. 1956). Skok und Kom-

bol erhielten ihre Ausbildung an der Universität Wien, an der damals als hervorragendster Vertreter auf dem Lehrstuhl für slawische Sprachen und Literatur Vatroslav Jagić wirkte. Die beiden anderen, Boranić und Barac, hatten an der 1874 gegründeten heimischen Universität Agram studiert. Geboren zwischen 1870 und 1894 vertraten sie Jahrzehnte hindurch die kroatische Slavistik in der ersten Hälfte des 20. Jh.s und brachten sie auf ein bedeutendes wissenschaftliches Niveau.

Antun Barac war der jüngste unter ihnen. Geboren am 20. August 1894 in Kamenjak, einem Dorfe oberhalb des als Fremdenverkehrszentrum bekannten Crikvenica im kroatischen Küstengebiet, begann er seine literarische und wissenschaftliche Tätigkeit knapp vor Ausbruch des ersten Weltkrieges. Auf dem Gebiet der kroatischen Literaturgeschichte trat er das Erbe eines V. Jagić, Djuro Šurmin, Franjo Fancev, Dragutin Prohaska und Branko Vodnik an. Die philologische Methode der Materialsammlung, der kritischen Ausgabe, der Textinterpretation und des Kampfes um die Periodisierung verwob sich mit einer soziologischen Richtung, welche die literarische Tätigkeit in den Rahmen des gesellschaftlichen Lebens stellte. Besondere Aufmerksamkeit widmete man der Bedeutung der kulturellen Bemühungen um die Erhaltung der Nation. In der Literatur war dies die Zeit des Sieges der kroatischen Moderne. Mit ihr zerbrach die feste Struktur der realistischen Konzeption, der Komposition und des Stiles, wurde die moderne Psychologie herangezogen, wurden neue Möglichkeiten des künstlerischen Ausdrucks gesucht und den Beziehungen und Anregungen der westlichen Literaturen, der Dekadence und dem Symbolismus, Tür und Tor geöffnet.

Die eine wie die andere Richtung zeichnet sich in Barac' Auffassung der Literaturgeschichte und in seiner Arbeitsmethode deutlich ab. Er stand vor umfassenden Aufgaben und machte sich kühn ans Werk. Eine reiche, 500 Jahre umfassende Tradition in der kroatischen Literatur lag vor ihm, vom dalmatinisch-ragusäischen Humanismus und der Renaissance des 15. Jh.s an, über die verhältnismäßige Ruhe im 18. Jh. und die provinzielle kajkavische Literatur bis zu dem Wiedererwachen zur Zeit der Romantik, dem Realismus und der Moderne. Barac vertiefte sich seltener in die älteren Perioden und ihre besonderen soziologischen, sprachlichen und ästhetischen Probleme. Er war mit der Moderne aufgewachsen und wurde ihr Vertreter in der Wissenschaft, weshalb ihn auch die neuere Literatur mehr interessierte. Auf Grund der philologisch-kritischen Tradition und seines wissenschaftlichen Positivismus kam er zur Erkenntnis, daß ein literarhistorisches Arbeiten ohne kritische Textausgaben, ohne genaue bibliographische und biographische Daten und ohne Kenntnis des gesellschaftlichen Rahmens unmöglich ist. In dieser Erkenntnis veranstaltete er im Laufe der Jahre rund 25 Ausgaben gesammelter oder ausgewählter Werke jugoslawischer Autoren und Anthologien, meist mit Einleitung und Kommentar. Allein, die Moderne überzeugte ihn, daß die literarische Tätigkeit, sei es Roman oder Erzählung, Gedicht oder Drama, in erster Linie ein künstlerischer Akt ist, eng verbunden mit der psychologischen Struktur des Autors, ein Akt, der einmalig, geschlossen und nur diesem eigen ist, daß daher hierin der Schwerpunkt einer wissenschaftlichen Erforschung liegen muß. Oft betonte er, daß man sich in die Literatur einfühlen müsse, damit der Forscher sich in ihre gefühlsmäßigen Eigenschaften vertiefen könne.

Die Aufgabe der Literaturhistoriker bei kleineren Völkern ist mehr oder weniger kompliziert, die Arbeit nicht geteilt, da es an Kräften fehlt. Meist konzentriert sie sich in einer Person. Selten finden sich auf einem und demselben Forschungsgebiet gleichzeitig mehrere Forscher.

Diesem Schicksal entging auch nicht Barac. Was ihn betrifft, muß betont werden, daß er im Grunde seiner Seele eine künstlerische Natur war, ein Wissenschaftler und Schriftsteller, dem die Formgebung besondere Freude bereitete. Die mühselige Arbeit eines Bibliographen und Analytikers nahm ihn ganz in Anspruch, führte ihn aber zu systematischer Arbeit und blieb hinter seiner Neigung zu essayistischer Schreibweise verborgen. Er liebte philosophische Betrachtungen über literarische Schöpfungen, und auf seiner Suche nach Schönheit des Ausdrucks gelangte er zu einem künstlerisch hochgezüchteten Stil. Seine Sätze sind das Ergebnis einer sichtlich künstlerischen Anspannung beim Schreiben. Seinem Wesen nach gehört er zu den bedeutendsten Schöpfern einer gepflegten modernen kroatischen Schriftsprache.

Die neuere kroatische Literatur fand in Antun Barac ihren hauptsächlichsten Erforscher und Deuter. Es gibt kaum einen neueren Schriftsteller, den er nicht behandelt hätte. Manchem wandte er sich wiederholt zu. Vier Autoren widmete er selbständige Werke: Vladimir Nazor (1918), August Šenoa (1926), Vidrić (1940) und Mažuranić (1945). Die eben angeführten Schriftsteller und Dichter gehören zu den führenden Persönlichkeiten der kroatischen Literatur im Übergang von der Moderne zur Zeit zwischen den Kriegen, Realismus, Moderne und Romantik. Vor allem die beiden letzten Werke über Vidrić und Mažuranić stellen den Typus einer modernen Biographie dar, die die Persönlichkeit, das Werk, die Zeit, den Stil, den Ausdruck und das psychologische Bild des Dichters umfaßt.

Größere Abhandlungen und Studien sind einer langen Reihe von Autoren oder einzelnen Problemen gewidmet. Sie sind in heimischen und auswärtigen literarischen und slawistischen, heute oft schwer zugänglichen Zeitschriften zerstreut und warten kaum darauf, daß sie gesammelt veröffentlicht werden, auf daß sie das Bild der kroatischen Literatur ergänzen. Damit wäre aber auch den Zeitgenossen wie einer künftigen Generation das geistige Profil des Verfassers, seine umfassende Bildung, seine außerordentliche Arbeitskraft und Hingabe an sein Werk klarer. Er schrieb über August Harambašić, Ksaver Šandor Djalski, Vjenceslav Novak, Fran Mažuranić, Silvije Strahimir Kranjčević, Luka Botić, Mirko Begović, A. G. Matoš, Franjo Horvat Kiš, Adolf Veber Tkalčević, Ante Kovačić, Evgen Kumičić, Milan Begović, Ljudevit Gaj, Petar Preradović, Stanko Vraz und andere. Zu den Fragen, die ihn im besonderen beschäftigten, gehören der Illyrismus, das Dorf in der kroatischen Literatur, das Volkslied in Wissenschaft und Leben, die slawischen Elemente in der kroatischen Literatur, Bjelinski und die kroatische Literatur, die Entwicklung der kroatischen Novelle usw. Oft befaßte er sich auch mit der serbischen und slowenischen Literatur. Während er einerseits eine Überbewertung konkreter, unmittelbarer auswärtiger Einflüsse auf das kroatische literarische Schaffen ablehnte, gewinnt man andererseits aus seinem ganzen Werk die Überzeugung, daß sich die heimische Literatur doch in ständiger Berührung mit den übrigen europäischen Literaturen entwickelte und sich in ihrem Wesen zu allen Zeiten mit diesen verwandte Grundideen und künstlerische Tendenzen zeigten.

Einem seiner bedeutendsten Bücher gab Barac den Titel „Veličina malenih“ (Die Größe der Kleinen, 1947). Der Titel ist symbolisch. In seinem Gerechtigkeitsgefühl wollte der Historiker damit die Bedeutung der weniger genannten Autoren hervorheben, die hinsichtlich ihrer volkstümlichen Erscheinung und der Größe ihres Talentes zwar bescheidener sind, die jedoch, was die Breite ihres Einflusses auf das Volk und den Ernst, mit dem sie ihre künstlerischen Aufgaben auffaßten, anbelangt, nicht weniger verdienstvoll sind. Oft fand er hier eine Größe der Lebensauffassung, die selbst manchem großen Namen fehlte. Der Analyse einzelner literarhistorischer Probleme sind gewidmet: Knjiga eseja (1924), Članci o književnosti (1935) und Književnost i narod (1941).

In der zweiten Hälfte seines Wirkens gelangte Barac zur Synthese.

Erstmals bemerkt man dieses Bestreben in seinem umfangreichen Werk „Hrvatska književna kritika“ (Kroatische literarische Kritik, 1938), das die Zeit vom Auftauchen einer ersten literarischen Kritik zur Zeit der Romantik (Vraz) bis zur Moderne (Matoš) umfaßt. In einer Reihe von Studien werden die Grundprinzipien und die tägliche Praxis der führenden Kritiker in jeder Generation untersucht. Eine Ergänzung zu dieser Arbeit bilden zwei Anthologien: Hrvatska književna kritika I. Od Vraza do Markovića (1950) und Hrvatska književna kritika II. Razdoblje realizma (1951).

Nach dem zweiten Weltkrieg reifte in Barac der Gedanke, daß nunmehr die Zeit gekommen sei, um auf Grund aller seiner bisherigen Forschungen und Vorarbeiten, wie auch seiner Erfahrungen in den Vorlesungen an der Agramer Philosophischen Fakultät (Dozent seit 1930, dann Ordinarius und Vorstand des Slawischen Instituts) mit seinem Lebenswerk zu beginnen, einer wissenschaftlich fundierten Geschichte der kroatischen Literatur. Mitten in dieser Arbeit erreichte ihn der Auftrag der Unterrichtsbehörde, zur raschen Information und für die Schule einen kurzen Abriß der gesamten jugoslawischen Literatur zu verfassen. Das Buch erschien unter dem Titel „Jugoslavenska književnost“ (Jugoslawische Literatur; 1954). Seine „Hrvatska književnost“ (Die kroatische Literatur) war in vier Bänden geplant. Der erste Band „Književnost ilirizma“ erschien 1954. Krankheit und Tod unterbrachen die Fortsetzung. Das Manuskript des zweiten Bandes „Književnost apsolutizma“ war in der Hauptsache abgeschlossen und wird betreut von Barac' Tochter Višnja erscheinen. Schon in der Benennung, die Barac den einzelnen Epochen gibt (Illyrismus, Absolutismus), zeigt sich, wie bei einem nicht staatsbildenden Volke lange Zeit hindurch die nationalen Aufgaben vor die künstlerischen traten und die politische und soziale Lage das rein literarische Schaffen wesentlich beeinträchtigte. Erst die folgenden Bände sollten eine rein literarische Bezeichnung tragen: Die Literatur des Realismus, Die Literatur der Moderne. Barac' zusammenfassendes Lebenswerk bleibt leider Torso. Und gerade auf diesem Gebiet, was das Gesamtbild der neueren kroatischen Literatur betrifft, bedeutet der Tod Barac' den schwersten Schlag für die kroatische und damit auch für die gesamte jugoslawische Literaturgeschichte.

Es ist das Verdienst Barac', in der Zeit einer impressionistischen Literaturkritik die Deutung literarischer Werke auf eine solidere Basis gestellt zu haben, wobei zwar eine subjektivistische Behandlung nicht aufgegeben, wohl aber versucht wird, auf Grund derselben durch genaueres Studium der Struktur von Vers und Prosa, wie durch vertieftes Eindringen in den psychologischen Gehalt des Autors präzisere ästhetische Urteile zu gewinnen. Die von ihm erzogene Gene-

ration der jüngeren kroatischen Literaturhistoriker versucht ein noch genaueres Studium gerade der emotional-ästhetischen Wortkunst.

Zagreb-Agram

Fran Petré

### Stefan Hajnal (1892—1956)

Im vergangenen Jahr verschied in Budapest der ord. Professor der Geschichte an der dortigen Universität Stefan Hajnal. Der 1892 Geborene erwarb 1914 das Doktorat der Philosophie an der Budapester Universität, an der Fejérpataky und Marczali seine Lehrer waren. Bald darauf rückte er zum Militär ein und machte den ersten Weltkrieg bis zum Ende mit. 1919 war er am Nationalmuseum, 1920 im Staatsarchiv und 1922 bei der herzoglich Esterházy'schen Familie als Archivar tätig. 1920 wurde er Privatdozent an der Budapester Universität, 1930 daselbst Professor der Geschichte der Neuzeit. Die Ungarische Akademie der Wissenschaften wählte ihn 1928 zum korrespondierenden und 1939 zum ordentlichen Mitglied. 1931—1943 war er Mitredakteur der Zeitschrift „Századok“.

Seine Doktorarbeit „IV. Béla király kancelláriájáról“ (Über die Kanzlei K. Béla IV., 1914) gehörte ins Fach der Urkundenlehre. Seine Habilitationsschrift „Írástörténet az írásbeliség felújulásának korából“ (Schriftgeschichte in der Zeit der Erneuerung der Schriftlichkeit) bewegt sich ebenfalls in den Bahnen geschichtlicher Hilfswissenschaften, baut aber auf zwischenvölkischem Vergleichsmaterial auf und tritt schon im Titel mit universalgeschichtlichem Anspruch auf.

Von höherer Stelle erteilte Aufträge verhinderten eine Fortsetzung seiner weltgeschichtlichen Studien. Er wurde von seinem Lieblingsgebiet, in dem er sich heimisch fühlte, aus dem Bereich der Urkunden des 12.—13. Jh.s auf das Feld der neueren ungarischen Geschichte abgedrängt. Seine umfangreicheren Werke: „A Kossuth-emigráció Törökországban“ (Die Kossuth-Emigration in der Türkei), Bd. I. 1927, „Esterházy Miklós nádor lemondása“ (Die Abdankung des Palatins Nik. Esterházy) 1929, und „Az 1642-i megíúsult országgyűlés időszaka“ (Die Zeit des gescheiterten Reichstages von 1642) mit Quellenveröffentlichung im Anhang, 1930, samt einigen kleineren Beiträgen sind ein lebendiges Zeugnis seiner seltenen Geistesgaben und seines wissenschaftlichen Rüstzeuges. Im Grunde genommen bedeuten sie aber ein erzwungenes Abweichen von seinem ursprünglich gesteckten und als richtig erkannten Ziel. Als Universitätsprofessor konnte er abgesehen von seinen Studien über die Klassengesellschaft in der „Ungarischen Kulturgeschichte“ (Magyar Művelődéstörténet, Bd. V) und über die Außenpolitik der Kossuthregierung (noch nicht erschienen) seine ganze Kraft wieder der Erforschung weltgeschichtlicher Fragen widmen. Seine wichtigsten Werke aus dieser Zeit sind: „Le rôle social de l'écriture et l'évolution européenne“ (Brüssel 1934), „Az újkor története“ (Geschichte der Neuzeit, 1936, 2. Aufl. 1943) — die großzügigste, selbständige Weltgeschichte auf ungarischem Boden —, „Történelem és szociológia“ (Geschichte und Soziologie, Századok 1939), „Über die Arbeitsgemeinschaft der Geschichtsschreibung kleiner Nationen“ (1944).

Die im Ungarn des zweiten Weltkrieges sich abspielenden Ereignisse und die sich daran anschließenden bewegten Zeiten, in denen er drei Jahre lang den verantwortlichen Posten eines Dekans der Philosophischen Fakultät bekleidete, ließen ihm keine Gelegenheit zu vertiefter Arbeit. Seine Pensionierung und un-

verdiente Kaltstellung, die ihn 1949 noch im Vollbesitz seiner schöpferischen Kraft traf, lähmte die Schwingen seines Arbeitsdranges. Aber auch in der ihm auferlegten großen Einsamkeit, die durch den ihm spät verliehenen Titel eines „Doktors der Geschichtswissenschaften“ nur gemildert wurde, vermochte er einen Teil seines großen, internationalen Widerhall findenden Werkes *„L'enseignement de l'écriture aux universités médiévales“* (1954) unter Dach und Fach zu bringen. Schwere Lebensumstände und drückende Schicksalsprüfungen untergruben aber seine ohnehin schwache Gesundheit schließlich völlig.

Hajnal hat in der Blütezeit der Geistesgeschichte mit der selbständigen Formung seiner soziologisch unterbauten Ansichten Zeugnis seiner Originalität abgelegt. Er betonte, daß weder die Gesinnung noch der Geist die Haupttriebfeder des Geschehens seien, sondern daß das System des menschlichen Zusammenlebens und dessen Struktur die Entwicklungsrichtung bestimmte. Nicht die große Persönlichkeit, sondern das Volk sei dabei maßgebend.

Sein Ausgangspunkt war die These, daß die Art der Beziehungen von Mensch zu Mensch und deren in der Gesellschaftsorganisation zum Ausdruck kommende Objektivierung die Gesellschaft zu einer andauernden schöpferischen Arbeit befähige und die wesentlichsten gesetzmäßigen Grundformen der Entwicklung bestimme. Er fand einerseits in der Wirtschaftstechnik, andererseits in der Schriftverwendung die konkreten Methoden und Mittel einer gemeinschaftlichen Organisation, die international vergleichbar und in ihrer Tiefe abmessbar seien. Die Entwicklung der Technik — als Geschichte der Objektivierung menschlich-schöpferischer Bereitschaft — erschließt die tägliche Arbeit des werktätigen Volkes, durch deren Einsatz der von Natur zur Verfügung gestellte Stoff sich in die lebendige Struktur der Gesellschaft einfügt. Andererseits wirft die Geschichte der Schriftlichkeit ein Licht auf die gesellschaftsbildende, Ergebnisse verankernde und Institutionen schaffende Funktion der Intelligenzschicht.

Sein Tod verhinderte leider die Verwirklichung seiner geplanten Arbeiten zur Geschichte der Technik. Durch die Erforschung der Entwicklung der Schriftlichkeit hat er jedoch mit bedeutsamen Ergebnissen die allgemeine, wie die ungarische Geschichtswissenschaft bereichert. Die Schriftgeschichte, dieses begrenzte paläographisch-diplomatische Studium, weitete sich unter seiner Hand fast ins Unbegrenzte aus: zur Geschichte des Schriftgebrauches, der Schulbildung und der Beamtenschaft, zur Darstellung der gesellschaftlichen Funktion der Schriftlichkeit und der Schreibkundigen. Gerade darin ist die höchste Kraft und ganze Größe seiner Geschichtsschreibung beschlossen: Indem er sich auf das konkrete, zugängliche Quellenmaterial stützte und es bis in alle Einzelheiten untersuchte, eröffnete er durch vertiefte Bearbeitung für uns weltweite, allumfassende Ausblicke.

So eigenartig aber auch seine Auffassung war, sie führte zu keiner ausgesprochenen „Schule“. Es geschah dies schon deshalb nicht, weil in den Kreisen seiner Universitätshörer die ungarische Geschichte stets beliebter war als die Universalgeschichte. Die Tiefe seiner Gedanken, der feste Unterbau seiner Auffassungen wirkten trotzdem stark auf das heranwachsende Geschlecht der madjarischen Historiker. Dazu kam noch sein ungewöhnlich ausdrucksstarker, alles Schwülstigen freier Stil, in dem seine Gedanken die Form fanden und nicht zuletzt die Anziehungskraft seiner einfachen, reinen, von wahrer Menschlichkeit erfüllten Persönlichkeit.

### Wichtigste Werke:

Esterházy Miklós nádor lemondása (Die Abdankung des Palatins Nikolaus Esterházy). 1929. 153, 2 S.

Az 1642. évi megghiúsult országgyűlés időszaka. [Esterházy Miklós nádor iratai, I. Kormányzattörténeti iratok.] (Die Zeit des gescheiterten Reichstages von 1642. Schriften des Palatins Esterházy, I. Regierungsgeschichtliche Schriften) 1930. XCVIII, 1, 460 S.

Az osztálytársadalom. Magyar Művelődéstörténet (Die Klassengesellschaft. Ungarische Kulturgeschichte) V. Bd., S. 163—200.

Metternich és Esterházy (Metternich und Esterházy). Századok 1927, S. 21—44.

A Kossuth-emigráció Törökországban (Die Kossuth-Emigration in der Türkei) I. Bd. 1927. 929, 1 S.

IV. Béla király kancelláriájáról (Über die Kanzlei König Béla IV.). Turul 1914. 22 S.

Írástörténet az írásbeliség felújulásának korából (Schriftgeschichte in der Zeit der Erneuerung der Schriftlichkeit). 1921. 173, 3 S. 23 Taf.

Vergleichende Schriftproben zur Entwicklung und Verbreitung der Schrift im 12.—13. Jh. 1943. 1, 16, 1 S. 16 Taf.

Universities and the development of writing in the 12<sup>th</sup>—13<sup>th</sup> centuries. Scriptorium 1952, S. 177—195.

L'enseignement de l'écriture aux universités médiévales. 1954. 188 S.

Írásbeliség, intellektuális réteg és európai fejlődés (Schriftlichkeit, intellektuelle Schichte und europäische Entwicklung). Károlyi Árpád emlékkönyv 1933, S. 183—214.

Racionális fejlődés és írásbeliség (Rationale Entwicklung und Schriftlichkeit). A Bécsi Történetkutató Intézet évkönyve 1933, S. 1—6. 1.

Le rôle social de l'écriture et l'évolution européenne. Revue de l'Institut de Sociologie 1934. 64 S.

Az európai város kialakulása (Die Entstehung der europäischen Stadt). Városi Szemle 1941. 43.

A technika fejlődése (Die Entwicklung der Technik). Domanovszky-emlékkönyv 1937, S. 227—250.

Az újkor története. / Egyetemes történet, III. (Geschichte der Neuzeit / Allgemeine Geschichte). 1936. 4, 676 S. 21943. 671 S.

Über die Arbeitsgemeinschaft der Geschichtsschreibung kleiner Nationen. 1944. 82, 1 S. (Ungarisch: Századok 1942).

Történelem és szociológia (Geschichte und Soziologie). Századok 1939, S. 1—32, 137—166.

(Nach den Angaben in: Századok 90. Bd. 1956, S. 830 ff.).

### Miloje M. Vasić (1869—1956)

Am 4. November 1956 verschied in Belgrad einer der führenden jugoslawischen Vorgeschichtsforscher, ord. Univ. Professor i. R. und wirkl. Mitglied der Serb. Akademie der Wissenschaften, Dr. Miloje M. Vasić.

Geboren am 15. September 1869 in Vel. Gradište in Serbien studierte er nach Vollendung der Studien in Serbien klassische Archäologie an den Universitäten Berlin und München, wo er 1899 bei Adolf Furtwängler mit der Dissertation „Die

Fackel in Kultus und Kunst der Griechen" promovierte. In der Folge war er Kustos und Direktor des Nationalmuseums in Belgrad. Bereits 1905 Dozent für Archäologie an der Philosophischen Fakultät in Belgrad wurde er 1920 zum außerordentlichen und 1922 zum ordentlichen Professor an derselben Fakultät ernannt, an der er bis zu seiner Pensionierung 1939 und von 1947 bis zur neuerlichen Pensionierung im Jahre 1956 wirkte.

Die wissenschaftliche Tätigkeit des Verstorbenen war in jeder Hinsicht fruchtbar. In erster Linie Archäologe und Prähistoriker interessierte er sich doch auch für ethnographische, geschichtliche und kunstgeschichtliche Probleme. Unmittelbar nach Abschluß seiner Studien, zur Zeit, da er als Kustos und Leiter des Nationalmuseums tätig war, beschäftigten ihn Fragen der klassischen Archäologie, später allerdings widmete er sich ausschließlich der Vorgeschichte.

Vasićs Ausgrabungstätigkeit erstreckte sich bis zum ersten Weltkrieg auf eine ganze Reihe von Fundstätten und Kulturen, wie Jablanica, Kličevac, Kostolac, Gradac, Žuto Brdo, Vinča usw. Nach dem ersten Weltkrieg beschränkte er sich jedoch ausschließlich auf die Untersuchung der nordserbischen prähistorischen Station Vinča, die er als sein Lebenswerk betrachtete. Und diese rege Ausgrabungstätigkeit kommt auch in seinen Veröffentlichungen zum Ausdruck, schon in Anbetracht dessen, daß Serbien damals vom prähistorischen Standpunkt aus noch eine terra incognita war. Die Zahl seiner archäologischen Veröffentlichungen ist bedeutend. Zu seinen ersten Arbeiten gehören Beiträge, die sich mit römischen epigraphischen Denkmälern oder mit römischen Münzfunden befassen, aber auch solche, die sich auf das Mittelalter beziehen. Obgleich Vasićs Studiengang mehr nach der klassischen Archäologie hin ausgerichtet war, umfaßt seine publizistische Tätigkeit in der Hauptsache das Gebiet der Vorgeschichte. Die erste größere Arbeit in dieser Richtung, die das serbische Neolithikum betrifft, sein Artikel „Die neolithische Station Jablanica bei Medjulužje in Serbien“ erschien 1902 im Archiv f. Anthropologie, Braunschweig. Ihr folgte eine Reihe von Artikeln und Abhandlungen in verschiedenen Fachzeitschriften und wissenschaftlichen Publikationen Serbiens und des Auslandes. Sie behandeln verschiedene vorgeschichtliche Probleme: Žuto brdo. Prilozi za poznavanje gvozdenog doba u Dunavskoj dolini, (Starinar 1907, 1910 und 1911); La nécropole de Kličevac, (Revue archéologique, Paris 1902); Korbeovac, Preistorijske mogile (Starinar 1909); Gradac, Preistorisko nalazište latenskog doba. — Prilozi ka rešavanju trojanskih problema (Glas Srpske kr. Akademije LXXXV, 1906); Der prähistorische Fundort Vinča in Serbien (Memnon 1907); Die Hauptergebnisse der prähistorischen Ausgrabungen in Vinča im Jahre 1908 (Prähist. Zschr. 1910) usw. Sein Hauptwerk auf diesem Gebiet ist das umfassende Werk „Preistoriska Vinča“, das 1932–36 in vier Bänden erschien. (Eine gekürzte englische Fassung, die geplant war, ist leider nicht erschienen). Ihm folgten noch einige größere Abhandlungen, die sich mit demselben Thema befassen: Jonska kolonija Vinča (Zbornik Filozofskog fakulteta I, Belgrad 1948); Kroz kulturni sloj Vinče I.—II. (Spomenik Srpske Akademije C, Belgrad 1950) u. a.

Das wissenschaftliche Profil Vasićs können wir heute nur in allgemeinen Umrissen zeichnen. Zweifellos war er ein Pionier der Vorgeschichtsforschung in Serbien und als solcher gehört er auch in die Reihe der archäologischen Pioniere auf dem Balkan. Seine Terrainforschungen brachten nicht nur neue Gesichts-

punkte in die Vorgeschichtsforschung des mittleren Donaupraumes, sondern haben auch weitgehend ältere Anschauungen richtiggestellt. Trotzdem ist Vasić in Kreisen der Vorgeschichtsforscher oft auf heftigen Widerstand gestoßen. Dieser Widerstand war z. T. auch wirklich berechtigt, z. T. allerdings auch unverständlich. Vasićs Grundgedanke war, daß die vorgeschichtlichen Kulturen vom Osten her nach Europa kamen. Dieser Auffassung blieb er Zeit seines Lebens treu. Daher suchte er auch immer wieder nach Analogien und Beziehungen zum Südosten, ließ jedoch dabei Mitteleuropa und die übrigen Gebiete vollkommen oder doch weitgehend außer Betracht. Daß er hinsichtlich der Vinča- und einiger anderer Kulturen nach Südosten wies, war sicher richtig. Allein, mangels unmittelbarer Analogien ließ er sich dazu verleiten, diese Kulturen in immer jüngere Perioden zu datieren. So kam es, daß er z. B. schon vor dem ersten Weltkrieg die pannonische Keramik vom Žuto Brdo-Typ ausschließlich der Eisenzeit zuwies, indem er Analogien dazu nicht in prähistorischen Funden, sondern in weit späteren Perioden suchte. Dasselbe war auch bei der Datierung der Vinča-Kultur der Fall, die er anfangs vollkommen richtig einordnete, später jedoch in immer jüngere Zeiten verlegte, bis Vinča schließlich in die Zeit der jonischen Kolonien gelangte, denn auch hier suchte Vasić die Analogien im klassischen Griechenland.

Abgesehen von dieser Bindung der donauländischen Archäologie an das klassische Griechenland müssen wir doch Vasićs entscheidenden Beitrag zur Kenntnis nicht nur der jugoslawischen, sondern auch der gesamteuropäischen Vorgeschichte anerkennen. Er war es schließlich, der auf den gewaltigen Reichtum des Donaupraumes in der Prähistorie hingewiesen hat. Er war es auch, der es durch seine Funde ermöglichte, so manche Kultur Südosteuropas zeitlich zu bestimmen, ist doch die Stratigraphie von Vinča bereits seit Jahrzehnten die feste Grundlage für die relative Chronologie einer ganzen Reihe von donauländischen und Balkankulturen. Und ebenso hat Vasićs außerordentlich pedantische Grabungsmethode lange Jahre hindurch als Vorbild für ähnliche Arbeiten gedient.

Mag auch der Widerstand gegen Vasić zeitweise noch so stark gewesen sein — er hat sich immer temperamentvoll dagegen gewehrt —, sein wissenschaftliches Werk wird in der Geschichte der jugoslawischen wie der Vorgeschichtsforschung im allgemeinen stets nur positiv gewertet werden.

Josip Korošec

### **Ernst Flachbart († 1955)**

Ernst Flachbart, Professor an der juristischen Fakultät der Universität Fünfkirchen, ist im Dezember 1955 im Alter von 59 Jahren gestorben.

Prof. Flachbart war ein bekannter ungarischer Minderheitensachverständiger. Er war im Mai 1942 zum Direktor des Minderheiten-Instituts an der Universität Debrecin ernannt worden.

F. V.

## Aus der Südosteuropa-Forschung

### Das Wissenschaftliche Institut in Tirana

Das Institut der Wissenschaften in Tirana wurde nach dem Krieg gegründet und gibt seit 1947 eine Zeitschrift heraus, die 1947 den Titel führte „Buletin i Institutit të Studimeve“, 1948 „Buletin i Institutit të Shkencave“, seit 1949 „Buletin i Institutit të Shkencave“, bis 1952 brachte dieses Organ sowohl Aufsätze und Berichte der linguistisch-historisch-philologischen Sektion wie der naturhistorischen. 1952 wurde der Buletin geteilt, er erscheint seitdem als Buletin për shkencat shoqërore (B. für die Gesellschaftswissenschaften) und als Buletin për shkencat natyrore; als Obertitel führen beide Heftserien „Institutit i Shkencave“. Es erscheinen vier Jahreshefte von jeder der beiden Sektionen, im Selbstverlag des Instituts (Botim i Institutit të Shkencave). Die Hefte für die Shkencat shoqërore werden vom Historiker Stefanaq Pollo, dem Linguisten und Albanologen Aleksander Xhuvani, dem Historiker Aleks Buda, den Philologen Mahir Domi und Selim Islami redigiert, die naturhistorischen von Kol Paparisto, dem Präsidenten des Instituts der Wissenschaften, und den Naturhistorikern und Ärzten Adam Deliu, Piro Dodbiba, Sotir Angjeli, Kol Popa, Shaban Pinari und Ilia Mitrush i.

In der ersten Sitzung jedes Jahres bringt jede Sektion ihren Tätigkeitsbericht, sie sind veröffentlicht in den Heften 1947, 1; 1949 1, 2, 3, 4; 1950, 1, 2, 3; 1951: 3, 4; 1952, 1, 2; 1953, 2; 1955, 2. Des Todes des Institutsmitgliedes, des Philologen Simon Shuteriqi wird durch einen Nachruf 1951, 2 gedacht, 1952 starb Kostaq Cipo, ein gründlicher Kenner des Albanischen, Verfasser einer albanischen Grammatik und Syntax, der Lehrer der ganzen heute wirkenden albanischen Lehrergeneration; Buletin 1952, 1 würdigt sein verdienstvolles Wirken, 1954, 2 ehrt das Institut den eben verstorbenen großen dänischen Linguisten Holger Pedersen durch einen kundigen Nekrolog, der besonders des Gelehrten bahnbrechendes Wirken auf albanologischem Gebiete zeichnet (Alban. Märchen aus der Chimara mit Glossar und Übersetzung, Behandlung des heiklen Problems der alban. Gutturale u. v. a.). 1953, 2 verzeichnet die Empfänger der Republikpreise, darunter Kostaq Cipo für seine Syntax, Dhimiter Shuteriqi für seinen Roman Çlirimtaret, den Bildhauer Llazar Nikolla für seine Marmorbüste Skanderbegs. Im Jahre 1955 ist das 2. Heft A. Xhuvani gewidmet, der seinen 75. Geburtstag feierte. Geboren in Elbasan, setzte er sich schon als junger Lehrer in der türkischen Aera für albanische Schulen ein, mußte emigrieren und arbeitete einige Jahre in den albanischen Kolonien Unteritaliens, kehrte 1912 in die Heimat zurück und wurde Direktor an der Lehrerbildungsanstalt Elbasan, war alle Jahre eifrig wissenschaftlich tätig, besonders auf dem Gebiete der albanischen Lexikographie und Etymologie, jetzt hat er eine Neuauflage des Kristoforidhis'schen Lexikons fertiggestellt. Durch nimmermüdes Lehren und Forschen wirkt er seit mehr als 40 Jahren als praeceptor Albaniae.

Die Schriftsprachfrage steht im Zentrum der Tätigkeit der linguistisch-historischen Sektion (1952, 4). Sie ist alt. Schon 1916 wurde während der Anwesenheit der österreichisch-ungarischen Truppen in Nord- und Mittelalbanien in Shkodra die literarische Kommission gegründet. Ihr Initiator war der damalige Zivillandeskommissär und Generalkonsul August Ritter von Kral, ein gründlicher Albanienkenner. Er ist vor zwei Jahren in hohem Alter gestorben. Der Kommission gehörten unter anderen der damals noch junge Aleksander Xhuvani, der Dichter Dom Ndre Mjedja, der Lehrer Matthi Logoreci, der Dichter Hil Mosi, Sotir Peci, Gjergj Pekmezi, der 1940 verstorbene bedeutendste Dichter Albaniens Gjergj Fishta, der Dichter Luigi Gurakuqi und der Unterzeichnete an. Die Shkodraner Dichter- und Schriftstellerschule, die sich um Gjergj Fishta scharte, strebte darnach, das Nordgegische als Schriftsprache zu propagieren. Tatsächlich war der Shkodraner Kreis damals führend in der albanischen Literatur. Aber das Nordgegische ist zu eigenartig, als daß man es z. B. den bildungsstolzen Korčanern als offizielle Schriftsprache hätte aufnötigen können. Zudem sprachen politische Gründe dafür, besonders die in Aussicht genommene Wahl Tiranas als Hauptstadt Albaniens, die südgegische oder mittelalbanische Mundart Tiranas und Elbasans als Schriftsprache zu wählen. Sie bildet den Übergang von Gegisch zu Toskisch und war daher den Sprechern beider Dialektgruppen am annehmbarsten. Das geschah auch, und die Republik Albanien nach dem ersten Kriege führte diese Mundart in Amt und Schule als offizielle Sprache ein und sie blieb es auch unter Zogu, bis 1945. In der Republika Popullore Shqipërisë (RPSH) wurde das Südalbanische (Toskische) als offizielle Sprache eingeführt, und mit diesem Problem ringen die albanischen Intellektuellen. Am 10., 11. und 12. September 1952 wurde es ausführlich in der Institutssitzung in Tirana behandelt. Hauptreferenten waren Aleksander Xhuvani und Dhimiter Shuteriqi, der Dichter; an der Diskussion beteiligten sich Xhuvani, Dodbiba, der Lehrer Hiqmet Nishani, Zihni Sako, der Schriftsteller, die Dichter Jakov Xoxe, Mark Gurakuqi, L Lazar Siliqi, die Institutsmitglieder Munir Reso und Zijaudin Kodra, der Linguist Osman Myderrizi, Kol Ashta, der Arzt, ferner der Dramendichter Kol Jakova, der Schriftsteller Andrea Varfi, der kundige Philologe Mahir Domi, der Lehrer Jup Kastrati aus Shkodra, schließlich der Romancier Sterjo Spasse und der Linguist Eqrem Çabej. Die Gründe, die Shuteriqi für die Wahl des Toskischen anführt, sind: Der Süddialekt sei der literarisch am meisten verwendete. Hiegegen wenden die Gegner nicht mit Unrecht ein, daß das Nordgegische durch eine große Zahl von Autoren in Vergangenheit und Gegenwart vertreten sei, daß es bei der Frage auch nicht so sehr auf die Ziffern einer Statistik ankomme, sondern auf den literarischen Wert des Geleisteten und die Popularität der Werke. Da steht der gegische Norden weder mit seinen Autoren (Bogdan, Budi, Buzuk, Pashko Vasa, Filip Shiroka, Ndoc Xanoni, Ndoc Nikaj, Ndre Mjedja, Gjergj Fishta, Shtjefni Gjeçov, Luigi Gurakuqi, Hil Mosi, Vincenc Prenushi, Ndue Harapi, Lazer Shantoja, Ernest Koliqi), noch mit seiner Folklore (Kanuni i Lek Dukagjinit, die Epen der nordalbanischen Berge) hinter dem Süden zurück. Der vom historischen Gesichtspunkt den Tatsachen entsprechende Grund Shuteriqis ist der, daß das Südalbanische während der Lufta Nacional-Çlirimtare sein offizielles Gewicht gewonnen hat, die Partisanen waren meist Südalbaner, auch ihre Führer, die dann in der Regierung saßen. Xhuvani spricht als Sachkenner überlegt und bedächtig, fordert, daß

in den drei untersten Klassen der Elementarschulen in den Gegenden nördlich des Shkumbiflusses gegische Texte in den Schulbüchern gebraucht werden, da die Lehrer dort selbst ihre gegische Muttermundart sprechen und, wenn sie toskisch schreiben, große Fehler machen. Erst von der vierten Schulklasse an beginne man schrittweise mit dem Toskischen, der Amtssprache des Landes. In der letzten Klasse der Siebenjahrschule und in den Mittelschulen (identisch mit unseren Oberschulen oder höheren Schulen) soll systematisch auch das Gegische an der Hand der Werke der gegischen Schriftsteller gelehrt werden. Ebenso muß man der heutigen alten wie jungen gegischen Generation das Recht lassen, literarische Produkte in ihrer Muttermundart zu schreiben, da sie in der ihnen nicht geläufigen toskischen Mundart nie imstande wären, geschmackvoll zu schreiben. Drei oder vier Generationen, meint Xhuvani, werden nötig sein, bis das Toskische sich dem Gegischen gegenüber als allgemeine Schriftsprache durchsetzt. Diesen Prozeß müssen wir, sagt Xh., unterstützen, dürfen ihn aber nicht durch Gewaltakte (eksplozione) erzwingen wollen. Lirak D o d b i b a bringt gegen Shuteriqi das Bedenken vor, daß man die Zahl der die betreffende Mundart Sprechenden ins Auge fassen muß, und daß die Albaner von Kosovo viel für das albanische Volkstum geleistet und gelitten hätten, daß ferner das Toskische nicht einheitlich sei, sondern anders in Gjirokaster, anders in Kolonja, anders in Frasher gesprochen werde — damit hat er Recht —, daß es somit mit der Einheitlichkeit des Toskischen nicht stimme, daß die Wahl des Toskischen die Nordgegen entfremden und staatlichem Einfluß schwer zugänglich machen werde, er kommt daher auf den alten Vorschlag zurück, beim Mittelalbanischen als Amtssprache zu bleiben. Mark G u r a k u q i bezeichnet Shuteriqis Thesen als übereilt, die Wahl einer Schriftsprache heute für verfrüht, und fordert vorher gründliches Studium beider Dialektgruppen in lexikalischer und morphologischer Hinsicht, erst dann könne man von der Überlegenheit eines der beiden Dialekte sprechen. Llazar Siliqi, der Dichter, wirft dem Hauptreferenten Shuteriqi Subjektivismus vor und erklärt, jedem werde sein Mutterdialekt als der reichere, schönere, bessere erscheinen, so sei die Frage, ob Nord, ob Süd, nicht zu lösen, vorher seien gründliche linguistische und besonders Mundartstudien nötig. Auch Osman M y d e r r i z i polemisiert gegen die Wahl des Toskischen. Er nennt sie eine Revolution nicht von unten, sondern von oben, durchgeführt seit 1945 durch den Unterrichtsminister Malëshova, der das Gegische aus den Schulbüchern und aus dem Druck verdrängte, obwohl die Rilindja, die Renaissance des Landes, im Norden organisiert, mit der Liga von Prizrend (1878) im Norden begann und mit den großen Aufständen in Kosovo fortgesetzt wurde, die die Freiheit Albaniens vorbereiteten. Auch der Dichter Kol J a k o v a beanstandete das Vorgehen des Unterrichtsministeriums, das in allen Schulen Albaniens ein toskisches Abetare, d. h. eine toskische Fibel einführte und die albanische Grammatik für die Schulen nur auf der Grundlage des Toskischen anfertigen ließ. Er lenkt neuerlich die Aufmerksamkeit auf Tirana als Hauptstadt, das eine große Rolle im Entstehen der einheitlichen Nationalsprache zu spielen habe und fordert Kontakt mit allen, die zu der Frage etwas in Objektivität beisteuern können. Kol Jakova ist ein Mann, der hier ein gewichtiges Wort mitzureden hat; denn er ist der erste bedeutende Dramatiker, den Albanien hervorgebracht hat; sein Drama „Toka jone“, Unser Land, ist meisterhaft aufgebaut, in glänzender gegischer Sprache geschrieben, die der Umgangssprache nahe steht. Eqrem Ç a b e j spricht als Sprachwissenschaftler, fordert

gründliches Studium der albanischen Mundarten, ein etymologisches Wörterbuch, neue Arbeiten über die türkischen, griechischen, slawischen, rumänischen Elemente im Albanischen und stellt für die Schriftsprache den Grundsatz auf: Möglichste Annäherung der beiden Dialekte im äußeren Schriftbild, in der Orthographie; wo das Toskische heute zwei Formen hat, ist die zu wählen, die auch dem Gegischen eignet, kurz, auch sein Ideal ist das einer wohltemperierten Mischsprache. Man sieht, in dem Problem der *gjuha kombëtare* (Nationalsprache) oder *shkrimi* (Schriftsprache) oder *përbashkët* (Einheitssprache) ist das letzte Wort noch lange nicht gesprochen. Prophezeien zu wollen, welches literarische, geographische, politische, administrative Moment hier einmal den Ausschlag geben wird, ist müßig. Sicher ist, daß ein derart wichtiges Problem nicht durch ein behördliches Dekret geregelt werden kann. Mit Recht sagen die klugen und überlegenden Männer des Instituts und der Literatur: „Zeit lassen! In einigen Generationen wird die Frage gereifter sein!“

Ähnlich steht es mit der Orthographie. Sie bewegt die Gemüter der albanischen Intelligenz seit Jahrzehnten. Markstein war der Kongreß von Monastir (Bitolj) i. J. 1908, der aus allen Gauen Albaniens beschickt war und dem Gjergj Fishta präsiidierte, dann die 1917 von der Literarischen Kommission in Shkodra beschlossenen Rechtschreiberegeln, und neuerdings die Orthographie des Jahres 1951. Auch diese ist noch nicht der Weisheit letzter Schluß. Besonders der rührige und sachkundige, an französischen Universitäten vorgebildete Mahir Domi bringt immer neue Punkte zur Diskussion. Besonders bereitet die Schreibung des *e-pazâne* (stummen *ë*, des toskischen Schwalautes) Sorgen.

Albanische Grammatik wird von Simon Shuteriqi (1951, 2. 3/4) „Gedanken und Notizen über alban. Grammatik“, von Kostaq Cipo (1949, 2) „Um einige Punkte der Sprache“ behandelt. Cipo spricht deskriptiv und normativ über Doppelattribut, Hypallage, *për të ngrënë*, *serposet*, *Consecutio temporum*, *Anakoluthe*, die Praeposition *me*, singularische Plurale, den metrischen Terminus *Akatalektisch*. Sehr wertvoll sind die beiden Mundartdarstellungen, erstens von Dhimiter Shuteriqi (1955, 2) „Texte der Albaner Slawoniens“ (der sogen. Klementiner), und zweitens Selim Islamis (1955, 2) „Sprachliches Material aus den albanischen Kolonien der Ukraine“. Beide Monographien auch folkloristisch bedeutsam (Volkslieder, Märchen). Xhuvani bringt unter dem Titel „*Selectae*“ 1949, 3 Betrachtungen über das heute in der Sprache sehr verbreitete Nomensuffix *-mení*, das per analogiam wuchert, in vielen Fällen zu sprachlichen Mißbildungen führt, dann bringt er 1949, 4; 1952, 2 Etymologien seltener albanischer Worte, wertvolle Beiträge zu einem neuen etymologischen Wörterbuch, 1952, 3 behandelt er die Suffixe *-më*, *-imë*, *im* — ein umfassendes Buch über die Vor- und Nachsilben im Albanischen hat er im Ms. fertig, es wird für die Erkenntnis der Wortbildung im Albanischen und in den anderen indogermanischen Sprachen von großem Wert sein —, außerdem bringt er ein aufschlußreiches Kapitel über die albanischen Komposita. „Einige Etymologien des Kristoforidhis“ behandelt teils zustimmend, teils polemisch und neu aussinnend Eqrem Çabej, der an österreichischen Universitäten gründlichst durchgebildete Linguist, in 1954, 2 und 3, wobei das bescheidene Wort „einige“ nicht weniger als 135 Lemmata umfaßt, auch dies unschätzbare Material für den indogermanischen Etymologen. Jup Kastrioti, Lehrer in Shkodra, spricht 1954, 2 sachkundig über den Diphthong im Albanischen; „über einige Worte mit Anlaut *z*“ schreibt 1952, 3 E. Çabej; dieser Aufsatz

ist in der Zeitschrift für Phonetik und allgemeine Sprachwissenschaft (Berlin) 1956 in deutscher Sprache erschienen, er behandelt Worte wie zog, zet, zânë, ziej, zot u. a. vom lautgeschichtlichen und etymologischen Standpunkt. Derselbe bespricht die Gruppen nd ng im Albanischen in 1953, 4 und einige Euphemismen des Albanischen in 1949, 1 (Tiernamen, Geisterfiguren, Krankheitsnamen, Tod, Sexualia); über das Partizip im Albanischen handelt 1954, 3 A. Xhuvani, sowohl in formaler wie in syntaktischer Hinsicht, derselbe ebenso über die Adverbia 1949, 2. Kostaq Cipo schreibt über keq als verstärkendes Adverb in 1949, 1; über Phonetisches, Morphologisches, Syntaktisches bei Budi, dem albanischen Bischof aus Guribardhë in der Matja (1566—1623), der das Speculum confessionis und die Doctrina Christiana, katholische Missionswerke, in albanischer Sprache verfaßte. Es ist eine eingehende Darstellung des Sprachbrauchs des Dom Pjeter Budi (1952, 1). Derselbe Gelehrte Kostaq Cipo gibt 1948, 2 eine Übersicht über die Komposita im Albanischen, die Karmadharaya, Tatpurusha, Bahuvrihi. Die Hefte 1948, 1, 2; 1949, 1, 3 bringen in alphabetischer Reihenfolge fjalë të pambledhuna, ungebuchte Worte, aus den Mundarten von Dh. S. Shuteriqi, diese Publikation neu gehobener Worte setzt Rrok Zojzi in 1949, 4; 1950, 3, dann Qemal Haxhihasani in 1954, 2, 3, 4 fort; jedesmal hat zu der Serie neu veröffentlichter Worte A. Xhuvani seine immer beachtlichen und anregenden Vërejtje, Beobachtungen, semasiologischer und etymologischer Natur beigefügt. Im Ganzen sind es bis jetzt 1877 ungebuchte Worte aus dem Umland von Elbasan, den toskischen Gegenden, aus Curraj Eper und anderen Stämmen des Nordens. So bereichert sich der albanische Wortschatz aus den Mundarten durch die gelehrten Sammlungen und durch die Autoren, die bewußt dem Mann und der Frau der Berge, den Leuten ohne Schulbildung die Sprache ablauschen, wie vor dem Kriege im Norden Gj. Fishta, im Süden Musine Kokalari, nach dem Kriege im Norden Kol Jakova, im Süden Zihni Sako, dann die Volkspoesie, die Heldenlieder des Nordens, die Liebes- und Hochzeitslieder aus allen Mundarten, die Märchen. Neue Worte kommen auch in die Sprache durch das Bedürfnis, für die modernen Objekte und Begriffe von Technik und Wissenschaft Termini zu schaffen, so ist die mathematische Terminologie gebucht in 1949, 1. 1954 ist fertig geworden der Fjalor i Gjuhës Shqipe, vom Instituti i Shkencavet, sekioni i gjuhës e i letërsisë in Tirana herausgegeben, von einer Kommission, bestehend aus dem seither leider verstorbenen Kostaq Cipo, aus E. Çabej, M. Domi, A. Kraji, O. Myderrizi. Es umfaßt 648 Seiten zu etwa je 30 Lemmata, also etwa 19 440 Worte. Es soll ein normatives Wörterbuch sein, ist nur albanisch abgefaßt, gibt zu jedem Wort die albanische Erklärung, keine Übersetzung in eine fremde Sprache. Lokale Ausdrücke wurden nur aufgenommen, wenn sie weiter verbreitet sind, die Ausdrücke der Wissenschaft und Technik mit Ausschluß derer, die speziellen oder eng-professionalen Charakter haben. Auch die neuen Termini der Politik, der Gesellschaftsform, der Philosophie sind aufgenommen, wobei die russischen Wörterbücher von Ushakov und Ozhegov Muster waren. An Fremdwörtern wurden die internationaler Natur gebucht, türkische, soweit sie in der lebenden Sprache des Volkes und in der Folklore festgewurzelt sind. Naturwissenschaftliche Termini hat Kol Popa bearbeitet. Benutzung und Stichproben haben ergeben, daß das Wörterbuch gewissenhaft und sachkundig gearbeitet ist und einen wertvollen, sehr nützlichen Behelf dem Leser albanischer Texte und dem Albanologen bietet.

Die Folkloristik wird im Inst. in traditioneller Weise gepflegt. Stand schon in früheren Jahrzehnten die Volkspoesie im Zentrum des Interesses, so wird das weiter gehegt. Euthimio Mitko, Jubani, Sp. R. Dine, Vincenc Prenushi, besonders die Visaret e Kombit, die reichen Sammlungen von Epen und Liedern, herausgegeben von Karl Gurakuqi, Filip Fishta, Donat Kurti, Bernardin Palaj, die Märchensammlung von Donat Kurti, haben dem albanischen Volke Ehre gemacht. Die alte Tradition fortsetzend hat das Institut eine Kartei angelegt, Qemal Haxhihasani betreut kundig die Volksepik, Gjergj Komnino die auf Skanderbeg bezügliche Poesie und die Lyrik. Fragebogen folkloristischer Natur gehen an die Dorfschullehrer (1952, 2), folkloristische Expeditionen finden statt, und bringen Volkslieder aller Art in großer Zahl in das Institut. 1952 ging es nach Kurvelesh, Tepelen, Mallakstra, in Mittelalbanien wurden Kavaja, Shijak, Tirana durchgenommen, in Nordalbanien Troboja und Kukës. In Shala, Nikaj-Mertur, Krasniqe, Gash, Bytyç, Berishë wurden 87 Lieder von Mujo und Halil gesammelt, Varianten zu den schon bekannten, in Visaret e Kombit 1 und 2 veröffentlichten, besonders Sokol Halili und Gavran Kapitani, Halil tötet den Iljiç Harapi, Arnaut Osmani rettet die Kämpfer aus dem Kerker, Ali Bajraktar heiratet die Türkin Fatime; ferner Lieder neuer Stoffe, Rrapo Hekali und Bajram Curri betreffend. Über die Musikinstrumente der Albaner schreibt Ramadan Sokoli (1954, 4). Er beginnt mit selbsttönenden Instrumenten; wenn Knaben etwas verlieren, glauben sie, der Teufel „sendi“ hätte es ihnen versteckt, sie nehmen zwei Steine und schlagen sie tanzend aneinander und singen dabei beschwörende Versen; aus Maisstroh machen sie die Rraketakja; rrak-raku, tepsija, lugët, çaparet sind Primitivinstrumente der Kinder, membran-tönende sind dajreja oder defi, tumbullaci, lodra, die Trommel, die aerophonen sind fyelli und kavalli mit einem Endloch, mit einem Seitenloch kallami, mit zweifacher Zunge surleja, bobla, kapza, zumare, burija, mit Schlitz- und Schnabelmund bylbyli, cyladiare, gajdeja, die chordophonen besonders lahuta, sazeja, bakllamaja. Die Instrumente sind sachkundig beschrieben. Auf die Geschichte des Instrumentengebrauchs bei den Albanern kommt er ausführlich zu sprechen. Studien über nationale Trachten in Albanien macht Rrok Zojzi in 1950, 1, 3; 1951, 1, 2. Er bespricht das Material, Schafwolle, die Ziegenwolle, këmena im Norden, lesh i dhirtë im Süden genannt, Tierhäute, Leinwand; aus gjineshtra oder gjeshtër oder xanë wird ein Stoff gefertigt, der für Kleider verwendet wurde; die Seide, im Dreieck Durrës, Berat, Vlorë gezogen, durch die fleißige Arbeit der albanischen Frau verarbeitet, dann aber durch die Kunstseide verdrängt; die Baumwolle, seit Ende des 18. Jh.s eingeführt, hauptsächlich aus England, Österreich-Ungarn, Amerika. Dann bespricht er ausführlich die Zubereitung der einzelnen Materialien, z. B. die Frau sammelt Wacholderblätter im Wald, sie werden gegerbt, in Fäden gezupft, geschlagen mit einem Hammer, zu Haufen vereinigt. Ausführlich wird die Seiden- und Baumwollbehandlung und die Färbung der Materialien besprochen. Auch die für alle Hantierungen nötigen Arbeitsinstrumente sind ausführlich behandelt und abgebildet, ihre Namen und die ihrer Bestandteile verzeichnet. In 1951, 1 setzt Zojzi fort mit Besprechen der Hand- und Nadelarbeiten, die berühmte sorgsame Spitzenarbeit der fleißigen albanischen Frauen wird sachkundig gewürdigt. Der letzte Teil (1951, 2) behandelt die Walkmühle (valanica, derstili) als letzte Durchgangsstation des Wollstoffes. Im Ganzen eine für den Volkskundler, Linguisten, Techniker, für die Sparte „Wörter und

Sachen" nicht zu übergehende Arbeit.

Derselbe Rrok Zojzi, archäologisch und folkloristisch gut vorgebildeter Beamter am Nationalmuseum in Tirana, spricht 1949, 1 über „Spuren eines primitiven Kalenders im albanischen Volk“. Im Volk sind die alten Feste lebendig, des Shëngjergjit, Shëngjinit, Shndritatit, Gjalliqës Tomorrit, Ditë ndelljës, Ditës së Verës, Marinajve, Këndravicës, Shmitrit mit alten Riten. Am 15. August besteigt man im Tomorgebiet die höchsten Berggipfel, opfert und erklärt, man pilgere zum Grabe des Abaz Ali, am 10.—15. August wird auf der Galliqe, dem höchsten Gipfel der Luma, ein Fest mit rituellen Waschungen in einem Quell, der heute Kroni i Zojës heißt, begangen; 2.—15. August wird das Fest Shndritatit auf dem Peshtrikë von Katholiken aus Gjakov und Mohammedanern aus Hasi gemeinsam begangen, den Namen deuten die einen als Sancta Trinitas, andere als Shndritunit e Atit, „Verklärung des Vaters“. Auch andere Augustfeste sind traditionell, und die Gipfel vieler Berge sind voller Widderhörner, die dort seit Jahren geopfert wurden. Z. sieht darin Reste alter vorislamischer und vorchristlicher Festriten, Naturkulte. Das Zählen der Jahresdaten richtet sich nach den Bergkämmen als Zeichen des Sonnenaufgangs an bestimmten Tagen und Stunden. In Pikllima (Koritnik Luma) antwortete ein Hirt dem Autor auf die Frage: „Wann schneidet ihr die Almwiesen?“ „Mit dem Datum 100“ und erklärte dazu „10 Tage nach der Sommermitte“. Anfang des Jahres ist Shëngjergji, d. h. Winterende, Festtag in ganz Albanien, man opfert, ißt gut, wünscht einander Shëngjergja të tjerë. Man zählt seine Jahre nach dem Fest: i kam kalue pesdhjet Shëngjergja, „ich habe 50 Shëngjergja erlebt“, oder „früher habe ich das gekonnt, aber heute erlauben es mir die Shëngjergja (meine Jahre) nicht mehr“. In allen Gegenden hat man auf Berggipfeln besondere Zeichen gelegt, wo am Shëngjergjstag die Sonne aufgeht, daran erkennt man alljährlich sein Datum. Das Jahr wird halbiert durch den Tag, wo die Sonne von der Seite wieder zum Zeichen des Shëngjergji zurückkehrt, das ist der Shënmiter. Die vera beginnt mit Shëngjergj, endet mit Shënmitër, der dimni beginnt mit Shënmiter, endet mit Shëngjergj. Der Shënmitri heißt auch Shën Marti, Shmarti, Shmartuku, man opfert, um den Wölfen den Mund zu schließen, damit sie die Herden in Ruhe lassen in der schlimmen Jahrzeit. Jede Hälfte des Jahres hat 180 Tage, dazu kommen die drei Festtage für Shëngjergji, zwei für Shmitri (Shmarti). Der Kalender in den albanischen Bergen zählt z. B. 10. Tag nach Shëngjergji, 15. Tag usw., ebenso z. B. 20. 45. usw. Tag nach Shmitri (Shmarti), oder auch praktischer 1. bis 90. Tag nach Shëngjergji, dann 90. bis 1. Tag vor Shën-Marti oder dem Winterfest, und ebenso weiter. So werden auch Sommer und Winter in je zwei Hälften geteilt und man spricht von Sommer- und Wintermitte (mjedisi i verës, mjedisi i dimnit). Auch diese Tage begehen die Malcoren festlich. Bergfeuer, Tänze, Lieder, Einladen der namhaftesten Sänger und Tänzer, Braten der „fërlikët“ am Spieß, Gewehrschüsse, Spiele, dramatisierte Szenen aus dem Tagesleben, frühmorgens Waschen der Augen am Traditionsquell. Das Winterfest wird noch heute in Dukagjin, Mirdita, Luma begangen. Der Buzmi bujar, ein großer Baumstamm, wird aus dem Wald ins Haus gebracht und unter Singen feierlich angezündet, raki wird getrunken und meze gegessen, und auch der Buzmi bekommt als Freund des Hauses zu essen und zu trinken, indem jeder ein Glas Raki über ihn ausgießt und ein meze auf ihn wirft. Ebenso bekommt er dann beim Festmahl Brot, Käse, Fleisch. Aus den Flammen des Buzmi wird die Zukunft von Frucht, Ernte, Vieh geweissagt. Andere Feste,

die die Jahreshälfte wieder unterteilen, sind der Shëngjini (St. Johann), das Ernte- oder Schafschurfest, das Weinlesefest, das Fest Shën Kollit, des hl. Nikolaus. Auch die Bräuche dieser Feste schildert Z. ausführlich. Das Jahr des Volks der Berge zerfällt also in 8 Abschnitte zu je 45 Tagen, die man Monate nennen kann, für die Z. noch alte Namen notiert 2) Korriku, 3) Djegaguri, 4) Vjeshta, entsprechen etwa Juli, August, September, im Winter 2) Brymsi (Eis), vielleicht ngrijsi (Frost), 4) pranvera, entsprechend etwa dem November/Dezember, Jänner/Februar, März. Der hl. Johann (Shngjinja) ist am 24. Juni neuen Kalenders, danach bestimmt sich Shëngjergji als Frühlings-Shëmitri als Herbstäquinoktium. Dieser primitive Kalender ist ein Kalender für die Arbeit des Volkes in Feld und Stall und der Termine des Lebens: Shëngjergji vermietet man Häuser, nimmt Knechte und Handelsgehilfen auf und entläßt sie, kauft Vieh, beginnt zu melken, die Schafe zu scheren, den Auftrieb auf die Alm vorzubereiten, Mais zu säen. Shëngjini haut man Gras und mäht Getreide, — Mitsommer (Fest der Alm oder des Tomor) sammelt man Streu für das Vieh, erntet Mais usw. Eine tüchtige Arbeit, die umso wertvoller wird, je mehr dieser alte Volkskalender durch die neue Zeit in Vergessenheit gerät.

Auf dem Gebiete der Literaturgeschichte sind Anthologien herausgegeben für Schulzwecke, eine über die ältere, eine über die neuere albanische Literatur. Shaban Demiraj bearbeitet in Bul. 1952, 1; 1953, 2, 3 die Sprache Varibobas, des Dichters des Marienlebens aus Unteritalien (18. Jh.) (vgl. hiezu meine Arbeit über Variboba Zschr. f. vgl. Sprachf. 1956), reichlich wird anlässlich des 400. Jahrestages des Gjon Buzuku gedacht, der 1555 sein Evangeliar druckte, ihm zu Ehren findet eine Gedächtnisfeier statt und es schreiben Mahir Domi (Erstes alban. Buch und Anfänge d. alban. Literatur), 1955, 1, Eqrem Çabej (Gjon Buzuku, 1955, 1, 2), Injac Zamputi bringt 1954, 3 Notizen über die Zeit und das Leben des Peter Bogdan. Über Buzuku schreibt der um die älteste albanische Literatur hochverdiente Justin Rrota (früher in Hylli i Dritës, jetzt im Nëndori 1955, 3). Dh. Shuteriqi bespricht 1952, 3 sechs alte albanische Texte, einen mirditischen Vertrag aus dem 17. Jh. (1615 und 1617), bedeutsam durch albanische Personennamen, ein griech.-alban.-rumän.-latein. Fragment religiösen Inhalts (1731), einen Privatbrief aus Tirana (1825), beachtlich durch das Alphabet, eine Grabchrift (1838) aus Shkodër, sprachlich und schriftgeschichtlich von Interesse, das Evetar des Naum Veqilharxhi (1844), der aus Vithkuqi stammte, ein eigenartiges Alphabet erfand, in Bukarest lebte, in Konstantinopel starb; sein Alphabet war einige Jahre in Korça, Permet, Berat, Gjirokastër im Brauch, das Exemplar Shuteriqis befindet sich in der Bibliothek von Korça, der Text ist auch sprachlich bedeutsam, der Autor nennt sich Naum Panajot Haxhi Llazar Bredhi, der auch Veqilharxhi aus Bythëkuqi (Kolonja) heißt. Er führt seine Buchstaben vor, gibt deren griechische Bedeutung, schreibt das Vater Unser, bringt Sentenzen, die 10 Gebote. Über den Dichter und Mathematiker Kostë Haxhijorgji Xhehani aus Voskopoja (des 18. Jh.s) schreibt 1954, 3 Ilo Mitkë Qafëzezi, selbst Dichter, z. B. des satirischen Lustspiels Dhaskal Gjoka (geb. 1889, Korça).

1948 fand man in einem Stoß Manuskripte im Archiv des Instituts eine alte alban. Handschrift in einem unbekannten Alphabet geschrieben, einige freie Evangelienübersetzungen enthaltend. Dh. Shuteriqi hält es für eine Schrift eines Klerikers aus Elbasan oder einem nahen Kloster. Sh. hält die Schrift für älter als Dhaskal Todhri, der 1725 bis 1805 in Elbasan lebte und für seine Lands-

leute Partien des Neuen Testamentes übersetzte. Das Alphabet des Anonymus ist (1949, 1) wiedergegeben und in die heutigen Schriftzeichen umgesetzt. Auch Injac Z a m p u t i befaßt sich 1949, 1 mit dem Anonymus (das Ms. hat im histor. Archiv des Instituts die Nr. 5093), der Anon. verwendet keine Majuskeln und Minuskeln, sondern nur eine Art Buchstaben, nur die Initialen sind größer. 1951, 3/4 unterzieht sich Injac Z a m p u t i der dankenswerten Aufgabe, die Hs. des Anonymus von Elbasan ganz in Facsimilien wiederzugeben, den Text zu „transliterieren“, in die heutige Orthographie zu transkribieren, einen ausführlichen Kommentar zu den Evangelienperikopen zu geben. Die Sprache der Hs. ist die Mittelialbanien mit toskischen Elementen, wie ë, ësht, është für „ist“.

Den Dhaskal Todhri behandelt 1954, 4 ausführlich Dh. S. Sh u t e r i q i, er zeichnet die Geschichte Elbasans (gegründet 1466 von Sultan Mehmet II. auf den Ruinen der Stadt Valmi und an der Stelle der Römerstadt Skampa, schon im 16. Jh. war Elbasan ein Zentrum Albaniens, 1805 kam es unter die Herrschaft des Ali Pascha von Tepelen); 1805 war das Todesjahr des Dhaskal Todhri, im 18. Jh. schrieben Nezim und Hasan Zyko Kamberi das Alban. in arabischer Schrift. In orthodoxen Kreisen ist das erste bekannte albanische Dokument eine Inschrift auf einem Marienbild in Ardenica vom J. 1731, die Sh u t e r i q i 1952, 1 besprochen hat, er spricht über die Bildungszentrale Voskopoja, das Leben Todhris (Theodori i Haxhi Filipit), er war Lehrer an der griech. Schule in Elbasan, lebte und studierte auch in Voskopoje. Aromunische Fuhrleute sollen ihn ermordet haben: Er hatte nach der Legende Lettern für albanischen Druck in Europa gießen lassen, transportierte diese mit Hilfe der Fuhrleute, die glaubten, die Lettern seien aus Gold und daher den Todhri umbrachten. Sh. untersucht diese Überlieferung kritisch. Die griech. Kirche verbrannte Todhris Schriften nach seinem Tode. Das Alphabet Todhris besteht aus 52 Buchstaben, eigene Zeichen haben die Lautgruppen ks, mb, nd, ng, ngj, nxh, ps, st, sht, të u. a. Die Schriften Todhris in albanischer, wie griechischer Sprache haben religiösen Inhalt. Die Sprache Todhris ist ein archaisches Elbasanisch, von Sh. instruktiv beschrieben. Facsimilia zeigen ein Titelblatt aus d. J. 1742, das ein Bild der Stadt Elbasan aus diesem Jahr mit ihren Minaretts, Türmen, Mauer und Stadtgraben bringt. Die Hs. liegt in der Nationalbibliothek in Wien.

Nezim, (1690—1750) nach seinem Geburtsort N. Frakulla benannt — Frakull liegt bei Fieri —, war bisher durch J. G. v. Hahn, Demetrio Camarda, Dora d'Istria, L. Benloew, A. Dozon, G. Meyer, Petrotta bekannt, jetzt berichtet Osman Myderrizi in 1954, 8 ausführlich über sein Leben und seine in arabischer Schrift geschriebenen albanischen, türkischen, persischen, arabischen Dichtungen, bringt zahlreiche Proben aus seinem albanischen Divan, dessen Verse mit türkisch-arabisch-persischen Worten durchsetzt sind und gibt hiezu einen reichen Kommentar. Osman Myderrizi schreibt auch über Hasan Zyko Kamberi in 1955, 1. Über diesen Aufsatz sprachen wir schon (vgl. SOF XV 626ff.). Wie überhaupt M. sich als Spezialist für die „albanische Literatur in arabischem Alphabet“ in 1955, 2 betätigt (außer Nezim, Mevlud des Hafiz Ali aus Ulqin, 1880, Erveheja des Muhamed Çami 1888, Sulejman Naibi, Ismael Pasha Velabishti, Hasan Zyko Kamberi, Delip Frashëri, Shahin Frashëri, fast durchwegs nur in Manuskripten erhalten). Andere literarhistorische Aufsätze handeln von Zef Jubani, dem Folkloristen (1955, 1, geschrieben von Jup Kastrati), von Zef Serembe, dem Italoalbaner (1954, 2, von Sterjo Spasse), über Kristoforidhis (1827—1895),

in 1950, 1, 3 von Dh. S. Shuteriqi, von Muhamet Çamis Erveheja (18. Jh., aus Konispoli, moralischer Abenteuerroman in Versen, Heldin die tugendsame Frau Erveheja, deren Tugend zum Schlusse reichlich belohnt wird, geschrieben von Myderrizi 1951, 1), erhalten in einem Ms. der Nationalbibliothek in Tirana (III F 36), über Sami Frashëri (1850—1904) schreibt in 1954, 2 Zihni Sako, über Millosh Gjergj Nikolla (genannt Migjeni, gest. 1938) handelt in 1954, 1 Vehbi Bala, der Lehrer und Dichter, eine Gedächtnisfeier für Luigj Gurakuqi (1879—1925) veranstaltet das Institut 1955 (beschrieben 1955, 1).

Ein historisches Archiv wurde im Institut geschaffen (1954, 1), eine Chrestomathie aus historischen Dokumenten der Geschichte Albaniens ist im Werden (1954, 4), Aleks Buda (an der Universität Wien ausgebildet) arbeitet über Skanderbeg, „die Gestalt Skanderbegs im Licht neuer Forschung“, (1951, 3/4) bespricht Fan Nolis George Castrioti Skanderbeg, New York, 1947, und polemisiert gegen ihn, Hasan Ceka bringt 1952, 3 Topographisches aus den Skanderbegkriegen nach Barletius, Gjergj Komnino 1954, 3 behandelt einige Ortsnamen, Legenden, neue Lieder um Skanderbeg und seine Gefährten, spricht über den Ortsnamen Tevioll, Legenden über Lek Zaharia und die Frage nach seinem Mörder, Legenden über Lek Dushmani, und Skanderbeg selbst; Zamputi handelt 1953, 4 über die Bewegung von Llesh und die Expedition des jüngeren Skanderbeg (1499—1506); über die Liga von Prizren (1878) bringt Aleks Buda 1948, 2 Dokumente, Berichte des österreichisch-ungarischen Generalkonsuls Lippich an den Minister f. auswärtige Angelegenheiten in Wien Andrassy, die genauere Einblicke in die Tätigkeit des jungen Prenk Bib Doda der Mirdita, des Ali Pasha von Gusi, die Beziehungen der österreichisch-ungarischen Monarchie zur Türkei bieten. Aus dem historischen Archiv des Instituts wird ein Brief Sami Frashëris (im Archiv Nr. 904, 524, gekauft von den Erben Girolamo de Radas in Italien) aus Konstantinopel v. J. 1881, gerichtet an de Rada veröffentlicht. Sami spricht über das Streben der Lidhja e Pizdrenit, wie er sagt, eine einheitliche autonome Provinz Albanien zu schaffen, er sagt eine nahe bevorstehende kryengritje (Revolution) des albanischen Volkes vorher. Wird Albanien selbständig, sagt Sami, nukë do të kemi nevojë për prenter „so werden wir keine Fürsten brauchen, weder die Christen noch die Mohammedaner, die uns schinden und das Blut trinken, unser Land kann auch von einer Art Demokratie von Alten regiert werden, wie einst in der Zeit unserer Ahnen, und wie noch heute im Bergland Albanien, wo sie fast frei und unabhängig sind“ (1954, 2). Stefanaq Pollo schreibt 1955, 2 über den „Einfluß der großen sozialistischen Oktoberrevolution auf die Entwicklung der revolutionären Bewegung in Albanien“, Kristo Frashëri 1955, 2 ein Gedenkwort an Bajram Curri, den Bajraktar und Freiheitskämpfer aus dem Nordosten, und 1954, 1 über den Aufstand der Dorfschaft Mittelalbaniens 1914—1915; 1954, 3 über den Befreiungskampf von Vlora 1920 und Selim Shpuza 1954, 4 über die revolutionäre Bewegung des Juni 1924 in Albanien.

Eine Geschichte der Straßen Albaniens im Altertum, Mittelalter, in der Neuzeit bietet in 1953, 1, 3, 4 Ingenieur J. Adami.

Das archäologisch-epigraphische Museum in Tirana bietet reiche historische, prähistorische, folkloristische Objekte. Dort wirken Zojzi und Hasan Ceka. Ausstellungen hier und in Shkodra werden veranstaltet und beschrieben 1953, 3; 1954, 1. Bei den Arbeiten zur Anlage eines Kanals im Sommer 1947 bei Elbasan

stießen die Arbeiter auf einige alte mit großen Ziegeln gedeckte Gräber, 15 an Zahl, eng nebeneinander, 2 m unter dem Straßenniveau, ein Grab enthielt auf einer Ziegelschicht halbverbrannte Gebeine einer Frau, daneben einen Silberohrring. Der Form nach aus der Römerzeit stammend. Eine 11 m breite gräberlose Strecke zieht sich durch die Nekropole, vermutlich ein Stückchen der Via Egnatia. Auf die Arbeiten Hahns, Heuzeys, Praschnikers und Schobers und Artur Betz's gestützt, hält Hasan Ceka (1948, 1) den Fund für die Nekropole von Scampa aus der Zeit der Antoninen. Die Ortsnamen Manas-dere und Rrapi-Mansit bringt Ceka mit lat. mansio in Verbindung, im Itinerarium Hierosolymitanum haben wir an der Stelle des heutigen Elbasan Mansio Hiscampis. Über ihre Ausgrabungen im Matital und den Inhalt von 13 Tumuli berichten 1955, 1 Selim Islami, Hasan Ceka, Frano Prendi, Skender Anamali, sie werden in das 7.—4. Jh. v. Chr. datiert. Wir sprachen darüber (SOF XV 627). 1952 arbeitete eine archäologische Expedition in der Nekropole von Komani, über deren Alter Hasan Ceka 1949, 2 berichtet, indem er die Funde auf Grund von Ringaufschriften viel später ansetzt, als es bisher geschah, nämlich ins 11.—13. Jh., ja bis zur Landnahme durch die Türken. Derselbe Gelehrte berichtet, 1949, 2, über die prähistorischen Funde in Maliq. Bei der Bonifikation des Maliqsees fand man Objekte aus Hirschhorn und Ton, es ist eine neolithische Station; Hämmer, Äxte, Nadeln aus Knochen, Töpfe, Becher aus Ton, gehören zwei verschiedenen Epochen an.

1948 fanden eine Reihe kleinerer Expeditionen statt, deren Ergebnisse Hasan Ceka in 1948, 2/3 darlegt. Im Mai wurden im oberen Tal des Shkumbi bei den Dörfern Selca e Poshtme (Kreis Mokrra) Reste einer antiken Stadt gefunden, einer Akropole auf einer Höhe mit steil abfallenden Wänden nach allen Seiten, mit einer einzigen sehr schwierigen Aufstiegsmöglichkeit im Osten. Im Westen bespült der Shkumbi die Anhöhe, das obere Shkumbital wird von der Stadt ganz beherrscht. Umfassungsmauern wurden nirgends gefunden, weil, wie C. vermutet, die Stadt in der Zeit der slawischen Landnahme bewohnt war, was auch der heutige Name Gradisht beweist. Griechischer Einfluß ist nachweisbar durch ein Grabdenkmal, verschönt mit architektonischen Elementen jonischen Stils, in den Fels eingehauen. Die Bewohner der Gegend nennen das Felsgrab Qorri i Begos, „Stall des Bego“. Ein schlichter, halb ausgearbeiteter Grabstein trägt die Inschrift Πίνδαρος Ἀντιπάτρου χαῖρε, und stammt aus dem 2. Jh. v. Chr. Ferner fand man Münzen Alexanders von Makedonien und solcher der Stadt Durrs, die ins 4. Jh. v. Chr. zurückreichen. C. nimmt an, daß die Via Egnatia von Durrs nach Makedonien an Selce vorbeiführte, wofür auch zwei griechische Inschriften sprechen, die dort in der Gegend in Memelish gefunden wurden und vermuten lassen, daß sich dort ein Asklepiostempel befand.

Im August wurden im Vijosatal im Dorf Qesarat bei Tepelen zwei Marmorköpfe und zwei Statuen römischer Zeit bei landwirtschaftlichen Arbeiten gefunden. Die eine Statue ist eine Kopie des Eros des Lysippos. Im weiten Umkreis des Dorfes lagen Stücke antiker Ziegel. Qesarati stieg auf Terrassen niedriger Hügel am rechten Vijosaufer empor. C. bringt Caes. bell. civ. 3, 12 „reliquae finitimae civitates“ mit unserem Ort in Verbindung, vermutet, der Name der binnenländischen illyrischen Siedlung mit Beziehungen zu Griechenland sei später zu Caesars Ehren Καισάρεια genannt worden, woraus die heutige Namensform Qesarat.

In dem Umland Shkodras besuchte eine Expedition die Illyrerstätten Gaitani und Marsheni. Sie zeigen eigenartige Mauerformen, überdies wurden einige Tumuli geöffnet. — Im selben Jahr fand man auf der Burg von Berat den Kopf eines Epheben (5. Jh. v. Chr.), den eines Silen (hellenist.), in der Kirche Kadipasha (bei Lushnja) ein Marmorporträt aus augusteischer Zeit, eine römische Büste (2. Jh. n. Chr.), eine Marmorbüste des Kaisers L. Verus in der Kirche Shën Mitri in Berat, eine Statue, den Flußgenius der Vijosa darstellend, die Büste eines Unbekannten (3. Jh. n. Chr.). — Neue Funde, außer den alten von Apollonia (Pojan), Amantia (Plloçë), Byllis (Hekal), Qesarat beweisen die große Rolle des Vijosatales als Verbindungsweg von der Adria an die Küste Thessaliens, nämlich auf der Burg von Limari (Malëshov) Gräber, ferner in Permet als letzter Station hellenischer Kultur an der Vijosa, wo beim Bau der neuen Schule ein Grab mit 6 Vasen hellenistischer Zeit gefunden wurde. In der hellenistischen Nekropole von Durrs wurden vor dem Eisenbahnbau 26 Gräber gerettet aus dem 3. u. 2. Jh. v. Chr., meist mit kleinen Tongefäßen, Eisen-, Elfenbein-, Glassachen und einigen in Durrs geprägten Bronzemünzen. — Auch mittelalterlichen Kirchen schenkt das Institut seine Aufmerksamkeit, außer denen von Pojan, Mborja, Mesopotami, neu der byzantinischen Kirche von Maligrad auf einer Insel im Prespasee, und der von Kosin (Permet). Die Ikonostasen albanischer Meister aus dem 18. Jh. — Noch einmal behandelt in 1949, 4 Skender Anamali das Vijosatal mit seinen antiken Zentren, baut gewissenhaft auf der Literatur seiner Vorläufer Praschniker und Patsch auf und entwirft eine kluge historische Skizze des Vijosa-(Aoos)tales im Altertum. Hasan Ceka bespricht in 1950, 1—2 die Lage der von Stephanos von Byzanz erwähnten Stadt Olympe. Drei Münzen mit der Aufschrift Ὀλυμπιαστῶν, dem Kopf des Zeus von Dodona und Blitz, dem Kopf des Apollon mit Lorbeerkranz und Speiß lassen ihn zur These gelangen, daß Margëlliçi der Platz des alten Olympe war, wo Praschniker-Schober (Archäolog. Forschungen in Albanien und Montenegro, S. 76) gegraben haben. Im selben Heft macht Ing. Jovan Adami archäologische Notizen über den antiken Aquädukt von Durrs, von Hadrian erbaut, von Alexander Severus repariert (CIL III 709). Das Wasser kam aus dem Fluß Ululeus (heute Erzen). A. entdeckte in der Ebene von Shijak, nahe dem Dorfe Pjeshkëzë, einen Teil des Kanals der Wasserleitung, und nahe dem Dorfe fand er Mauern mit Röhren, er vermutet von einem antiken Wasserdepot, das an der Stelle lag, wo das Wasser aus dem Fluß gepumpt wurde. — In der Nähe Tiranas im Dorfe Dorës entdeckte 1951 eine Expedition die Spuren einer illyrischen Festung. Entweder sind es die Ruinen von Σεσάρηθος Ταυλαντίων oder von Διμάλη, Dimallum der Parthiner. Die letztere, von Polybios (3, 18, 3) erwähnte Stadt scheint dem Berichterstatter Hasan Ceka besser zu passen. — Erwähnt seien die Expedition nach Peshkopi (1951, 3/4) mit Studium der Ortsnamen, die mit den von Barletius überlieferten verglichen werden, der Aufsatz Hasan Cekas über das illyrische Element in den Städten Dyrrhachium und Apollonia (1951, 3/4) und desselben Bericht über eine Expedition nach Tepelen und antiken Funden dort (1952, 1).

Ein serbisch-albanisches 1947<sup>1)</sup>, ein russisch-albanisches 1954<sup>2)</sup> und ein alba-

1) Srpskohrvatsko — Albanski Rečnik, Fjalor Serbokroatisht — Shqip, Tirana.

2) Fjalor Rusisht — Shqip, Moskau.

nisch-ungarisches Wörterbuch 1953<sup>3)</sup>), wurden vom Institut herausgegeben. Unter den Rezensionen sei die *Xhuvan is* über Vaclav Cimochowskis gediegene Monographie über die Mundart von Dushmani am Drin erwähnt (von mir besprochen Zschr. f. Phonetik u. allgem. Sprachwissenschaft 1954). Berichte über die Tätigkeit der Akademien in der Sowjetunion, in China, den Volksdemokratien erscheinen laufend.

Die naturhistorische Sektion hat folgende Arbeiten gedruckt:

Fischfang, von S. Kasimati, 1948, 2 (Fischnamen, Werkzeuge, Vorkommen, Fischfang, Konservieren).

Die Arzneipflanzen Albaniens 1952, v. Kolë Popa.

Die Flora, die Wälder, die Weiden im Gramosgebirge, v. Ilia Mitrush i; 1949, 1.

Bergwerke, v. K. Misha, 1953, 1.

Syphilis in Albanien, v. Dr. Sinan Imami, 1951, 1.

Typhus in Albanien, v. Dr. F. Hoxha, 1951, 2.

Malaria in den Bezirken von Shkodra, Llesh, Rrësheni, v. Dr. A. Ashta, 1949, 4.

Malaria in Albanien, 1949, 3 v. Ashta.

Malaria in den Bezirken von Tirana und Durrs, 1949, 4 v. Ashta.

Malaria in den Bezirken von Elbasan, Berat, Vlora, 1950, 1, v. Ashta.

Malaria in Korça und Gjinokastr, 1950, 3 von Ashta.

Echinokokkus bei Mensch und Tier (Hundebandwurm), 1951, 3/4, von Dr. M. Dervishi und Dr. F. Shiroka.

Statistische Studie über die Krankheit zgjebe (Räude) beim Vieh, 1954, 4, von Mas-har Dervishi und Zef Kakarriqi (scabies, Sarcoptes, Psoroptes, Chorioptes, Krätzmilbe).

Cisticerkoza beim Tier, 1954, 3 von Mas-har Dervishi und Zef Kakarriqi (cysticercus cellulosa, c. bovis, taenia solium, taenia inermis, Schweinefinne).

Totgeburten bei Schafen in Albanien und Maßnahmen dagegen, 1954, 1, von Dhimiter Vavako.

Eine praktische Methode des Erzeugens und eine neue Technik der Analyse des Serum Antiantracik, 1952, 1, von Dr. Dhimiter Vavako, Direktor des bakteriologischen Veterinärlaboratoriums (Milzbrand, Anthrax).

Die Tollwut und ihr Stand in Albanien, 1952, 2, v. Dr. Z. Kakarriqi und Dr. Bajram Emiri.

Parasiten bei den Schlachttieren und die durch sie erzeugten wirtschaftlichen Schäden, 1952, 3, von Dr. Zef Kakarriqi und Dr. Mas-har Dervishi.

Bruceloz, in Albanien, 1952, 3, von Dr. Dhimiter Vavako (Maltafieber bei Mensch und Tier, Gelenksschwellungen).

Aufbessern des Rindes im Land und die erreichten Resultate während der Jahre 1948—1954 (im Zootechnischen Zentrum in Shkodra), 1955, 2, von Varfi Samimi.

Morphologie und Biometrie der Sardelle an unserer Meeresküste, 1955, 2, von Ndoc Rakaj (Körpermaße der verschiedenen Arten).

<sup>3)</sup> Tamas Lajos, Albán — Magyar Szótár.

Arbeitsergebnisse auf dem Sektor der Ichthyologie im Hinblick auf reichere Produkte, 1954, 3, von Ndoc R a k a j.

Ichthyologie im See von Shkodra, 1953, 3, von Ndoc Filipi.

Barben und Forellen in unserem Land, 1954, 1, von Kozma B a s h o.

Kubla und Sardelle (Maifisch u. Sard.), zwei Fische von wirtschaftlicher Wichtigkeit für unser Land, 1953, 4, von K. B a s h o.

Eine neue balkanische Form der Eule in Albanien, 1954, 2, von Vasil P u z a n o v (bubo bubo Ognjovi).

Die Gattung der Anseriformes oder Anseres in unserem Land, 1954, 1, von Vasil P u z a n o v (Gänse, Schwäne, Enten).

Botanische Expedition in Südalbanien, 1952, 4, von Xhafer Q o s j a.

Die albanischen Namen der Bäume und Sträucher, 1953, 1, 2, 3, 4, von Ing. Ilia M i t r u s h i (auch linguistisch bedeutsam).

Studium einiger agrotechnischer Probleme, die Maiskultur in Albanien i. J. 1953 betreffend, 1954, 4, von Sulejman X h e p a.

Für eine rationellere Ausbeutung der Trebern der Traube, 1954, 3, von Ramiz B o d i n a k u.

Biologische Untersuchungen über die Olbaumfliege in Albanien, 1953, 2, von Dr. Stilian G a x h o u. Ing. Athanas S t a n i q i (Dacus oleae).

Wie verhalten sich die Abarten der Olbäume von Vlora (Kalinjot, Pulazeqin, Beratas, Italian) gegen Infektion durch Dacus oleae Rossi (Olbaumfliege), 1953, 2, von Stilian G a x h o.

Die Bedingungen der Anwendung der agrobiolog. Methode der çekanka in der Baumwollkultur Albaniens (Çekanka Stutzen der vegetativen Spitzen), 1954, 3, von Mir P a p a j a n i.

Staatliche Sommerweiden im Kreis von Permeti und Këlcyra, 1954, 2, von Ilia M i t r u s h i.

Giftpflanzen auf Winterweiden, 1954, 1, von Xhafer Q o s j a.

Die Flora der Weiden und Winterwiesen und die Pflanzen mit Futterwert, 1953, 4, von M. D e m i r i.

Die Wälder in der Umgegend von Permeti und ihre Bonifikation, 1953, 4, von J. M i t r u s h i.

Die Roßkastanie, 1952, 2, von J. M i t r u s h i.

Petrographische Karte des Devollmassivs, 1955, 2, von Injac N d o j a j.

Geologisches aus dem Kreis Lovrushku, 1953, 3, von Injac N d o j a j.

Schwefel in Peshkopi, 1953, 4, von Injac N d o j a j.

Ein neuer Typ Glasur für Tongefäße, 1954, 4, von Arta P a p a r i s t o.

Allgemeine Gedanken über die Malaria in Albanien, 1955, 2, von A. A s h t a.

Die Malaria in Puka, Peshkopi, Kukës, Tropoja, 1952, 4, von A. A s h t a.

Geschichte der Syphilis in Albanien, 1954, 2, von Kadri K ë r c i k u.

Das Studium der Tuberkulose in Albanien, 1955, 2, von Shefqet N d r o q i.

Die Berufskrankheit Saturnizmi (Bleivergiftung) in Albanien, 1954, 3, von Thoma H a r i t o.

Leishmanioza infantile in Albanien (Leishmania infantum, Texasfieber, Splenomegalie, Leishmania furunculosa/Kala-azar), 1953, 3, von Jorgji J o r g o n i.

Trakonia oder Conjunctivitis in Albanien, 1952, 1, von Dr. Kristo K r i s t i d h i, Ophthalmolog im Allgem. Krankenhaus in Tirana.

Leipzig

Max L a m b e r t z

Nunmehr — am 1. Juni 1957 — wurde in Tirana eine Staatsuniversität gegründet, der die historische, sprachwissenschaftliche und botanische Sektion sowie das chemische Laboratorium des bisherigen Wissenschaftlichen Instituts angegliedert wurden. Die neue Universität umfaßt eine polytechnische, ökonomische, historisch-philologische, juristische, naturwissenschaftliche und medizinische Fakultät. Zum ersten Rektor wurde Zija Këlliçi, zu Prorektoren Kol Paparisto und Hasan Dume und zum wissenschaftlichen Sekretär Ismet Elezi bestimmt.

Anm. d. Red.

## Bücher- und Zeitschriftenschau

Übersetzte Titel von Zeitschriftenaufsätzen sind mit \* versehen. Die Verfasser einschlägiger Veröffentlichungen und Aufsätze werden um Einsendung von Besprechungsstücken gebeten.

### I. Allgemeines

**Syntagma Friburgense.** Historische Studien Hermann Aubin dargebracht zum 70. Geburtstag am 23. 12. 1955. Lindau-Konstanz, Jan Thorbecke 1956. 359 S., 3 Taf. Geb. DM 22.—.

Der inhaltsreiche, wertvolle Band enthält mehrere Aufsätze, die auch unsere Zeitschrift im besonderen berühren. Wir dürfen uns bei der Besprechung der gediegen ausgestatteten Sammelchrift, die in jeder Hinsicht vom hohen Ansehen des Jubilars Zeugnis ablegt, im nachstehenden auf die Arbeiten beschränken, die den europäischen Südosten betreffen. Hier sind vor allem zu erwähnen Erich Keyser's gehaltvolle Studie „Die Völker Osteuropas im Urteil Herders“ (S. 69—86), Johannes Künzigs Ausführungen über „Zürichtal und Schaba — zwei Schweizer Bauerndörfer im Schwarzmeergebiet“ (S. 87—106) und Walter Salmen's Übersicht über „Die internationale Wirksamkeit slawischer und magyarischer Musiker vor 1600“ (S. 235—42). Auch Walter Wioras Abhandlung „Über die sogenannten nationalen Schulen der osteuropäischen Musik“ (S. 301—22) behandelt südosteuropäische Zusammenhänge, vor allem Béla Bartók (S. 312 ff.). — Auch die meisten anderen Artikel enthalten vieles für uns Wesentliches, vor allem in grundsätzlicher, methodischer Hinsicht. Ich erwähne u. a. die Ausführungen von Manfred Hellmann (S. 49—67) über die Ostpolitik Ottos II. und Herbert Ludats Darlegungen (S. 107—23) über die slawischen Bezeichnungen für „Stadt“. — Alles in allem ein stattlicher, des Gefeierten würdiger Band.

F. V.

**The Year Book of World Affairs 1955.** London, Stevens & Sons Ltd. 1955. 392 S.

Das Londoner Institute of World Affairs bringt im 9. Band seiner Jahrbücher zunächst 11 Beiträge aus der Feder namhafter Fachleute, darunter eine Abhandlung von Hans J. Morgenthau über die Außenpolitik der USA und eine interessante Studie des früheren britischen Botschafters in Moskau, Sir Alvary Gascoigne, über die sowjetische Außenpolitik. F. Parkinson geht in einem Übersichtsartikel „From Berlin to Bangkok“ auch auf das Problem Triest (S. 75—80) ein. Auf mehr als 100 Seiten wird abschließend die einschlägige Literatur besprochen. Während die deutsche völkerrechtliche Literatur gut berücksichtigt wurde, vermissen wir eine Auseinandersetzung mit dem deutschen Schrifttum zur Zeitgeschichte. Nachdem A. E. Moodie im Jahrbuch für 1954 über die Agrarreformen in Ostmitteleuropa berichtet hat, hoffen wir, daß die Ausgabe für 1956 wiederum südosteuropäische Probleme stärker berücksichtigen wird.

B.

**Die Steiermark, Land, Leute, Leistung.** Herausgeg. von der Steiermärkischen Landesregierung. Graz 1956. 772 S. + 306 Taf. u. mehreren Ktn. im Text u. als Anhang. S 200.—.

Als erstes österreichisches Bundesland hatte das kleine Burgenland 1951 anlässlich der 30-Jahrfeier der Vereinigung mit Österreich eine Landeskunde herausgegeben (vgl. SOF XIII, 302 f.). Nunmehr folgt die Steiermark mit einer großangelegten Darstellung des Landes in Vergangenheit und Gegenwart. Das umfangreiche, von einem Redaktionsausschuß unter Leitung von Landesrat Karl Brunner und unter der Gesamtfederführung von Oberbibliothekar Dr. Berthold Sutter von der Steiermärkischen Landesregierung herausgegebene Werk will allerdings einen doppelten Zweck erfüllen: es will einerseits eine umfassende Landeskunde sein und andererseits ein Leistungsbericht über den Wiederaufbau des Landes. Der letzteren Aufgabe dienen u. a. ein ausführlicher Beitrag des Landesbaudirektors P. Hazmuka über den Wiederaufbau seit 1945, sowie die betriebs- und firmengeschichtlichen Monographien im Anhang, in denen die einzelnen Betriebe selbst zu Wort kommen. Es ist unmöglich, an dieser Stelle auf alle Beiträge — das Werk zählt 58 Mitarbeiter, darunter in der Wissenschaft weitbekannte Namen — im einzelnen einzugehen. Es sei nur auf einige Beiträge hingewiesen. H. Koren gibt Beispiele aus dem steirischen Volksleben, W. Modrijan einen Abriß der Vor- und Frühgeschichte. H. Appelt stellt die Entstehung der Steiermark und deren Geschichte bis zum Aussterben der Traungauer in einem weitgespannten Rahmen dar, während B. Sutter deren weitere Schicksale bis 1918 verfolgt. Sonderbeiträge über die steirischen Klöster (H. Mezler-Andelberg), die Burgen und Städte (Pirchegger), die steirische Bauern- und Agrargeschichte (Fr. Posch), das steirische Eisenwesen (M. Loehr), das Münzwesen (W. Fritsch), die bildende Kunst (H. Riehl), die Dichtung (K. Pohlheim, J. Papesch) usw. ergänzen die Hauptbeiträge. Desgleichen werden die geistigen Zentren des Landes (u. a. die Universität von H. Appelt) sowie die Landeshauptstadt Graz (Fr. Popelka, E. Andorfer u. a.) in besonderen Artikeln behandelt. Daß Landeskunde und Wirtschaft, Bergbau und Industrie u. dgl. ausführlich dargestellt werden, ist selbstverständlich. Man vermißt dagegen eine Schilderung der Landesgeschichte von 1918—1945. Bedauerlich ist auch, daß die einstige Untersteiermark meist nur ganz am Rande berührt wird. Eine löbliche Ausnahme in dieser Hinsicht bildet nur der schöne Artikel von W. Semetkowski — selbst ein Untersteirer — über die Denkmalpflege in der Steiermark. Was dem ausgezeichneten Werk aber einen ganz besonderen Wert verleiht, sind die 306 Tafeln auf Kunstdruckpapier, die viel neues Bildmaterial bringen, wie z. B. das an den Türkeneinfall vom J. 1480 erinnernde Pergamentblatt vom Hochaltar der Pfarrkirche von St. Marein b. Knittelfeld oder das steirische Feldzeichen aus dem 13. Jh., das aus den Kämpfen des steirischen Aufgebots im mährisch-österreichischen Grenzraum unter Ottokar II. stammt. Das Land Steiermark hat die Herausgabe dieses monumentalen Werkes durch große finanzielle Opfer ermöglicht, wofür ihm besonderer Dank gebührt.

Graz

Balduin Saria

**Valjavec, Fritz: Geschichte der deutschen Kulturbeziehungen zu Südosteuropa.**

I. Mittelalter. II. Reformation und Gegenreformation (Südosteuropäische Arbeiten 41. u. 42. Bd. München, R. Oldenbourg, 1953, 1955. XVII. u. 265 S., 275 S.

Vor mehr als anderthalb Jahrzehnten (1941) hatte der Verf. in einem ausgezeichneten Werke die Einwirkungen der deutschen Kultureinflüsse im Südosten Europas mit besonderer Berücksichtigung Ungarns dargestellt. Das Buch war bald vergriffen und bei der Neuauflage, die nun in zwei Bänden vorliegt, hat V. sich nicht auf Verbesserungen und Ergänzungen beschränkt, sondern eine weitreichende Ausgestaltung des Stoffes geboten. Er hat dazu — und dieser Vorzug muß besonders hervorgehoben werden —, in umfassender Weise nicht nur die fremdsprachige Literatur Ungarns, sondern auch jene, so schwer zugängliche Rumäniens und Jugoslawiens verwertet, so daß kaum ein Wunsch offenbleibt. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß in den von meinem Vater 1898—1904 veröffentlichten Regesten aus dem Archiv der Stadt Wien (Quellen zur Geschichte der Stadt Wien II. Abt. 1.—3. Bd. 1239—1494) und in den Rechnungen des Kirchmeisteramtes von St. Stephan zu Wien 1404—1535 (1902) noch manches interessante Material für die rückläufigen Verbindungen der deutschen Ansiedler im Südosten verborgen liegt. Gehört doch das Aufdecken der verschiedenen Wege, auf denen der deutsche Einfluß dem Kulturgefälle folgend, bald stärker der Donau und ihren Nebenflüssen entlang, dann wieder über Prag und Mähren oder von Schlesien und dem Karpathenvorland sich in das Sammelbecken des ungarischen Tieflandes ergoß, dort mit dem von dem Westen Europas, aus Italien und vor allem aus Byzanz einströmenden Kulturgut sich überkreuzte, zu den reizvollsten Ergebnissen des Werkes.

Es waren keineswegs nur die Erfordernisse des Wirtschaftslebens allein, die den Südosten dem deutschen Einfluß erschlossen, sondern auch religiöse Ideen und geistige Bewegungen, die seit den Tagen Adalberts, des Bischofs von Prag, seit dem Ausgang des 10. Jh.s bis in die Zeit des Humanismus und Martin Luthers mit steigender Gewalt jene fernen Gebiete ergriffen. Aber während Handel und Verkehr den von der Natur vorgezeichneten Bahnen folgten, so sind neben Wien in besonderem Maße Prag und Wittenberg Ausgangspunkte der geistigen Bewegungen geworden, von denen die natürlichen Hindernisse der Gebirge übersprungen wurden. Von besonderem Interesse sind auch die Auswirkungen der Rückstöße, die von politischen Ereignissen, am stärksten durch das Vordringen der Türken ausgelöst wurden und sich über weit ausgedehnte Gebiete erstreckten.

Noch liegt der Abschluß des Werkes nicht vor, aber schon die bisher erschienenen Teile genügen, um den Historiker, zumal wenn er den Problemen des Südostens durch eigenes Erleben verbunden ist, erkennen zu lassen, welcher gewaltige Vorgang sich in den vergangenen Jahrhunderten dort abgespielt hat und welche Verantwortung jene Kräfte auf sich geladen haben, die sich die Vernichtung des opfervollen Wirkens so vieler Generationen zum Ziel gesetzt haben.

Graz

Mathilde Uhlirz

**Reidinger, Walter: Die Statthalter des ungeteilten Pannonien und Oberpannoniens** (= Antiquitas, herausgeg. v. A. Alföldi, Reihe 1, Bd. 2). Bonn, Rudolf Habelt Verlag 1956. 262 S. Geb. DM 28.—.

Die vor mehr als einem halben Jahrhundert erschienene Arbeit von E. Ritterling über die Statthalter der pannonischen Provinzen bedurfte, wie ich schon *Historia* I 1950, 458 bemerkt habe, dringend einer Ergänzung und Überprüfung. Dieser Aufgabe hat sich R. jetzt in seiner Wiener Dissertation unter-

zogen. In einer kurzen Einleitung gibt der Verf. zunächst die Geschichte der Entstehung der Provinz Pannonien und ihrer Verwaltung bis Diokletian, unter dem bekanntlich eine völlige Reorganisation der röm. Provinzen stattfand. Sodann behandelt er unter Voranstellung der auf sie bezüglichen literarischen und inschriftlichen Quellen in chronologischer Reihenfolge die einzelnen Statthalter des ungeteilten Pannonien und Oberpannoniens. In einem Anhang folgt eine kurze zusammenfassende Darstellung der Laufbahn und Herkunft der pannonischen Statthalter und ausführlich eine Militärgeschichte dieser Provinzen, für die wir dem Verf. besonders dankbar sind. Ergänzend möchte ich dazu bemerken, daß ich im Glasnik Muzejskega društva za Slovenijo XX 1939, 141 f. ausführlich über die im 3. Jh. n. Chr. im südlichen Pannonien auftauchenden Vexillationen gehandelt und sie vermutlich mit Befestigungsarbeiten an der wichtigen Straße von der Donau nach Italien in Zusammenhang gebracht habe. In einem gesonderten Anhang beschäftigt sich Hans Lieb mit dem auf einer schwer lesbaren Inschrift aus Sbeitla in Afrika genannten praes(es) prov(inciae oder -inciarum) Pan[noniae ...]. Wenn sich auch die Zahl der bekannten Statthalter seit Ritterling kaum vermehrt hat, so bringt die verdienstvolle Untersuchung von R. doch vielfach eine genauere Datierung und neue Erkenntnisse über die einzelnen Statthalterpersönlichkeiten.

Graz

Balduin Saria

**Schwarz, Ernst: Germanische Stammeskunde.** Germanische Bibliothek 5. Reihe Handbücher und Gesamtdarstellungen zur Literatur- und Kulturgeschichte. Heidelberg, Carl Winter. Universitätsverlag 1956. 248 S. mit 24 Kartenskizzen.

Der in Erlangen tätige Germanist Sch., schon längst bekannt durch zahlreiche Einzeluntersuchungen und Abhandlungen zur Geschichte und Sprache germanischer Stämme, legte jetzt ein Buch zur Einführung in die germanische Stammeskunde vor. Dabei steht nicht die politische Geschichte im Vordergrund, sondern die Herausarbeitung der wichtigsten Tatsachen und die Fragen, die sich nach der Heimat der einzelnen Stämme, ihren Wanderungen, dem Entstehen von Stammesbünden und Herrschaftsbereichen ergeben. Sch. will die „Stammeszeit“ umreißen, die dem Deutschen Reiche, England und den skandinavischen Staaten vorausliegt. Neben den literarischen Quellen wird eindringlich der sprachliche Befund vor allem auch in der Namengebung berücksichtigt und zu überzeugenden Resultaten ausgewertet, und nicht weniger werden, wenn auch mit kritischer Zurückhaltung die Ergebnisse der Siedlungsarchäologie herangezogen.

Der erste Teil: Älteste Zeit geht aus von der germanischen Urheimat und von der Entstehung des Germanentums und schließt nach eingehender Betrachtung der Nachbarvölker und Einarbeitung einer vorzüglichen Auswertung des Pytheasberichts mit dem Vorstoß der Bastarnen und Skiren ans Schwarze Meer um 200 v. Chr. Der zweite Teil gilt den Ostgermanen, als deren Vortrupp mit guten Gründen die Kimbern und Teutonen betrachtet werden und zu denen Wandalen, Burgunden, Rugier, Goten, Gepiden und Taifalen, dazu die Heruler gehörten. Sie alle sind aus dem Kattegatraum voreinst aufgebrochen, und so möchte Sch. auch für sie an die Bezeichnung Nordgermanen denken (S. 107 ff.). Sie alle werden auch für die Zeit ihres Aufenthalts im Südosteuropäischen Raum eingehend geschildert. Es folgen dann die Stämme der Nordseegermanen, die Weser- und

Rheingermanen, die Elbgermanen und die immer schon als Nordgermanen bezeichneten Stämme, bei denen Sch. über die Stammeszeit des Festlands hinausgehend noch die Wikingerfahrten einbezieht und auch auf das Eindringen von Ostvölkern, besonders der Slawen, in Mitteleuropa eingeht. Zu den insgesamt 41 Kapiteln, die für die Einzelstämme nicht nur jeweils den derzeitigen Stand der Forschung geben, sondern auch auf die zahlreichen Probleme selbständig kritisch eingehen, werden Anmerkungen gegeben, die auf die Fachliteratur hinweisen. Hier wird man sich gelegentlich fragen dürfen, nach welchen Grundsätzen — abgesehen von dem Streben das neueste Schrifttum zu bringen — bei der Auswahl verfahren ist. Schade ist, daß Sch. für die Wandalen nicht mehr auf das grundlegende Buch von Chr. Courtois, *Les Vandales et l'Afrique* (1955) eingehen konnte.

Bei der Anlage des Buches ließen sich gelegentliche Wiederholungen nicht vermeiden, doch versteht es der Verf., den Leser stets durch seine Darstellung zu fesseln, und dieser kann sich der Führung eines tüchtigen Könners und Kenners erfreuen. Ein paar Bemerkungen sollen diesem Urteil keinen Eintrag tun, sondern nur zur Ausmerzung bei einer Neuauflage verhelfen. So läßt sich zwar beweisen, daß Theoderich d. Gr. ein freundschaftliches Zusammenleben seiner Goten und Römer anstrebte, aber eben doch nicht „die Verschmelzung römischen und germanischen Wesens“ (S. 92). Die Bemerkung zu den „Warangern“ im Dienst des byzantinischen Kaisers „es wiederholt sich die Erscheinung der germanischen Prätorianer im Dienste Roms“ (S. 212) ist abwegig; denn die römischen Kaiser hatten wohl mitunter germanische Leibwächter, die aber nicht Prätorianer waren. Die zeitweilige Truppenstellung durch germanische Stämme im 4. Jh. beweist nichts dafür, „wie wenig die Römer selbst zu Kriegsdiensten gewonnen werden konnten“ (S. 149), durften doch die Bauern im Hinblick auf die Erfüllung des Steuersolls nicht eingezogen werden. Die Bataver im Römerheer waren nicht Legionäre (S. 147), sondern Auxiliärtruppen; so war auch *Castra Batava* (Passau) kein Legions-, sondern ein Kohortenlager. Für die *Notitia dignitatum*, die richtig als eine Art Staatshandbuch bezeichnet wird, begegnen zwei verschiedene Datierungen (S. 104 und 166, wo übrigens ein *tribunus gentis* [nicht *generis*] *Marcomannorum* erwähnt ist). Das Eindringen der Germanen unter Radagais in Italien wird einmal richtig auf 405 angesetzt (S. 90) und nicht ganz genau auf 406 (S. 69), während die Zeittafel es versehentlich auf 395 verlegt.

Doch können, wie gesagt, diese Ausstellungen dem Gesamturteil keinen Eintrag tun. Wir haben es hier mit einem ausgezeichneten Handbuch zur germanischen Stammeskunde zu tun, das überall ein erfreuliches Eigengepräge zeigt.

Erlangen

Wilhelm Enßlin

**Werner, Joachim: Beiträge zur Archäologie des Attila-Reiches.** Bayerische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-Historische Klasse. Abhandlungen Neue Folge Heft 38. München, 1956. A. Textteil 138 S., 2 Abb. B. Tafelteil 75 Taf.

Der bescheidene Titel ist irreführend. Dem Verf. kommt es zwar nicht darauf an, das ganze einschlägige Material zu verarbeiten, doch wollen diese „Beiträge“ ein möglichst vollständiges Bild von der kulturellen Bedeutung der europäischen Hunnenherrschaft in der ersten Hälfte des 5. Jh. geben. Es ist kein Zufall, daß

der großangelegte Versuch dieser Synthese von W. unternommen wurde. Gehört er ja selber zu den Bahnbrechern der modernen archäologischen Hunnenforschung. Sein Aufsatz „Bogenfragmente aus Carnuntum und von der unteren Wolga“ (ESA VII, 1932, 33 ff.) erschien gleichzeitig mit der umfassenden Arbeit Alföldis „Funde aus der Hunnenzeit und ihre ethnische Sonderung“ (Archaeologia Hungarica Bd. IX. Budapest, 1932) und beide suchten — unabhängig voneinander — die Spuren der Hunnen in der gleichen Richtung, die sich als richtig erwies.

Die vorliegende Synthese bringt kein neues Material, im Tafelband werden aber die besprochenen Denkmäler fast vollzählig abgebildet, ein unschätzbarer Vorteil für die praktische Brauchbarkeit des Werkes. W. wertet das Bekannte mit neuer Methode aus. Er untersucht die Verbreitung, vermutliche Herkunft und gegebenenfalls den tieferen Bedeutungsinhalt bestimmter charakteristischer Sachtypen bzw. Erscheinungen. Aus dem gesamten Fundmaterial, welches irgendwelche Beziehung zum Hunnenreich aufweist, werden als „Leitobjekte“ ausgewählt und mehr oder weniger eingehend behandelt 1. die deformierten Schädel, 2. die östlichen Metallspiegel und rundstabige Ohringe, 3. die magischen Schwertanhänger, 4. die Ausrüstung des Reiterkriegers und zwar das zweischneidige Langschwert, das einschneidige Hiebschwert (gerader Säbel), der Reflexbogen mit beinernen Endversteifungen, der hölzerne Nomadensattel, die Reitpeitsche und das Zaumzeug, 5. die gegossenen Bronzekessel und Diademe.

Was dabei herauskommt, ist keine schablonenhafte Typologie. W. stellt immer und beantwortet, soweit möglich, auch die Frage nach dem Sinn, d. h. dem praktischen Bestimmungszweck oder der geistigen Bedeutung der Sache. Diese Erkenntnisse werden weiter vertieft in den Schlußkapiteln „Adlersymbolik und Totenkult“, „Zu den Fürstengräbern der Attilazeit“ und „Bewertung des reiternomadischen Elements im 5. Jh. — Herkunft — Verbreitung — Wirkung“.

Alföldi sprach in seiner grundlegenden Studie vor 25 Jahren noch von der „ethnischen Sonderung“ der archäologischen Hinterlassenschaft der Hunnen. Auf Grund der neueren historischen Forschungen geht W. schon von der Feststellung aus, daß nicht nur Attilas Reich ein Vielvölkerreich war, sondern „bei den Attilazeitlichen Hunnen weder eine ethnische Einheit, noch eine rassische Einheitlichkeit vorausgesetzt werden kann“. Attilas Reich war ein politisches Gebilde, das von Reiternomaden geschaffen und geführt wurde. „Ausschlaggebend erscheint in kulturgeschichtlicher Sicht die spezifisch nomadische Prägung, nicht die exakte Bestimmung“, die ja infolge ungünstiger oder gar vollkommen unbekannter Fundumstände oft nicht mehr möglich ist. W. ist also in der Zuweisung mancher Fundkomplexe an die Hunnen selbst zurückhaltender als z. B. László oder Harmatta. Die Archäologie hat ja mit Sachen zu tun und die Bezeichnung „hunnisch“ dürfte hier oft nur Verwirrung stiften. Die Zurückhaltung W.s hält aber Rez. außer aus den vom Verf. angeführten Gründen auch deshalb für berechtigt, weil „die nomadische Komponente“ nicht erst durch die Hunnen nach Südrußland und Mitteleuropa gebracht wurde. Vor allem Fettich hat immer wieder auf die konstanten Elemente in der Kultur der auf der pontischen Steppe einander ablösenden Nomaden nachdrücklich hingewiesen. W. betrachtet allerdings den innerasiatischen Beitrag als ausschlaggebend und kulturbestimmend, und die Herausstellung dieses Beitrages ist ein wesentliches Ergebnis seiner Untersuchung. Jedoch bei der Auswertung der archäologischen Forschungsergebnisse für die politische Geschichte wird man das Reich Attilas weiterhin „hunnisch“

nennen müssen. Die spezifisch reiternomadische Gemeinschaftsidee der Zeit der Reichsgründungen war ja nicht rassisch-völkisch bedingt, sondern vielmehr ethisch, wie darauf schon öfters hingewiesen wurde.

Das Verfahren W.s, mit dem er in der archäologischen Hinterlassenschaft der Attila-Zeit den Anteil der „reiternomadischen Komponente“ bestimmt, kann am besten mit der statistischen Methode verglichen werden, welche Wahrscheinlichkeitsschlüsse anstrebt. Die Richtigkeit der Methode wird durch das Ergebnis vollends bestätigt. Auf Grund des oft hoffnungslos lückenhaft erscheinenden Materials, gelingt es W. ein außerordentlich klares und überzeugendes Bild der kulturgeschichtlichen Bedeutung der hunnischen Invasion in Mitteleuropa zu entwerfen. Indem er sorgfältig registriert, wie z. B. die Germanen östlich-nomadische Impulse ablehnten, rezipierten oder „verwandelt nach dem Zusammenbruch der hunnischen Macht weiterführten“, liefert er dem Historiker wertvolle Anhaltspunkte zur Bestimmung der zwischenvölkischen Beziehungen.

Im einzelnen stellt W. fest, daß die Sitte der artifiziellen Schädeldeformation von Osten her kommend schon vor den Hunnen bei den Sarmaten-Alanen bekannt war, „aber erst der hunnische Vorstoß zur Wolga und weiter nach Mitteleuropa verursachte die maximale Ausbreitung im 5. Jh., an der neben Hunnen-Mongolen und Sarmaten-Alanen auch verschiedene germanische Stämme teilhatten“. Mit dem Zerfall des Hunnenreiches gaben allerdings die letzteren den fremden Brauch schnell auf. W. widerlegt ferner die Ansicht, daß die Schädeldeformation als Mittel sozialer Rangbezeichnung gedient hätte.

Durch die Hunnen sind im Westen, bei den Germanen auch die Metallspiegel östlichen Typs, die Osenspiegel und rundstabige Gold- und Silberohrringe für eine kürzere Zeit bekannt geworden.

Der ursprünglich iranische Brauch der magischen Schwertanhänger ist durch die Germanen ebenfalls erst im Rahmen des Hunnenreiches rezipiert worden. Die fremde Sitte wurde aber in einen heimischen Brauch verwandelt und vielfach bis ins 7. Jh. weitergeführt.

Besonders aufschlußreich sind die Feststellungen W.s über die Waffen. Die vielleicht nach sasanidischen Vorbildern gestalteten zweischneidigen Langschwerter des Attila-Reiches scheinen die merowingische Entwicklung geradezu geprägt zu haben, wobei allerdings auch die indirekte Wirkung über die leider unbekannten ostgotischen Schwerter durchaus möglich ist. Als spezifische Reiterwaffe zentralasiatischer Herkunft haben die Hunnen das einschneidige Hiebschwert mitgebracht, das bei den Germanen als „schmaler Langsax“ weiterlebte. Dagegen konnte die germanische Umwelt Reflexbogen, Holzsattel und Nagaika als an das Leben in der Steppe gebundene Requisiten östlicher Reiterkrieger nicht übernehmen.

Was das Zaumzeug betrifft, stellt W. vor allem fest, daß es als Grabbeigabe im 5. Jh. kein reiternomadisches Spezifikum war. Auf das Reiternomadentum beschränkt bleibt dagegen seine prunkvolle Ausstattung. Hier macht sich allerdings eine bedeutende Lücke der Hunnenforschung sichtbar. Es ist m. W. noch nicht untersucht und festgestellt worden, wie das Geschirr der hunnischen Reitpferde konstruiert war. Ein Vergleich mit den Typen anderer Kulturkomplexe, den Gyula László zwischen awarischen, altungarischen und westlichen Reitpferdausstattungen schon öfters mit Erfolg durchgeführt hat, könnte auch die

Auswertung des Fundes von Jakuszowicze, dessen Pferdegeschirrbeschlge germanische Arbeiten sind, wesentlich erleichtern.

Strikt an das Fundmilieu östlicher Reiterkrieger gebunden erscheinen die gegossenen *Bronzekessel*, die nach der Feststellung W.s wohl nicht nur sakralen, sondern auch profanen Zwecken dienten und mit dem Zusammenbruch der hunnischen Herrschaft plötzlich verschwanden. Was besonders erstaunlich ist, die Jahrhunderte alte Handwerkstradition der Gutechnik, scheint zugleich mit dem Ende des Hunnenreiches erloschen zu sein.

Die bekannten *Diademe* bestimmt W. als Trachtzubehr hochgestellter Frauen des Attila-Reiches. In den Diademgrbern „gewinnt man ... die bisher immer vergeblich gesuchten, reichen weiblichen Grabinventare reiternomadischen Charakters, die nach allem, was wir über die Stellung der Frau in der hunnischen Oberschicht wissen, zu erwarten waren und die nun neben die entsprechend reich ausgestatteten Kriegergrber treten“.

Im Kapitel „*Adlersymbolik und Totenkult*“ wertet W. sein Material in Bezug auf das religiöse Weltbild aus. Er weist bei den Hunnen jenen eurasischen Schamanismus nach, dessen Verbreitung bei westlichen Finnougiern und den nordöstlichsten Trkvlkern nach der Vermutung von L. Sternberg auf indoeuropäische, genauer iranische Einflüsse zurückzuführen ist. Den Glauben der Hunnen faßt er wie folgt zusammen: „Wie für die mongolischen und finnougri-schen Völker, so gab es auch für diese östlichen Krieger des 5. Jh. einen obersten Gott, der als Weltenschpfer in Adlergestalt im Wipfel des Weltenbaums nistete, jenes Weltenbaums, der die ‚untere Welt‘ mit der himmlischen ‚oberen Welt‘ verband. Magische Adlersymbolik und Schamanismus sind die sichtbaren Äußerungen dieser orientalischen Vorstellungswelt.“ Als ein Zeichen der Auflösung „dieses in den Steppen des Ostens verwurzelten Weltbildes“ deutet W. den Bericht des Priskos, wonach Attila von seinen Hunnen als Gott verehrt wurde.

Von den Einzelheiten seiner Beweisführung verdient eine besondere Beachtung die Ableitung des „Schuppenmusters“ goldener Sattelbleche und Schwert- und Dolchscheiden von der Gefiederverzierungen, die mit dem Adlerkult zusammenhängt und sinnbildlich die Schnelligkeit des Vogels auf diese Dinge übertragen sollte. Die umstrittene Ansicht Franz Altheims über die „schamanistische“ Herkunft des Schuppenpanzers dürfte durch die Erörterungen W.s (hauptsächlich S. 76) eine indirekte Bestätigung erhalten.

Wie schon diese kurze Inhaltsangabe zeigt, hat sich der Verf. in diesem Kapitel auf ein Gebiet begeben, wo der Archäologe nur mit Hilfe anderer Disziplinen weiterkommt. Er stützt sich hauptsächlich auf die ethnologische Forschung. Einleitend stellt er ja fest, daß die schriftlichen Quellen uns über die religiöse Vorstellungswelt der hunnischen Reiterkrieger „restlos im Stich lassen“. Diese Feststellung ist m. E. nur beschränkt gültig. Denn gerade die in den Quellen überlieferten hunnischen Personennamen türkischen Ursprungs haben schon vor etlichen Jahren den Nachweis ermöglicht, daß die Hunnen den Schamanismus, und zwar in seiner innerasiatischen Form, gekannt haben müssen. (Siehe hierüber im Sammelband „*Attila s hunjai*“ [Attila und seine Hunnen], redigiert von Gyula N  m e t h, Budapest, 1940. S. 122 [Peter V  c z y] und S. 224 [Gy. N  m e t h]). Für den Adlerkult dagegen, dem W. eine zentrale Bedeutung zuschreibt, haben wir in der Tat außer den von ihm herangezogenen Denkmälern keine ander-

weitigen direkten Belege. Das ändert jedoch nichts an der Tatsache, daß die Deutungen W.s sich in das allgemeine Bild der religiösen Vorstellungswelt der Steppenvölker zwanglos einfügen lassen.

Die Nachricht des Priskos aber über den als Gott verehrten Attila kann m. E. nicht als „ein Wandel im Zeichen des Despotie“, als Hinweis auf die Auflösung des östlichen Weltbildes gedeutet werden. Hinter diesem Fürstenkult steckt vielmehr der Gottesgnadentum-Gedanke der nordeurasischen Steppenvölker, der in der göttlichen Abstammung und dann in der Gottähnlichkeit der Herrscher seine letzte, überspitzte Entfaltung erlebte. Auch darauf haben schon Josef Deér (Heidnisches und Christliches in der altungarischen Monarchie. Szegedin, 1934. 77 ff.), Peter V á c z y (im oben erwähnten Sammelband „Attila és hunjai“ S. 114 ff.) und Michael de F e r d i n a n d y (En ego malleus orbis. Formas y destino de una idea imperial en el norte eurasiático. Anales de Historia Antigua y Medieval 1951—1952. S. 26 ff.) hingewiesen. Die Frage, ob die Idee bei den innerasiatischen Reiternomaden auf chinesische Einwirkung zurückgeht oder umgekehrt, ist für die Attilazeit schon vollkommen belanglos.

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang auch der Hinweis W.s, daß in der Geschichte des Adlermotivs bei den Germanen der Einfluß der Reiternomaden der Attilazeit auf ihre germanische Umwelt nicht außer Acht gelassen werden darf.

Der Abschnitt „Zu den Fürstengräbern der Attilazeit“ behandelt zuerst die reiternomadische Tracht und stellt fest, daß in dem uns erhaltenen Grabgut die Bewaffnung die Komponente der östlichen Steppenwelt klarer zum Ausdruck bringt als Trachtzubehör und Schmucksachen. Hier wird auch die ethnische Zuweisung einiger wichtiger Fundkomplexe vermutungsweise versucht oder mindestens erörtert. Der Goldreichtum der Fürstengräber stammt aus den römischen Tributen und Plünderungszügen. Wichtig ist die Feststellung, daß die römischen Goldmünzen nur als Edelmetall für die Luxusbedürfnisse der führenden Schicht verwendet wurden. Die Weiterverarbeitung des eingeschmolzenen Goldes lag in den Händen berufsmäßiger Goldschmiede, deren Werke aus den Fürstengräbern Südrußlands und der östlichen Steppe in der Tradition bosporanischer Goldschmiedewerkstätten stehen. Der Einfluß provinziäl-römischer Vorbilder läßt sich nirgends erkennen. Im letzten Abschnitt des Kapitels werden die riesige Ausdehnung und die Kontinente umspannenden Beziehungen des Attila-Reiches durch eine Reihe von interessanten Einzeldaten aufgezeigt.

Das letzte Kapitel faßt die Ergebnisse nochmals zusammen. Über die geschichtlichen Vorgänge sagt das archäologische Material nach W. folgendes aus: „Das Gesamtbild einer ‚reiternomadischen Kulturgruppe‘ in den weiten Räumen von Kasakstan bis Ungarn, das nach der Analyse des archäologischen Materials entworfen werden kann, ist von seltener Einheitlichkeit. Spezifische Bewaffnung und Reiterausrüstung, östliche Diademe, Metallspiegel und Bronzekessel, artifizielle Schädeldeformation, magische Schwertamulette und schamanistische Adlersymbolik werden als sichtbarer Ausdruck ein und desselben Kulturkomplexes plötzlich ab 400 n. Chr. auch westlich des Dnjepr bis tief nach Mitteleuropa hinein in den Bodenfunden faßbar und erreichten in der ersten Hälfte des 5. Jh. ihre maximale Verbreitung. Das Ausgreifen dieses Kulturkomplexes auf so weite Räume war mit der Expansion und der Reichsbildung der Hunnen, sein Zerfall mit der Vernichtung des Attila-Reiches im Jahre 453 verbunden.“ Ein Schlaglicht

fällt aber auch auf bisher kaum geahnte historische Ereignisse und Zusammenhänge: „Die donauländischen Fürstengräber von Altlußheim und Wolfsheim stehen sehr wahrscheinlich in Zusammenhang mit dem Burgunderreich von Worms und den Kämpfen am Mittelrhein, die 430 unter Octar zu einer hunnischen Niederlage, 437 zur Vernichtung des burgundischen Königreichs führten. Die besonderen, durch Rezeption der Schädelverbindung und durch vereinzelte östliche Formen evidenten Beziehungen zum hunnischen Machtzentrum geben Anlaß zu der Vermutung, daß die Burgunder sich zwischen 413 und 430 eine Zeitlang in einem ähnlichen Abhängigkeitsverhältnis von den Hunnen befunden haben wie etwa die Thüringer. Ihr Sieg über Octar im Jahre 430 scheint eine siegreiche Revolte gegen die hunnische Oberhoheit, die Zerstörung ihres Reiches im Jahre 437 das Ergebnis einer hunnischen Strafexpedition gewesen zu sein. Eine solche Annahme könnte jedenfalls das besonders gelagerte hunnisch-burgundische Verhältnis erklären, das ebenso in der Nibelungensage wie in den archäologischen Funden anklingt.“ Eine kurze Übersicht der von den Germanen rezipierten reiternomadischen Kulturelemente schließt W. mit einer Feststellung, die die Art und Bedeutung der kulturellen Ausstrahlung des Attila-Reiches besonders treffend charakterisiert: „Das war mehr, als sich die glänzende Hofhaltung Attilas zum Vorbild zu nehmen, wie sie Priskos und die Heldensage überliefert haben. Selbst germanische Religionsvorstellungen, vor allem der Odinskult, scheinen von der schamanistischen Adlersymbolik der östlichen Nomaden beeinflusst worden zu sein.“

Daß die siegreichen Reiternomaden auf die germanische Welt so ungewöhnlich intensiv wirken konnten, ist nur zu verständlich. Der Sieg verschafft auch Ansehen und regt nicht nur Furcht, sondern auch Nachahmung bzw. Anpassung an den Stärkeren an. Es ist offensichtlich, daß die Ergebnisse W.s den Ausführungen Altheims über die Bedeutung der Hunnen für die frühmittelalterliche Kultur der Germanen oft auffallend nahe kommen. Manche scheinbar kühnen Kombinationen des Historikers erhalten erst durch die nüchtern sachlichen Beweise des Archäologen eine positive Begründung.

W.s Arbeit wird wohl für lange Zeit als grundlegendes Standardwerk dienen. Die praktische Brauchbarkeit des Buches wird durch die ausführlichen Fundlisten, die jeweils auf die entsprechenden Fundkarten hinweisen, und zwei Register noch erhöht. Sie ermöglichen eine rasche Orientierung in einem recht umfangreichen und heterogenen Material. Auf Abb. 1 des Textbandes (S. 92) ist der Fundort Keszthely-Fenékpuszta, der vermutungsweise mit Mogentianae gleichgesetzt wird, falsch eingezeichnet. Er liegt am SW-Ende des Plattensees, nicht aber weit nördlich davon. Die reiche Bibliographie könnte ich nur mit zwei mehr oder weniger wichtigen Titeln ergänzen: Gyula Németh [Herausgeb.]: *Attila és hunjai* (siehe oben), dessen archäologischer Teil von Fettich stammt, jedoch keine Daten enthält, die W. auf Grund der späteren Arbeiten desselben Verf.s nicht hätte verwerten können. Ferner: J. Harmatta, *Problèmes de la détermination et de l'appréciation historique du matériel archéologique hunnique*. Conférence archéologique de l'Académie Hongroise des Sciences. Budapest, 3.—6. octobre 1955. 222—238, mit interessanten Ausführungen über die Bestattungsriten, östliche Funde und hunnisch-awarische Verbindungen.

München

Thomas von Bogyay

**Ebner, H.: Von den Edlingern in Innerösterreich** (Archiv f. vaterländ. Gesch. u. Topographie 47. Bd.) Klagenfurt, Ferd. v. Kleinmayr 1956. 90 S. Mit einem Kärtchen.

Die Frage, was man unter den besonders in Mittelkärnten so zahlreichen Edlingern zu verstehen hat, wurde seit 60 Jahren von vielen deutschen und slowenischen Forschern zu beantworten versucht. E. gibt einen Überblick und kommt, gestützt nicht nur auf die umfangreiche Literatur der letzten Jahre sondern auch auf zahlreiche bisher unveröffentlichte Quellen, zu neuen Ergebnissen und berücksichtigt dabei auch die steirischen Verhältnisse. Die „echten“ Edlinger waren Bauern, die auf eigenem Grunde saßen, zu Waffen- und Gerichtsdienst verpflichtet waren, dafür von drückenden Abgaben befreit waren und eigenes Gericht besaßen; die „nicht mehr echten“ saßen auf herrschaftlichem Gute. Manche steigen in den Bürger- und Adelsstand auf, viele werden von den Grundherrschaften herabgedrückt. Die Bezeichnung „Kasseß“ für sie ist jünger, Edeling ist das Ursprüngliche; jenes entspricht dem norddeutschen Kosset, dem Kleinbauer, während der Name „Edeltum“ den vererbaren Eigenbesitz kennzeichnet. Dieser wurde immer wieder geteilt — auf einer Hube saßen 3 oder 4 Brüder, jeder mit eigener Feuerstatt — so wurden die Edlinger aus Großbauern zu Kassessen. Ebner ersieht in ihnen Freie oder Freigelassene, die auf Königsland angesiedelt wurden und dem Könige zu Diensten verpflichtet waren, Militärkolonisten, entsprechend den langobardischen Arimannen („adalingi“). Das stimmt für Mittelkärnten vortrefflich und es kann auch für das obersteirische Murtal gelten. Aber wie man damit die Edlinger des ganz abgelegenen Passailer Kessels 1240 erklären kann (wo sich der Familienname „Ollinger“ noch im 18. Jh. erhalten hat), das ist schwer denkbar.

Zweifellos wird die so ergebnisreiche Untersuchung E.s Anlaß zu neuen Erörterungen geben, insbesondere slowenischen Forschern.

Graz

H. Pirchegger

**Friessner, Hans: Verratene Schlachten. Die Tragödie der deutschen Wehrmacht in Rumänien und Ungarn.** Hamburg, Holsten-Verlag 1956. 267 S., 17 Abb., 15 Ktn. u. Skizzen.

Der ehemalige Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Südukraine (später umbenannt in Heeresgruppe Süd) gibt uns im vorliegenden Band eine Darstellung der Kämpfe im rumänischen und ungarischen Kampfabschnitt von Juli bis Dezember 1944. Der Wert der wohlabgewogenen, sachlichen und freimütigen Schilderung wird durch die Wiedergabe von Urkunden und Briefen des Verf.s noch wesentlich erhöht. F. wurde am 25. Juli 1944 zum Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Südukraine ernannt (S. 32 ff.). Wenige Wochen später kam es zur russischen Offensive gegen den deutsch-rumänischen Frontabschnitt (S. 64 ff.). Befürchtungen F.s über den rumänischen Verbündeten (S. 42 ff.) bestätigten sich sehr rasch: die rumänischen Einheiten versagten, der König kapitulierte, die Front brach zusammen. Der Weg nach Ungarn lag frei (S. 64 ff.). Die Mitteilungen F.s sind nicht nur für die militärische, sondern auch für die politische Geschichte jener Monate von größtem Wert. Erschütternd ist die Darstellung des Rückzuges aus Rumänien und der damit zusammenhängenden Ereignisse (S. 86 ff.). Über den Kriegsschauplatz in Ungarn (S. 103 ff.), wohin sich nun die Ereignisse ver-

lagerten, unterrichtet uns der Verf. nicht minder sachkundig. F. schildert zunächst den Rückzug (S. 103 ff.) und dann den Aufbau der neuen Front in Ungarn (S. 108 ff.); die allerdings auch bald von der politischen Unzuverlässigkeit des Verbündeten belastet wurde (S. 119 ff., 138 ff.). Im Gegensatz zu Rumänien konnte in Ungarn ein völliger Abfall der Regierung und Armee zunächst vermieden werden. Dennoch bröckelte auch die ungarische Front mehr und mehr ab. Die Russen näherten sich Budapest (S. 159 ff.). Trotz größter, von F. eingehend gewürdigter Schwierigkeiten gelang es, Budapest vorerst zu halten. F. schlug am 18. Dezember vor, Budapest zu räumen (S. 196—97). Leider wurde aber sein Vorschlag nicht angenommen. Der weitere Verfall der Front, die monatelang härtesten Widerstand geleistet hatte, wurde dadurch zweifellos gefördert, F. am 22. Dezember als Oberbefehlshaber entlassen (S. 205ff.). F.s klar und anregend geschriebenes Buch ist die wichtigste Darstellung der Kämpfe in Rumänien und Ungarn im J. 1944. Ihr Wert wird durch die vorzüglichen Kartenskizzen erhöht. Besonders hervorzuheben ist, daß der Verf. die deutschen Ortsnamen verwendet. Alles in allem ein großartiges Buch.

München

F. Valjavec

**Kann, Robert A.: The Multinational Empire. Nationalism and National Reform in the Habsburg Monarchy, 1848—1918.** Vol. I: Empire and Nationalities; vol. II: Empire Reform. New York, Columbia University Press 1950. 444 + 423 S.

Diese grundlegende, bereits 1950 erschienene Untersuchung eines aus Österreich emigrierten Juristen wird hier vor allem aus zwei Gründen angezeigt: 1) Durch die Beherrschung des weitschichtigen Materials und eine scharfsinnige — juristische und geschichtswissenschaftliche Methoden miteinander verbindende — Durchdringung des Stoffs ist sie allen anderen Arbeiten zum gleichen Thema so überlegen, daß keine Untersuchung über die Endphase der Donaumonarchie und die Entwicklung der in ihr lebenden Völker an ihr vorübergehen kann. Wir halten 2) eine deutsche Übersetzung für wünschenswert, bei der freilich einige kritische Fragen, die in der H. Z. Bd. 175 von Hans Herzfeld gestellt wurden, zu überprüfen wären. Außerdem dürfte der Verf., der inzwischen einige Mitteilungen über den Briefwechsel zwischen Franz Ferdinand und Wilhelm II. (American Historical Review 57 [1952] S. 323—351) gemacht hat, die deutsche Ausgabe durch einige Ergänzungen und Korrekturen bereichern. Gesamtanlage und Einzelausführung verraten die Hand eines Meisters, der von einem (ihm durch die Ereignisse aufgezwungenen) räumlichen Abstand aus das Schicksal eines Reichs und einer Völkergemeinschaft überdenkt, die sich — wie er meint — nur dann hätte behaupten können, wenn sie eine strikte Friedenspolitik getrieben und z. B. den Abschluß des Zweibundvertrages mit Bismarck vermieden hätte. H. Herzfeld hat bereits angedeutet, daß diese These der Nachprüfung im Hinblick auf die gegebenen außenpolitischen Möglichkeiten bedarf. Auch wir sind der Meinung, daß die außenpolitische Bühne, auf der sich die Wiener Politik bewegen mußte, farbiger ausgemalt werden müßte.

Bd. I skizziert zunächst die Grundproblematik der österreichischen Geschichte (dazu jetzt Otto Brunner SOF XIV 122 ff.) und stellt dann die verschiedenen nationalen Gruppen vor. Vielleicht ist der Abschnitt über die Polen (S. 221—232) etwas zu kurz ausgefallen. Die Schilderung der tschechischen Heimatpolitik wäh-

rend des 1. Weltkrieges hätte durch eine genauere Analyse der öffentlichen Meinung gewonnen. Einen Anhaltspunkt bietet u. a. das von J. Kvapil entworfene Schriftstellermanifest, das offenbar die Erklärung des parlamentarischen Klubs vom 30. 5. 17 (I, 218) beeinflusste, obwohl so bedeutende Männer wie J. Goll, J. Pekař, J. Šusta und J. Bidlo die Unterschrift verweigerten. (K. entging J. Werstadt, *Odkazy dějin a dějepisů*, Prag 1948). Mit einem Vorbehalt ist dem gut ausbalancierten Kapitel über die Slowaken zuzustimmen: daß die Erklärungen von Liptovský Sv. Mikuláš (1. 5. 18) und Turč. Sv. Martin (30. 10. 18) von tschechischer bzw. tschechoslowakischer Seite falsch interpretiert bzw. sogar gefälscht wurden, läßt sich wohl kaum noch bestreiten. Leider fehlt eine genaue Untersuchung der politischen Ideenbildung im slowakischen Lager zwischen 1917 und etwa dem vacuum-juris Artikel Tukas vom 1. Januar 1928 ebenso wie eine gründliche Analyse der Meinungsbildung im Amerikaslowakentum vor 1917. Es scheint, daß der Wunsch nach Bildung eines selbständigen slowakischen Staates zuerst in Amerika auftauchte. K. beendet Kap. IX mit einem Hinweis auf die englisch-schottische Union und der These, daß die „tschechoslowakische“ Lösung auch deswegen vom slowakischen Volke rasch akzeptiert wurde, weil seine besten Söhne am Aufbau dieser Union führend beteiligt waren. Er schließt dann mit einer Einordnung Masaryks, der wir jedoch nicht zustimmen können: „Above all, the great leader Thomas G. Masaryk, a man of Slovak descent, had become „king of England“ (S. 283). Dem zu 75% slowakischen Erbe Masaryks entspricht jedoch nicht die Gesinnungsstruktur: der junge Gelehrte hielt zunächst Abstand von allen tschechischen Kreisen und interessierte sich weit mehr für die deutsche und westliche als für die „slawische“ Welt, jedoch: diese Distanz gegenüber dem Tschechentum, die sich bei M. bis zu seinem Tode nie ganz verlor, bedeutet nicht, daß Sympathien für das Slowakentum bestanden. Auf der anderen Seite konnte M. aus religiösen und politischen Gründen 1919 weder von den Katholiken um Hlinka noch von den Lutheranern (etwa des Schlages von L. Bazovský) als „Slowake“ anerkannt werden. Für fragwürdig halten wir die Interpretation der galizischen Bauernunruhen (I, 229 ff.), ergänzt werden sollten die Ausführungen über Ungarn durch eine Analyse der verschiedenen „föderalistischen“ Pläne (neben Kossuth II, 108 ff. etwa auch Lajos Mocsáry). Bd. II bringt im Anhang wertvolle statistische Angaben, u. a. auch über den Anteil der Deutschen in der höheren Bürokratie. Dazu wäre jedoch die Argumentation Masaryks in seinem Brief an Lansing (vgl. meinen Aufsatz in SOF VIII [Beiheft], 154–180) und die ungarische Gegenrechnung (The Hungarian Peace Negotiations I, 24 ff. und 69 ff.) kritisch zu verwerten.

H. B.

**Current, Richard N.: Secretary Stimson. A Study in Statecraft.** New Brunswick N. J., Rutgers University Press 1954. 272 S.

Der Verf., Historiker an der University of Illinois, konnte für diese erste kritische Biographie die Tagebücher Stimsons und des früheren Unterstaatssekretärs William R. Castle sowie die Protokolle der Pearl Harbor-Untersuchungsausschüsse verwerten. Die Mitverantwortung Stimsons für die heutige politische Lage Europas wird klar herausgearbeitet: trotz aller Warnungen z. B. von Nicholas A. Spykman befaßte er sich nicht ernsthaft mit der Frage eines politischen Gleichgewichts in Europa nach dem Kriege (S. 213). Er lehnte zwar den

Morgenthau-Plan (S. 216 ff.) ab, wirkte aber entscheidend mit bei der Aufstellung durchaus negativer Richtlinien für die Besatzungspolitik. Die Hauptverantwortung für das in Nürnberg angewandte Verfahren ex post facto trägt Stimson (S. 219). Besonders wichtig für uns sind die Angaben über Differenzen betr. Südostpolitik zwischen Stimson und Forrestal (S. 227). Da St. ab Anfang 1929 in den von Hoover, Roosevelt und Truman gebildeten Kabinetten wirkte, erhellt seine Biographie die US Außenpolitik dieses Zeitabschnitts. H. B.

**Babinger, Franz: Johannes Lewenklaws Lebensende.** In: Basler Zeitschrift f. Geschichte und Altertumskunde, 50. Bd. S. 1—26.

Ergänzungen zu den Aufsätzen des gleichen Verf. in SOF IX—X, 165 ff. und Westfälische Zeitschrift 1949; im Anhang zwei Briefe Lewenklaws aus Wien 1586 und 1587, außerdem das 1593 für ihn erteilte Druckprivileg. B.

**Quenard, Gervais: Hier. Souvenirs d'un octogénaire.** Paris, P. Lethielleux 1955. 143 S.

Da dieser ehemalige Supérieur général des Augustins de l'Assomption lange in Südosteuropa (12 Jahre in Bulgarien) und in Rußland (sowohl vor als auch nach 1917) gewirkt hat und darüber hinaus den ganzen Balkan und die Türkei gut kennt, ist ein Hinweis auf dies Erinnerungsbüchlein angebracht. Das Kap. IV „Balcanica“ befaßt sich vor allem mit der kirchlichen Haltung der bulgarischen Zarenfamilie; interessant die Hinweise auf die französische Herrschaft im inneren Maritzabecken 1919 (General Charpy mit einem „Staatsrat“, zu dem je 1 Türke, Grieche, Bulgare und Armenier gehörten). Die Erinnerungen des Paters an Moskau konzentrieren sich auf die dramatische Geschichte der Einsetzung eines römisch-katholischen Bischofs für die sowjetische Hauptstadt (S. 116—126).

H. B.

**Lukacs, John A.: The Great Powers and Eastern Europe.** Chicago, Henry Regnery 1953. 878 S.

Der Verf. hat sich durch diese umfangreiche Veröffentlichung in die undankbare Rolle des „Vorläufers“ begeben: man übersieht leicht das Verdienst, das sich L. durch die Durcharbeitung und Gruppierung des ungeheuren Materials erworben hat und hält sich an die — allerdings nicht geringen — Fehler und Fehlurteile. Fritz T. Epstein betonte in seiner Besprechung (The Western Political Quarterly VIII, S. 301—3), daß der Leser dies Buch „kritisch“ lesen müsse; dies Urteil gilt wohl in drei Richtungen: 1) sobald Ungarn im Spiel ist, schlägt ohne Zweifel bei L. ein subjektives Moment durch, 2) die Quellenangaben sind recht häufig unsicher, da dem Verf. das Material offenbar über den Kopf gewachsen ist und 3) die Urteile über die in diesem Raum lebenden Volksdeutschen sowie über die lutherische Kirche müssen zumeist als unberechtigt abgelehnt werden, vgl. S. 717 und etwa zu Siebenbürgen „Südostdeutsche Heimatblätter IV, S. 75, zu Ungarn ebda IV, S. 118 f.

Man wird jedoch bei aller Kritik der Grundthese des Verf., daß die „Westbewegung Eurasiens“ nicht unvermeidlich war, durchaus zustimmen, ob es berechtigt ist, die Verantwortung für die Erfolge der Sowjetunion lediglich den Amerikanern, nicht aber den Briten, aufzubürden, ist gewiß fraglich. Für eine

(wünschenswerte) Neuauflage erbitten wir uns eine Überprüfung verschiedener Punkte, etwa: Urteil über Bárdossy (S. 403 mit Hinweis auf Cianos Plaudereien, vgl. dazu An f u s s o s Porträt dieses ungarischen Ministerpräsidenten), Darstellung der karpaten-ukrainischen Entwicklung (Drängen Budapests, vgl. ital. und deutsche Akten), Bedeutung der Wirtschaftsfragen und des Blockadegesichtspunkts für die Reichspolitik (gegenüber der Überschätzung ideologischer Gesichtspunkte durch L. z. B. S. 353), angebliche „Südgau“-Pläne des Reichs (S. 383 u. 773, wo sind Beweise? Geht dieser angebliche Plan wirklich auf Friedr. Naumann zurück?), Gründe der Regierungen Bárdossy und Kállay für die staatsrechtliche Eingliederung und Besiedlung der Batschka (fehlt bei L.), griechische Entwicklung (an Hand der Bücher von S c h r a m m - V. T h a d d e n und S w e e t - E s c o t t) und eine realistische Analyse der Lage, in der sich etwa 1943/4 die Regierungen in Sofia, Bukarest, Preßburg und Zagreb befanden. Ausgetilgt sollten übrigens die nicht wenigen Sätze werden, wo das Anmerkungszeichen nicht auf Quellen hinweist, die die Aussage des Hauptsatzes beweisen, z. B. S. 466 (Horia Sima-Szálasi) oder die sehr interessanten Angaben über Otto von Habsburg S. 623, die nicht belegt sind, obwohl auf eine Anmerkung 33 (S. 814) verwiesen wird. Auch S. 632 werden Aussagen über das Szálasi-Regime gemacht, die Annahme, daß die Anmerkung 7 etwas über das Verhältnis Szálasis zur SS aussagt, trügt jedoch: die Anmerkung 7 erzählt auf S. 816 von den humanitären Bemühungen des Schweden R. Wallenberg in Budapest. Unter den wichtigen Fakten fehlt die Ausrufung der ukrainischen Republik bei Eroberung der Stadt Lemberg, auf das Ganze gesehen wird die Rolle der ukrainischen Nationalbewegung (vgl. die Darstellungen von R e s h e t a r und A r m s t r o n g) zu knapp behandelt in einem Buche, das gelegentlich zu sehr auf Einzelheiten eingeht.

Man legt dies gewichtige Werk mit zwiespältigen Gefühlen zur Seite: es ist im Augenblick unentbehrlich, in seiner kühnen Planung bewundernswert, in mancher Hinsicht aber so stark der Kritik bedürftig, daß man sich fragt, warum sich der Verf. nicht bei ihm unsympathischen Leuten (etwa den Lutheranern) auf den Standpunkt strenger Quellenkritik stellt? Das Buch enthält leider einige Urteile, die unhaltbar sind und daher verletzend wirken — wir denken etwa an die völlig falsche Aussage über den jetzigen lutherischen Bischof Müller oder an die einfach falsche und auch durch nichts belegte Behauptung, daß Gömbös 1935 Basch gegen Gratz (S. 92) unterstützt habe.

H. B.

**Ausgewählte Dokumente zur neuesten Geschichte der südostdeutschen Volksgruppen.** Staatsbürgerschafts-, Ausweisungs- und Beschlagnahmebestimmungen. Zusammengestellt und herausgegeben vom Südostdeutschen Kulturwerk, München, Verlag des Südostdeutschen Kulturwerks 1956. 35 S.

Diese insgesamt 35 Seiten umfassende Veröffentlichung enthält eine Auswahl der wichtigsten Gesetze und Verordnungen, durch die die Vertreibung der Deutschen aus Jugoslawien, Ungarn, Rumänien und der Slowakei sowie die Beschlagnahme des deutschen Vermögens in diesen Ländern geregelt wurde. Der Wortlaut dieser Gesetze und Verordnungen ist in deutscher Übersetzung und zum Teil auch in der Originalsprache abgedruckt. Die Veröffentlichung bezweckt vor allem, praktischen Bedürfnissen zu dienen, da die Aussiedlungs- und Beschlagnahmebestimmungen der einzelnen Südoststaaten immer wieder verlangt werden. Die

getroffene Auswahl erhebt nicht den Anspruch auf Vollständigkeit. Im Vorwort der Schrift wird jedoch eine umfassende Herausgabe aller einschlägigen Bestimmungen für einen späteren Zeitpunkt in Aussicht gestellt. Vom Gesichtspunkt der praktischen Bedürfnisse, denen das Heft dienen soll, kann die Veröffentlichung als nützlich und begrüßenswert bezeichnet werden.

Berlin

Walter Meder

**Elert, Werner: Morphologie des Luthertums.** 2 Bde. München, C. H. Beck 1953. 465 + 544 S.

**Haikola, Lauri: Gesetz und Evangelium bei Matthias Flacius Illyricus.** Lund, CWK Glerup 1952. 344 S.

**Vajta, Vilmos: Die Theologie des Gottesdienstes bei Luther.** Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1952. 375 S.

**Weber, Hans Emil: Reformation, Orthodoxie und Rationalismus.** 2. Teil. Gütersloh, C. Bertelsmann 1951. 215 S.

Es ist kein Zufall, daß von den hier anzuzeigenden Arbeiten zur Theologiegeschichte zwei (Haikola und Vajta) unmittelbar aus der Lundenser Schule hervorgegangen sind, während in einer dritten (Weber) der Hilfe eines schwedischen Theologen besonders gedacht wird. Elerts „Morphologie“ liegt als ein verbesserter Neudruck vor — mit einer Einleitung, in der der leider inzwischen verstorbene Verf. begründet, warum er die Ausgabe von 1931 in der Sache unverändert herausgegeben habe, obwohl ihm gewisse Unzulänglichkeiten bestens bekannt seien. Bei allen Werken handelt es sich um besonders hervorragende Leistungen der deutschen und schwedischen Theologie (der Madjare Vajta muß hier wegen seines engen Anschlusses an die so verdienstvolle Schule von Ragnar Bring zu den Schweden gerechnet werden!), die hier aus zwei besonderen Gründen angezeigt werden:

1) Die Bücher von H. und V. sind durch den Verf. oder den Forschungsgegenstand mit Südosteuropa verbunden. V., ein lutherischer Theologe ungarländischer Herkunft, hat die heute maßgebliche akademische Untersuchung über die Theologie des Gottesdienstes bei Luther geschrieben, fast alle fachkritischen Rezensionen fielen positiv aus, gewisse Bedenken hat allerdings Götz Harbsmeier in der Theol. Rundschau XXI, S. 226—256 entwickelt. Es genügt, im Rahmen der SOF der Freude darüber Ausdruck zu geben, daß ein aus dem Südosten stammender Theologe diesen wichtigen Beitrag geliefert hat. Da V. seit einiger Zeit die theologische Abteilung des Lutherischen Weltbundes leitet, ist anzunehmen, daß sein Buch, das zunächst von Svenska Kyrkans Diakonistyrelses Bokförlag herausgegeben wurde, innerhalb der lutherischen Ökumene starke Verbeitung finden wird. Auch H. geht von Ragnar Bring, dem mit Finnland und Schweden in gleicher Weise verbundenen Lundenser Theologen, aus; seine Untersuchung bezieht sich auf die Antworten, die der bedeutendste lutherische Theologe des Südslawentums auf eine Kernfrage der reformatorischen Theologie gegeben hat. Leider fehlt eine neuere biographische Arbeit über Matthias Vlačić, der ja nicht bloß durch seinen Kampf um das rechte Verständnis von „Gesetz und Evangelium“ und „Glaube und Werke“ einen festen Platz in der Theologiegeschichte einnimmt, sondern als Begründer der Hermeneutik und der neuzeitlichen Kirchen-

geschichtsschreibung (vgl. dazu *Nederlandsch Archief voor Kerkgeschiedenis* XXXIX) eine über W. Preger (1859/61 erschienen!) hinausführende Würdigung verdient — ganz abgesehen davon, daß sein unmittelbarer Einfluß auf die Geistlichen seiner kroatischen Heimat sowie der angrenzenden ungarischen und österreichischen Gebiete recht stark war. Grete Mecnseffy hebt in ihrer „Geschichte des Protestantismus in Österreich“ diesen Umstand für die Alpenländer besonders hervor.

2) Die Theologie- und Kirchengeschichte des südosteuropäischen Protestantismus bedarf, wenn sie den Anschluß an den Forschungsstand im übrigen Europa finden will, eingehender Studien, die sich von dem älteren Schema freimachen. E., der vor allem in Band II dem Luthertum des Südostens erfreulich viel Aufmerksamkeit widmet, hat mit dieser Revision bereits begonnen. Man darf annehmen, daß er bei einer gründlichen Umarbeitung stärker den lutherischen Einflüssen in den „reformierten“ Kirchen nachgegangen wäre, tatsächlich ist ja die Entwicklung der reformierten Kirche Ungarns durch einen spät einsetzenden, ziemlich langsamen Prozeß der Calvinisierung gekennzeichnet. Ein Mann wie J. Samarjai geht zwar von David Piraeus aus, ergänzt aber die Lehren dieses milden Heidelberger Reformierten durch starke Anleihen in der lutherischen Theologie. Auch bei Stephan Kis (Szegedi) geht der Weg zu Calvin über lutherische Grundlehren. Angesichts der Tatsache, daß im Südosten die verschiedenen „protestantischen“ Gruppen längere Zeit eine Art *connubium* geführt haben und recht spät den Bruch mit der römischen Kirche vollziehen, wird es erforderlich sein, die Selbstaussagen der einzelnen kirchlichen Gruppen über ihr Bekenntnis einer kritischen Prüfung zu unterziehen, wenn man klären will, wo sich Luthertum, Calvinismus oder Melancthonianismus jeweils durchgesetzt haben. Nach der reformierten Seite kann dabei W.s Untersuchung gute Dienste tun, obwohl Bd. I und II die Belege fast ausschließlich aus Deutschland, Frankreich, den Niederlanden und der Schweiz ziehen. In methodischer Hinsicht ist jedoch W.s (leider unvollendetes) Werk auch für den Südosten vorbildlich: auch hier muß noch der Frage nachgegangen werden, wie sich die altprotestantische Dogmatik — ständig bedroht durch Rationalismus und Traditionalismus — im 16. und im beginnenden 17. Jh. entwickelt hat. Leider ergibt sich bei der Verwendung der Ergebnisse W.s eine technische Schwierigkeit: Bd. I, 1 untersuchte die „entscheidungsvolle Wende“ zur Orthodoxie (1937), drei Jahre später erschien I, 2 mit ergänzenden Untersuchungen; der aus dem Nachlaß des 1950 verstorbenen Systematikers herausgegebene Bd. II charakterisiert den „Geist der Orthodoxie“ vor allem dadurch, daß Rechtfertigungsglaube, Prädestinationismus und Versöhnungsdogma untersucht werden. Bei diesen weiten Abständen in der Erscheinungsweise wäre ein nicht zu knappes Stichwortregister, das alle 3 Bände erschließt, dringend erforderlich. Dabei hätten biographisch-historische Bezüge die Umsetzung von der Theologie- in die Kirchengeschichte erleichtert; wenn z. B. die Beschlüsse der Dordrechter Synode nicht auf einer theologischen, sondern auf einer kirchenpolitischen Entscheidung beruhen, interessiert natürlich die Frage, wie die Reformierten sie aufgenommen haben, die in einer völlig anderen kirchenpolitischen Situation lebten (so z. B. in Ungarn). Hier liegt ja ein allgemeines Problem der Kirchengeschichte vor: die Abhängigkeit der Bekenntnisse und anderer dogmatischer Entscheidungen von politischen Situationen. Nur diese Abhängigkeit er-

klärt z. B., warum in der neuesten evangelischen Kirchengeschichte so viel von „Barmen“ und so wenig vom „Altonaer Bekenntnis“ die Rede ist. W. erkennt S. 185 ff. die große theologie- und geistesgeschichtliche Bedeutung des sozinianischen Angriffs richtig, leider wertet er das vorhandene Material nicht ausreichend aus: die radikalere Position der Siebenbürger wird nicht entwickelt, die Schriften von F. Dávid, Biandrata, Palaeologus und anderen Theologen des Südostens wurden nicht berücksichtigt (S. 188 nur ein Hinweis auf die Polemik gegen diese Gruppe, die übrigens erst ab etwa 1600 unitarisch genannt wird). B.

**Jaeckel, Peter: Die Münzprägungen des Hauses Habsburg 1780—1918 und der Bundesrepublik Österreich.** (= Die neueren Münzprägungen deutscher Staaten, Heft 3/4). Basel, Münzen und Medaillen A.G. 1956. 157 S. mit zahlr. Abb.

Nach einem kurzen Überblick über die allgemeine Entwicklung des österreichischen Münzwesens seit Josef II. gibt der Verf. einen vollständigen Katalog aller Prägungen mit genauer Angabe der Münzstätten, die die einzelnen Sorten geprägt haben. Soweit dafür Daten zur Verfügung stehen, wird auch die Zahl der ausgeprägten Münzen angegeben. Der Katalog umfaßt außer Münzen für die Erblande, bzw. den Gesamtstaat, auch die im besonderen für Ungarn, Böhmen, Vorderösterreich, die österreichischen Niederlande, Lombardei, Venezien usw. ausgegebenen Stücke, ferner die Münzen der Aufständischen in Mailand und Ungarn, Belagerungsmünzen u. dgl., wobei sämtliche Typen in ausgezeichneten Abbildungen gebracht werden. Übersehen wurden dagegen die seltenen, 1849 von Banus Jellačić für Kroatien geprägten Kupferkreuzer mit kroatischer Aufschrift (angeblich auch Silbermünzen). Das sehr nützliche und übersichtliche Handbuch geht bis zu den letzten österreichischen Prägungen vom J. 1956. Eine Karte zeigt die habsburgischen Münzstätten im J. 1780.

Graz

Balduin Saria

**Dauzat, Albert: L'Europe linguistique.** — Les éléments constitutifs d'une nation. — Les groupes de langues; évolution et luttes. — La situation linguistique des différents États. — Le problème des minorités. — Avec dix-sept cartes linguistiques. — 2. umgearb. u. verb. Aufl. Paris 1953.

Der bekannte französische Romanist D. hat uns hier eine Art neuer Bearbeitung des Buches über europäische u. a. Sprachen von Meillet geboten. Natürlich behandelt er in diesem Buche auch balkanische und benachbarte Sprachen, so daß es gerechtfertigt ist, diese Paragraphen hier zu besprechen.

Thematisch ist das Buch sehr bemerkenswert, es enthält einen Standpunkt, der bisher zu wenig bearbeitet wurde: die Sprache als Element der Nationalkultur und dabei die „Kämpfe“ verschiedener europäischer Kultursprachen, die Rolle des Staates in der Sprachentwicklung u. ä.

Mir ist die erste Ausgabe (1940) nicht bekannt, doch wenn der Verf. diese zweite Ausgabe als „mise à jour“ betrachtet, so widerspricht es den Tatsachen. Mögen die romanischen (doch tatsächlich nur die westromanischen), wohl auch die germanischen Sprachen hier korrekt behandelt sein, so gilt dies aber leider keinesfalls für die Balkansprachen. Auch das Urteil und die Angaben des Verf.s über die balkanromanischen Sprachen, sogar über das Italienische, sind oft ungenau, veraltet oder sie beruhen auf ganz sinnlosen Informationen. Wenn man

die Bibliographie (passim, doch leicht zu finden) durchsieht, so wird man mit Erstaunen konstatieren müssen, daß der Verf. z. B. im Gebiete der Albanologie (43—44, 77 ff., 208 ff. u. passim) von Pedersen, Nahtigal, Barić usw. keine Ahnung hat, und sich nur auf Pekmezi, und sogar auf Dozon beruft! Ähnlich steht es auch mit allen anderen besprochenen Sprachen dieses europäischen Raumes. So dürfen wir uns nicht mehr wundern, wenn bei D. auch sehr veraltete Deutungen zu finden sind.

So kann man in diesem Buche auch die veraltete Behauptung entdecken, das Dalmatische und das Rumänische seien aus einer Art balkanromanischer Ursprache entstanden, wobei das Vegliotische einen Übergang zwischen dem Rumänischen und dem Italienischen bilde. Hätte der Verf. die Arbeiten von Bartoli und Barić gekannt, so würde er davon nicht mehr in solcher Weise sprechen können.

Auch was das Italienische betrifft, finden wir u. a. die naive Konstatierung: „j'ai encore entendu, au début de ce siècle, des bourgeois de Venise converser en vénitien“, was die Tatsache illustrieren soll, daß die italienischen Dialekte sozial noch sehr lebhaft sind. Doch ich selbst habe einen Gebrauch des Venezianischen auch heute (eigtl. 1950, 1951) in den italienisch bewohnten Städten Istriens ganz geläufig gehört! Kein italienischer Stadtbewohner in diesen Gegenden spricht toskanisch, nur der Dialekt ist noch immer im Gebrauch.

Die rumänische Sprache ist ebenfalls vom Verf. öfters falsch behandelt. „Le Danube lui-même ne sépare deux langues (bulgare et roumain) que dans sa partie inférieure, et seulement de Lom Palanka à Silistrie.“ Die rumänische Minderheit in Jugoslawien, d. h. in Serbien, ist nach D. „massée sur la rive gauche du Danube ...“ (S. 210). Offenbar sind dem Verf. alle diese Beziehungen nur aus der Literatur — sehr oberflächlich — bekannt.

Auch südslawische Sprachen sind hier vielfach falsch behandelt. Eine unmögliche Feststellung ist es: „L'adoption, par tout le groupe [d. h. Serbokroatisch], de l'alphabet cyrillique, perfectionné par le linguiste [?] Vuk ... contribue à isoler cette langue de ses voisins, bulgare à part“ [!; S. 80]. Wieso „isolieren“? Und unterscheidet der Verf. doch die Schriftsprache von der Volkssprache?! Für Albanien sind als Minderheiten nicht nur Serben und Aromunen, sondern auch Zigeuner und Italiener erwähnt, nicht aber die Mazedonier (S. 211), die bekanntlich noch immer in der Umgebung von Korça wohnen und einen interessanten archaischen Dialekt sprechen. Auch der alte Irrtum, die serbischen Mundarten im Gebiet des Timok (d. h. in Ostserbien) seien bulgarisch, hat in diesem Buche einen Platz gefunden: man finde in jugoslawischen Statistiken nicht „les parlers bulgares du Timok ... dans ces statistiques, qui prétendaient ainsi affirmer le serbisme de ces provinces. Comme si l'on supprimait les minorités linguistiques en les niant“ (S. 113). Doch auch z. B. Mladenov hat schon zugegeben, daß diese Mundarten höchstens gemischte serbo-bulgarische Mundarten, keinesfalls aber echtbulgarische Idiome sind! Nach van Wijk waren diese Mundarten einst sogar rein serbisch (vgl. etwa *Le Monde slave* XIV, Bd. IV). Von der Venezia Giulia hat der Verf. auch keine sichere Vorstellung. Das Slowenische konnte man in Italien von 1918 nach D. nur „nördlich von Triest“ finden (S. 79) usw.

Obschon D. von Sandfeld als von einem guten Balkanologen spricht, erklärt er dennoch die „Balkanismen“ auf die alte Kopitar-Miklosichsche Weise, und zwar noch — durch ein „tatarisches“ Substrat: „Sous l'influence de

son substrat tartare, le bulgare est plus éloigné que le serbe du slave commun, avec une morphologie simplifiée"!

Ich kann hier nicht auf alles eingehen; möchte nur noch einiges anführen.

Wo er von den Albanern spricht, erwähnt er mit keinem Worte die Thraker, und das ganze sog. illyrische Problem ist ihm unbekannt geblieben. Die Albaner sollen nach ihm Illyrier sein — obschon die moderne Literatur die illyrische Deutung des Albanischen schon lange aufgegeben hat (vgl. besonders Barić, Hirt, Jokl u. a.). Auch die altmazedonische Sprache ist keinesfalls griechisch, sondern barbarisch (Kretschmer, Barić, Budimir u. a.), wohl mit dem Illyrischen nahe verwandt.

Auch das jugoslawische Mazedonien ist nicht so „heterogen“, wie es D. glaubt, obschon dort auch verschiedene Minderheiten leben; doch nur das Albanische ist, wie bekannt, für die Volksrepublik Mazedonien von Belang.

Das Griechische ist ebenfalls manchmal falsch beurteilt. Die byzantinische Koine soll nach D. attischen Ursprungs gewesen sein (S. 213)! Und die griechischen Dialekte Süditaliens seien ausschließlich aus Immigrationsströmen des 15. u. 16. Jh.s gebildet. Doch es ist von Rohlf s schon bewiesen worden, daß auch darin die antiken griechischen Mundarten der Magna Graecia stecken!

Die Terminologie enthält auch viel Veraltetes oder Ungenaueres, was davon zeugt, daß alles dies dem Verf. nur sehr mittelbar bekannt ist. Die jugoslawische Wojwodina (Sirmien, Batschka, Banat) heißt bei ihm noch immer „banat de Temesvar“ (S. 18, 210), obschon Temeswar doch in Rumänien liegt; Görz (sl. Gorica, ital. Gorizia) heißt hier Goritz (S. 151), Slawonien — Esclavonie (209), Slowenien nur „ex-Carniole autrichienne“ (78) usw.

Auch historische Angaben, bes. die, die die neueste Balkangeschichte betreffen, und die dem Verf. auch aus der Presse bekannt sein konnten, sind mehrmals ungenau. Rumänien ist ein „Königreich“ (S. 217), die Russen haben Bessarabien und die Bukowina von Rumänien erst 1945 zurückgenommen (S. 217), er weiß nichts vom Anschluß der Dobrudscha an Bulgarien im J. 1913 (S. 215), der letzte Krieg hat Zadar an Jugoslawien „zurückgegeben“ (S. 208), Österreich-Ungarn hat im 18. Jh. die Mehrheit der jugoslawischen Länder, außer Montenegro, Serbien, Bosnien und Herzegowina und Mazedonien, „von den Türken entrissen“ (S. 208), und es kommt auch eine sonderbare Behauptung vor, daß das österreichisch-ungarische Kaisertum durch die Orthodoxen und Mohammedaner Bosniens und Herzegowinas 1909 „geschwächt“ wurde (S. 14).

So klingt es komisch, wenn der Verf. sehr ernst behauptet, daß interlinguistische Statistiken für Mittel- und Osteuropa immer „doivent être soumis à une critique très serrée, d'après une connaissance approfondie de chaque pays ...“

Man kann dem Verf. zwar nicht vorwerfen, daß er ein ausgesprochener französischer Nationalist ist; im Gegenteil, er hat, wenigstens in der Theorie, viel Verständnis für kleinere Sprachen, die sich heute allmählich zu Kultursprachen entwickeln. Doch es ist höchst naiv, wenn er, von den zwei wichtigsten europäischen Kultursprachen, von dem Französischen und dem Deutschen, behauptet, das Französische sei, u. a., auch in den Balkanländern deswegen sehr beliebt, weil die französische Republik den zweiten Weltkrieg „pour défendre la liberté des petits peuples“ mitgemacht habe, während die deutsche Sprache heute angeblich gehaßt werde, weil es eine „langue des oppresseurs“ ist! (S. 229). Solche Spekulationen sind außerdem auch überflüssig, und wenn der Verf. sonst überall

fast nur die französische Literatur anführt, so wird es jedenfalls nicht die Popularität des Französischen als Kultursprache heben.

Soweit es sich um balkanische Sprachen handelt, darf dieses Buch Anfängern nicht empfohlen werden, nur Fachleute können es, und zwar mit Vorsicht, gebrauchen. Das alte Buch von Meillet bleibt noch immer viel zuverlässiger und empfehlenswerter.

Belgrad

Ivan Popović

## II. Tschecho-Slowakei

**Karpaten-Jahrbuch 1957.** Kalender der Karpatendeutschen aus der Slowakei. Jahrg. 8. Stuttgart, Arbeitsgemeinschaft der Karpatendeutschen aus der Slowakei [1956]. 176 S. mit zahlr. Abb.

Wie das Jahrbuch 1956 (vgl. SOF XV 588) zeichnet sich auch der vorliegende neue Jahrgang durch seinen gediegenen Inhalt aus. J. Liptak, dem die Gesamtedaktion oblag, steuerte auch einen Beitrag über die 7 Bergstädte der Ostslowakei und ihren Bergbaubetrieb bei. Über alte Darstellungen von Preßburg im 16. und 17. Jh. berichtet F. Böhm. In das Gebiet der Kunstgeschichte führen auch die Arbeiten von J. Fleischer über die Pfarrkirche von Schmöllnitz und ihr von Fr. H. Föger gemaltes Hochaltarbild und die von K. Benyovszky über schöne Häuser im alten Preßburg. M. Schwarz berichtet über die zahlreichen Übersetzungen slowakischer Literatur ins Deutsche, ein Zeichen, daß die Deutschen durchaus nicht immer nur die Gebenden waren. Bemerkenswert sind auch die Schreiberverse, die Fr. Repp aus Büchern der Käsmarker Lyzealbibliothek und des Stadtarchivs veröffentlicht. Es würde zu weit führen, alle Beiträge im Einzelnen anzuführen, wie auch den reichen belletristischen Inhalt. So schließt sich auch das Karpaten-Jahrbuch würdig den übrigen — bis auf wenige Ausnahmen — vorzüglichen Jahrbüchern der südostdeutschen Volksgruppen an.

B. S.

**Preidel, Helmut: Die Anfänge der slawischen Besiedlung Böhmens und Mährens.**

Band I (Adalbert- Stifter-Verein, E. V. München. Veröffentlichungen der Wissenschaftlichen Abteilung 1). München 1954. 122 S. mit 11 Abb. u. 2 Taf.

Die Arbeit P.s verfolgt ein doppeltes Ziel: zunächst will sie (und zweifellos mit Erfolg) über die Fortschritte der westslawischen Archäologie des Raumes Böhmen und Mähren unterrichten. Ferner versucht sie eine neue Konzeption von der germanisch-slawischen Frühgeschichte vorzutragen. Mit seinen extremen Thesen gegen ein produktives Verhältnis der Germanen zu Boden und Arbeit, für eine ausschließlich sozialökonomische Genesis der Überschichtungserscheinungen und Umvolkung wird P. kaum Anklang finden, doch werden auch von dieser Seite seines Versuchs heuristisch anregende Wirkungen ausgehen.

Die Kritik an der Siedlungsarchäologie der Kostzewski-Schule führt P. zu einem Rückblick auf die Indogermanenfrage. Er möchte vor allem sprachlich für kleinräumige Grundeinheiten der Vorzeit plädieren. Sein Verfahren mag für Bauernkulturen Anregungen bringen, doch muß die Methode gegenüber den älteren Sammler- und Jägerkulturen versagen. Dagegen trifft die Kritik am Miß-

brauch der siedlungsarchäologischen Methode in Arbeiten westslawischer Forscher über die Urslawenfrage ins Schwarze.

Den ursächlichen Zusammenhang zwischen den Anfangsstadien der Großen Völkerwanderung und der Ausbreitung der Slawen in Südosteuropa lehnt P. temperamentvoll ab (S. 24 ff.). Er betont (gegen das Zeugnis der Quellen) den ausschließlich friedlichen Charakter des frühen Slawentums, er sieht im Slawen mit einer an J. G. Herders bekannten Mythos gemahnenden Eindringlichkeit den Ackerbauer schlechthin. Ihm stellt er die angeblich parasitäre Lebensweise der Germanen gegenüber und kommt so zu einem Erklärungsversuch des frühmittelalterlichen Bevölkerungswechsels, der sich offensichtlich nicht auf den Raum Böhmen-Mähren beschränkt. Er sieht in der Einwanderung der Westslawen in ihren späteren Siedlungsraum ein Ereignis der Gesellschaftsgeschichte, eine Art sozialen Umsturz. Das müßige Herrendasein einer germanischen Kriegerkaste sei dem Volksdruck slawischer Knechte zum Opfer gefallen. Damit werden nicht nur die Schriftquellen sondern mehr noch die bekannten Fundlücken der Archäologie zum Opfer eigenwilliger Interpretation gemacht.

So wertvoll alle Beobachtungen zur Verzahnung zwischen germanischen und slawischen Kulturerzeugnissen sein mögen — eine Deutung auf frühe Unterwanderung schießt über das Ziel hinaus. In Kap. 8 (S. 60 ff.) zeichnet P. die Langobarden um 500 als kriegerisches Rittervolk unter eurasiatischem Reiternomadeneinfluß. Er sucht damit seine Thesen auch von dieser Seite zu stützen, übersieht aber die selbst in späteren Possessorenverhältnissen auf italischem Boden durchschlagende Bauernnatur des Stammes. Auch der sowjetische Mediävist A. I. Neusyčin (*Vozniknovenie zavisimogo krestjanstva v zapadnoj Evrope VI—VIII vekov*, Moskau 1956) bestätigt in seiner zahlreiche Vorarbeiten zusammenfassenden Untersuchung die persönliche Verbindung des Langobarden mit Boden und Arbeit.

Die Zeit nach dem Abzug der Langobarden aus Mähren betrachtet P. als eine Art Interregnum, er möchte den von ihm behandelten Raum für den „wüsten“ Gürtel zwischen Awaren und Franken in Anspruch nehmen. Er stellt sich hier gegen G. Labuda, der die Awarengrenze weiter westlich ansetzt. In dieser Zwischenzone sieht er den Tummelplatz von Freibeuterbanden, deren Existenz er namentlich durch die Grabplündereien belegt sieht. Das alles bleibt recht problematisch.

Den Abschluß der Arbeit bildet ein Kapitel über das Reich des Franken Samo. Wenn P. den erfolgreichen Slawenführer nicht als Kaufmann sondern in fränkischem Staatsauftrag nach Böhmen kommen läßt, wird von den Quellen her kaum Einspruch zu erheben sein. Das Verhältnis zu den Awaren und die Frage der Ausdehnung des Samo-Reiches werden besonnen behandelt. Im Schlußwort (S. 107 ff.) werden P.s neue Gesichtspunkte zur germanischen Agrargeschichte nochmals kurz formuliert. Die These, daß die produktiven Kräfte der damaligen Zeit vorwiegend slawische Idiome sprachen, wird dadurch nicht glaubwürdiger. So legt man P.s Buch mit schweren Vorbehalten aus der Hand, wenn auch nicht ohne Dank für den Einblick in die Diskussionen westslawischer Forscher und den Anreiz zu einem Widerspruch, der u. U. auf benachbarten Forschungsgebieten Frucht tragen kann. [Ausführlicher bei: B. Rubin, *Die „Große Völkerwanderung“ in der sozialökonomischen Sicht der Sowjetunion*. Jahrbücher für Geschichte Osteuropas

5 (1957) S. 221—256 (= Festschrift Hans Uebersberger)]. Zur Frage der Westwanderung der Slawen vgl. jetzt auch den Beitrag von E. S c h w a r z in den SOF XV 86 ff. (Anm. d. Red.).

Köln

B. Rubin

**Listy L'udovita Štúra** (Briefe L.s Štúrs). Preßburg, Slowakische Akademie der Wissenschaften 1954—56. Bd. I: 638 S.; Bd. II: 566 S.

Das Institut für slowakische Literatur der Slowakischen Akademie legt in zwei Bänden die gesamten Briefe Š.s vor, die von Josef A m b r u š mustergültig zum Druck vorbereitet und in Anmerkungen erläutert wurden. Die beiden Bände enthalten zusammen 370 Briefe, die von A. im Anhang genau beschrieben und vorzüglich kommentiert werden. Zum weiteren Verständnis trägt ein Verzeichnis der Briefempfänger mit kurzen biographischen Erläuterungen (I, S. 623—31; II, S. 549—57) bei. Die Bedeutung dieser Edition kann in diesem Rahmen nicht ausreichend gewürdigt werden. Es genüge hier der Hinweis, daß der Briefwechsel eine schlechthin entscheidende Phase der slowakischen Nationswerdung umfaßt, an der ja Š. entscheidenden Anteil besaß. Die Briefe an Babukić, Gaj und Vraz veranschaulichen Zusammenhänge mit dem Illyrismus, mit der tschechischen Nationalbewegung Briefe an Frič, Hanka, Havliček, Palacký u. a. Die deutschen Zusammenhänge treten deutlich zutage. Š. schrieb in seinen deutschen Briefen ein gutes Deutsch (I, 300; II, 51 ff., 128 f., 225 ff., 228 ff.). Er gedenkt seiner Freundschaft mit Tobias Gottfried Schröer (I, S. 51 f.) und erweist sich auch ansonsten gut unterrichtet über Vorgänge im deutschen Geistesleben, dem er eng verbunden war. Es wäre dankenswert, wenn dieser Edition Briefausgaben vom gleichen wissenschaftlichen Rang folgen würden. Zu bedauern ist lediglich, daß ein Namensverzeichnis für die beiden Bände fehlt.

F. V.

**Mésáros, Július: K problematiku prežitkov feudalizmu na Slovensku v druhej polovici XIX. storočia** (Zur Problematik der Reste des Feudalismus in der Slowakei in der 2. Hälfte des 19. Jh.s). Preßburg, Slowakische Akademie der Wissenschaften 1955. 144 S.

Der Verf., der bereits mit einer Arbeit über die Aufhebung der Leibeigenschaft hervorgetreten ist, versucht in der vorliegenden Arbeit den Zusammenhang zwischen sozialer Frage und nationaler Unterdrückung in der Slowakei nach 1848 zu beleuchten. In der ersten Hälfte dieses Buches werden die auch nach der Aufhebung der Untertänigkeit in Ungarn im März 1848 fortbestehenden feudalen Bindungen und Wirtschaftsformen aufgezeigt. Die Aufhebung der Untertänigkeit betraf zunächst nur die im Urbarialverzeichnis Maria Theresias festgesetzten Hofstellen. Die sogenannten vertragspflichtigen Bauern und Häusler mußten für das von ihnen bewirtschaftete Land dem Grundherrn teilweise bis in die 90er Jahre Spann- oder Handdienste leisten. Der Verf. spricht in Anlehnung an Lenin vom sog. „preußischen Weg“ des Überganges vom Feudalismus zur „kapitalistischen Bodenbewirtschaftung“. Leider scheint er außer Lenin kein Werk über die Bauernbefreiung in Preußen und die folgende Entwicklung der großen Güter herangezogen zu haben, sonst hätte er doch erkennen müssen, daß dieser Vergleich auf die Slowakei mit ihrer völlig anderen Bodengestaltung und bis 1914 vorwiegend extensiven Wirtschaftsweise nur schlecht anzuwenden ist. Interessant sind

die Angaben über die sich versteifende Opposition slowakischer Dörfer gegen die verschleierte Aufrechterhaltung der Gutsherrschaft auch nach 1848, ja 1867. Daß diese Gutsherrschaft — war sie nun rein wirtschaftlicher Natur oder hatte sie gar noch gewisse gesetzliche Grundlagen — Stütze der staatlichen Madjarisierung war, wird von M. gut herausgestellt. Befremdend wirkt es, wenn vom Versagen der slowakischen „Bourgeoisie“ gesprochen wird. Die slowakische Intelligenz und das slowakische Bürgertum, soweit es national bewußt war, umfaßte höchstens einige tausend Familien und war kaum wirtschaftlich so gestellt, daß ein Vergleich mit der Bourgeoisie anderer europäischer Länder möglich ist. Zustimmung kann man aber M. darin, daß das damalige ungarische Wahlrecht, noch mehr die Praxis der ungarischen Reichstags-, Komitats- und Gemeindewahlen den stark feudalen Charakter Ungarns auch nach 1867 unterstreichen. Die zweifellos lesenswerte Arbeit krankt vor allem daran, daß der Verf. — im Banne materialistischer Geschichtsauffassung — das politische und ideengeschichtliche Moment gleichsam im Anhang behandelt, statt davon auszugehen. Die Wurzeln der Madjarisierungspolitik liegen doch im auf das polyglotte Ungarn sklavisch übertragenen französischen Nationalstaatsgedanken.

Düsseldorf

Ruprecht Steinacker

**Steinacker, Roland — Alexy, Desider: Aus der Geschichte der Ev. Kirchengemeinde**

**A. B. zu Preßburg.** Stuttgart, Hilfskomitee für die evang. luth. Slowakeideutschen 1956. 52 S., 24 Abb.

Das Büchlein wurde für die evang. Preßburger anläßlich der Gedenkfeier des 350jährigen Bestehens der Kirchengemeinde zu Preßburg geschrieben. Darüber hinaus wird die vorliegende Arbeit aber auch solche Leser finden, die sich mit Fragen des ehemaligen Deutschtums im Karpatenraume beschäftigen. In drei Abschnitten: Reformation — Gegenreformation — die Zeit nach dem Toleranzpatent 1781 bis zur Vertreibung 1945, wird die äußere und innere Entwicklung der Preßburger evang. Kirchengemeinde geschildert. Ein Doppeltes erweisen die Ausführungen der beiden Verf.: 1. Die Gemeinde zu Preßburg, an der Nahtstelle dreier Kulturen, hat seit ihren ersten Anfängen, seit 1606, in einer ständigen geistigen Verbindung mit dem deutschen Luthertum gestanden. 2. Das von der Gemeinde erhaltene Schulwesen, vor allem das Lyzeum, und das 1890 gegründete Diakonissenmutterhaus wirkten beispielhaft in den slowakisch-ungarischen Raum hinein. — Darüber hinaus wird aber auch die Bedeutung der Kirchengemeinde, ihrer Pfarrer und Lehrer, wie z. B. M. Bel, T. G. Schröer und C. E. Schmidt für das deutsche Geistesleben in Preßburg aufgezeigt.

Es ist zu bedauern, daß die Entwicklung nach 1945 nicht ausführlicher zu Worte kam, zumal ja auch von den Slowaken in Preßburg aus dem gleichen Anlaß des 350jährigen Bestehens der Gemeinde ein Gedenkbuch herausgegeben wurde. —

Da die Arbeiten über die Geschichte der evang. Gemeinde zu Preßburg von C. E. Schmidt (1906) für uns kaum mehr greifbar sind, wird die vorliegende Arbeit, wenn auch nur als ein kurzer Überblick, ein Dokument bleiben, aus dem man ersehen kann, welche Bedeutung die Kirche der Reformation in den volksdeutschen Verhältnissen gehabt hat.

Erlangen

A. Hudak

**Zavarsky, Ernest: Ján Levoslav Bella. Život a dielo (J. L. B. Leben und Werk).**

Preßburg, Slowakische Akademie 1955. 497 S. m. 19 Taf. u. zahlr. Notenbeispielen im Text.

Über den Komponisten Johann Leopold Bella ist im Verlag der Slowakischen Akademie, Preßburg, 1955 ein rund 500 Seiten starkes Gedenkbuch mit vielen Notenbeispielen aus Bellas Werken und zahlreichen Bildern aus seinen einzelnen Lebensstationen erschienen. Es weckt in den Südostdeutschen, insbesondere den Siebenbürgern, die Erinnerung an einen Mann, der aus 40 Jahren siebenbürgischer Musikgeschichte nicht wegzudenken ist, da er abgesehen von seinen schöpferischen Werken, seinen Kantaten, Messen, Sonaten, Quartetten, Liedern, Konzertstücken, einer Oper u. a. als langjähriger Organist der Hermannstädter evangelischen Stadtpfarrkirche, als pädagogischer Ausbilder von mehr als einer Generation deutscher Seminaristen zu Dorforganisten und als musikalischer Leiter der „Hermania“, einer der angesehensten Musikvereine Siebenbürgens, eine bedeutsame Rolle gespielt hat.

Mit 38 Jahren trat der in Liptau-St.-Nikolaus geborene slowakische Katholik Bella in den Dienst der evangelischen Landeskirche Siebenbürgens und versah ihn ohne Unterbrechung volle vierzig Jahre lang. Er war 78 Jahre alt, als er in Ehren ergraut nach dem ersten Weltkrieg zu einer seiner Töchter nach Wien übersiedelte, wo er weitere sechs Jahre verbrachte, bis die slowakische Nation den inzwischen 84jährigen als ihren Sohn wiedererkannte und ihn mit Auszeichnungen überschüttete, bis Gott den 93jährigen greisen Musiker vom Leben abberief.

Das vorliegende Buch, über dessen slowakischen Text eine 5 Seiten lange deutsche Zusammenfassung unterrichtet, scheint eine Dankesschuld an den Toten in der etwas ungewöhnlichen Weise abstaten zu wollen, daß es die 40 Jahre seiner siebenbürgischen Berufsausübung zwar nicht völlig wegstreicht (die deutsche Zusammenfassung berichtet über sie in 22 Zeilen), daß es aber ihnen eine Bedeutung unterlegt, als ob Bella sich in Siebenbürgen im Grunde stets fremd gefühlt habe. Es heißt hier nämlich, daß Bella in Hermannstadt wie in der Verbannung gelebt habe, aus der er keinen Ausweg fand, so daß er schließlich resignierte.

Eine solche Feststellung ist bestimmt nicht im Sinne Bellas gemacht, den viele innerliche Fäden mit seiner Wahlheimat verknüpften. Sie waren nicht nur beruflicher Art. Wohl stand Bella mit seinen Kompositionen auf dem Boden der klassischen, vor allem aber der romantischen deutschen Musik. Er komponierte Gesänge für den protestantischen Kirchengebrauch und hat zusammen mit seinen siebenbürgischen Musikerkollegen Rudolf Lassel und Oskar Wermann für alle evangelischen Choräle kurze Zwischenspiele zum „Orgelbuch“ der evangelischen Landeskirche beigegeben, die die Eigenart der drei Komponisten sehr klar voneinander abgrenzten. Bellas Kraft lag in der Originalität der Stimmführung. Bella komponierte aber auch zahllose deutsche Lieder und vertonte, selbstverständlich ohne jeden Zwang, Bekenntnislieder des dortigen deutschen Volkstums. Auch erwuchs sein größtes Werk, die Oper „Wieland der Schmied“, der deutschen Sagenwelt.

Vor allem gründete Bella in Hermannstadt seinen Hausstand mit einer Sächsin aus einer kunstsinnigen Familie, die ihm einen Sohn und mehrere Töchter schenkte, an denen Bella mit ganzer Seele hing. Sie dankten es dem Vater, indem sie ihm mit zwei Erinnerungsbüchern ein Denkmal setzten. Familie und Freundschaften ließen ihn so in der siebenbürgischen Umwelt verwurzeln.

Von dieser Seite ist niemals ein Zwiespalt in die ungewöhnlich vitale Natur Bellas hineingetragen worden. Er war in erster Reihe Vollblutmusiker und kannte als solcher keinen inneren Bruch in seinem Leben. Die slowakische Abstammung Bellas ist in Siebenbürgen nie angefochten worden, so wie ihm als Organist einer evangelischen Kirche seine katholische Vergangenheit nie vorgehalten wurde. Es gehört dies schon zur jahrhundertealten siebenbürgischen Toleranz.

Starnberg

Hermann Schlandt

**Beyer, Hans: Johannes Borbis.** Ein Slowake im Dienste der hannoverschen Landeskirche. In: Jahrbuch der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte 53. Band. 1955. S. 127—137.

Borbis war der Hauptverbindungsmann Hurbans zu den deutschen Lutheranern, seine Aufsätze über die kirchliche und nationale Entwicklung in Ungarn erschienen auch in skandinavischen Zeitschriften. Wegen seines Eintretens für das Protestantenpatent mußte Borbis nach dem Ausgleich seine Heimat verlassen. Er ging zunächst nach Teschen und schließlich ins Deutsche Reich. Auf Grund der Akten der lutherischen Landeskirche Hannovers wird sein Wirken in Gilmerheim bei Göttingen und Hachmühlen geschildert. Nach seiner Emeritierung lebte dieser Vorkämpfer des slowakischen Luthertums (der 1913 auf einer Reise in seiner Heimatstadt starb) in Hameln. Dieser Aufsatz, der vor allem auch das publizistische Echo beachtet, ergänzt eine Arbeit des gleichen Verf. über das Thema „Franken und der Bekenntniskampf der slowakischen Lutheraner 1858—1866“ (Zschr. f. bayerische Kirchengesch. XXIV, S. 89—104). Beide Aufsätze stellen eine Fortführung der in SOF VII, S. 574—593 erschienenen Arbeit über Moritz Kolbenheyer dar.

B.

**[Nohejlová - Prátová, Emanuela, Hrg.]: Nálezy mincí v Čechách, na Moravě a ve Slezsku.** (Die Münzfunde in Böhmen, Mähren und Schlesien). 2 Bde. Prag, Verlag der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 1 1955, 315 S. + 6 Ktn. Bd. 2, 1956. 299 S. + 5 Ktn.

In mustergültiger Form hat hier unter Leitung der Herausgeberin und der Teilredaktoren P. Radoměský und E. Pochitonov ein Stab von Mitarbeitern alle Münzfunde in Böhmen, Mähren und Schlesien erfaßt u. zw. nicht nur Münzhorte, sondern auch alle Einzelfunde, soweit solche zur Kenntnis der maßgebenden Stellen gelangten. Der erste Band bringt die keltischen, griechischen, römischen und byzantinischen, der zweite die mittelalterlichen Münzen bis 1547. Ein dritter Band soll die neuzeitlichen Münzfunde registrieren. Nach einer Einleitung über die Bedeutung der Münzfunde, ihre bisherige Erfassung, die Anlage der vorliegenden Sammlung usw. folgen in alphabetischer Reihenfolge die einzelnen Fundorte mit Angabe der Auffindungszeit, der Vergrabungszeit, Zusammensetzung des Fundes, seine wissenschaftliche Bearbeitung, Literatur und dergl. Eine Tabelle mit Erklärung der in den Fundregistern verwendeten Abkür-

zungen und Zeichen in verschiedenen Sprachen, darunter auch in deutscher, ermöglicht einigermaßen die Benützung des Werkes auch denen, die der tschechischen Sprache nicht mächtig sind. Besonders eindrucksvoll sind die Karten. So etwa, wenn sie die starke Häufung römischer Münzfunde südlich der oberen Elbe im Raume im Kuttentberg zeigen, was zweifellos mit dem alten Silberbergbau in diesen Gebieten zusammenhängen dürfte. Bei den das Mittelalter betreffenden Karten zeigt sich eine ähnliche stellenweise Anhäufung nicht. Neben der rein zeitlichen Gliederung hätte es sich hier empfohlen, durch verschiedene Zeichen die Herkunftsgebiete der Münzen anzudeuten und damit vielleicht Anhaltspunkte für die Richtung des Handels zu gewinnen. Alles in allem aber kann man der Numismatischen Kommission der Akademie und der Herausgeberin für dieses wirklich fleißige und wertvolle Werk nur danken. Es ist zu hoffen, daß wir auch für das angrenzende slowakische Gebiet in absehbarer Zeit ein ähnliches Werk erhalten.

Graz

Balduin Saria

### III. Ungarn

**Budapest Régiségei. A Budapesti történeti évkönyve XVI** (Die Altertümer von Budapest. Jahrbuch des Budapester hist. Museums XVI). Budapest, Képzőművészeti alap kiadó vállalata 1955. 440 S. mit zahlr. Abb.

Den neuen, von L. Gerevich redigierten Band dieser angesehenen, seit 1889 erscheinenden Zeitschrift eröffnet eine Arbeit von Gy. Györfy über Kurzan, den Sohn des Kündü, und dessen beim sogen. Anonymus erwähnter Burg (S. 9—40), die der Verf. mit den Ruinen des Altofener Amphitheaters identifiziert. Im Zusammenhang damit werden verschiedene Fragen der ungarischen Frühgeschichte erörtert, so die Frage des in der sogen. Continuatio Georgii und in mohammedanischen Quellen erwähnten Doppelführertums. Klara Póczy veröffentlicht (S. 41—87) die vom Aquincum-Museum in den J. 1950—53 in der Kiscellistraße aufgedeckten römischen Bauten, die drei Bauperioden aufweisen. Über den jüngsten Ruinen liegen spätantike Steinkistengräber mit verhältnismäßig reichen Beigaben. Die Verf. vermutet in diesen letzten Siedlern bereits Angehörige barbarischer Stämme. Edith B. Thomas vermutet (S. 89—103) unterhalb zweier Gebäudekomplexe im römischen Aquincum, dem sogen. Macellum und unter einer Badeanlage, die Reste antiker Palästen. Gelegentlich der Ausgrabungen auf der Burg von Ofen kamen gotische Gebäudereste zutage, die Emese Nagy (S. 105—134) als den in den Quellen erwähnten „Neuen Palast“ des Königs Sigismund deutet. 1934 wurden in Budaszentlőrincz die Ruinen des Paulanerklosters ausgegraben. Verschiedene, aus diesem Anlaß gefundene Bauglieder, darunter Reste eines gotischen Sakramentshäuschens aus dem 15. Jh., lassen R. Tóth-Feuer (S. 135—145) vermuten, daß der unter König Matthias Corvinus tätige Baumeister Stefan Kaschauer am Bau von Budaszentlőrincz beteiligt war. Imre Holl bespricht (S. 147—197) die Funde nichteinheimischer Keramik des 13.—16. Jh.s in Ungarn. Den Hauptanteil liefern österreichische, insbesondere Wiener Töpfereien. Derselbe Verf. vermutet (S. 199—206) in einem Relieffragment von der Ofner Burg ein Werk aus dem Verocchio-Kreis. Dafür, daß das Bruchstück zu einer Darstellung von Alexandertaten gehört hätte, dürften aber doch wohl zu

wenig Anhaltspunkte vorliegen. E. Vattai befaßt sich (S. 207—219) mit Budapest Schmuckfunden des 15. und 16. Jh.s, darunter Becher, Kleiderspangen und Gürtelbeschläge. Die anstelle der mittelalterlichen Burg unter Maria Theresia vom Architekten Jean Nicolas Jadot begonnene neue kgl. Residenz und deren innere, bereits klassizistische Ausstattung, die den Revolutionswirren des J. 1849 zum Opfer fiel, ist Gegenstand einer Abhandlung von P. Voit (S. 221—242). Auf Grund einer Stadtansicht vom J. 1815 befaßt sich E. Seenger (S. 243—251) mit dem Bau der Pester Redoute. Über die innere Ausstattung und die Kleinfunde im römischen Kommandanturgebäude von Aquincum, dessen Grundmauern 1953 in der Laktanyastraße ausgegraben wurden, veröffentlicht Melinda Kaba (S. 255—293) einen längeren Beitrag. Bemerkenswert sind vor allem die Stuckreste sowie Bruchstücke eines kassierten Tonnengewölbes, das weitgehend einer ähnlichen Decke in den Stabianer Thermen entspricht. Alice Burger-Szász bringt (S. 295—299) eine römische Bronzeglocke mit Stempel, János Schauschek (S. 301—324) „Beiträge zur Gewerbeteknik in Aquincum“, wobei er u. a. auch in einem Steinfragment mit kleinen Nischen und Zahlenresten das Fragment eines römischen Kalendersteines vermutet. Dezső Várnai gibt (S. 325—362) eine Zusammenstellung der mittelalterlichen Steinmetzzeichen und (S. 363—371) eine Übersicht der „Formenentwicklung der mittelalterlichen Gewölberippen“ von der Ofner Burg, während F. Horler (S. 373—386) die mittelalterlichen Steinmetzzeichen aus den Wohnvierteln der Ofner Burg bearbeitet. Den Abschluß des vorzüglich ausgestatteten und auf gutem Papier gedruckten Bandes bilden ein vorläufiger Bericht von J. Szilágyi (S. 387—426) über die Neuerwerbungen des Aquincum-Museums und die Ergebnisse der Ausgrabungen in den J. 1951—53, die insbesondere zur Freilegung des luxuriösen Legatenpalastes auf der Schiffswerftinsel von Altofen führten, sowie eine interessante Mitteilung von Béla Borsos über die architektonisch sehr geschickte Eingliederung freigelegter römischer Ruinen in Altofen in einen modernen Neubau (S. 427—434), wodurch ein neues, reizvolles Freilichtmuseum entstand.

Graz

Balduin Saria

**Szilágyi János: Aquincum.** Budapest, Akadémiai kiadó 1956. 136 S., 90 Taf., 2 Beil.

Diese Monographie der Hauptstadt der Provinz Pannonia inferior vergewärtigt in populärwissenschaftlicher Darstellung Geschichte, städtische Einrichtungen, Gesellschaft und Wirtschaft, materielle und geistige Kultur der römischen Vorgängerin des heutigen Budapest. Aus einer bescheidenen Ansiedlung der illyrisch-keltischen Urbevölkerung der Eravisci am Gellértberg hervorgegangen, entwickelte sich die militärisch-strategisch wichtige Stadt am Donaulimes zu einer „colonia splendidissima“ (CIL III 10481); die kulturelle Hinterlassenschaft aus vier Jahrhunderten der Römerherrschaft ist daher auch entsprechend reich und vielfältig. Systematische Grabungen, die im Territorium der antiken Stadt seit etwa 1860 durchgeführt werden, haben eine Reihe von bedeutenden öffentlichen und privaten Bauten freigelegt: Wohnhäuser mit verschiedenartigen Grundrissen, Villen, Heiligtümer (keltische Kapellen, 4—5 Mithräen, eine altchristliche Doppelkirche), ein Macellum mit 30 Läden, Manufakturen, insbesondere Töpfereien, bisher insgesamt 14 Bäder, davon mindestens 4 öffentliche, eine Palästra, die Amphitheater der Zivil- und der Militärstadt, Aquädukte, von denen einer schwefel-

und kalkhaltiges Thermalwasser führte, Entwässerungsanlagen, Lagerbauten, Befestigungen und — eine aufsehenerregende Entdeckung der letzten Jahre — den ungewöhnlich weiträumigen, mit Fresken und Mosaikböden prächtig ausgestatteten Palast des Statthalters. Zur Gänze kann diese Residenz freilich nicht aufgedeckt werden, weil über ihr Schiffswerften liegen, wie auch der Großteil der Legionsstadt modern überbaut ist. Reste einer wohleingerichteten Häusergruppe aus der Lagerstadt, auf die man bei Neubauten in Ó-Buda (Alt-Ofen), Korvin O.-Gasse gestoßen war, sind zu einem kleinen Lokalmuseum umgestaltet und zugänglich gemacht worden. Das inmitten des Ruinenfeldes der Zivilstadt errichtete Museum Aquincense kann, obgleich mehrfach erweitert, das überreiche Denkmalmaterial nicht mehr fassen. Nach schweren Kriegsschäden 1948 neu eröffnet, bietet es eine überlegte Auswahl an Funden in zeitgemäßer und äußerst instruktiver Aufstellung.

Im Spiegel dieser Funde entwirft Sz., langjähriger Direktor des Budapester Historischen Museums und Leiter der Grabungsarbeiten, in seinem Buch ein farbig-lebendiges Bild von Schicksal, Leben und Kunst in Aquincum. Die Darstellung ist für den weitesten Kreis von Interessenten berechnet, der anspruchsvollere Leser auf den ausführlichen und eingehenden Literatur- und Sachkommentar verwiesen. Aus diesen über 500 Nummern umfassenden Anmerkungen wird auch der Fachwissenschaftler einigen Nutzen ziehen. Das Hauptgewicht aber liegt auf dem Bilderteil, der einen lehrreichen und eindrucksvollen Überblick über die archäologischen Entdeckungen in dem „pannonischen Pompeji“ vermittelt, von der primitiven Herdstätte der Einheimischen bis zu den Wandgemälden und Stuckdekorationen in den Villen und Palästen der reichen Römer. Durchwegs gute photographische Aufnahmen zeigen importierte und bodenständige Erzeugnisse der Keramik — Gefäße, Kuchenformen, Lampen, Statuetten —, Werkzeuge, Gläser, mannigfachen Schmuck, Amulette, Inschrift- und Reliefsteine, besonders Grabstelen, Götterbilder, darunter eine gut halblebensgroße Statue der Nemesis Fortuna mit Greif, Rad, Fackel und Weltkugel, Bronzestatuetten, Mosaikböden (Bestrafung der Dirke, Ringer) und die berühmte Orgel. Dazu auch mehrere zeichnerische Rekonstruktionen von Gebäuden, Geräten und dgl. Die 34 Kopf- und Schlußvignetten der einzelnen Kapitel geben gleichfalls aquincenser Denkmäler bzw. deren Details in Nachzeichnung wieder.

Das Buch ist auch in einer deutschen Ausgabe erschienen.

Graz

Erna Diez

**Études des délégués hongrois au Xe Congrès International des sciences historiques:** Acta Historica. Tom IV, fasc. 1—3. Budapest, Ungar. Akademie der Wissenschaften 1955. 343 S.

Der Band enthält u. a. eine Übersicht von E. Andics über die Entwicklung der ungarischen Geschichtsschreibung seit 1945 (S. 1—44), von Gy. Ember „Die absolute Monarchie der Habsburger als Hindernis der ungarischen nationalen Entwicklung“ (S. 73—100), zwei Aufsätze von P. Hanák, „Rapporti storici italo-ungheresi verso la metà del secolo XIX“ (S. 211—34) und „L'influence de la révolution russe de 1905 en Hongrie“ (S. 279—318). Zwei Aufsätze von (†) Z. I. Tóth sind der ungarländischen Nationalitätenfrage gewidmet: „Quelques problèmes de l'État multinational dans l'Hongrie d'avant 1848“ (S. 123—49), und

„The Nationality problem in Hungary in 1848—49“ (S. 235—77), wobei das Bestreben unverkennbar ist, den Fragenkreis in eine günstige Beleuchtung zu rücken. Eine wirklich kritische Analyse der Nationalitätenpolitik hätte vor allem die Zeit zwischen 1867 und 1918 zu berücksichtigen. F. V.

**Csallány, D.: Archäologische Denkmäler der Awarenzeit in Mitteleuropa** (Schrifttum und Fundorte, mit einer Karte der Fundorte). Budapest, Verlag der ungarischen Akademie der Wissenschaften 1956. 244 S.

Seit dem großen Werk J. Hampels über die Denkmäler des frühen Mittelalters in Ungarn (Braunschweig 1905) hat sich die Zahl der systematisch gehobenen oder zufällig geborgenen Grabfunde aus der Awarenzeit an der mittleren Donau ganz erheblich vermehrt. Dennoch fehlt bisher eine zusammenfassende Bearbeitung, die dieser Denkmälergruppe erst ihren vollen Wert als siedlungs- und kulturgeschichtliche Quelle verleihen könnte. Das hängt sicherlich damit zusammen, daß die archäologische Hinterlassenschaft der Awaren (Hampels sog. 2. und 3. Gruppe) erst vor dreißig Jahren ethnisch sicher bestimmt wurde und daß über die Chronologie der ungarländischen Grabfunde zwischen 568 und 800 n. Chr. auch heute noch keine einhellige Meinung in der Forschung herrscht. Zudem ist nicht eines der zahlreichen großen awarischen Gräberfelder Ungarns vollständig ausgegraben und modern veröffentlicht worden, im Gegensatz zur benachbarten Tschechoslowakei, wo Jan Eisner die von ihm ausgegrabene große awarisch-slawische Nekropole von Theben-Neudorf bei Preßburg 1952 vorbildlich publiziert hat (J. Eisner, Devínska Nová Ves Slovanske pohřebiště, Preßburg 1952). Man hat in Ungarn nach dem Kriege klar erkannt, daß eine Materialedition des bisher vorhandenen Fundstoffs neben einzelnen Plangrabungen Voraussetzung ist, wenn man die archäologischen Funde der Awarenzeit ihrer Bedeutung entsprechend historisch auswerten will. Daß neben den Gräberfeldern mit ihren Beigaben und anthropologischen Befunden die Siedlungen noch ganz fehlen, muß dabei in Kauf genommen werden. Auf der archäologischen Konferenz der Ungarischen Akademie der Wissenschaften in Budapest im Oktober 1955 (hektographiertes Programm S. 248) wurde bekannt gegeben, daß unter Leitung von Ilona Kovrig ein Corpus sämtlicher awarenzeithlicher Funde Ungarns in Bearbeitung sei. In den Rahmen dieses außerordentlich begrüßenswerten Plans, dessen Realisierung durch die tragischen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit hoffentlich nicht gefährdet wird, gehört die in deutscher Sprache erschienene Bibliographie Cs.s. Sie ist eine Vorarbeit, die auch neben dem geplanten Corpus des Originalmaterials ihren Wert behalten wird. Die gesamte mitteleuropäische Literatur auf dem Gebiet der awarischen Archäologie ist in einem ersten Abschnitt alphabetisch nach Autoren zusammengestellt. Ein zweites, umfänglicheres Kapitel führt gleichfalls alphabetisch die Fundorte der archäologischen Denkmäler der Awarenzeit auf, mit kurzer Charakterisierung und bibliographischen Angaben. Die zum Fundverzeichnis gehörige Verbreitungskarte gibt der europäischen Forschung erstmals eine Vorstellung vom Siedlungsgebiet der Awaren im 7. und 8. Jh. auf Grund der archäologischen Quellen. Das Verzeichnis, in dem auch unpublizierte Museumsbestände und unerreichbare Lokalliteratur ausgewertet sind, ist für das heutige ungarische Staatsgebiet von unschätzbarem Wert, das gleiche gilt für die Karte mit ihren vollständigen Ortsangaben. Die Aufzeichnungen über die Nachbarländer erfordern

dagegen eine kritische Benutzung. Awarische Fundstücke in der welschen Schweiz oder in Südtirol wurden sicherlich modern durch den Kunsthandel nach dem Westen verschleppt (vgl. P. Reinecke, *Germania* 22, 1938, 255 ff.). Die slowakischen und mährischen Awarenfunde sind nur unvollständig erfaßt. Die awarischen Funde in Österreich kartierte jüngst H. Mitscha-Märheim in der Zeitschrift „Der Mittelschullehrer und die Mittelschule“ Wien, Heft 6 vom Juni 1955, die siebenbürgischen hat K. Horedt in *Studii și cercetări de istorie veche* 7, 1956, 393—406 (mit Karte) behandelt. Einem neu ausgegrabenen awarischen Gräberfeld in der Slowakei ist Band 4, 1 (1956) der *Slovenská Archeologia* (Zeitsch. d. Archäol. Instituts der slowakischen Akademie d. Wissenschaften in Neutra) gewidmet, während die modernste Bearbeitung eines 1951 nicht ganz vollständig ausgegrabenen Friedhofs in Ungarn (Ullő, Kom. Pest) A. C. Sós in *Acta Archaeologica Acad. Scient. Ung.* 1955, 193—230 (mit vorzüglicher anthropologischer Analyse durch P. Lipták S. 231—316) gegeben hat.

München

Joachim Werner

**Trócsányi, Zsolt: Az erdélyi parasztság története** (Geschichte des Bauerntums in Siebenbürgen), 1790—1849. Budapest, Akadémiai kiadó 1956. IV + 507 S. 75.—ft.

Verf. bietet Beiträge zur Geschichte des Bauerntums in Siebenbürgen, nicht aber eine Geschichte im strengen Wortsinn. Um eine Geschichte des Bauerntums zu geben, hätte T. das gesamte Bauerntum berücksichtigen müssen. Er hat aber nur die leibeigenen Bauern in seine Darstellung einbezogen (vgl. S. 8). Ein zweites Hindernis war für den Verf., daß er das Jahr 1848/49 in den Kreis seiner Untersuchung einbezog (auf die damit verbundenen methodischen Schwierigkeiten machte schon Ember auf S. II f. in seinem „Vorwort“ aufmerksam). Und schließlich ist die Darstellung des Verf.s dadurch beeinträchtigt, daß er die Reformen vor 1790 außer acht läßt, ohne die eine Geschichte des siebenbürgischen Bauerntums gar nicht verständlich werden kann. Dazu kommen die oft sehr erzwungen wirkenden Versuche, der „marxistischen Geschichtsauffassung“ Rechnung zu tragen, selbst dort, wo es sehr schwer fällt.

Am wertvollsten ist der Querschnitt, den T. im 1. Teil seines Buches (S. 11—233) über „Die bäuerliche Lage“ zwischen 1790 und 1848 bietet. In diesem Teil werden die Einkommens- und Vermögensverhältnisse der leibeigenen Bauern, ihre Grundlasten, die Entfaltung des Großgrundbesitzes, die Entfremdung bäuerlichen Bodens, der Zerfall des bäuerlichen Gemeineigentums, der Robot, die Lohnarbeit und die Abgaben an den Staat behandelt. Der Abschnitt über den „Gegensatz zwischen der herrschenden Klasse und den kolonisierenden Habsburgern“ (S. 127—28) und der über „Religiöse Verfolgung des Bauerntums“ (S. 128—31) sind sehr mager, gehören in diesen Teil des Buches gar nicht hinein und sind nur des besseren ideologischen Effektes halber eingeschoben worden. Von großer Wichtigkeit ist auch die Darstellung der siebenbürgischen Bauernbewegungen zwischen 1790 und 1848, die in vieler Hinsicht Neuland erschließt.

Der 2. Teil der Arbeit (S. 237—494) behandelt „Die siebenbürgischen Bauernbewegungen 1848—49“. T. greift hier weit über sein eigentliches Thema hinaus. Denn er beschränkt sich nicht auf Vorgänge innerhalb des bäuerlichen Lebenskreises, sondern will die Nationalitätenkämpfe schildern — und natürlich werten. Der Ertrag dieses Teiles ist naturgemäß geringer. Dennoch ist die Arbeit, die zum

großen Teil auf ungedrucktem Archivmaterial fußt, das vom Verf. mit großem Fleiß und Geschick ausgewertet wurde, als Materialsammlung auch für uns von großem Wert. Sehr bedauerlich ist das abfällige Urteil T.s über Stephan Ludwig Roth (S. 469 f.), das uns bekundet, daß dem Verf. das weitverzweigte Schrifttum der Rothforschung unbekannt geblieben ist.

F. V.

**Feyl, Othmar: I. Die führende Stellung der Ungarländer in der internationalen Geistesgeschichte der Universität Jena** (Beiträge zu einer Geschichte der Ostbeziehungen der Universität Jena bis zu Beginn des 19. Jh.s). Wiss. Zeitschr. der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Jg. III (1953/54). Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe, H. 4/5. S. 399—445.

**II. Exkurse zur Geschichte der südosteuropäischen Beziehungen der Universität Jena** (mit einigen unveröffentlichten Materialien aus der Universitätsbibliothek und dem Universitätsarchiv Jena). Ebda. Jg. IV (1954—55). S.

F. behandelt in dieser Studie, die auch viel Jenaer und Weimarer archivalische Unterlagen heranzieht, vorzugsweise die Beziehungen der Universität Jena zum Südosten, (II, 404 ff.), insbesondere zu den Slowaken im Zeitalter des Pietismus, der Aufklärung und des nationalen Erwachens (I, 415 ff.). Beachtenswert ist F.s Hinweis, daß in Jena von 1558 bis zum Ausgang des 19. Jh.s 2567 Südosteuropäer studierten (II, 413). F. betont u. a. auch mit vollem Recht, daß „die deutsche Germanistik und Slawistik die osteuropäische Bedeutung der deutschen Aufklärung bis heute unterbelichtet und verkürzt“ hat (II, 412). Auch ansonsten ist F.s Arbeit sehr verdienstlich, auch wenn er nicht das gesamte Schrifttum in Jena heranziehen konnte. Störend ist gelegentlich der Gebrauch nichtdeutscher Ortsnamen in einem deutschen Text (Novi Sad statt Neusatz II, 429, Nagyszombat statt Tyrnau II, 441).

F. V.

**Gulyás, Pál: Magyar írói álnév lexikon. A magyarországi írók álnévei es egyéb jegyei** (Ungarisches Pseudonymenlexikon. Decknamen und andere Zeichen ungarländischer Schriftsteller). Budapest, Akadémiai kiadó 1956. 706 S. 120.— Ft.

Auf Grund einer fast 40jährigen Sammeltätigkeit legt uns der bekannte ungarische Biobibliograph ein ungarländisches Lexikon der Pseudonymen vor, das eine wichtige Lücke in unseren Nachschlagewerken ausfüllt. G. behandelt zuerst in einem Vorwort die Methode seiner Stofferschließung (S. 9—24) und bietet dann das eigentliche Lexikon der Decknamen (S. 25—494), dem ein Verzeichnis der Verfasserangaben mit griechischen Buchstaben (S. 495—98), mit Zahlen (S. 499—502) und sonstigen Zeichen (S. 503—12) folgt. Der Erschließung dieser mit unendlichem Fleiß angelegten Verzeichnisse dient ein Namensverzeichnis (S. 513—654). Wichtig ist ferner das alphabetische Verzeichnis anonym erschienener Werke (samt Übersetzungen, S. 655—706), dem allerdings ein eigenes Namensverzeichnis zum Vorteil gereicht hätte. Alles in allem eine bewunderungswürdige Leistung des Verf.s, der uns hoffentlich bald mit der Fortsetzung seines Schriftstellerlexikons erfreuen wird, dessen wir dringend bedürfen.

F. V.

**László, Gyula: Medgyessy Ferenc.** Budapest, 1956. Verlag Képzőművészeti Alap. 84 S., 24 Abb. im Text, 51 Tafeln.

Eine erfreulich unpolitische Würdigung des größten lebenden ungarischen

Bildhauers. Der Verf. — ein persönlicher Freund des 76jährigen Meisters — versteht es, den Künstler auch als Menschen dem Leser näher zu bringen. Ein Verzeichnis der wichtigsten Werke ergänzt den geschmackvoll ausgestatteten und reich illustrierten Band.

T. B.

**Heimler, Heinrich — Spiegel-Schmidt, Friedrich: Deutsches Luthertum in Ungarn.**

Düsseldorf, Schlesische evangel. Zentralstelle 1955. 128 S. 18 Taf.

Die begrüßenswerte Veröffentlichung enthält einen geschichtlichen Abriß über Odenburg von H. (S. 5—50), von S.-Sch. eine Übersicht über „Das deutsche Luthertum in der Schwäbischen Türkei“ (S. 51—77) und von beiden Verf. eine Darstellung des ungarländischen deutschen Luthertums im 19. und 20. Jahrhundert“ (S. 78—105). Ein „Verzeichnis der bekannten Erstsiedler in der Schwäbischen Türkei“ (S. 106—25), eine Liste der „deutschsprachigen evangelischen Gemeinden in Ungarn vor 1945“ (S. 126—27) und ein Schlußwort über „Die Ungarndeutschen in Deutschland“ (S. 128) beschließen den gut bebilderten Band. Die Literaturangaben zu den einzelnen Aufsätzen sind etwas knapp gehalten, beim Verzeichnis der Ersteinwanderer fehlt die Angabe der Quelle. Das Schlußwort von S.-Sch. hätte etwas ausführlicher sein sollen. Trotz solcher Wünsche ist das Buch sehr verdienstvoll. Hoffentlich regt es zu weiteren Arbeiten über das ungarländische Deutschtum an.

F. V.

**[Pintér, József (Hrsg.): Rab századok (Börtönnaplók, börtönlevelek)** [Gefangene Jahrhunderte (Kerkertagebücher, Kerkerbriefe)]. Budapest, Szepirodalmi könyvkiadó 1956. 562 S. 16 Taf.

Die Sammlung, die mit einer Ausnahme (S. 511—18) aus bereits gedrucktem Material zusammengestellt ist, reicht vom 16. Jh. bis 1944. Die Briefe und Tagebuchnotizen sind vom Hrsg. knapp kommentiert. Vor allem die Partien, die sich auf die Zeit von 1919 bis 1944 beziehen, sind auch für die Forschung von Interesse.

F. V.

**Sziklay, László: A századvég ellenzéki irodalmának történetéből, Gáspár Imre** (Aus der oppositionellen Literaturgeschichte des ausgehenden [19.] Jahrhunderts, Imre Gáspár) (Irodalomtörténeti tanulmányok, 5). Budapest, „Művelt nép“ 1955. 198 S.

Gründlicher Lebensabriß des ungarischen Schriftstellers Gáspár (1854—1910), der auch die ganzen Zeitverhältnisse als Hintergrund verwertet. Aufschlußreich sind die eingehend behandelten Beziehungen des jungen Gáspár zum slowakischen Schrifttum seiner Zeit (u. a. S. 69 ff.).

F. V.

#### IV. Jugoslawien

**Enciklopedija Jugoslavije** (Enzyklopädie Jugoslawiens) Bd. 1: A - Bosk, Bd. 2: Bosna - Dio. Agram, Izdanje i naklada Leksikografskog zavoda FNRJ, Bd. 1 1955. 700 S., 21 Ktn., 34 Taf. Bd. 2 1956. VIII + 716 S., 60 Taf., davon 6 in Mehrfarbendruck und 7 Ktn.

Für Jugoslawien besaßen wir bereits seit dem Jahre 1925 ein im großen Ganzen vorzüglich redigiertes Speziallexikon (Narodna enciklopedija Srba, Hrvata i Slove-

naca. 4 Bde.), das freilich seit 1945 in vielem veraltet war. Das nunmehr erscheinende Werk, dessen 1. und 2. Bd. wir hiermit anzeigen, bietet mehr als etwa eine Neubearbeitung oder Neufassung. Es ist für die weitere Forschung in allen geschichtlich-kulturwissenschaftlich-landeskundlichen Fragen schlechthin grundlegend und erfüllt alle erdenklichen Ansprüche des Benutzers. Die landeskundlichen Artikel sind mit zahlreichen Kartenskizzen und Bildern ausgestattet, die biographischen Stichworte mit vielen Bildern. Auch die wirtschaftlichen Artikel, z. B. „Bismut“ (S. 613) und „Boksit“ (S. 662—63), sind gut gearbeitet und erschöpfend. Besonders sind die kriegsgeschichtlichen Artikel hervorzuheben, die sich auf den Zweiten Weltkrieg beziehen und im allgemeinen mit guten Kartenskizzen ausgestattet sind. Sehr wichtig sind auch kultur- und kunstwissenschaftliche Artikel wie „Barok“ (S. 370—79) und „Bidermajer“ (S. 551—53), die die Vorgänge bei den Serben, Kroaten und Slowenen eingehend behandeln. Vor allem aber ist auf die großen systematischen Zusammenstellungen hinzuweisen wie „Arhiv“ (S. 183—202, über sämtliche Archive Jugoslawiens!), „Biblija“ (S. 494—504), „Bibliografija“ (S. 504—19), „Biblioteka“ (S. 519—50), „Bizantsko-južnoslovenski odnosi“ (S. 591—603), „Bizantologija“ (S. 603—13), „Bogumili“ (S. 640—45, mit zahlreichen Abb.). Aber auch Stichworte wie „Bolnice“ (S. 665—79, mit sehr wichtigen statistischen Angaben) sind geradezu beispielhaft. Hinzu kommt, daß jedes Stichwort mit Literaturhinweisen ausgestattet ist, die eine rasche weitere Unterrichtung ermöglichen. Auch der 2. Bd. der E. J. ist mit allen Vorzügen ausgestattet, die den ersten auszeichnen. Auch er gewährt wichtige Einblicke in die Landeskunde, Geschichte, Kultur und Wirtschaft Jugoslawiens. Eröffnet wird dieser Band mit einer Zusammenstellung „Bosna i Hercegovina“, die 153 Seiten umfaßt und eine erschöpfende, systematische Übersicht bietet, die allen Ansprüchen Rechnung trägt. Von weiteren besonders bedeutsamen Stichwörtern erwähne ich „Budžet“ (S. 254—63, sehr wichtig auch für die Zeit seit 1944), „bugarsko-jugoslovenski odnosi“ (S. 264—91, grundlegende Übersicht über die politischen und geistigen Beziehungen), „Bunjevci“ (S. 304—309, gute Zusammenfassung ihrer Geschichte), „Byron“ (S. 316—18, gute Bearbeitung der literarischen Zusammenhänge), „Ceste“ (S. 364—69, wichtig zur Geschichte der Straßen), „Crna Gora“ (S. 398—488, beste, übersichtlich gegliederte landeskundliche Darstellung, die wir zur Zeit besitzen), „Časopisi“ (S. 522—46), „Českoslovačko-južnoslovenski odnosi“ (S. 557—71) und „Četnici u drugom svetskom ratu“ (S. 572—87, wichtiges Material). Besonders wertvoll sind auch die zahlreichen biographischen Artikel, die fast alle wesentlichen Persönlichkeiten berücksichtigen und die den Wert des Nachschlagewerkes erhöhen. Ganz abgesehen von der guten Ausstattung des Werkes, verleiht die sorgfältige, wirklich mustergültige Redaktion dem Werk auch einen hohen lexikographischen Wert an sich. Jeder, der sich mit Fragen Jugoslawiens befaßt, ist auf die E. J. angewiesen. Hoffentlich erscheinen bald die weiteren Bände.

München

Fritz Valjavec

**Arheološki Vestnik** (Acta Archaeologica) VI. Jg. Laibach, Slowenische Akademie der Wissensch. 1955. 384 S. m. zahlr. Abb. u. Beilagen.

Der vorliegende Band des AV bietet wieder eine Reihe wertvoller Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte nicht nur Sloweniens, sondern ganz Jugoslawiens. Gleich im ersten Artikel befaßt sich J. Korošec mit dem Ursprung der bosnischen Butmir-Kultur, in der er drei Komponenten unterscheidet: 1. eine ältere,

noch unerforschte Gruppe aus Bosnien selbst, 2. die erst neu entdeckte Kultur von Danilo (nächst Šibenik) und 3. die Kultur von Vinča, die dabei jedoch nicht jene dominante Rolle spielt, wie man es bisher vermutete. A. Sovrè versucht die Ergänzungen der frühchristlichen Inschrift von Poetovio, die R. Bratanič im AV IV/2 bringt (vgl. auch SOF XIV 290), zu widerlegen, ohne jedoch zu überzeugen. Unter Heranziehung eines umfangreichen Vergleichsmaterials weist E. Čevc nach, daß der steinerne Löwe aus der Umgebung von Landstraß, der zunächst als römisch, von R. Ložar jedoch als romanisch erklärt wurde, doch römisch ist. Mit der Chronologie des altkroatischen Flechtbandmotivs befaßt sich M. Šeper. Über Wirtschaft und Tauschhandel im Neolithikum Jugoslawiens schreibt Tatjana Bregant. Hinsichtlich des Ursprungs der Dimini-Kultur wendet sich J. Korošec (S. 65—77) insbesondere gegen die von Fr. Schachermeyr Mitt. Anthr. Gesell. Wien 1953/54 aufgestellte Migrationstheorie und weist auf die Schwierigkeiten einer befriedigenden Lösung dieser Frage hin. Derselbe Verf. bejaht (S. 78—81) die Frage, ob es am Laibacher Moor echte Pfahlbauten gegeben hat. Auch A. Šercelj bringt (S. 141—143) einiges zu dieser Frage. A. Smodič behandelt (S. 82—96) neuerlich einige ältere bronzezeitliche Depotfunde aus Slowenien, Br. Marušič (S. 97—133) altslawische und frühmittelalterliche Funde aus Istrien und St. Gabrovce (S. 134—140) neue altslawische Funde aus Slowenien.

Der zweite Halbband des Jg. VI enthält in der Hauptsache prähistorische Beiträge. Sr. Brodar befaßt sich mit dem angeblichen Paläolithikum aus der Umgebung von Werschetz und kommt (S. 181—203) zu dem Ergebnis, daß einstweilen keine Beweise dafür vorliegen. M. Brodar berichtet (S. 204—226) über eine Probegrabung in der Mokrica-Höhle in den Steiner-Alpen, die vorläufig wohl Reste des Höhlenbären, aber noch keine menschlichen Artefakte zutage gefördert hat. Der Fund einer Bronzeaxt aus Sinaje (autonome Region Kosmet) gibt Dr. Garašanin Anlaß, über diesen adriatischen Typus von bronzezeitlichen Äxten zu handeln. Die von Š. Batović (S. 233—245) veröffentlichten, stark stilisierten anthropomorphen Bronzefiguren aus dem nördlichen Dalmatien werden vom Verf. mit Recht den Japoden zugeteilt, von denen sie z. T. die Liburner übernommen haben. Verschiedene Funde (halbmondförmige Ohrgehänge) aus ostfriaulischen Nekropolen werden von P. Korošec (S. 247—257) als altslawisch (Köttlacher Kultur) bestimmt.

Unter den Fundberichten seien besonders erwähnt die Hinweise auf neue Pfahlbaufunde am Laibacher Moor (St. Jesse, S. 264—268, und A. Šercelj, S. 269—71), sowie der umfangreiche vorläufige Bericht über die Ausgrabungen in der römischen Nekropole von St. Peter i. Sanntal von J. Klemenč (S. 291—312), wo 1952—55 einer der bedeutendsten Funde römischer Grabplastik gehoben wurde (vgl. auch SOF XV 602). Beide Hefte des Jg. enthalten eine ausführliche Bücherschau. Erfreulich ist es, daß die meisten Beiträge die Zusammenfassung in deutscher Sprache bringen.

Graz

Balduin Saria

**Radovi Instituta Jugoslavenske Akademije Znanosti i Umjetnosti u Zadru** (Abhandlungen des Instituts der Südslawischen Akademie der Wissenschaften und Künste in Zadar). Agram, Südslawische Akademie der Wissenschaften und Künste I (1954), II (1955). I: 331 S., II: 418 S.

Das in Zadar (Zara) errichtete Institut der Agramer Akademie gibt seit 1954 ein reich bebildertes Jahrbuch heraus. Der 1. Bd. wurde von Josip Badalić und Vjekoslav Maštrović betreut. Das neue Organ beschäftigt sich mit Zara und seiner Umgebung. Der Inhalt der beiden bisher erschienenen Bände ist reichhaltig. Englische und französische Resümees (wir vermissen deutsche) tragen zu ihrer Benutzbarkeit bei. Aus dem 1. Bd. heben wir u. a. hervor: Ante Maštrović, „Zadar im nationalen Befreiungskrieg“ (S. 7—16); Petar Skok „Ursprung des kroatischen Zadar“ (S. 37—68); Oliver Fijo, „Die Schifffahrt im Gebiet von Zadar und Šibenik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ (S. 257—275). Aus dem 2. Band erwähnen wir: Grga Novak, „Der Zusammenbruch der föderalistischen Versuche in Österreich 1867 und die autonomistischen Denunziationen in Zadar und Dalmatien“ (S. 5—16) [auf Grund von Akten im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv]; Milovan Gavazzi, „Die Fortdauer der ‚Wahlbrüderschaft‘ und ‚Wahlschwesterschaft‘ in Norddalmatien“ (S. 11—34); Vladislav Cvitanović, „Matrikeln in Dalmatien im 16. Jahrhundert“ (S. 79—88, 30 Matrikeln erhalten, davon 12 in kroatischer Sprache, glagolitisch geschrieben); Miloš Škarica, „Ärzte in Zadar“ (S. 141—169, mit Namensliste und dazu gehörenden Angaben S. 144 ff.); Jelka Perić, „Häuser von Šibenik von den ältesten Zeiten bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts“ (S. 233—271). Es wäre sehr zu begrüßen, wenn die neue, gut ausgestattete Reihe fortgesetzt würde. F. V.

**Studia romanica.** Facultas philosophica universitatis studiorum zagrabiensis, Bd. I, Agram 1956, Heft 1 [Linguistik], S. 82 und Heft 2. [Literatur], S. 67.

Daß romanische Studien für die jugoslawische Wissenschaft von großer Bedeutung sind und daß für die Balkanologie die Mitarbeit der jugoslawischen Romanisten höchst wichtig ist, braucht nicht besonders bewiesen zu werden. Der unlängst verewigte große Agramer Romanist P. Skok hat diese Tatsache immer hervorgehoben. Es fehlte jedoch bisher eine eigentliche romanistische Zeitschrift in Jugoslawien. So müssen wir die Erscheinung der neuen Zeitschrift herzlich begrüßen, die unter Leitung der kroatischen Romanisten Mirko Deanović und Petar Guberina veröffentlicht wird. Das Heft 1 enthält zwei größere linguistische Studien und einen kleinen Beitrag.

Zuerst zu nennen ist die wichtige Arbeit von M. Deanović „Studi istrioti“ (S. 3—49). Es ist eigentlich eine abgekürzte Übersetzung des skr. verfaßten Werkes „Istroromanske studije“ (Agramer Rad CCCIII, S. 51—118) desselben Verfassers, die den nicht skr. sprechenden Linguisten unzugänglich blieb. Der Verfasser, heute einer der besten Kenner der Frage, gibt zuerst eine knappe, doch gut informierte Übersicht (mit reichen Literaturangaben) über den Stand der Forschung der istroromanischen Sprache. Weiters studiert er etymologisch eine Reihe istroromanischer Wörter, die er dem handschriftlichen Glossar des alten italienischen Lexikographen Dalla Zonca entnahm und auf diese Weise der romanischen Linguistik zugänglich machte. Da das Istroromanische eine ausgesprochene Volkssprache ist und dabei an der Peripherie der westlichen Romania liegt, konnte D. hier eine Anzahl bisher unbekannter Archaismen bieten, die die romanische Etymologie überhaupt interessieren werden (vgl. z. B. maġio „plus“ aus lat. majus; ġeráts o „Sandboden“ aus lat. \*glaraceus usw.). Doch auch für die

Slawistik und für die skr. Wortgeographie ist die Arbeit von Belang, da auch einige Slawismen im Istrorom. hier behandelt sind.

Sehr wichtig ist ebenfalls die grundlegende Arbeit eines anderen Agramer Romanisten Josip Jernej „Sugli italianismi penetrati nel serbo-croato negli ultimi cento anni“ (S. 54—82). Im Gegensatz zu den bisherigen, übrigens nicht systematischen Studien der eigentlichen italienischen (nicht romanischen im allgemeinen) Lehnwörter des Skr., die fast ausschließlich die Bauernwörter ital. Ursprungs (meistens im Küstenlande) in Betracht zogen, untersucht der Verfasser den Einfluß des Ital. auf das Gemeinserbokroatische, d. h. in erster Reihe auf die skr. Schriftsprache. Dabei sucht er nicht nur direkte Entlehnungen, die man dem dauernden Einfluß Venedigs auf jugosl. Küstengegenden verdankt, sondern auch die, die durch deutsche Vermittlung ins Skr. geraten sind. Wie J. mit Recht hervorhebt, galt lange Wien als Irradiationszentrum für solche Italianismen, die hauptsächlich Kulturtermini sind (Handel: ital. bilancio > dt. Bilanz > kroat. bilanca usw., Musik: it. alto > dt. Altistin > kroat. altistica usw., weiter Theater, Architektur, Literatur, Kriegswesen, Medizin, Küche u. a.). Die Arbeit ist also nicht nur für Slawisten und Romanisten, sondern auch für Germanisten von Belang. Die reiche Literatur und die sichere Methode des Verfassers ist ebenfalls zu erwähnen.

Der kleine Beitrag „L' elemento romanzo e non romanzo nella posposizione dell' articolo nelle lingue balcaniche“ (S. 51—53) von Milivoj Pavlović verspricht mit seinem Titel viel, doch ist in ihm nichts Unbekanntes zu finden. P. sucht hier (ohne Literaturangaben) zu zeigen, daß der ostbalkanslawische postpositive Artikel (bulg. човек-ът, жена-та usw.) eigentlich kein „Balkanismus“, sondern slaw. Eigentümlichkeit sei. Nach P. sollte es eine neue Theorie sein, was aber den Tatsachen widerspricht (fast alle bulg. Linguisten haben ja schon längst dieselbe Theorie vertreten), was übrigens sehr wenig Beifall bei den Balkanologen finden wird. Die balkanologischen Kenntnisse des Verfassers sind außerdem sehr unzuverlässig. So sieht er im serb. FN Ibar „una prova di data recente“ des „illyrischen“ (!), dabei präpositiven Artikels und führt Ibar auf alban. i barð [recte: i bardh] „der weiße“ zurück. In der Tat ist Ibar sicher vorindogerm. Ursprungs, ebenso wie FN Ἐβρος (heute Marica) in Bulgarien; diese FNN sind nicht vom spanischen Ebro zu trennen. Vgl. übrigens Ἰβωρα (Pontus), Eburum (heute Eboli), Eburini (Italien) usw. (s. A. Trombetti, Saggio di antica onomastica mediterranea, Bari's Arhiv III, S. 13). Also ein „mediterranes“ Element; darüber besteht übrigens eine sehr reiche Literatur. Außerdem ergibt alb. rdh nicht r im Sl., sondern rd: vgl. mazed. sl. korda aus alb. gardh (I. Popović, SOF XV 525). Die mazedonisch-sl. Deminutiva ženule „kleines Weib“, kravule „kleine Kuh“ betrachtet der Verf. als mit dem rumänischen postpositiven Artikel -ul abgeleitete Formen! In der Tat enthält -ule das neugriech. -ουλα: vgl. z. B. ἀνταρούλα: ἀντάρα, αὐγούλα: αὐγή, βαρχούλα „kleine Barke“, βεργούλα: βέργα usw. (bei Thumb, Handb. der ngr. Volksspr.<sup>2</sup>, Straßburg 1910, Wörterverzeichnis, s. v. v.), was jedenfalls jedem mit Balkanfragen sich Befassenden bekannt sein mußte.

Im Heft 2 finden wir drei kleinere literaturhistorische Beiträge, die unmittelbar die italienisch-jugoslawischen Gegenbeziehungen betreffen (alle drei mit Bibliographie): 1) „Contributo alla bibliografia verghiana presso i Croati e i Serbi“ (S. 45—51) von Ivo Frangeš, wo der Verfasser zeigt, daß in Jugoslawien für

G. Verga immer ein Interesse bestand, daß jedoch erst im heutigen Jugoslawien seine wichtigsten Werke („il Verga maggiore“) „I Malavoglia“ und „Mastro-don Gesualdo“ richtig verstanden wurden. 2) „Echi della poesia di G. Pascoli in Jugoslavia“ (S. 52—60) von Mate Zorić. Pascoli wurde in die südsl. Sprachen schon längst übersetzt (von Gradnik, Nazor u. a.); doch im allgemeinen hat der Dichter im alten Jugoslawien wenig Widerhall hervorgerufen, wo es mehr Interesse für Papini, Silone, Bontempelli, Moravia gab und wo „si appagano anche le esigenze del pubblico piccolo borghese con i vari Decobra, Margueritte, Zuccoli, Pitigrilli e D' Annunzio romanziere“. 3) „La fortuna del «Decameron» in Jugoslavia“ (S. 61—67) von Frano Čale. Auch in diesem Fall hatte der falsche Scham der jugosl. Bürgerschaft vor dem Krieg eine vollkommene Ausgabe dieses Meisterwerkes gehemmt, und erst jetzt haben wir in Agram eine kritische, vollständige Ausgabe bekommen (üb. von Jerka Belan). Am Anfang des Heftes ist eine eingehende, sehr gewissenhafte Untersuchung (mit Literatur) „Su un aspetto dello stile di G. Verga“ (S. 3—51) von I. Frangeš zu finden, die sowohl die ital. Literaturforschung als auch die Literaturwissenschaft im allgemeinen interessieren wird.

Die Zeitschrift wird abwechselnd in italienischer und in französischer Sprache erscheinen.

Belgrad

Ivan Popović

**Zgodovina Ljubljane. Prva knjiga: Geologija in arheologija** (Geschichte Laibachs.

1. Buch: Geologie und Archäologie). Laibach, Staatsverlag von Slowenien 1955. 443 S. mit 312 Abb. im Text, 6 Kartenbeilagen, darunter 1 farbige geologische Karte des Laibacher Beckens.

Seit dem 1886 erschienenen Buch von J. Vrhovec „Die wohlhlöbliche landesfürstliche Hauptstadt Laibach“, das die Vor- und Frühgeschichte unberücksichtigt läßt und eigentlich nur kulturgeschichtliche Bilder bietet, entbehrte die Hauptstadt der jetzigen jugoslawischen Volksrepublik Slowenien einer umfassenden Geschichte. Bereits vor dem zweiten Weltkrieg bemühte sich daher die Stadtgemeinde, diese Lücke auszufüllen. Viel Material wurde in der von ihr herausgegebenen Zeitschrift „Kronika“, die später zur „Kronika slovenskih mest“ erweitert wurde, gesammelt. Die neue, umfassende Geschichte der Stadt soll in vier Bänden erscheinen. Der vorliegende erste Band enthält die Geologie und Archäologie des Laibacher Beckens. Band 2 soll von der Sloweneneinwanderung bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts reichen, Band 3 vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis 1945. Der Schlußband wird sodann die ursprünglich als Einleitung gedachte geographische Darstellung bringen. Im vorliegenden Band hat J. Rakovec als vorzüglicher Kenner der Materie die geologischen Verhältnisse dargestellt. Den archäologischen Abschnitt leitet B. Grafenauer mit einer kurzen geschichtlichen Übersicht bis zur Slaweneinwanderung ein. Das Paläolithikum behandelt der durch die Untersuchung zahlreicher Höhlen bekannte Sr. Brodar, die übrigen vorgeschichtlichen Perioden mit gewohnter Gründlichkeit J. Korošec. In seiner Geschichte der römischen Stadt Emona gibt J. Klemenč einen ausführlichen Überblick über die bisherigen archäologischen Funde und Untersuchungen, wobei allerdings die rein geschichtlichen Probleme etwas zu kurz kommen. Im Schlußkapitel bringt J. Korošec noch die völkerwanderungszeitlichen Funde, wobei die altslawischen Gräber bereits zum nächsten Band über-

leiten. Das Werk ist reich illustriert, das Abbildungsmaterial gut gewählt. Daß die zahlreich wiedergegebenen römischen Grabsteine zum größten Teil nach meinen Aufnahmen in meinen „Antiken Inschriften aus Jugoslawien“ ohne Quellenangabe genommen sind, sei nur am Rande vermerkt. Sehr zu begrüßen ist, daß sämtliche Abschnitte mit ausführlichen deutschen und daneben noch mit einer französischen oder englischen Zusammenfassung versehen sind. Hoffen wir, daß die weiteren Bände trotz den vom Stadtarchiv im Vorwort erwähnten Schwierigkeiten in rascher Folge erscheinen werden, als würdiges Denkmal dieser alten Stadt und ihrer reichen geschichtlichen Vergangenheit.

Graz

B. Saria

**Dix années d'historiographie Yougoslave.** Comité national Yougoslave de sciences historiques. Belgrad, Verlag „Prosveta“ 1955. 686 Seiten.

Dieser unter der Leitung von Jorjo Tadić und unter Mitwirkung mehrerer jüngerer Historiker herausgegebene Rechenschaftsbericht über die jugoslawische Geschichtsschreibung im ersten Jahrzehnt nach der Neuorganisation des jugoslawischen Staates war als Festgabe für die Teilnehmer am 10. internationalen Historikerkongreß in Rom (1955) bestimmt. Er wird eingeleitet von einer ausgezeichneten, von V. Novak verfaßten Übersicht über die Entwicklung der Historiographie bei den Völkern Jugoslawiens von den ersten Anfängen bis zum zweiten Weltkrieg (S. 11—25). Daran schließen sich die Forschungsberichte über die verschiedenen Zweige der Geschichtswissenschaft (Geschichte der Historiographie, Vorgeschichte, Antike, Hilfswissenschaften, Byzantinistik, die einzelnen Länder im Mittelalter und in der Neuzeit usw.), aber auch über verschiedene Probleme (Slaweneinwanderung, Bogomilismus, Widerstandsbewegung gegen die Türkenherrschaft, Istrien und Triest u. dgl.). Den Abschluß bilden ausführliche Berichte über die geschichtliche Literatur zur sozialistischen Arbeiterbewegung in Jugoslawien und die Geschichte des zweiten Weltkrieges. Ein Überblick über die geschichtlichen Forschungsstätten in Jugoslawien und ein ausführliches Register beschließen den reichhaltigen Band, der von einer Fülle des Geleisteten zeugt, die aufrichtige Bewunderung verdient. Da die einzelnen Beiträge in englischer oder französischer Sprache geschrieben sind, erweist sich der Bericht auch für den nicht der jugoslawischen Sprachen Kundigen als praktischer Führer durch die schon fast unübersehbare neuere Historiographie dieses Landes. Störend wirken nur die ungewöhnlich zahlreichen Druckfehler und leider auch vereinzelte Ungenauigkeiten in den Zitaten.

B. S.

**Praga Giuseppe: Storia di Dalmazia,** 3. Aufl. (1. veröffentlichte Auflage), Padua Verlag „Cedam“. 1954. 268 S.

Zuerst sei eine Solidarität hervorgehoben, die zwischen Wissenschaftlern herrschen soll. Der Verf. hatte großes Unglück. Die ersten zwei Auflagen des Buches sind durch Kriegseinwirkung zwischen 1940 und 1943 teils vernichtet worden, teils verschollen. Sie gelangten nie zum Leserpublikum. Es ist aus menschlichen Gründen zu begrüßen, daß das Manuskript P. endlich zum Druck und in die Öffentlichkeit gelangen konnte (nun also 3. Auflage). Leider ist es manchen wertvollen Büchern der deutschen Wissenschaft ungefähr in den Jahren 1943 bis 1945 ähnlich ergangen und sie hatten nicht zur Gänze das Glück, nach 1945 doch noch gedruckt werden zu können.

Es sei auf einen zweiten Gedanken verwiesen. Man begreift es, daß gerade italienische Wissenschaftler, die über die frühere Vorzugsstellung des Italienerturns in Dalmatien Bescheid wissen, dem vollkommen verlorenen Lande nachtrauern. Die letzten Reste des dortigen Italienerturns haben von 1918 aufwärts — sich steigernd — viele harte Schicksalsschläge erdulden müssen. Wo es sich um nationale Fragen in bestimmten Randgebieten innerhalb und außerhalb des eigentlichen Italien handelt, neigt der italienische Wissenschaftler oft von vorneherein zu starker Subjektivität. Er fühlt sich fast dazu verpflichtet. Die historische Wahrheit muß nicht selten vor den politischen Ansprüchen des Italienerturns, das kaum etwas preisgeben will, zurückweichen. Wir kennen das z. B. vom Problem des deutschen Südtirol her. Im Falle einer Darstellung der Geschichte Dalmatiens dürfte sich Trauer um das verlorene schöne Land und dieser Grundsatz der Unnachgiebigkeit verbinden. In der Tendenz der Schilderung schaut das Buch P. veraltet aus. So hätte es eigentlich um 1914/1915 oder etwa um 1930, zur Zeit der hohen Blüte des italienischen Faschismus, der feindseligen Einstellung der Politik Mussolinis gegenüber Jugoslawien geschrieben werden können.

Um es gleich zu sagen, P. bietet uns ein praktisches, sehr inhaltsreiches Handbuch der gewiß nicht leicht darzustellenden Geschichte Dalmatiens, aber — und dies muß der Leser immer berücksichtigen — mit sich steigernder italienisch-nationaler Tendenz, je mehr die Darstellung sich unseren Zeiten nähert. Ein Südslawe wird mit dem Buch von vorneherein nicht zufrieden sein. Dem deutschen Historiker mag manchmal das frühere kultivierte dalmatinische Italienerturn sympathisch gewesen sein. Die Objektivität fordert es aber, die Rechte des dortigen Slawentums auf Grund seiner Zahl, z. T. auf Grund seiner Leistungen und auf Grund seines mühevollen Aufstiegens in höhere kulturelle und soziale Schichten zu berücksichtigen und daher so manches im Buche P.s abzulehnen.

Die Geschichte Dalmatiens ist sehr wechselvoll; das Land litt sozusagen unter seiner geopolitisch so wichtigen Lage. Wie viele Mächte stritten sich darum! Ich erwähne nur die griechische Kolonisation, die römische Eroberung (erinnern wir uns an Kaiser Diokletian in Dalmatien), die Einfälle der Awaren und verschiedener Slawenstämme und die mühsame Rettung letzter Reste des Römer- und Lateinerturns (bis ungefähr 800 n. Chr.). Dann stand Dalmatien an einer Naht zwischen dem deutschen (damit verbunden dem italienischen) König-, bzw. Kaiserreich und dem byzantinischen Kaiserreich. Immer mehr interessierte sich Venedig politisch, Rom kirchlich für Dalmatien (bis ungefähr 1090). Ich erwähne nebenbei, daß die aus kroatischem Geschlecht stammende deutsche Dichterin Paula v. Pregradović in ihrer „Königslegende“ (erschieden 1950) das Ringen zwischen Romanentum und Slawentum im 11. Jahrhundert im dalmatinischen Raum sehr schön darstellt. Es folgte der Kampf der dalmatinischen Städte und einzelnen Machthaber um eine Art Selbständigkeit. Sie mußten immer mehr gegenüber dem ausgreifenden Venedig und dem ebenso expansiven Königreich Ungarn eine klare Stellung beziehen (ungefähr 1090 bis 1360). Dann hat Ungarn, das durch Jahrhunderte ein Völkerstaat war, den größeren Teil von Dalmatien beherrscht (1358 bis 1420). Am bekanntesten ist die lange Vorherrschaft Venedigs in Dalmatien geworden (1420 bis 1797). P. schwelgt natürlich in venezianischen Erinnerungen. Von der Herrschaft Venedigs her, die vor allem geopolitisch und seestrategisch bedingt war und die nicht eine volle Italienisierung der Bevölkerung des Landes anstrebte, leitete ja das spätere Königreich Italien seine Ansprüche auf Dalmatien

ab. Durch geraume Zeit hat Venedig Dalmatien vor dem Zugriff der Türkei und damit des Islam, des Morgenlandes bewahrt. Das Slawentum war ja gespalten. Teils kämpfte es zusammen mit Venedig oder auch ohne die Markusrepublik gegen die türkische Gefahr, teils drängte es unter türkischer Fahne und als Diener des Sultans vom Hinterland, vom Nordosten her nach Dalmatien herein. Daneben dürfen wir die kleine selbständige Republik Ragusa (Dubrovnik) nicht vergessen.

Während der Periode der französischen Revolution und Napoleons I. besaßen zuerst (bis 1805) die Österreicher, hierauf die Franzosen Dalmatien. Die Montenegriner wollten sich immer die Bucht und die Ortschaften um Cattaro (Kotor) herum aneignen. In Ragusa (Dubrovnik), das nun das Ende seiner Selbständigkeit erleben mußte, saßen die Franzosen. Auf den Jonischen Inseln waren bald die Russen, bald die Franzosen. In der Bucht von Cattaro (Kotor) kommandierte zeitweilig der russische Admiral Siniawin. Dalmatien gehörte unter dem Szepter Napoleons I. bald zum Königreich Italien, worauf sich die Italiener später oft beriefen, bald zu Illyrien, das zum Kaiserreich Frankreich gehörte, und auf die illyrische Zeit beriefen sich später wieder die Südslawen. Von der Insel Lissa (Issa) aus sowie von anderen Inseln beherrschten die Engländer die östliche Adria. Sie lenkten den großen Schmuggelverkehr nach Dalmatien hinein sowie eine Art Piraterie gegen alle Schiffe, die irgendwie dem Machtbereich des Empire unterstanden. General (ab 1809 Marschall) Marmont hat sich in Dalmatien vor allem durch Straßenbauten einen guten Namen geschaffen.

Österreich gewann das Land von 1813 an. Die Zeit der österreichischen Herrschaft behandelt P. nach einem uralten Rezept, was z. B. den österreichischen Leser nicht mehr ärgert, sondern höchstens langweilt. In dieser Beziehung haben noch heute manche italienische Historiker nichts gelernt und nichts vergessen. Es ist Schwarz-Weiß-Malerei ohne jede Nuance. Was von Österreich kommt, ist immer schlecht oder böse. Es sei gerade im Falle Dalmatiens zugegeben, daß Österreich dort vieles versäumt hat, besonders nach dem Ausgleich mit Ungarn 1867 (aber gerade die Zeit von 1870 aufwärts behandelt ja P. nicht mehr). P. hat selbst bei der Schilderung der Jahrzehnte von 1813 bis 1870 immer nur die kleine italienische Oberschichte (in kultureller und finanzieller Hinsicht) vor Augen, die in einer bestimmten Anzahl von dalmatinischen Städten (nicht einmal in allen, Italiener besonders in Zara-Zadar) das Leben beherrschte. Es kommt darauf hinaus, daß Dalmatien antiösterreichisch, liberal, demokratisch gesinnt gewesen sei und den Anschluß an das sich einigende Italien angestrebt habe. Die Italiener hätten getrachtet, die Slawen in Dalmatien kulturell zu heben. Wie wenig davon ist wahr! Man darf doch nie die weitaus überwiegende slawische Mehrheit vergessen, die nicht antiösterreichisch und nicht liberal war und sich vor einer Unterwerfung unter Italien fürchtete. Überhaupt durften die Italiener keine stärkere Demokratisierung des politischen Lebens in Österreich wünschen, denn sie konnten sich im Landtag und in den Gemeindevertretungen nur so lange in einer guten Position behaupten, als das Kuriensystem und das Zensuswahlrecht galten und vom allgemeinen Wahlrecht noch keine Rede war, denn dann wurden sie ohnehin von den Slawen hinweggeschwemmt. Auf die Fragen des Anschlusses Dalmatiens an Kroatien oder einer Autonomie Dalmatiens im Lauf des 19. Jh.s kann ich hier nicht eingehen.

P. wirft, wie so manche anderen italienischen Historiker, Österreich vor, daß es nach dem Krieg von 1866 das Slawentum in Dalmatien übermäßig begünstigt

und das dortige Italienertum „massakriert“ hätte. Das ist sehr übertrieben. Man konnte von den österreichischen Behörden nicht verlangen, daß sie die kleine, zum großen Teil irredentistisch gesinnte italienische Oberschichte zu Ungunsten der Slawen bevorzugten. Der Aufstieg des Slawentums in Dalmatien wäre auf jeden Fall gekommen. Es war im Rahmen eines Kronlandes ein „Aufstand der Masse“ nicht nur wegen der überwiegenden Zahl, sondern auch in politischer, kultureller und sozialer Hinsicht. Das lag vollkommen im Zug der Zeit. Die Slawen Dalmatiens waren ohnehin in der Entwicklung ziemlich viel später daran als andere slawische Völkerstämme der Habsburgermonarchie (z. B. Tschechen oder Polen). Die österreichischen Behörden haben diese Entwicklung in Dalmatien nicht erzeugt, sondern fast nachgeholt und sie dann höchstens etwas beschleunigt.

P. beendet seine Darstellung mit dem Jahre 1870 und das ist sehr schade. Denn gerade eine Schilderung der Geschichte Dalmatiens mindestens von 1870 bis 1918 wäre sehr interessant gewesen.

Heben wir nochmals hervor: Der Raum der Adria und damit auch Dalmatien standen immer mitten im Ringen zwischen Romanen- und Slawentum, in mancher — nicht in jeder — Beziehung zwischen abendländischer und westlicher und morgenländischer und östlicher Welt. Vielleicht kann weder ein Italiener noch ein Südslawe die Geschichte Dalmatiens vollkommen objektiv schreiben. Vielleicht würde das ein deutscher Gelehrter noch am ehesten zusammenbringen.

Am Buche P.s ist auch viel Positives anzuerkennen. Sein größter wissenschaftlicher oder nationaler Feind muß es als Stoffsammlung hinnehmen. P. verzichtete auf Anmerkungen, hat aber dem Buch einen bibliographischen Anhang angefügt, der zum Teil auch jugoslawische Quellen und Literatur berücksichtigt. In der Darstellung verwendet P. nur die italienischen Ortsnamen Dalmatiens, was z. B. dem österreichischen Leser die Lektüre erleichtert, dem slawischen Leser aber Verdruß bereiten dürfte (die slawischen Ortsnamen sind auch nicht ergänzungsweise erwähnt). Ein Register fehlt leider. Die deutsche Wissenschaft soll nach meiner Ansicht das offenbar heute noch nicht beendete Ringen der italienischen und südslawischen Wissenschaft um die richtige Darstellung der Geschichte des Adriaraumes im Auge behalten.

Innsbruck

Hans Kramer

**Rijeka. Zbornik.** (Zbornici i monografije, knjiga I.) Agram, Matica Hrvatska 1953. 716 S.

Die älteste kroatische Kulturanstalt, Matica Hrvatska, legt mit diesem Werk einen Sammelband vor, der die Hafenstadt am Quarnero, Rijeka (Fiume), von historischer, geographisch-wirtschaftlicher und kultureller Seite beleuchtet. Nach dem Plane des Herausgebers soll dieser Band nur der erste einer Reihe sein, die der Entwicklung der Städte in Kroatien gewidmet ist. Da es sich in diesem konkreten Falle auch um eine Stadt handelt, deren Zugehörigkeit im Laufe der Geschichte oft strittig war, so ist diesem ersten allumfassenden Versuch von kroatischer Seite, die Entwicklung der Stadt bis in die Gegenwart darzustellen, erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen.

Auf über 700 S. Quartformat sind Beiträge von 43 Mitarbeitern untergebracht, denen noch ein reiches Bildmaterial hinzugefügt worden ist. Der Stoff ist in drei Teile gegliedert. Obwohl das Buch einem breiteren Leserkreis vermeint ist, wurde auf den wissenschaftlichen Charakter der Beiträge im allgemeinen nicht verzichtet;

lediglich die Anmerkungen wurden auf das Notwendigste gekürzt. Für die Zeit von 1918 bis 1945 sind die Beiträge von Miterlebenden geschrieben worden und haben demgemäß durch eine Fülle unbekannter Details chronikalischen Wert. Eine lobenswerte Bibliographie der küstenländischen Zeitungen und Zeitschriften 1843—1945 (M. Despot) ist dem Werke beigegeben, und engl. Zusammenfassungen auf insgesamt 60 S. sollen den Stoff auch dem ausländischen Leserkreise zugänglich machen.

Als Hafenstadt, die am tiefsten in das europäische Festland hineinreicht, verfügt Rijeka (ebenso wie die übrigen nordadriatischen Häfen) über eine günstige Verkehrslage; allein der schwere Zugang aus dem Hinterland wiegt diesen Vorteil wieder auf. So geschah es, daß sowohl die Verbindung Rijekas als auch Triests mit dem Hinterland lange nicht in befriedigender Weise hergestellt worden war. Mit dieser Schwierigkeit in der Entwicklung von R. befaßt sich, nach einer kurzen geogr. Einleitung von J. Roglić, I. Belin in seinem vorzüglichen Beitrag über „die Interessensphäre von R.“. Auch die übrigen Artikel, — so über den „Hafen von R.“ (P. Mitrović - R. F. Barbalić) die „wirtschaftliche Entwicklung des Hafens seit der Befreiung“ (R. F. Barbalić), den „Hafen von R. im Verkehrssystem Jugoslawiens“ (I. Senjanović), die „Rolle von R. im Wirtschaftsleben Kroatiens“ (R. Bičanić) — beleuchten, z. T. mit neuesten Statistiken, das Problem der Verbundenheit des Hafens mit dem Hinterland, ferner die ungünstigen Auswirkungen der Annexion von R. durch Italien zwischen den beiden Weltkriegen auf das Wirtschaftsleben der Stadt. R. F. Barbalić gibt einen guten Beitrag über die Schifffahrt, M. Despot beschreibt die „Geschichte der Handelswege zwischen R. und dem Hinterland im 18. und 19. Jh.“ mit vielen neuen Tatsachen. Zum nationalen Problem von R. nimmt F. Barbalić Stellung, der nachweist, daß die italienischen amtlichen Zählungen durchaus ungenau, auf Kosten der slawischen Bewohner, waren.

Der Rezensent gab im zweiten Teil einen kürzeren Überblick über die Geschichte von R. bis zum Bachschen Absolutismus, in dem er auf Grund seiner ausführlicheren Monographie über R. (Zagreb 1951) nur die Hauptpunkte hervorhob. M. Marjanović setzte mit der Darstellung der Zeit von 1860—1918 und 1919—1920 fort. Als Ergänzung dazu ist die Untersuchung über die staatsrechtliche Stellung von R. (F. Culinović) gedacht, in welcher er das kroatische Recht auf die Stadt betont.

Wertvolle Angaben liefern I. Sučić für die Zeit von 1918—1945 (u. a. über Pläne zur Gründung einer „liburnischen Konföderation“ im J. 1944) und V. Antić im Beitrag: „Sušak-Rijeka und Umgebung im Volksbefreiungskrieg“. Er weist nicht nur auf die Passivität der Kommunist. Partei Italiens in der Stadt hin, sondern auch auf ihre Opposition nach der Kapitulation Italiens gegen den Anschluß von Istrien und R. an Jugoslawien.

Im dritten Teil ist besonders der Aufsatz von V. Štefanić über die „Glagolica“ in R. hervorzuheben, der zum erstenmal systematisch den Gebrauch dieser Schrift auf diesem Territorium untersucht und sein Weiterleben in der Kirche (in der Form des sg. „ščavet“) bis 1918 nachweisen kann. Weitere kleine Aufsätze, vom Schulwesen bis zum Tourismus, füllen den weitgesteckten Rahmen des Werkes aus, das trotz mancher unvermeidbarer Wiederholungen, besonders im geographischen Teil, einen soliden Überblick über die Entwicklung der Hafenstadt

ermöglicht. Es ist nur zu wünschen, daß die folgenden Monographien nicht allzu lange auf sich warten lassen.

Sarajevo

Ferdinand Hauptmann

**Šašel, Jaro: Vodnik po Emoni** (Führer durch Emona). Laibach, Städt. Museum 1955. 52 S. mit 4 Abb. im Text u. 15 Taf.

Der kleine, gut ausgestattete „Führer“ ist eigentlich mehr eine kurze, für weitere Kreise bestimmte Übersicht über die Geschichte und das Leben in der römischen Stadt. Dabei möchte man sich freilich da und dort eine nähere Begründung und Vertiefung der oft recht anregenden Ausführungen des Verf. wünschen. Wünschenswert wäre auch die Beigabe eines modernen Stadtplanes mit Eintragung der wichtigsten Fundstellen und antiken Denkmäler in der Stadt (Römermauer usw.). Der an sich neue und sicher zu begrüßende Versuch, auf einem Luftbild der modernen Stadt die Lage des ehemaligen Legionslagers, das den Kern der späteren Stadt bildete, einzutragen, kann den Plan nicht ersetzen. Der Text des Führers wie auch die ausführlichen Beschriftungen der Tafeln sind auch in französischer Übersetzung wiedergegeben. Die auf Taf. 14 abgebildete naturalistische Büste eines alten Mannes ist nicht antik, sondern wäre eher etwa mit den vom Barockbildhauer Fr. X. Messerschmidt geschaffenen Charakterköpfen zu vergleichen.

B. Saria

**Saria, B.: Dalmatia (als spätantike Provinz).** In: Paulys Realencyclopädie der klassischen Altertumswissenschaft VIII. Suppl. Bd. Sp. 22—60.

Eine ausführliche zusammenfassende Darstellung der Provinz Dalmatia in spätantiker Zeit fehlt leider noch immer. Um so dankbarer müssen wir einem berufenen Kenner wie S. sein, daß er in Pauly-Wissowas RE auf gedrängtem Raum in knappster, aber wohlüberlegter Formulierung, mit vorsichtiger, jedoch stets begründeter Stellungnahme zu den strittigen Fragen die Ergebnisse der bisherigen wissenschaftlichen Forschung klar und trefflich orientierend dargelegt hat und zugleich einen Führer durch die reiche einschlägige, vor allem auch süd-slawische Fachliteratur bietet. Der historisch Interessierte sei vor allem auf die Kapitel IV (Geschichte), V (Verwaltung) und VI (Das Christentum) hingewiesen. Eine Ergänzung zu diesem Artikel bildet der von demselben Verf. stammende Artikel Praevalitana in Bd. XXII der RE, der den südlichen, unter Diokletian abgetrennten Teil der antiken Provinz Dalmatia behandelt.

A. Sch.

**Elezović, Gliša - Škrivanić, Gavro: Kako su Turci posle više opsada zauzeli Beograd** (Wie die Türken nach mehrmaliger Belagerung Belgrad eroberten). Serbische Akademie d. Wiss. Zbornik za istočnjačku istoriku i književnu gradju. Odelenje društvenih nauka. Serija 1, knj. II. Belgrad 1956. 83 S.

Da die Vor- und Frühgeschichte der Niederlassung an dem Zusammenfluß von Save und Donau wiederholt Gegenstand zahlreicher Untersuchungen war, befassen sich die Verf. des vorliegenden Werkes vor allem mit der mittelalterlichen Geschichte Belgrads bis zur Eroberung durch die Türken im J. 1521. Der erste Teil der Arbeit bringt eine Beschreibung Belgrads auf Grund der schriftlichen Quellen und des z. T. neuen kartographischen Materials. Die älteste serbische Quelle aus dem J. 1427 stammt von Konstantin dem Philosophen, dem Biographen des Despoten Stefan Lazarević. Es folgen die Reisebeschreibungen des burgundi-

schen Edelmannes Bertrandon de la Broquière (Voyage d'outre mer et retour de Jerusalem en France par la voie de Terre, pendant le cours des années 1432 et 1433), aus der 2. Hälfte des 16. Jh.s des Reisenden Vrančić, schließlich des türkischen Gelehrten Evli Çelebi von 1660. Erstmalig wird eine türkische Lageskizze verwertet, die eine genaue Beschreibung der Festung und Stadt Belgrad enthält und offensichtlich bei der Eroberung verwendet wurde.

Der zweite Teil behandelt die türkischen Eroberungsversuche in den Jahren 1391, 1440, 1456, die 1521 mit der endgültigen Eroberung der Stadt ihren Abschluß fanden. Diesem Ereignis, das 62 Jahre nach dem Fall des serbischen Despotats stattfand, ist in der Arbeit der größte Raum vorbehalten. Hier wiederum bedienen sich die Verf. des ausführlichen Tagebuchs des Sekretärs des Vesirs Mehmed Sokolu (Sokolović), Fejrudin-beg, der vermutlich serbischer Abstammung war und Tag für Tag den Weg des Sultans von Konstantinopel nach Belgrad und zurück beschrieb. Gerade durch Verwendung dieser Aufzeichnungen gewinnt die Arbeit an Bedeutung. Dem Werk ist ein englisches Resümee beigelegt.

München

N. Pribić

**Pantelić, Dušan: Beogradski pašaluk pred prvi srpski ustanak (1794—1804).** (Der Belgrader Paschalik vor dem 1. serbischen Aufstand [1794—1804]). (Srpska Akademije Nauka, Pos. izd. 146). Belgrad, Naučna knjiga 1949. VII + 461 S., 1 Kte.

Der kürzlich verstorbene serbische Geschichtsforscher behandelt im vorliegenden Bande einen wichtigen Abschnitt der serbischen und osmanischen Geschichte: die Geschichte des Belgrader Paschaliks im Jahrzehnt vor dem Ausbruch des ersten serbischen Aufstandes. P. schildert hauptsächlich an Hand ungedruckter Wiener Archivalien die Kämpfe Paswan Oghlus mit dem reformfreundlichen Belgrader Statthalter Hādjdī Mustafa Pascha (S. 3—61, 133—92, 201—23), die Beziehungen des Paschaliks zum benachbarten Österreich (S. 63—96) und wichtige Abschnitte über seine innere Entwicklung, vor allem in Hinsicht auf den späteren Aufstand (bes. S. 97 ff., 193 ff., 233 ff. usw.), dessen Vorgeschichte eingehend erörtert wird (S. 367 ff., 411 ff.). Wertvoll ist auch die Behandlung zahlreicher Einzelfragen, so z. B. die Erörterung der Frage, ob der serbische Aufstand mit französischen Anregungen zusammenhängt (S. 439—40). Alles in allem eine gründliche Untersuchung von hohem Wert für die weitere Forschung. Bedauerlich ist das Fehlen eines Resümees in deutscher Sprache, das der Auswertung der verdienstvollen Arbeit durch ausländische Historiker zugute gekommen wäre. Man vermißt bei der Arbeit ferner das Heranziehen rumänischer Parallelen. Sie hätten die Erörterung der französischen Beziehungen oder freimaurerischen Wirkens im damaligen Serbien (S. 446 ff.) ganz wesentlich gefördert.

F. V.

**Popović, Dušan J.: Srbi u Banatu do kraja osamnaestog veka.** Istorija naselja i stanovništva (Die Serben im Banat bis zum Ende des 18. Jh.s. Geschichte der Besiedlung und der Bevölkerung). (Srpska Akademije Nauka. Posebna izdanja, CCXXXII, Etnografski Institut, 6). Belgrad, Naučna knjiga 1955. VII + 468 S. 15 Abb., 9 Ktn. S. 397—404 franz. Resümee.

Umfassende Darstellung auf Grund der veröffentlichten Quellen, unter Heranziehung aber auch ungedruckter Archivalien aus Budapest, Karlowitz und Großbetschkerek. P. behandelt die Geschichte der Serben im Mittelalter (S. 22—30),

während der Türkenzeit (S. 31—46) und im 18. Jh. (S. 47—81), wobei er auch zahlreiche sonstige Fragen anschneidet, u. a. die Entstehung der Banater Grenzregimenter (S. 67 ff.) und die volkliche Zusammensetzung des Banats um die Mitte des 18. Jh.s (S. 78—80). Verf. hebt im Zusammenhang damit die starke rumänische Einwanderung nach dem Banat hervor (S. 79). Doch dürfte auch die serbische Zuwanderung ins Gewicht fallen (vgl. die Zunahme der Serben in Battonya von 1720 bis 1735; S. 233—35). Im folgenden bietet P. eine alphabetische Übersicht serbischer Siedlungen im jugoslawischen (S. 85—161) und im rumänischen Banat (S. 163—209) sowie in Ungarn östlich der Theiß (S. 212—15) mit wertvollen geschichtlichen Angaben. Nicht weniger wichtig sind die Bevölkerungslisten (S. 217—396), nach Ortschaften alphabetisch geordnet, größtenteils aus ungedruckten Quellen mitgeteilt. Die Veröffentlichung ist auch für die Geschichte des Südostdeutschtums überaus wertvoll. Eine deutsche Zusammenfassung wäre aus diesem Grunde der französischen vorzuziehen gewesen. F. V.

**Kreševljaković, Hamdija: Kapetanije u Bosni i Hercegovini** (Die Grenzhauptmannschaften in Bosnien u. der Herzegowina) (Naučno Društvo NR Bosne i Hercegovine. Djela, V. odj. ist.-filol. Nauka, 4). Sarajewo, Wiss. Gesellschaft für die VR Bosnien und Herzegowina 1954. 308 S. Dt. Zusammenfass. S. 305—08.

Es ist zu wenig bekannt, daß die Osmanen an der Nordwestgrenze ihres Reiches ein Gegenstück zur österreichischen Militärgrenze, die sog. Kapetanate oder Grenzhauptmannschaften schufen, die zur militärischen Sicherung dienten. Sie werden 1558 erstmals erwähnt (S. 17) und beliefen sich im Paschalik Bosnien im 18. Jh. auf 40 (Anfang des 19. Jh.s wurde eine weitere, 41., Grenzhauptmannschaft in Hutovo errichtet [S. 264—71]). Die Kapetanate, die zur Sicherung der Grenze gegen Österreich, Venedig und Montenegro geschaffen wurden, später auch die Hauptwege nach Innerbosnien schützten, bestanden bis 1835. Sie hatten sich als einst bewährte Einrichtung überlebt. Verf., der sich mit diesem Gegenstand seit einem Vierteljahrhundert beschäftigt hat, umreißt die Gliederung und Verwaltung der Kapetanate. Er gibt schließlich die einzelnen Grenzhauptmannschaften an (S. 75—271), wobei er sich neben gedruckten Vorlagen auf archivalisches und handschriftliches Material aus Agram, Zara, Ragusa und Sarajewo stützt. Bedauerlich ist das Fehlen von Kartenskizzen, die der wissenschaftlichen Benutzung zustatten gekommen wären. Aber auch in der vorliegenden Form wird das gediegene Buch allen berechtigten Ansprüchen gerecht. F. V.

**Tomoski, Tomo: Dokumenti od vienskata arhiva za Makedonija od 1879—1903** (Die Akten aus dem Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien über Mazedonien von 1879—1903) (Materijali za istorijata na Makedonija, IV). Skopje, Institut za nacionalna istorija 1955. 176 S.

T. veröffentlicht aus den Wiener Beständen 46 Akten — hauptsächlich Gesandtschafts- und Konsularberichte — im deutschen Original und in mazedonischer Übersetzung. Das Personen- und Namensverzeichnis (S. 161—66) ist leider nur in mazedonischer Sprache beigegeben, doch enthält die Veröffentlichung auch ein Inhaltsverzeichnis in deutscher Sprache (S. 169—72), was die allgemeine Benützung wesentlich erleichtert. Der Abdruck der Aktenstücke ist überwiegend korrekt; die große Anzahl der Druckfehler erklärt sich aus lokalen Schwierigkeiten, in Skopje deutsche Texte zu setzen. S. 142, Z. 12 v. u. muß es natürlich „Hinterhalt“ heißen. Dem Institut für nationale Geschichte in Skopje ist zu dan-

ken, daß es diese Urkunden durch die Wiedergabe der deutschen Originale auch der westlichen Forschung zugänglich gemacht hat. F. V.

**Ilindenski Sbornik 1903—1953** (Beiträge zum Gedenken an den Aufstand am Elias-Tag 1903—1953). Skopje, Verlag des Instituts für nationale Geschichte 1953. 338 S.

Im Gegensatz zu früheren meist memoirenartigen Beiträgen und Berichten zum Ilinden-Aufstand bringt diese aus Anlaß der 50. Gedenkfeier herausgegebene Sammlung neue bisher meist unveröffentlichte Materialien zur Geschichte und zum Kampfgeist dieses Aufstandes. Mehrere Originalbriefe und Rundschreiben an die einzelnen Kampfeinheiten, Flugblätter an die Bevölkerung, sowie offizielle Schreiben an verschiedene Konsulate und andere Behörden, Befehle, Satzungen, statistische Angaben u. a. geben einen genauen Einblick in die Entwicklung des Aufstandes und seine Auswirkungen, wobei der Herausgeber dieser Materialien, Ljuban Lape, in einer ausführlichen Einleitung deren Charakter und historische Richtigkeit beleuchtet. Vom gleichen Verf. ist auch die darauffolgende historische Untersuchung zur damaligen „Republik von Kruschewo“.

Die weiteren Beiträge stammen von A. Christov, T. Simowski, Chr. Andonowski und D. Mitreff und befassen sich mit den Themen „Verwaltungsorganisation der Kampfgebiete während des Aufstandes“, „Die Teilnahme der Minderheiten am Aufstand“, „Das Echo des Aufstandes unter den Völkern Jugoslawiens“ und „Niederschlag des Ilinden-Aufstandes im Volks-epos“. Eine umfangreiche über 450 Titel umfassende Bibliographie zum Ilinden-Aufstand mit Werken in 6 slawischen und 4 westeuropäischen Sprachen sowie in griechischer Sprache beschließt die Sammlung. Es ist bei den Betrachtungen in dieser Sammlung auffallend, daß sie von den üblichen dialektisch-materialistischen Deutungen ferngehalten werden, was dem Buch einen objektiven wissenschaftlichen Charakter verleiht.

München

G. Schischkoff

**Bonifačić, Antun - Mihanovich, Clement S.** [Hg.]: **The Croatian Nation in its Struggle for Freedom and Independence.** Chicago, Ill. Cultural Publishing Center „Croatia“. 1955.

Dieser Sammelband enthält (aus der Feder von 17 Mitarbeitern) 20 Beiträge zur Geschichte des kroatischen Volkes, seiner staatlichen Traditionen und seiner wirtschaftlich-sozialen Gegebenheiten. Es ist klar, daß die Verf. bei den Fragen, die sie anschnitten, den kroatischen Standpunkt einnehmen — mag es sich nun um den Grundcharakter Bosniens und der Herzegowina handeln oder um die wechselvolle Geschichte der kroatisch-serbischen Beziehungen. Gegenüber einer solchen Selbstdarstellung scheint uns eine Kritik fehl am Platze zu sein, wir begnügen uns daher mit der Feststellung, daß der Bogen der Darstellung sehr weit gespannt ist. Wir denken dabei etwa an den Beitrag von Sakać über die iranischen Ursprünge der Kroaten oder an die Arbeiten zur neuesten Geschichte (I. Meštrović, G. W. Cesarich, A. Ciliga und K. Draganović). Der Sammelband dient in erster Linie der Unterrichtung des amerikanischen Publikums, daher wurde auch auf eine genauere Darstellung der Politik der HSS bzw. der Entstehungsgeschichte des kroatischen Staates unter Pavelić verzichtet. Der interessante Beitrag von Sakać berührt sich z. T. mit dem Aufsatz von

H. L u d a t über „Farbenbezeichnungen in Völkernamen“ (Saeculum IV), führt aber in mancher Hinsicht deswegen über ihn hinaus, weil er auch die Arbeiten des Schweizers L. d e S a u s s u r e über das kosmologische System der altiranischen Kultur verwertet. H. B.

**Stranjaković, Drag.: Nikola Radojčić.** Glasnik Srpske Pravoslavne Crkve, Jg. XXXVII. Nr. 7—8, Juli—August 1956. S. 130—140.

Anlässlich der 50-Jahr-Feier der wissenschaftlichen Tätigkeit des serbischen Historikers Nikola Radojčić bringt St. eine ausführliche Würdigung der zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten dieses um die Erforschung der Geschichte seines Volkes hochverdienten Gelehrten. Es mag vermerkt sein, daß die erste wissenschaftliche Arbeit des Jubilars eine Würdigung des 1906 verstorbenen Jenenser Byzantinologen Heinrich Gelzer war. Ein vollständiges Schriftenverzeichnis des Jubilars bringt die Matica Srpska in ihrem Zbornik za društvene nauke (Festschrift für Radojčić), Bd. 13—14, 1956, 327 ff. Es umfaßt 354 Titel. B. S.

**Horvat, Andjela: Spomenici arhitekture i likovnih umjetnosti u Medjumurju** (Denkmäler der Architektur und der bildenden Künste im Zwischenmurgebiet). Diss. Agram 1956. 231 S. + 170 Abb. auf Taf. u. 7 Ktn. im Text.

Die Verf.n behandelt in ihrer Arbeit die Kunstdenkmäler der an sich wenig bekannten kroatisch-slowenischen Übergangslandschaft im Winkel zwischen Mur, Drau und steirischer Grenze. Obgleich das Gebiet bis 1918 zum eigentlichen Ungarn gehört hat, finden sich bis zum 20. Jh. so gut wie keinerlei künstlerische Beziehungen zu diesem Lande, wohl aber zu Österreich, zu Wien, Graz, Marburg, Pettau, oder zum benachbarten Kroatien. Das künstlerische Leben im Zwischenmurgebiet weist — ähnlich wie in der benachbarten Steiermark — zwei Höhepunkte auf: Gotik und Barock. Letzterer wirkt bis ins 19. Jh. nach. Wenn sich auch keine bedeutenderen Kunstwerke in diesem von Kriegsnot so oft heimgesuchten Gebiet finden, dürfen wir der Verf.n doch für ihre eingehende, quellenmäßig gut belegte und mit reichem Bildmaterial ausgestattete Arbeit danken, die in verdienstvoller Weise auch die bäuerliche Kunst mitberücksichtigt, wodurch sich erst das Bild dieser bisher kaum bekannten Kunstlandschaft abrundet.

B. S a r i a

**Muzeji i zbirke Zadra** (Musées et collections de Zadar). Agram, Zora, Državno izdavačko preduzeće Hrvatske 1954. 191 S. mit zahlr. ganzseitigen Abb.

Der vorliegende, von M. S u j i ć als Hauptredakteur herausgegebene Bildband mit ausgewählten Stücken aus den verschiedenen Sammlungen in Zara (Zadar) will keineswegs als Ersatz für die vergriffenen, bzw. nicht mehr aktuellen Museumsführer gelten, sondern lediglich weiteren Kreisen einen Einblick in die reichen Schätze der einstigen dalmatinischen Landeshauptstadt vermitteln. In gut gewählten, z. T. allerdings etwas zu dunkel geratenen Abbildungen bringen M. S u j i ć, I. P e t r i c i o l i und Z. L u k o v n j a k die wertvollsten Stücke aus dem Archäologischen Museum. Die kostbaren Objekte aus den Schatzkammern der Kathedrale und der übrigen Kirchen von Zara, die gegenwärtig leider nicht alle zugänglich sind, zeigt Gr. O š t r i ć, während die erst nach dem Kriege entstandene Galerie der bildenden Künste und das ebenfalls junge Volkskunde-

museum, die beide bereits einen ganz ansehnlichen Bestand aufweisen, von P. Petričić, bzw. O. Oštrić behandelt werden. In kurzen Einleitungen (mit französischen Zusammenfassungen) zu den einzelnen Abschnitten berichten die Verf. über Entstehung und Charakter ihrer Sammlungen. B. S.

**Narodni Muzej — Beograd. Praistorija I. Katalog metala. Nationalmuseum — Beograd. Vorgeschichte I. Katalog der vorgeschichtlichen Metalle.** Belgrad, Nationalmuseum 1954. 88 S. + 65 Taf. u. 1 Karte. — **Praistorija II. Katalog keramike I. — Vorgeschichte. II. Katalog der vorgeschichtlichen Keramik I.** Belgrad 1955. 80 S. + 86 Taf.

Neben der Herausgabe kleinerer Sonderführer durch das Museum (vgl. S. 224f.) hat sich das Nationalmuseum in Belgrad die dankenswerte Aufgabe gestellt, auch umfassende, ausschließlich wissenschaftlichen Zwecken dienende Kataloge seiner Bestände herauszugeben. Die beiden vorliegenden Kataloge in Quartformat geben den Text in erfreulicher Weise nicht nur serbisch, sondern auch deutsch, u. zwar weist der doppelspaltige Satz links den serbischen, rechts den vollinhaltlichen deutschen Text auf.

Der von Draga Garašanin verfaßte Katalog der Metallbestände versucht vor allem auch die Fundzusammenhänge wieder herzustellen, die insbesondere durch die unsachgemäße Verlagerung des Museums während des ersten Weltkrieges vielfach zerstört worden waren. Der Katalog gliedert sich in zwei Teile. Die erste Abteilung enthält chronologisch geordnet die Sammel- und Hortfunde (als ältesten einen großen Kupferfund der Vinča B/C-Stufe aus Pločnik), die zweite die Einzelfunde, u. zwar zunächst nach Typen geordnet und innerhalb derselben wieder in chronologischer Ordnung. Eine kleine Ergänzung: die S. 70 angeführten und Taf. XLVI 2/3 abgebildeten Goldketten (Inv. Nr. 4736/37), angeblich unbekannten Fundorts, gehören zusammen und stammen aus Mazedonien (damals „Südserbien“). Sie wurden von mir im Glasnik Skopskog Naučnog Društva II 1927, 289 f. veröffentlicht.

Der Keramik-Katalog bringt das Material dreier Fundstätten. Das Material aus der 1909 von M. Vasić durchgeführten Grabung am Gradac bei Zlokućani, das bisher nur ungenügend veröffentlicht war, hat B. Stalio bearbeitet. Die Funde von Lipovac (Lokalität „Dizaljka“) entstammen einer 1930 vom Nationalmuseum und den 1931—33 von V. Fewkes durchgeführten Grabungen. Sie werden im Katalog — soweit sie sich in Belgrad befinden — von R. Galović vorgelegt. Die Keramik von der Flur Karaš, südöstlich von Karlowitz, wurde bei Grabungen von M. Grbić in den Jahren 1927/28 gehoben. Sie war bisher unveröffentlicht. Der Bearbeiter im vorliegenden Katalog ist nicht genannt. Alle drei Fundkomplexe gehören in die jüngere Steinzeit, in die sogen. Vinča-Pločnik-Kultur. Lediglich in Gradac gibt es spätere, La Tène-zeitliche Überlagerungen. Die Bearbeitung der einzelnen Fundkomplexe ist sehr sorgfältig. Einleitungen und Schlußworte befassen sich ausführlich mit den einzelnen Siedlungen und der chronologischen Stellung der Fundorte. Obgleich die Abbildungen nicht immer auf der Höhe sind, unterscheiden sich die neuen Kataloge doch vorteilhaft gegenüber den allzu kurzen Texten in den jugoslawischen Heften des von der Internationalen Union der Akademien herausgegebenen Corpus Vasorum Antiquorum.

Graz

Balduin Saria

**Popović, Ljubiša: Katalog nalaza iz nekropole kod Trebeništa** (Katalog der Funde aus der Nekropole von Trebenište). Belgrad, Nationalmuseum 1956. 127 Seit. + 54 Tafeln.

In der Umgebung von Ohrid, an der Straße nach Kičevo, wurde im Mai 1918 von den Bulgaren eine archaische Nekropole mit reichen Funden, darunter Goldmasken, angeschnitten und von B. Filow (Die archaische Nekropole von Trebenište am Ochrida-See, Berlin-Leipzig 1927) veröffentlicht. Weitere Grabungen durch N. Vulić in den Jahren 1930—33 brachten neue, ebenso reich ausgestattete Gräber zutage. Schließlich hat J. Kastelic 1953 eine Nachgrabung vorgenommen, deren Ergebnisse aber noch nicht veröffentlicht sind. P. befaßt sich in der Einleitung mit den ethnographischen und chronologischen Problemen, die diese Nekropole betreffen. Er datiert sie entgegen dem bisherigen, etwa 100 Jahre früheren Ansatz, in die zweite Hälfte des 5. Jh.s v. Chr. Daß die hier bestatteten Fürsten Illyrier waren, die unter starkem Einfluß der archaischen griechischen Kultur standen, hat man wohl auch schon bisher angenommen. Der Katalog umfaßt sämtliche im Belgrader Nationalmuseum befindlichen Objekte aus Trebenište, die 1918 gehoben worden befinden sich in Sofia. Einleitung und Katalog sind zur Gänze auch in französischer Sprache veröffentlicht. Die Abbildungen sind z. T. leider nicht sehr gut. Bei der Beschreibung der einzelnen Objekte wäre daher ein Hinweis auf die entsprechenden Abbildungen in den Jahresheften des Österreichischen Archäol. Instituts sehr erwünscht gewesen, da diese wesentlich besser sind und andererseits die Jahreshefte im Auslande doch eher zugänglich sind, als der Glasnik Skopskog Naučnog Društva.

Ergänzend sei hier noch vermerkt, daß W. Unverzagt in Verbindung mit M. Grbić in den Jahren 1931 und 1932 unweit der Nekropole von Tr. in der Burganlage über dem Kloster Sv. Erasmo am Ohridsee gegraben hat und diese als Fliehburg der in Tr. bestatteten Fürsten deutet. Der ständige Wohnsitz derselben ist allerdings noch nicht gefunden (W. Unverzagt, Germania 32, 1954, 19 ff.).

B. S.

**Čorović-Ljubinković, Mirjana: Pečko-Dečanska ikonopisna škola od XIV do XIX veka** (Les icônes de l'école de Peć). Belgrad, Nationalmuseum 1954. 29 S. mit 5 Abb. im Text und 30 Taf.

Die Verf. behandelt die serbische Ikonenmalerei, die sich um das Kloster Dečani und den einstigen Patriarchensitz von Peć entwickelt hat. Aus der Zeit des unabhängigen serbischen Staates im 14. Jh. haben sich nur geringe Reste der ursprünglichen Ikonostasis von Dečani erhalten, die uns einen Begriff von der künstlerischen Höhe der älteren Ikonenmalerei vermitteln. Erst gegen Ende des 15. und zu Beginn des 16. Jh. entwickelt sich in den Klöstern eine neue Schule, die bis zur großen serbischen Abwanderung im J. 1739 blüht. Die Künstler dieser Schule sind auch bereits mit Namen bekannt. Was darnach folgt, namentlich im 19. Jh., ist nur ein schwacher Abglanz der einstigen serbischen Ikonenkunst. Das Buch ist mit ausgezeichneten Abbildungen und einer kurzen französischen Zusammenfassung ausgestattet.

B. S.

**Kolarić, Miodrag: Srpska grafika XVIII veka** (Serbische Graphik des 18. Jh.s). Belgrad, Nationalmuseum 1953. 28 S. + 5 Abb.

**Kolarić, M. — Stefanović, M.: Pavel Djurković kao portretista** (P. Dj. als Porträtist). Belgrad, Nationalmuseum 1953. 22 S. + 20 Taf.

**[Kolarić, Miodrag]: Dimitrije Avramović.** Belgrad, Nationalmuseum 1955. 24 S. + 11 Taf.

Nach dem SOF XII 371 angezeigten Führer durch das gesamte Museum gibt das Belgrader Nationalmuseum jetzt auch kleinere Sonderkataloge über einzelne Bestände heraus, die mit ihren knappen, aber mit wissenschaftlichem Apparat ausgestatteten Einleitungen wertvolle Monographien zur serbischen Kultur- und Kunstgeschichte bilden. In dieser Hinsicht darf insbesondere auf die ausgezeichnete Darstellung der serbischen Graphik des 18. Jh.s durch K. hingewiesen werden, dessen Katalog der serbischen Kunst des 18. Jh.s bereits SOF XIV 310 angezeigt wurde. Dem in Baja geborenen Frühbiedermeier-Porträtisten P. Djurković (1772—1830) wird eine Reihe hervorragender Porträts hoher weltlicher und geistlicher Würdenträger aus der Batschka und Serbien verdankt, darunter auch vom Fürsten Miloš Obrenović. Der früh verstorbene Banater Maler Dimitrije Avramović (1815—1855), der seine Ausbildung in Wien erfahren hat, gilt als erster Vertreter der Romantik in der serbischen Kunst und hat sich auch literarisch betätigt. Die Einleitungen zu den einzelnen Führern sind mit kurzen französischen Zusammenfassungen versehen.

Graz

Balduin Saria

**Dickenmann, Ernst: Franz Miklosich (1813—1891).** In: *Onoma* Bd. V (1954), S. 21 bis 44.

Der Schweizer Slawist E. Dickenmann (Bern) gibt hier nach den Arbeiten von Murko, Kolarić (u. a. auch im *Slovenski biografski leksikon* 5, S. 118—122) und R. Jagoditsch (Die Lehrkanzel für slavische Philologie an der Wiener Universität 1849—1949, über Miklosich bes. S. 16—25, in: *Wiener Slavist. Jahrbuch* 1, 1950, S. 1—52) eine gedrängte Würdigung der Persönlichkeit und des Lebenswerkes des eigentlichen Begründers der slawischen Sprachwissenschaft und des Ahnherrn der „Wiener Schule“. Auf eine kurze Schilderung des Lebens- und Bildungsganges sowie der wissenschaftlichen Laufbahn folgt eine gründliche Charakteristik der bedeutenden grammatischen und lexikalischen Leistungen, besonders der monumentalen „Vergleichenden Grammatik“. Entsprechend den besonderen Anliegen der Zs. *Onoma* werden dann besonders eingehend Miklosichs bahnbrechende Arbeiten auf dem Gebiet der Namen- und Lehnwortforschung besprochen, mit denen Miklosich der Slawistik wirkliches Neuland erschlossen hat — D. selbst gehört zu jenen Forschern, die gerade auf diesem Gebiet die Arbeit Miklosichs mit gründlicher Sachkenntnis und strenger methodischer Zucht erfolgreich weiterführen — und zugleich weit über den slawischen Bereich, vor allem ins balkanologische Gebiet ausgreifen. So entwirft D. ein Gelehrtenbild, das jedem an der Geschichte der Slawistik Interessierten zur Unterrichtung und zum historischen Verständnis unter dem Gesichtspunkt des Erbes und der Verpflichtung empfohlen sei.

A. Sch.

**Jovan Sterija Popović. 1806, 1856, 1956.** Neusatz, Museum der Woiwodina 1956. 22 S. mit mehreren Abb.

Der vorliegende Katalog der Ausstellung, die aus Anlaß des 150. Geburts-

und 100. Todestages des serbischen Dichters J. St. P. von einem Lokalausschuß in Verbindung mit dem Museum der Woiwodina in Neusatz veranstaltet wurde, bringt außer den einleitenden Worten von Milan Tokin und einem Verzeichnis der 153 Exponate auch das Faksimile eines Briefes, den der junge Dichter am 10. Januar 1826 an Vuk Karadžić schrieb. B. S.

**Popović, Dušan J.: Ko je autor, gde je, i kada je nastao Erlangenski rukopis?**

(Wer ist der Autor der Erlangener Handschrift, wo und wann ist sie entstanden?). SA. aus Godišnjak Muzeja Grada Beograda. Bd. I (1954). S. 105—110.

P. gelingt es wahrscheinlich zu machen, daß die berühmte Handschrift serbisch-kroatischer Volkslieder vom „Gerichtsdolmetsch“ Johannes Gurschitz stammt, der bei der österreichischen Verwaltung in Altserbien tätig war, und daß die Niederschrift um 1730 in Belgrad erfolgte. Die Angaben Gerhard Gesemanns werden durch diese Forschungsergebnisse P.s berichtigt. F. V.

**Pavlović, Milivoj: Primeri istoriskog razvitka srpskohrvatskog jezika** (Beispiele der historischen Entwicklung der serbokroatischen Sprache). Belgrad, Verlag „Naučna knjiga“ 1956. 224 S.

Da St. Novakovićs „Primeri“ auch antiquarisch kaum mehr aufzutreiben sind, war eine Chrestomathie zur serbokroatischen Sprachgeschichte seit langem ein dringendes Bedürfnis. Nun hat P., der früher in Skopje, heute an der Philosophischen Fakultät in Neusatz wirkt, mit seinem neuen Buch, das zunächst für Höhere Pädagogische Schulen gedacht ist, ein auch für Seminarübungen an ausländischen Universitäten willkommenes Hilfsmittel geschaffen. Auf S. 5—24 wird ein kurzer Überblick über die Entwicklung der skr. Sprache geboten. Dann folgen ausgewählte und mit den notwendigsten Anmerkungen versehene Textproben (I) der alten kirchenslawischen Literatur, (II) aus Denkmälern in der Volkssprache, vor allem Urkunden, (III) aus der volkssprachlichen Literatur des 16.—18. Jh.s, (IV) Mundartproben, (V) Beispiele aus der Epoche der Ausbildung der neuen Schriftsprache. Die Beispielsammlung wird durch eine größere Anzahl von Reproduktionen älterer handschriftlicher und Drucktexte ergänzt. Im Mittelpunkt der Auswahl steht der Gesichtspunkt der modernen, d. h. štokavischen Schriftsprache. Daher wird z. B. die kajkavische Schriftsprache nicht berücksichtigt, obwohl dies — ebenso wie die Darbietung umfangreicherer Abschnitte aus älteren Denkmälern oder eine Vermehrung der westlichen Mundartproben — für die Zwecke unseres slawistischen Übungsbetriebes erwünscht gewesen wäre. Vielleicht ließe sich das eine oder andere bei einer wahrscheinlich sehr rasch fälligen Neuauflage dieser im ganzen begrüßenswerten Auswahl — sei es auch auf Kosten der Textproben aus neueren Literaturdenkmälern — nachholen.

München

A. Schmaus

**Filipović, Vladimir: Filozofija Renesanse i odabrani tekstovi filozofa** (Philosophie der Renaissance u. ausgewählte Texte aus den Philosophen). Agram, Matica Hrvatska 1956. 302 S.

Als Band III der von der Matica Hrvatska herausgegebenen „Philosophischen Chrestomathie“ legt der bekannte Agramer Philosophiehistoriker eine Auswahl

aus Erasmus, Machiavelli, Paracelsus, J. Böhme, Thomas More, Campanella, Grotius, Montaigne, Giordano Bruno (von verschiedenen Mitarbeitern übersetzt) vor. Einbezogen ist auch, obwohl zeitlich später liegend, der bedeutendste kroatische Vertreter der Naturphilosophie, Rudjer Josip Bošković, von dessen *Theoria philosophiae naturalis* (1663) V. Gortan den ersten Teil übersetzt (S. 291—299).

Der Textauswahl schickt F. einen sehr ausführlichen Überblick der Philosophie der Renaissance voran (S. 5—132). Es ist besonders zu begrüßen, daß in einem besonderen (XIV.) Kapitel (S. 115—128) die kroatischen Renaissancedenker behandelt sind, die infolge der Ungunst der Verhältnisse in der Heimat meist gezwungen waren, in der Fremde (Italien, Frankreich) zu wirken. Eine eingehendere Charakteristik wird den Neuplatonikern Juraj Dragišić (Benignus), Benko Benković und — als dem bedeutendsten — Franjo Petrić (Patritius), vor allem seiner „Nova philosophia“ zuteil. Als ausgeprägter Vertreter humanistischen Denkens in Dubrovnik erstet Nik. Gučetić (Gozza). Es folgen die „Aristoteliker“ Grgur Budisalić, Georgius Raguseus und Antun Medo (Medus Callosius). Einen eigenen Abschnitt erhält der Dichter Marko Marulić wegen der eigenartigen „Synthese von Stoizismus, Platonismus und Christentum“ in seinen lateinisch abgefaßten, in Europa immer wieder neu aufgelegten moralphilosophischen Werken. Vlačić (Flacius Illyricus) ist hinlänglich aus der Geschichte der deutschen Reformation bekannt. Als großer Vertreter der Naturphilosophie, besonders als Begründer der dynamistischen Atomlehre, erhält schließlich Rudjer Bošković den verdienten Ehrenplatz in dieser Galerie kroatischer Denker, die ihr Teil zur Entwicklung des neuzeitlichen philosophischen Denkens beigesteuert haben.

Die Darstellung ist bei aller Knappheit und Beschränkung auf das Wesentliche sehr klar und vermittelt ein wohl abgewogenes und in bezug auf die Hauptströmungen wie die einzelnen Denker hinlänglich differenziertes Gesamtbild.

München

A. S c h m a u s

**Kreševljaković, Hamdija: Čizmedžijski obrt i stara gradjanska obuća u Bosni i Hercegovini (1489—1946)** (Das Schuhmachergewerbe und das alte bürgerliche Schuhwerk in Bosnien und der Herzegowina, 1489—1946). In: Naučno društvo NR Bosne i Hercegovine, Radovi III, Odelj. istor.-filol. nauka, knj. 2. Sarajevo 1955. S. 81—142, franz. Zusammenfassung S. 142—144.

K., dessen unermüdlichem Arbeitseifer wir zahlreiche Beiträge zur Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte Bosniens und der Herzegowina während der Türkenherrschaft verdanken — erinnert sei an seine „Zünfte und Handwerke“ (1935), die wichtige Abhandlung über die „Kapitanate“ (vgl. oben S. 220), die Neuauflage der Monographie über die türkischen öffentlichen Bäder — behandelt hier auf Grund eines reichen archivalischen, durch eigene Umfragen ergänzten Materials ein wichtiges Gewerbe, die Verfertiger des in türkischer Zeit gebräuchlichen städtischen Schuhwerks, das besonders seit der Okkupation zunehmend durch das europäische Schuhwerk verdrängt wurde. Geschildert werden Zunftorganisation, soziale und wirtschaftliche Verhältnisse, die Zugehörigkeit der Č. zu den Janitscharen, ihre Teilnahme an Kriegen und Unruhen, bekanntere Č.-Familien. Es folgen genaue Angaben über Werkstätten, Münzen, Maße und Gewichte, über Arbeitsmaterial, Werkzeug, Arbeitsweise, Erzeugnisse und Vertrieb. Wie in seinen früheren Arbeiten widmet K. auch hier der Terminologie seine besondere

Aufmerksamkeit. Zusammenfassend ist S. 140—142 ein Verzeichnis der Fachwörter — meist handelt es sich um Lehnwörter orientalischen Ursprungs — angefügt.

München

A. Schmaus

**Mazedonische Märchen und Fabeln.** Ausgewählt, verdeutscht und mit einem Nachwort von George S. Martin. Wiesbaden, Der Greif, o. J. 202 S.

Insgesamt 36 Nummern, vor allem Tiermärchen und Fabeln, aus dem reichen mazedonischen Volkserzählgut, wie es K. Šapkarov, M. Cepenkov u. a. zusammengetragen haben. Wie ein Vergleich mit den Originalen (nach Makedonski narodni prikazni, II izdanje, red. Krum Tošev i Vasil Iljoski. Skopje 1951) ergab, ist die Übersetzung im allgemeinen sinngetreu und gut lesbar, obwohl sie sich gelegentlich größere syntaktische Freiheiten erlaubt und auch gewisse lexikalische Ungenauigkeiten und Fehler aufweist. Um ein vollständiges Bild der Themenkreise und des volkstümlichen Phantasieschaffens zu geben, müßten die Wundermärchen und vor allem die sog. „Legenden“ stärker vertreten sein.

A. Sch.

**Schlosser, Paul: Bachern-Sagen.** Volksüberlieferungen aus der alten Untersteiermark. (Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Band IX), Wien. Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde 1956. 98 S.

Der Wunsch nach einer Sammlung der Volkserzählüberlieferungen aus der historischen Untersteiermark bestand längst. Er war bisher weder hinsichtlich der deutschen noch der slowenischen Sagen, Märchen, Legenden, Schwänke u. dgl. in ausreichender und wissenschaftlich brauchbarer Weise erfüllt worden. So entschloß sich das außerordentlich publikationseifrige Österreichische Museum für Volkskunde in Wien (Univ. Prof. Dr. Leopold Schmidt), das ihm von Sch., einem Wahl-Untersteirer, angebotene Manuskript als Band IX seiner „Veröffentlichungen“ herauszubringen. Schlosser hatte das Material in Jahrzehnten aus deutschem und slowenischem Munde der Bachern-Bewohner gesammelt. Das Manuskript des greisen Sammlers, der kurz vor Erscheinen des Buches im Mai 1956 starb, befand sich von Anfang an nicht in dem Zustande, daß es ohne fremde Beihilfe in dieser streng wissenschaftlichen Buchreihe hätte erscheinen können. Die Sagen, Märchen, Legenden, Räubergeschichten, Schwänke usw. waren vom Sammler durchwegs in deutscher Sprache niedergeschrieben worden; er war des Slowenischen nicht vollkommen mächtig, mußte sich also auch jenen bedeutenden Anteil am Erzählgut, der beiden Völkern in diesem jahrhundertealten Durchdringungsgebiet der ostalpinen Volkskultur slawischer und germanischer Prägung zugehört, deutsch vorerzählen lassen. Frau Dr. Elfriede Moser-Rath, München, eine erfahrene Erzählforscherin, kommentierte das Gesammelte mit knappen, aber zunächst für den deutschen Bereich ausreichenden Angaben. Soweit es Raum und zugängliche Literatur gestatteten, sind auch Kurzhinweise auf slowenische Sammlungen beigelegt. Im Großen und Ganzen aber ist der slowenischen Fachforschung bewußt nicht vorgegriffen, sondern lediglich dem deutschen Leser ein weiterführender Hinweis in der Motiven-Zuordnung, Legenden-Anknüpfung, Typen-Verbreitung usw. gegeben. Ein ausführliches Register (M.

Kundegrabner, Wien) und eine Liste der „Gewährsleute der mündlichen Überlieferung“ ist beigegeben. Aus ihr ersieht man doch (ohne im völkischen Mischgebiet die Bedeutung der Familiennamen für die nationale Zuordnung überschätzen zu wollen), daß es sich um Erzählgut handelt, das nicht in jedem einzelnen Falle klar nach deutsch oder slowenisch zu bestimmen ist, wenngleich das slawische Eigengut darinnen dominiert.

Der unbestreitbare Wert dieser Publikation liegt darin, daß damit (von rein volkstümlichen Sammlungen abgesehen wie z. B. Josip Brinar, *Pohorske bajke in povesti*, Laibach 1933; Jože Tomažič, *Pohorske pravljice*, Laibach 1942; *Pohorske bajke*, ebenda 1943; *Pohorske legende*, ebenda 1944) ein erster Versuch einer regionalen Erzählgutsammlung aus einem Teil der historischen Untersteiermark vorgelegt ist, der einen Einblick in die Volkskultur des Bachern-Gebietes (freilich nicht des ganzen, sondern mehr des nordöstlichen) gibt, wie er lange erwünscht war.

Leider scheint der zeitliche Abstand von den Ereignissen der letzten Jahrzehnte, die dieses Gebiet schwer in Mitleidenschaft gezogen hatten, noch nicht groß genug, um die Herausgabe einer solchen Sammlung allseits begrüßenswert erscheinen zu lassen. Manche Formulierungen in den Einleitungskapiteln von Sch. und im Vorwort von L. Schmidt, wobei es um die Frage des Kontinuitätsanspruches der heutigen österreichischen Forschung in den bis 1918 zu Alt-Österreich gehörigen, nicht deutschsprachigen Gebieten geht, riefen auf slowenischer Seite eine außergewöhnlich scharfe Reaktion hervor, die das Büchlein in ein Spannungsfeld stellt, in das es nicht gehört und vom verstorbenen Sammler zu stellen gewiß nicht etwa beabsichtigt war. Aus dieser Polemik, die nur mittelbar mit dem wissenschaftlichen Wert des Buches zu tun hat, liegen slowenischerseits bisher vor: Bogó Těplý, *Slovenske pohorske pripovedke v nemški preobleki* (Zeitung „Večer“, Marburg/D., Nr. vom 12. I. 1957, S. 7); Franjo Baš, *Pohorske pripovedke*. (Zeitschrift „Naša sodobnost“, V. Jg., Laibach 1957, Nr. 1, S. 89—92); Ivan Grafenauer im „Glasnik inštituta za slovensko narodopisje“, Jg. I, Nr. 2, S. 8 f. und Niko Kuret, ebenda S. 9. Eine kritische Rezension dieser „Bachern-Sagen“ von Seiten der slowenischen Volkskunde und Erzählforschung wird von Milko Matičetov voraussichtlich in Bd. XI, 1958, des „Slovenski Etnograf“ erscheinen.

Graz

Leopold Kretzenbacher

**Grafenauer Ivan: Zmaj iz petelinjega** (Der Drache aus dem Hahnen-Ei). Razprave (Dissertationes) der Slowenischen Akademie der Wissenschaften, II. Abteilung (Philologie und Literatur), 11. Abhandlung, Laibach 1956. 24 S.

In einer Vielzahl von (besonders nordost-) slowenischen, ostalpendeutschen (steirisch-kärntnischen) und kajkawisch-kroatischen Varianten ist die (schon bei Valvasor, *Ehre des Herzogtums Krain*, 1689, I/4,21 begegnende) Mythe vom Drachen verbreitet, der im Erdinnern aus einem Hahnen-Ei entschlüpft, von der Natur selbst vergeblich bedroht wird und mit natürlichen Mitteln auch nicht vernichtet werden kann, so sehr er der Menschheit ein Schrecken ist. Erst dem Zauberer (Student der Schwarzen Schule u. dgl.) gelingt dies Rettungswerk. Verf. setzt diesen Sagentypus zur Mythe vom „Himmelhahn“ bei den Slowenen in Verbindung, einer Variante des Paradies-Sündenfall-Mythus. Der Himmelhahn

(= die Sonne) ist es, dessen Ei die Erde erst fruchtbar machte und den Menschen das paradiesische Leben ermöglichte, das sie durch den Sündenfall verscherzten. Mythengeschichtlich möchte Verf. diesen Himmelshahn als den „totemistisch solarisierten lunaren Hellmond-Kulturheros der Altpflanzer als Gehilfen des Höchsten Wesens“ interpretieren. Mithin wäre das in den südostalpin-slowenisch-kroatischen Fassungen begegnende Hahnen-Ei schon ein potenzieller Drache, eine Anschauung, die Verf. durch völkerkundliche Parallelen zu stützen unternimmt.

Graz

Leopold Kretzenbacher

**Köster, Kurt: Neußer Pilgerzeichen und Wallfahrtsmedaillen.** Ein Beitrag zur Geschichte der Quirinus-Verehrung. Neußer Jahrbuch für Kunst, Kulturgeschichte und Heimatkunde 1956. Neuß, Gesellschaft für Buchdruckerei 1956. S. 15—28, mehrere Abb.

Die im Original — bis auf ein einziges Exemplar — heute verlorenen Pilgerzeichen von der Wallfahrt zum hl. Quirinus von Neuß versucht der Verf. in den Abgüssen auf Glocken wiederzufinden, darunter vielleicht auch auf drei Glocken aus Slowenien (Gegend von Weichselburg, Cilli und Laas; vom Verf. irrtümlich als „adriatisches Küstengebiet“ bezeichnet). K. verweist dabei auf die zahlreichen Aachenfahrten slowenischer Pilgerscharen. Die Städte Laibach und Krainburg stifteten 1495 im Aachener Münster sogar einen eigenen „Slowenenaltar“ zur seelsorgerischen Betreuung ihrer Landsleute.

B. S.

**Gušić, Marijana: Commentary on the exhibited material.** Agram, Verlag des Ethnographischen Museums 1955. 207 S., 46 Taf.

Nun ist auch im Spätsommer 1956 (Verlagsjahr 1955) die englische Ausgabe des SOF XV 613 f. besprochenen Werkes erschienen. Sie enthält beinahe den vollen Inhalt der kroatischen Ausgabe. Es fehlen nur relativ wenige Exkurse in Spezialfragen der kroatischen Archäologie und der Etymologie. Die äußere Aufmachung (geschmackvoller Halbleinenband; sehr hübsche Schutzhülle mit Graphik von Melitta Bošnjak, die auch die Zeichnungen nach kroatischen Stickereimustern verfertigte; hervorragender Lichtbildteil) sind auch in der englischen Ausgabe geblieben, die nun das Interesse einer breiten wissenschaftlichen und touristischen Öffentlichkeit in den westlichen Ländern auf die Kostbarkeiten Kroatiens in seinem Volkskundemuseum lenken wird. Es wäre dieser englischen Ausgabe ein voller Erfolg zu wünschen, der dann die Direktion des Ethnographischen Museums ermutigen könnte, auch eine deutsche auf den Buchmarkt zu bringen. Dies umso mehr, als ein hoher Prozentsatz der Besucher des Museums aus Deutschland, Österreich und der deutschsprachigen Schweiz kommt und die Erforschung der südslawischen Volkskultur im allgemeinen und jene der slowenischen und kroatischen im Besonderen immer sehr von der deutschsprachigen Wissenschaft, vorab von jener Österreichs betrieben wurde und wird.

Graz

Leopold Kretzenbacher

**Bezljaj France: Slovenska vodna imena** (Die slowenischen Gewässernamen), I. Del (A—L). (Academia Scientiarum et Artium Slovenica, Classis II: Philologia et Litterae, 9; Institutum Linguae Slovenicae, 6). Laibach 1956. 365 S.

Gelände und Siedlungen zeigen bei ihrer Benennung praktisch unbegrenzte Möglichkeiten, während der Bezeichnung von Gewässern rein bedeutungsmäßig doch gewisse Schranken gesetzt sind. Außerdem bieten die Gewässernamen, insbesondere die Namen der größeren Flüsse, meist ein recht altertümliches Wortgut. Aus diesen Gründen habe ich seinerzeit bei der Bearbeitung der geographischen Nomenklatur des Sawe-Bereiches die Behandlung der Hydronymie vorangestellt. Das für Kroatien-Slawonien reiche Quellenmaterial legte den Gedanken nahe, die Untersuchung mit dem mittleren Sawebecken zu beginnen<sup>1)</sup>. Den Sawe-Oberlauf hatte ich von Anfang an einem Slowenen zugedacht, da für dieses Gebiet außer der Vertrautheit mit dem Gelände auch noch besondere Kenntnisse in den slowenischen Mundarten erforderlich sind. Ein Bearbeiter des slowenischen Sektors hat sich nun in Ramovš's Schüler B. gefunden, der — im Anschluß an meine Methode und Darstellungsweise — die Gewässernamen Sloweniens untersucht und eben die erste Hälfte seiner Studien vorgelegt hat, deren Fortsetzung bald erscheinen soll.

Verf. weist in einer knappen Einleitung (S. 5—17) auf die Bedeutung der Gewässerbenennungen im allgemeinen und besonders auf die Namen der größeren Flüsse hin, in deren Talschaften ja die Anfänge der Besiedlung gesucht werden müssen. Alle größeren Flüsse auf dem westlichen Balkan führen vor-slawische Namen (vgl. Drava, Sava, Kupa usw.), d. h. sie müssen bereits vor der Slaweninvasion im 7. Jh. existiert haben und von den slawischen Einwanderern einfach übernommen und z. T. noch lautlich umgestaltet worden sein. Diese ältesten Namen bilden eine besondere Schicht, die in einem weiteren Rahmen in Zusammenhang mit der thrakisch-illyrischen Hydronymie gesehen werden muß, und B. tut deshalb gut daran, wenn er deren Aufhellung den Spezialisten überläßt. Für die Benennungen kleinerer Gewässer stellt Verf. enge Beziehungen zu den Flur- und Ortsnamen fest, wie ich sie bereits für den mittleren Sawelauf nachgewiesen habe. So fungieren Flur- und Siedlungsnamen sekundär oft auch als Gewässernamen. B. hat ein sehr reiches Material aus Karten zusammengetragen und durch eine systematische Heranziehung der gedruckten Quellen für die ältere Zeit (bis ca. 1500) historisch unterbaut und erweitert. Dieses Material wird durch zahlreiche Namenparallelen aus den andern slawischen Sprachen gestützt. Verf. legt mehr Wert auf eine möglichst reiche Dokumentierung, als auf die Etymologie und man kann diese Zurückhaltung nur begrüßen, weil es wenig Sinn hat, für jede Namensform um jeden Preis eine Erklärung aufzutischen, solange nicht wenigstens der gesamte Namenschatz Sloweniens gesammelt ist und überschaut werden kann. Der Grundsatz, auf einem längst slawisch besiedelten Gebiete in erster Linie vom slawistischen Gesichtspunkt an das Namengut heranzutreten, kann nur gebilligt werden. Wo ansprechende und mit eventuellen historischen Angaben in Einklang stehende Namendeutungen aus dem Slawischen möglich sind, hat es keinen Zweck, fremden Ursprung anzunehmen. In diesem Zusammenhang warnt B. auch davor, mit deutschen Namen zu rechnen für Gebiete, in welchen die germanische Besiedlung erwiesenermaßen der slawischen erst gefolgt ist. Für eine Anzahl von Namen ist romanische Herkunft wahrscheinlich, doch fehlt für eine endgültige Entscheidung in mehreren Fällen das altromanische Vergleichsgut.

<sup>1)</sup> Studien zur Hydronymie des Sawesystems, 3 Teile (Budapest 1939—1941). Die Untersuchung war während der Kriegsjahre unterbrochen; sie wird aber fortgesetzt und soll in absehbarer Zeit zum Abschluß kommen.

Auf S. 35—365 wird die erste Hälfte eines Lexikons der slowenischen Gewässernamen (A—L) in alphabetischer Reihenfolge geboten. Man könnte eine solche Anordnung des Stoffes mechanisch nennen, aber sie ist jedenfalls übersichtlich, ermöglicht eine rasche Orientierung über jeden einzelnen Namen und hält zudem etymologisch Zusammengehöriges beisammen. Sie bleibt auch die unerläßliche Vorstufe für eine spätere siedlungsgeschichtliche Bearbeitung des slowenischen Raumes. Für die Aufhellung der Gewässernamen zieht Verf. nicht nur die slowenische Literatursprache und die Mundarten, sondern auch den Wortschatz der übrigen slawischen Sprachen heran. Die etymologischen Erklärungen sind zuverlässig und geben nur in sehr seltenen Fällen Anlaß zu einer Diskussion. Die Untersuchung B.s bildet einen maßgebenden Beitrag zur slawischen Hydroonymie und es bleibt zu hoffen, daß Verf. die Ergebnisse seiner wertvollen Studie durch ein ausführliches Résumé in einer westlichen Weltsprache einem größeren Interessenkreis zugänglich mache.

Bern

Ernst Dickenmann

**Grafenauer Ivan: Arhivni doneski k podobi Slomška pedagoga** (Urkundliche Beiträge zum Bild Slomšeks als Pädagogen. Razprave (Dissertationes) der Slowenischen Akademie der Wissenschaften, Abtlg. II, Philologie und Literatur, 7. Abhandlung. Laibach 1956. 87 S.

A. M. Slomšek (1800—1862), der sicher zu den bedeutendsten Persönlichkeiten des slowenischen Volkes gehört, wird hier auf Grund einer überraschend großen Anzahl neugefundener Archivalien in seinem zähen und zielbewußten Ringen um die Erziehung des schriftunkundigen slowenischen Volkes gezeigt, als er als Domherr und Schulaufseher im Bereiche jener Diözese Lavant wirkte, zu deren Fürstbischof der 46jährige 1846 trotz so vieler Hinterhältigkeiten der Zensur und einzelner Männer des damaligen steirischen Guberniums aufstieg. Verf. gliedert die umfangreiche Studie, der Originaltexte bzw. Auszüge der neugefundenen Akten beigegeben sind, in drei Abschnitte: 1. Slomšek und die „Navodi“ (Anleitungen) für Sonntagsschulen. Hier geht es um die einst vielumstrittene Verfasserschaft des „Navod za nedelske šole“ (Anleitung für die Sonntagsschulen), die ja allein Unterricht in der slowenischen Muttersprache, eine Grundforderung Slomšeks, gaben. Die Neuinterpretation einer Tagebuchstelle bei Slomšek läßt nunmehr den damaligen Direktor der Normalschule Cilli, Simon Rudmaš, als Verfasser gesichert erscheinen, dem Slomšek viele Lieder und Eigenbearbeitungen von Lesestücken überließ, während Peter Musi bei der Zusammenstellung mitwirkte (Ausgabe 1830). — 2. Die Wirklichkeit in Slomšeks „Blaže in Nežica“ (1842) und sein „Dolensko“ (Unterland). Es zeigt sich, daß Slomšek unter „Dolensko“ nicht Unterkrain, sondern seine eigene untersteirische Heimat, das slowenische Unterland gemeint hat, womit die anderen Interpretationen des Volksbüchleins von „Blasius und Agnes in der Sonntagsschule“ hinfällig sind. — 3. Slomšek und die Studienhofkommission. In diesem Abschnitt zeichnet der Verf. den Zensurbehördenkampf gegen Slomšeks Plan zur Herausgabe geeigneter Volksbücher, den er 1835 gefaßt und 1845 mit einer Eingabe um Bewilligung zur Gründung eines statutären Vereins zur Herausgabe guter slowenischer Volksbücher beim Lavanter Ordinariat eingereicht hatte.

Graz

Leopold Kretzenbacher

**Meier, Paul J.: Der sozialistische Wohlfahrtsnationalstaat als Spätform der industriellen Produktionsgesellschaft** (Die föderative Volksrepublik Jugoslawien). Keller-Verlag Aarau 1956. 64 S.

Eine Broschüre voll kluger und nachdenklicher Gedanken über das Werden des sozialistischen Staats in Jugoslawien unter der Herrschaft der kommunistischen Partei. Wenn nicht alles überzeugt oder trifft, wenn auch die Abstraktion und Systematik nicht durchaus gelungen ist, darf dem Verf. zugute gehalten werden, daß er nicht mehr als einen Versuch bieten konnte. Die Ausführungen über die Fortbildung, Einschmelzung, Wandlung der Bewußtseinshaltungen zu dem verpflichtenden „Gesellschaftsbewußtsein“ und seinem Verhältnis zur Herrschaft scheinen mir das Kernstück. Die darin eingeordnete Soziologie der technischen Volksbildung bringt schmerzlich zum Bewußtsein, wie weit wir noch von einer umfassenden Theorie dieses wichtigen Teils der sozialistischen Wirklichkeit entfernt sind. Man bedauert, daß der Verf. nur die Entwicklung des Partisanenstaats deduziert, die Gegenkräfte und geschichtlichen Bildungen aber bloß als Objekte sieht.

Dortmund

Gunther Ipsen

**Keller, Paul Anton: Väterheimat zwischen Drau und Sann.** Ein Buch der Erinnerung. Wien, Eduard Wancura Verlag 1956. 248 S. mit zahlr. Taf. in Kupfertiefdruck.

Der Verf., ein bekannter steirischer Schriftsteller, bietet ein für weitere Kreise bestimmtes Erinnerungsbuch an die einstige Untersteiermark, an die „Väterheimat zwischen Drau und Sann“ (richtiger wäre „Sawe“, denn auch das einst südlichste Gebiet der Steiermark um Rann a. d. Sawe ist mit einbezogen). In erster Linie ist es die untersteirische Landschaft, deren Wesen der Verf. in hervorragender Weise liebevoll zu schildern versteht, wobei reichlich Geschichtliches und Volkskundliches (viele Sagen) eingestreut ist. Insbesondere die Städtebilder bieten kleine historische Monographien, für die der Verf. das oft weitverstreute Material aus Muchar, Pirchegger, Luschin-Ebengreuth u. a. zusammengetragen hat. Manchmal freilich auch — zum Glück nicht oft — aus so trüben Quellen, wie aus dem schon bei seinem Erscheinen (1895) völlig unbrauchbaren Buch von J. Felsner über Pettau, das als Quelle für die römische Geschichte die kuriose Geschichtsklitterung des biedereren Haidiner Pfarrers Georg Hauptmann aus dem 17. Jh. (!), dem „Chronicon seu commentarius historicus Pettoviensis“, benutzt hat. So kommt es, daß gerade bei der Schilderung dieser bedeutendsten Römerstadt der einstigen Steiermark, deren Geschichte heute doch schon einigermaßen bekannt ist, dieses Machwerk aus der Barockzeit fröhliche Urständ feiert. Hätte der Verf. diese Partien seines Buches von einem Fachmann durchsehen lassen, hätten sich solche Schönheitsfehler in dem an sich so schönen und mit guten Abbildungen ausgestatteten Erinnerungswerk, dem leider auch ein Inhaltsverzeichnis mangelt, vermeiden lassen. Als Beigabe bringt das Buch einen Ausschnitt aus der G. M. Vischerschen Karte der Steiermark vom Jahre 1678.

Graz

Balduin Saria

## V. Rumänien

**Studii și cercetări de istorie veche** (Studien und Untersuchungen zur alten Geschichte). VI. Jg. Bukarest, Verlag der Rumänischen Akademie der Wissensch. 1955. 958 S. m. zahlr. Abb. u. Taf.

Im 1. Halbband bringt C. S. Nicolăescu-Plopșor (S. 7—39) zunächst einen Überblick über die Erforschung des rumänischen Paläolithikums in den letzten vier Jahren, wobei insbesondere die Höhlenfunde von Baia de Fier wichtig sind. E. Comșa berichtet (S. 41—52) über die Ergebnisse einer Versuchsggrabung in der neolithischen Station von Dudești. Eingehend beschäftigt sich auch R. Vulpe (S. 53—93) mit den Problemen des Neolithikums im Raum zwischen den Karpaten und dem Dnjepr u. zw. ausgehend von den Funden von Izvoare (Precucuténienne bis Cucuteni A). Dabei wird vor allem auch die Frage der Herkunft der bemalten Keramik von Cucuteni erörtert. Gleichfalls der jüngeren Steinzeit gehört das doppelköpfige weibliche Idol von Rast (Reg. Craiova) an, über das V. Dumitrescu (S. 95—118) berichtet. Es hat seine Parallelen in Vinča, insbesondere aber in Vorderasien (Zypern, Kültepe). In seinem Beitrag über Burebista und die Kelten im mittleren Donaauraum kommt M. Macrea (S. 119—36) im Gegensatz zu R. Paulsen und A. Alföldi zu dem Ergebnis, daß die Kämpfe des Dakerkönigs mit den Boiern und Tauriskern gegen das J. 60 v. Chr. zu stattfanden. Im Zuge der Vorarbeiten für ein Corpus der Inschriften von Istros untersucht D. M. Pippidi (S. 137—58) nochmals eingehend das Dekret des Laberius Maximus, das seinerzeit V. Pârvan (Histria IV 556 ff.; jetzt am besten im Suppl. Epigr. I 329) veröffentlicht hat, und behandelt im Zusammenhang damit mehrere wichtige Fragen, wie die Ausdehnung des Stadtbezirkes von Histria, die Chronologie der Statthalter von Moesia Inf. unter Claudius und Nero, die Organisation des Publ. Portorium Illyrici und des Portorium ripae Thraciae usw. „Numismatische Beiträge zur Geschichte der dako-getischen Stämme in der Moldau in der zweiten Hälfte des 2. Jhs n. Chr.“ bringt B. Mitrea (S. 159—77). P. Năsturel kommt (S. 179—88) auf die bei Theophyl. Simocatta und Theophyl. d. Bekenner zum J. 586 überlieferte Szene zurück, in der von einem Maultiertreiber die Worte „torna, torna, fratre“ gebraucht werden, die man als ältestes Zeugnis der sich bildenden rumänischen Sprache aufgefaßt hat. Gegenüber der von anderer Seite geäußerten Vermutung, daß es sich hierher lediglich um Ausdrücke der spätrömischen Militärsprache handle, vertritt der Verf. die Meinung, daß die Worte dem Ostromanischen entstammen, aus dem sich das Rumänische entwickelte. J. Barnea veröffentlicht (S. 189—97) eine Bleibulle des *πομπένναρχος* *Πωσίας* Michael, in dem der Verf. den Metropolen Michael von Kiew sieht. Werner Peek erläutert und ergänzt ein griechisches Epigramm aus Istros (S. 199—206). Den Abschluß des Halbbandes bildet ein Bericht über die bulgarische archäologische Forschung im letzten Dezennium von Kr. Mijatov (S. 207—15).

Der 2. Halbband dieser Zeitschr. wird eingeleitet von einem Beitrag D. M. Pippidis (S. 355—383) über den bekannten Legaten von Untermoesien, Tiberius Plautius Aelianus, dessen Wirken uns durch zwei wichtige Inschriften (CIL XIV 3608 und Dittenberger, Syll. Inscr. Graec. I 329) genauer bekannt ist. Im Gegensatz zu V. Pârvan setzt P. die Legatur ungefähr in die Jahre 56—67 n. Chr. Den Passus „per quem pacem provinciae et confirmavit et protulit“ auf

der Inschrift des Mausoleums von Ponte Lucano möchte P. in dem Sinne auffassen, daß es sich hier nicht um eine tatsächliche Ausweitung der Grenzen des römischen Reiches handle, sondern nur um eine Befriedung des der Provinz vorgelagerten Gebietes. Schließlich will der Verf. die ebenfalls in der lateinischen Inschrift erwähnte Expedition nach dem von den Skythen bedrängten Taurischen Chersonnes als eine durch eine „Flottendemonstration“ unterstützte diplomatische Aktion werten. E. Condurachi veröffentlicht (S. 385—390) einen frühhellenistischen Bronzekopf, vielleicht eine Niobide, der 1938 in Bukarest erworben wurde. Den umfangreichsten Teil des Bandes nehmen die verschiedenen Grabungsberichte ein. Es kann hier nicht im Einzelnen auf das reiche Material eingegangen werden, das die rumänischen Grabungen zutage gefördert haben. Es reicht zeitlich vom Paläolithikum bis ins hohe Mittelalter. Hingewiesen sei nur auf den von R. Vulpe erstatteten Bericht (S. 515—537) über die Grabungen in Histria, die u. a. auch eine frühchristliche Basilika freilegten. Zu den hier gefundenen Bruchstücken einer Altarmensa wäre jetzt die schöne Arbeit von A. A. Barb im *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes* Vol. XIX, 1956, 40 ff. zu vergleichen. Erwähnt seien ferner auch die Grabungen auf dem Gebiet des alten Dinogetia (Garvăn, Reg. Galatz) mit spätantiken Befestigungen (S. 713—752) sowie auf die mittelalterlichen Funde von Suczawa (S. 753—818) und Piatra-Neamţ (S. 819—842). In den Mitteilungen bringen Z. Székely Beiträge zur Chronologie der Bronzezeit in Siebenbürgen (S. 843—863) und D. und V. Popescu zum Schatzfund von Ostrovul Mare (S. 865—881; 33 gold. Phalerae etwa aus der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr.). J. J. Russu gibt (S. 883—888) Berichtigungen zur Sklaveninschrift CIL III 1610 aus Petrid und D. M. Pippidi zu einem Ehrendekret aus Histria, das V. Pârvan erstmals in der „Dacia“ veröffentlicht hatte (S. 889—895). Polemiken von H. Dumitrescu mit Behrens über die Verwandtschaft der Trichterbecher-Kultur mit Cucuteni-Tripolie (S. 913—923) und Vl. Dumitrescu mit D. Berciu in der Frage der „Pferdekopfszepter“ (S. 925—936) sowie ein kurzer Besprechungsteil beschließen den reichhaltigen zweiten Halbband.

B. Saria

**Studii şi materiale de istorie contemporană** (Academia Republicii Populare Romîne. Institutul de istorie). Bukarest, Editura Academiei Republicii Populare Romîne 1956. 321 S.

Die neue, von Eliza Campus und N. Fotino geleitete Zeitschrift behandelt die Zeit seit 1918. Eine Studie von V. Liveanu behandelt den Vertrag von Buftea (5. März 1918) (S. 5—65), Simon Fuchs „Die Lage der Forstwirtschaft und die Kämpfe der Forstarbeiter zu Beginn der Wirtschaftskrise 1929“ (S. 109—55), Teodor Necşa das Einströmen westlichen Kapitals nach Rumänien 1929—33 (S. 157—83) und M. Rusenescu die Wiederherstellung der rumänisch-sowjet-russischen diplomatischen Beziehungen 1934 (S. 185—213). Neues Material enthält auch der Aufsatz von E. Campus über die rumänische Außenpolitik im Oktober 1938 — April 1939 (S. 215—76). Überhaupt fußen die meisten Artikel des Bandes auf archivalischem Material. Der Wert der Zeitschrift wird dadurch beträchtlich erhöht. Doch wären Zusammenfassungen in deutscher oder französischer Sprache dringend erwünscht.

F. V.

**Studii și cercetări lingvistice** (Studien und Untersuchungen zur Sprachwissenschaft). V. Jg. 1954. Bukarest, Academia R.P.R., Institutul de Lingvistică 1954. 444 S.

Die vorliegende Zeitschrift erscheint seit 1950 und ersetzt alle früheren rumänischen Zeitschriften dieses Faches wie: *Langue et Littérature*, *Bulletin Linguistique*, *Dacoromania* und *Buletinul Al. Philippide*. D. Macrea bringt einen „Beitrag zum Studium des Grundwortschatzes der rumänischen Sprache“ und revidiert und korrigiert dabei seine früheren Arbeiten. Er gibt eine Statistik des rumänischen Wortschatzes und billigt die im vorigen Jahrhundert von A. de Cihaac aufgestellte Statistik, wonach  $\frac{1}{5}$  des rumänischen Wortschatzes lateinischen und  $\frac{2}{5}$  slawischen Ursprungs seien. M. analysiert auch den Wortschatz der Gedichte Eminescus und stellt fest, daß dieser 48,68% lateinische und nur 16,81% slawische Wörter enthält. Im Umlauf befinden sich beim Dichter 83% lateinische und 6,93% slawische Wörter.

E. Petrovici analysiert die Etymologie des Ortsnamens „Doftana“ mit seinen verschiedenen Formen und die des mundartlichen Wortes „dohot“ (Teer). Der Verf. benutzt zwei Karten des rumänischen Sprachatlases, bei dessen Herausgabe er mitgewirkt hatte, die aber in der jetzigen Form ohne die Ost- und Nordostgebiete Rumäniens erscheinen.

Nach J. Bycks Arbeit über den „technischen und wissenschaftlichen Wortschatz des 18. Jh.s“ fand die Vereinheitlichung der rumänischen literarischen Sprache im 18. Jh. statt. Al. Rosetti behandelt die Phonetik und die Phonologie im Lichte des dialektischen Materialismus. Wie er selbst erklärt, handelt es sich hier um seine aktuelle Auffassung dieser Probleme.

Iorgu Iordan schreibt über die literarische Sprache, die nach ihm nicht mit der Schriftsprache identisch sei. In dem Artikel über das Epitheton bei Eminescu gibt T. Vianu eine neue Definition des Epithetons, das der ästhetische Determinant eines Hauptwortes und eines Zeitwortes sei. Er analysiert die verschiedenen Kategorien der Epitheta bei Eminescu. T. Cazacu veröffentlicht einen etwas konfusen Artikel über „das Prinzip der Anpassung im Textbau“. Er will eine psychologische Abhandlung über die Sprache geben. Val. Guțu und Al. Ionașcu besprechen den Band „Moldauische linguistische Probleme“.

Im zweiten Halbband der Zeitschrift behandelt die Schriftleitung den in der Akademie erstatteten Bericht über das Wörterbuch der heutigen rumänischen literarischen Sprache. Ein weiterer Akademiebericht über die Korrespondenz der Zeiten stammt von P. Creția. Iorgu Iordan handelt über die Sprache Neculces und hebt dabei einige Eigentümlichkeiten der Sprache dieses großen Chronisten des 18. Jh.s hervor u. zw. auf Grund einer Handschrift desselben in der Akademie. Gh. Bulgăr bringt einen gleichfalls in der Akademie gehaltenen Vortrag „Eminescu über die literarischen Probleme“. Lucia Wald beschäftigt sich mit „einigen Aspekten der heutigen bürgerlichen Sprachwissenschaft“. I. Rizeșcu versucht den Romanisten H. Tiktin und sein Werk zu rehabilitieren. Al. Rosetti polemisiert mit E. Petrovici über einige Probleme der rumänischen Phonetik. Letzterer hatte behauptet, daß es im Rumänischen keine Diphtonge gäbe und daß das Rumänische weiche Konsonanten besitze wie das Russische.

Neben dieser für wissenschaftliche Kreise bestimmten Zeitschrift erschien zwischen 1949 und 1952 auch eine Zeitschrift „Cum vorbim“ (Wie wir sprechen),

die mehr für die breiteren Massen des Volkes bestimmt war. Sie wurde 1952 eingestellt und durch die neue Zeitschrift „Limba română“ ersetzt, die sich jetzt im fünften Jahrgang befindet. Auch sie wird vom sprachwissenschaftlichen Institut der Akademie herausgegeben.

München

Ion Popinceanu

**Klett, Otto [Hrsg.]: Jahrbuch der Dobrudschadeutschen 1957**, Heilbronn, Selbstverlag Otto Klett. 188 S. mit zahlr. Abb.

Kalender haben im Bereich der jungen ostdeutschen Sprachinseln seit jeher eine weit bedeutendere Funktion gehabt als im alten Kulturbereich des Westens. Weit entfernt davon, nur einen billigen Lesestoff für einfache Leute zu bieten, stellten sie gerade in den Anfangsperioden, solange andere Veröffentlichungsmöglichkeiten fehlten, das zentrale Jahrbuch der Volksgruppe und ihrer kulturellen und wissenschaftlichen Arbeit dar. Das Dobrudschadeutschtum, das in der Hauptsache erst in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s durch Zuwanderung aus Bessarabien entstand und damit eine der jüngsten Deutschtumsgruppen ist, und an dessen Erforschung sich vor den Weltkriegen hauptsächlich Binnendeutsche beteiligten, kam erst nach der Umsiedlung, die den landsmannschaftlichen Zusammenhang keineswegs gelöst hat, zur Herausgabe eines eigenen Kalenders, der nunmehr im zweiten Jahrgang erscheint. Mit seinem reichen Inhalt bedeutet er für die kaum 16 000 Menschen umfassende Gruppe eine beachtliche Leistung.

Den ersten Teil bilden, nach einigen Worten über Archiv und Heimatmuseum der Dobrudschadeutschen in ihrer Patenstadt Heilbronn, geschichtliche Aufsätze über einzelne Gemeinden (Atmadscha, Mandschapunar, Konstanza u. a.), vor allem Erinnerungen reichsdeutscher Geistlicher, die früher in der Dobrudscha wirkten. Handelt es sich hier zum Teil um Nachdrucke verschollener Zeitschriftenaufsätze, so bietet die zweite, der Volkskunde gewidmete Aufsatzgruppe wesentlichen neuen Stoff, sei es aus der Erinnerung von Dobrudschadeutschen, sei es aus Aufzeichnungen, die erst in den Lagern und Neusiedlungen in Deutschland gemacht wurden. H. Winter handelt über die Weihnachtsbräuche, Th. Erker über die Jahresfeste in Karamurat, J. Straub und W. Kühn über Oster- und Pfingstbrauchtum, H. Renner in einer allgemeinen volkskundlichen Schilderung vor allem über Hausbau und Wirtschaftsleben, P. Brendel bringt Märchen („Rätsel“) aus Malkotsch usw. Besonders reich ist das Material über die Weihnachtsumgänge, die in drei der genannten Beiträge und noch in zwei weiteren, ihnen ausschließlich gewidmeten von J. Lanz und N. Pieger dargestellt werden. Das Jahrbuch ist damit die umfassendste bisher erschienene Arbeit zur dobbrudschadeutschen Volkskunde, vor allem über das Brauchtum; fast alle seine Aufsätze genügen in Aufnahmetechnik und Darstellung wissenschaftlichen Ansprüchen. Den Beschluß machen statistische Angaben über Zahl, Verteilung und Bevölkerungsbewegung der Volksgruppe.

Auffällig ist die Uneinheitlichkeit in der Schreibung der Ortsnamen. Atmagea steht neben Atmadscha, Malcoci neben Malkotsch usw. Für die künftigen Jahrbücher wäre eine gleichmäßige Regelung, am besten die allgemeine Verwendung der deutschen Rechtschreibung, rätlich.

Hamburg

W. Kuhn

**Haupt, Gh.: Din istoricul legăturilor revoluționare romîno-ruse** (Aus der Geschichte der rumänisch-russischen Beziehungen), 1849—1881. Bukarest, Academia RPR. 1955. 267 S.

An Hand von gedrucktem, aber auch von archivalischem Material (aus Moskau und Bukarest) schildert der Verf. das Eindringen der demokratisch-revolutionären Ideen von Rußland nach Rumänien (S. 54 ff.), den Einfluß der russischen revolutionären Demokraten in Rumänien zwischen 1870—80 (S. 115 ff.), die sozialpolitischen Anschauungen von N. P. Lubcu-Codreanu (S. 194 ff.) und die Anfänge der sozialistischen Bewegung in Rumänien (S. 226 ff.). Eingehend wird u. a. auch die russische revolutionäre Emigration in Rumänien nach 1878 behandelt (S. 234 ff.), der erhebliche Bedeutung für die Verbreitung revolutionären Gedankenguts in Rumänien zukommt.

F. V.

**Nano, F. C.: The first Soviet Double Cross.** In: Journ. of Centr. Europ. Aff. 1952, S. 236—258.

Bericht über Geheimverhandlungen zwischen Moskau und Bukarest über einen Waffenstillstand (Nov. 1943 bis Aug. 1944). Verf., der an den Stockholmer Gesprächen teilgenommen hat, schildert den Verlauf und betont, daß das Mißtrauen Moskaus und das Warten Antonescus auf eine englisch-amerikanische Initiative entscheidende Hindernisse waren.

B.

**Uscătescu, George: Relaciones culturales hispano-rumanas.** Madrid, Centro de estudios orientales 1950. 92 S.

Die Beziehungen der iberischen Halbinsel zu Südosteuropa sind noch viel zu wenig erforscht. U.s Untersuchung ist daher zu begrüßen. Sie füllt eine wesentliche Lücke aus. Der Verf. behandelt zunächst Übereinstimmungen im geschichtlichen Schicksal beider Länder (S. 11 ff.), Einflüsse spanischer Kultur auf Rumänien (S. 19 ff.), rumänische Reisende in Spanien (S. 47 ff.) und das spanische Rumänienbild (S. 59 ff.). Die ersten spanisch-rumänischen Beziehungen ergeben sich unter Fürst Michael dem Tapferen, spanische Literatureinflüsse beginnen im 18. Jh.; die ersten rumänischen Spanienreisenden begegnen uns im 19. Jh. (der erste war Kogălniceanu zw. 1840 und 1845, S. 49 ff.). Genauere Kenntnisse über Rumänien beginnen sich in Spanien nach 1860 zu verbreiten. Im ganzen handelt es sich um spät zustande gekommene Verbindungen. Dennoch sind sie von großer Bedeutung. Ihre Darstellung durch U. ist sehr zu begrüßen.

F. V.

**Haltrich Josef: Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen.**

Jubiläumsausgabe, herausgeg. vom Südostdeutschen Kulturwerk, durchgesehen von Hans-Udo Dück. München, Verlag Hans Meschendorfer, 1956. 260 S. Geb. DM 8.80.

Der glückliche Gedanke, Haltrichs Märchen aus Siebenbürgen beim 100. Geburtstag der ersten Auflage in einer Jubiläumsausgabe neu erscheinen zu lassen, hat der Originalausgabe die sechste Auflage, neben mehreren Auswahlgaben in Deutschland, Österreich und Rumänien, gebracht.

Diese Tatsache bezeugt allein, wie groß die Nachfrage nach diesen entzückenden Märchen noch heute ist. Das Vorwort zu dieser Jubiläumsausgabe hat der Enkel Josefs, Dr. Ludwig Haltrich in Braunau am Inn, geschrieben, der fest-

stellt, daß es in der siebenbürgisch-sächsischen Literatur kaum ein Buch gibt, „das sich noch nach hundert Jahren so lebendig im Volksbewußtsein erhalten hat, wie dieses Märchenbuch, das unsere Kindheit erhellte“.

Die 119 Geschichten, die nun folgen, sind so gereiht, wie sie Josef Haltrich nach dem Vorwort zur dritten Auflage (31. Okt. 1881) selber angeordnet hat. Doch schon in der ersten Auflage (Vorwort vom 6. Febr. 1856) waren die Märchen nicht willkürlich gereiht. „Vorangestellt sind die mit entschieden und sichtbarer mythischer Grundlage, geordnet nach einem Hauptzug ihrer Verwandtschaft, dann folgen die schwankhaften, zuletzt die Kleinkindermärchen, darunter auch einige Tiermärchen.“ Die letzten sind von der dritten Auflage an um 29 vermehrt. Gerade zu diesen Tiermärchen hat Wilhelm Grimm gesagt: „Reiner und volkstümlicher als wir haben die nach Siebenbürgen vor etwa siebenhundert Jahren ausgewanderten Niedersachsen in ihrer Abgeschlossenheit die Überlieferung bewahren können.“

Doch nicht nur den Tiermärchen hat Wilhelm Grimm seine Aufmerksamkeit zugewendet. Vielmehr stand noch die ganze Märchensammlung H.s in engem Zusammenhang mit den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Im Vorwort zur ersten Auflage schildert H., wie er 1842, zum erstenmale in seinem Leben, die Märchen der Brüder Grimm in die Hand bekam, und wie überrascht und erfreut er war, darinnen fast alle „die schönen Geschichten aufgezeichnet zu finden, die ich seit den ersten Jahren meiner Kindheit von meiner Mutter, Großmutter, meinen älteren Geschwistern und von der in meinem Heimorte Sächsisch-Regen damals sehr berühmten und allbekannten Erzählerin Stephan Anna Marie gehört hatte“.

Noch deutlicher aber zeigt sich die Fürsorge der Brüder Grimm in einer Anzahl, in der Jubiläumsausgabe zum erstenmal veröffentlichter Briefe aus der Korrespondenz H. mit den Brüdern Grimm. Aus ihnen ergibt sich deutlich, daß es tatsächlich die Gebrüder Grimm waren, die den Verleger Julius Springer veranlaßten, die Märchen H.s in seinen Verlag zu übernehmen. Wie sehr die Brüder die Haltrich-Sammlung schätzten, geht auch daraus hervor, daß sie ihn baten, das 39. seiner Märchen „Von der Königstochter, die alles in ihrem Reiche sah“, in die siebente Auflage ihrer Kinder- und Hausmärchen aufnehmen zu dürfen. Es erschien dort unter der Überschrift „Das Meerhäschen“.

Die Märchen H.s sind zwar den Grimmschen ähnlich erzählt, aber doch voll Eigenarten, schon durch die vielfach absichtlich stehen gebliebenen altfränkischen Wendungen, wie „erbeissen, erstoßen“ u. ä., sodann aber auch durch viele im Dialekt gelassenen Teile, die den Märchen ihr bodenständiges Gepräge geben. Wie Hans Udo Dück in seinen Anmerkungen sagt, hat er außer den heute geltenden Regeln der Orthographie und Interpunktion, alles vermieden, was die Eigenart der Erzählung stören könnte. Und deshalb sind solche Eigenarten auch im Stil und in der ganzen Erzählweise zu fühlen. Sie sind vielleicht ein wenig herber als die Grimmschen Märchen, ohne indessen von ihrer Schönheit auch nur das Mindeste einzubüßen.

Natürlich wimmelt es überall von bekannten Motiven, und zahlreiche Ähnlichkeiten fallen uns auf, selbstverständlich auch mit unseren steirischen Kinder- und Hausmärchen.

So finden wir unseren „alten Schimmel“<sup>1)</sup> fast ganz wieder im „Zauberroß“ (bei H. Nr. 10) und die Märchen 29 „Des Teufels Hilfe“ und 31 „Die Erlösung“ bei Haltrich zeigen deutliche Verwandtschaft mit unserem „S. Antonius und der Mörder Karl“<sup>2)</sup> oder „Die beiden Mädchen und die Hexe“ (bei H. Nr. 35) zeigt seine Ähnlichkeit mit Grimms „Goldmarie und Pechmarie“ ebenso Nr. 40 „Die Geschenke der Schönen“. Oder wer würde im Märchen 43 „Der Rohrstengel“ nicht den „Machangelbaum“ der Grimmschen Märchen erkennen, oder in dem vorzüglich erzählten „Der Burghüter und seine kluge Tochter“ nicht die „Kluge Bauerntochter“ der Gebrüder Grimm?

Kurz, nicht nur der junge H. mußte 1842 fortwährend auf Verwandtschaften mit den Märchen, die ihm erzählt worden waren, stoßen, sondern es geht uns und es geht jedem ebenso, der echte Märchen irgendwo aufgezeichnet hat.

Daher können wir uns nur dem Wunsche des Großvaters Haltrich anschließen, „daß die Märchen den alten Freunden bei uns und überall, wo Deutsche wohnen, willkommen sein und sich viele neue Freunde erwerben mögen.“

Graz

Viktor Geramb

## VI. Bulgarien

**Estestvoznaniето v srednovekovna Bŭlgarija.** Sbornik ot istoričeski izvori, ot Akad. Cv. Kristanov i Prof. Iv. Dujčev (Die Naturwissenschaft im mittelalterlichen Bulgarien, Sammelwerk, zusammengestellt nach historischen Quellen von Akad. Cv. Kr. und Prof. Iv. D.). (Bŭlgarska Akademija na Naukite, Otdelenie za biologični i medicinski nauki), Sofija, Izdanie na Bŭlgarskata Akademija na Naukite 1954. 626 S.

Idee und Einleitung zu diesem Prachtband stammen von Cv. Kristanov, die philologische Ausarbeitung und der kritische Apparat von Iv. Dujčev, dem für diese schöne Arbeit der größte Dank gebührt. Das Buch verfolgt zwei Ziele: es will die These widerlegen, daß die mittelalterliche bulg. Literatur ausschließlich religiösen Charakter besaß, und zweitens will es zeigen, daß die Slawen, ähnlich wie die Deutschen, die kulturellen Errungenschaften der antiken Welt selbständig übernahmen und verarbeiteten, diese auf dem Wege über Westrom, jene über Ostrom. Diese Zielsetzung ist durchaus berechtigt; man braucht nur daran zu denken, wie stiefmütterlich die altbulg. Literatur im engeren Sinne (der Kreis um Symeon und die Späteren) in der Forschung behandelt und vom Glanze des philologischen Werkes der beiden Slawenapostel überstrahlt wird. Andererseits betrachte man die Werke des Exarchen Johannes, dieses ersten slawischen Gelehrten, der es verstanden hat, das Weltbild der Antike (Aristoteles, die Naturphilosophen) in christlicher Anschauung den Slawen nahe zu bringen, und halte sich vor Augen, wie groß der Einfluß dieser und ähnlicher Werke dank ihrer jahrhundertelangen Verbreitung auf die Vorstellungswelt der slawischen Völker war, und man wird sich so recht der Größe und Bedeutung dieser nicht religiös-exegetischen Literatur bewußt.

<sup>1)</sup> Geramb, Kinder- und Hausmärchen aus der Steiermark, 3. Aufl. Graz, Leykam 1948, S. 162 ff.

<sup>2)</sup> ebenda S. 138 ff.

Das Buch selbst besteht aus einer kurzen Einleitung von Kristanov über die Ethnogenese der Bulgaren (deren drei Komponenten: Thraker, Protobulgaren und Slawen), welcher ein kurzer Abriß der altbulg. Literatur, vornehmlich der naturwissenschaftlichen, folgt. Den Hauptteil des Buches bilden die von Du j č e v ausgewählten und eingeleiteten Textproben (S. 47—560). Die Texte, denen die Proben entnommen sind, bieten einen Querschnitt durch die gesamte mittelalterliche bulg. Literatur, angefangen von den Reponsa Nicolai I., den beiden Hauptwerken des Exarchen Johannes, dem Physiologus u. a. bis herab zu Texten, die ins ausgehende Mittelalter, manche sogar noch später zu datieren sind. Neben Hauptwerken wie dem Šestodnev, Bogoslovie, Physiologus, Kosmas Indikopleustes, finden sich eine große Zahl anderer, nicht minder wertvoller Texte, wie z. B. die Dialoge des Pseudo-Caesarius, die sicherlich noch der Symeonschen Periode angehören und deren Stellung zu anderen Werken, vor allem dem Šestodnev, noch einer eigenen Untersuchung bedürfte. Die Auswahl der Textstellen ist sehr sorgfältig getroffen, verwendet wurden stets die neuesten und zuverlässigsten Ausgaben; daß für viele Hauptwerke keine brauchbaren Ausgaben vorhanden sind, kann man nicht dem Verf. anlasten, der stets um größte philologische Genauigkeit bemüht ist. So verwendet er z. B. beim Šestodnev die Konjekturen Leskiens (Archiv f. slaw. Phil. 26), wobei allerdings zu sagen ist, daß diese Konjekturen (Leskiens), ganz allgemein, nicht immer auf festen Füßen stehen. Jedem einzelnen Textstück (es sind deren insgesamt 30) geht eine kurze Einleitung voran, die den Inhalt des Textes, seinen Verfasser, die griechischen Quellen usw. zum Gegenstand hat und außerdem mit reichlichen Literaturangaben versehen ist. Ferner gehört zu jedem Text ein Anhang, der die gebotenen Stellen im einzelnen behandelt, Zitate, Quellen, Varianten usw. Die kirchenslawischen Texte sind ins Neubulgarische übersetzt, sehr sorgfältig, aber trotzdem ein heikles Unterfangen, besonders bei Texten, bei denen ein griechisches Original entweder nicht existiert oder unbekannt ist; hier ist jede Übersetzung zugleich auch eine Interpretation.

Zahlreiche Abbildungen sowie ein Résumé in russischer und französischer Sprache vervollständigen den Band, für dessen Zusammenstellung den beiden Verf. Dank und Anerkennung gebührt.

Graz

R. Aitzetmüller

**Pritsak, Omeljan: Die bulgarische Fürstenliste u. die Sprache der Protobulgaren.**

Ural-Altaische Bibliothek, Bd. 1. Wiesbaden. O. Harrassovitz 1955. 101 S. mit 2 Taf. DM 10.—.

P. hat sich in der vorliegenden Arbeit zum Ziel gesetzt, die Fürstenliste sowohl vom Standpunkt des Philologen wie von dem des Historikers aus zu untersuchen und auf Grund des in ihr enthaltenen altaischen Sprachmaterials eine Charakteristik der untergegangenen Sprache der Protobulgaren zu geben.

Der Verf. erklärt zunächst die Tatsache, daß er die protobulgarischen Titel, Stammes- und Personennamen bei seiner Charakteristik der protobulgarischen Sprache nicht berücksichtigt hat, mit dem Hinweis auf angebliche Entlehnungen aus altaischen und nichtaltaischen Sprachen. Er beschäftigt sich dann mit der handschriftlichen Überlieferung der Fürstenliste und vertritt wie andere Forscher vor ihm die Ansicht, daß die Liste Abschrift einer protobulgarischen Inschrift

darstelle. Darauf verfolgt er die Überlieferung der Fürstennamen und protobulgarischen Wörter in den einzelnen Handschriften. Es folgen Auseinandersetzungen mit paläographischen Fragen und mit phonetischen Problemen des Altkirchenslawischen. Mehrere Abschnitte beschäftigen sich mit der Geschichte der Erforschung der Fürstenliste und mit der altaischen, besonders der protobulgarischen Chronologie. Daran schließt sich eine Untersuchung des ersten Teils der Fürstenliste von „Avitochol“ bis „Bezmer“. P. identifiziert hier den bulgarischen Häuptling Kowrat, einen Zeitgenossen des Herakleios, mit dem Fürsten Kurt der Liste und ermittelt von dort aus die Regierungsdaten anderer in der Liste genannter bulgarischer Herrscher. Ernac, der jüngste Sohn Attilas, soll nach P. im Jahre 453 n. Chr. die Regierung angetreten haben. Awitochol ist nach P. ein Schan-yü, der die „Nordhiung-nu“ aus der Mongolei in das Gebiet zwischen Aralsee und Issyk Köl geführt hat. Diese Wanderungsbewegung habe, wie P. aus der Liste erschließt, im Jahre 153 n. Chr. stattgefunden. Schließlich vergleicht der Verfasser die staatliche Organisation der Protobulgaren mit der anderer altaischer Völker und geht dann auf das protobulgarische Sprachmaterial des ersten Teils der Fürstenliste ein.

Die folgenden vier Abschnitte beschäftigen sich mit dem zweiten Teil der Liste, den Herrschern von Asparuch (Esperich) bis Oumor. P. untersucht hier die Chronologie dieser Herrscher und philologische Probleme. Dabei wird die These aufgestellt, daß das Wort Vichtun der Liste den Namen des berühmten Schan-yü der Hiungnu, Mao-tun, wiedergebe, und Doulo, der Clan, dem die meisten in der Liste genannten Herrscher angehörten, wird mit dem Namen der Clansippe der Hiung-nu, T'u-ku, identifiziert. Der letzte Abschnitt behandelt die Sprache der Protobulgaren, auf Grund der in der Liste erhaltenen Sprachreste; es folgen eine Interpretation des Textes der Fürstenliste und Übersichtstafeln mit den Bezeichnungen der Tiere des Zwölftierkreises und der Ordinalzahlwörter eins bis zehn bei den altaischen Völkern. Die Deutung einer Inschrift in griechischen Buchstaben auf einer Trinkschale aus dem Schatz von Nagy Szent Miklós beendet die Untersuchung, deren Studium durch gute Indices sehr erleichtert wird.

Wenn P. das in Titeln, Stammes- und Personennamen vorliegende Sprachmaterial der Hunnen, Hephthaliten, T'o-pa, Awaren und Protobulgaren bei seiner Studie ausschließt, kann seine Einteilung der alten altaischen Sprachen in eine „Hunnobolgaro-türkische“, eine „protomongolische“ und eine „protoungusische“ Sprachgruppe nur bedingten Wert besitzen. Auch seine Charakteristik des Protobulgarischen muß notwendigerweise einseitig ausfallen. Es bleibt unwahrscheinlich, daß die Sprache der Protobulgaren ein vollständig in sich geschlossener Dialekt gewesen ist. Die ausgezeichnete Studie von L. Bazin über die Sprache der T'o-pa (*Recherches sur les parlers T'o-pa*, TP, Bd. 39, 1950), die zum größten Teil Stammesnamen untersucht, hat den Beweis erbracht, daß sich die Sprache der T'o-pa aus prototürkischen, protomongolischen und protoungusischen Elementen zusammensetzte. Bei den Protobulgaren und Hunnen im Westen wird es nicht anders gewesen sein<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Vgl. z. B. für das Hunnische: Protomongolisch ὄρωγοι (Priskos, Exc. de legat., 586, 7, de Boor) = uruy (Schriftmongolisch), Kowalewsky, 460: tribu, famille, parents du côté de la femme; das Wort ist auch im Altürkischen

P.s Darstellung der altaischen Chronologie<sup>2)</sup> gibt einen ausgezeichneten Einblick in dieses sehr schwierige Problem. Wichtig sind die Übersichtstafeln über die Tierkreisbezeichnungen bei den altaischen Völkern. Hier sind entlegene Außenposten — wie der Dialekt der Hazāra in Afghanistan und die ausgestorbenen Dialekte der Kaukasusmongolen — in Zeugnissen aus dem 13. und 14. Jh. berücksichtigt worden.

P.s philologische Untersuchung der altaischen Bestandteile der Fürstenliste hat unsere Kenntnis der Sprache der Protobulgaren erweitert. Dagegen kann die historische Erklärung in keiner Weise befriedigen. P. glaubt aus der Liste folgern zu können, daß die bulgarischen Herrscher Asparuch und Tervel der gleichen Dynastie angehörten wie Attila (dessen Sohn Ernac in der Liste erwähnt wird) und der Schan-yü der Hiung-nu Mao-tun, dessen Namen P. in dem Wort *Vichtun* der Fürstenliste nachzuweisen sucht. Die Liste enthält nach P. die Daten der Thronbesteigung Ernacs (453 n. Chr.) und der Wanderung der nördlichen Hiung-nu aus der Mongolei in das Gebiet zwischen Aralsee und Issyk Köl (153 n. Chr.). Voraussetzung dafür wäre, daß die Hunnen Ernacs mit den Onogur-Bulgar identisch sind. Die Quellen zeigen das Gegenteil. Ernac, der jüngste Sohn Attilas, hat sich 469 unter oströmischen Schutz begeben und sich mit seiner Horde in Kleinskythien, der heutigen Dobrudscha, angesiedelt. Jordanes berichtet, daß die 469 auf römisches Gebiet übergetretenen Stämme sich noch zu seiner Zeit (im Jahre 552) in den damals eingenommenen Wohnsitzen befanden (Jordanes, *Get.* 266; MG., ed. Mommsen, 127, 1). Die Bulgaren dagegen — sie wurden auch Onoguren genannt (Agathon, *Mansi* XII, 193) — haben sich kurz vor 471 am Unterlauf des Kuban festgesetzt, nachdem sie von den Awaren aus ihren früheren Wohnsitzen

nachweisbar (ATG 347); für das Prototungusische: 1) Ἐλμίνγυρος (Agathias, 275, 8 ed. Bonn) = Elmingir; elmin (Mandschu), v. Gabelentz, 53b: junges ungezähmtes Füllen; als Name von Mandschu-Stämmen belegt elmin bei W. Eberhard (Çin'in şimal komşuları, Ankara 1942, 175); -gir ist als Suffix tungusischer Stammesnamen mehrfach nachweisbar (Vgl. S. M. Shirokogoroff, Northern Tungus Migrations in the Far East, *Journal of the North China Branch of the Royal Asiatic Society*, Vol. 57, 1926, 140—141; für das Vorkommen dieses Suffixes im Westen vgl. K. H. Menges, *Altaic Elements in the Protobulgarian Inscriptions*, *Byzantion* 21, 1951, 87). 2) Ἐλμινζούρ = elmin-čur. Der zweite Bestandteil čur ist ein auch in den alttürkischen Inschriften vorkommender, ursprünglich tocharischer Titel. Für das Prototürkische sei auf Ellac, den Namen des ältesten Sohnes Attilas verwiesen: Ellay = el + lay = „der mit viel Land Versehene“ (Jordanes, *Get.* 262; MG., 125, 26).

<sup>2)</sup> Bei der Erwähnung der Madara-Inschrift hat P. die von ihm selbst angenommenen Regierungsdaten in ein Zitat aus Beševliev eingesetzt ohne zu erwähnen, daß B. durchaus andere Daten gibt. So setzt Beševliev die Inschrift des Tervel in die Zeit zwischen 705 und 711, die Regierungszeit des Tervel in die Zeit von 705 bis 718 (Pritsak: 691 bis 719). Vgl. V. Beševliev, *Zur Deutung der Inschrift von Madara*, *Byzantinische Zeitschrift*, Bd. 47, 1954, 120.

an den sogenannten Kaspischen Kaukasuspässen verdrängt worden waren<sup>3)</sup>. Ihre Khane, die Vorgänger Asparuchs und Tervels, können also nicht mit den in der Liste erwähnten Nachfolgern Ernacs, die hunnische Khane waren und in Kleinskythien unter römischer Oberhoheit herrschten, identifiziert werden.

Die von P. gegebenen Daten halten einer Nachprüfung durch die Quellen ebenfalls nicht stand. Ernac kann die Regierung nicht 453 angetreten haben. Die Nachfolger Attilas waren Ellac, der in der Schlacht bei Nedao fiel (Jordanes, *Get.* 262; MG., 125, 26) und dann Dengiziy (Dintzic) (Jordanes, *Get.* 272; MG., 128, 21). Bei den Hunnen war es wie bei anderen altaischen Völkern üblich, daß dem verstorbenen Khan vor den eigenen Söhnen zunächst seine jüngeren Brüder und dann der älteste Sohn des ältesten Bruders in der Regierung folgten. Auch Attila ist nicht direkter Nachfolger seines Vaters Mundzuk gewesen: vor ihm regierten die jüngeren Brüder Mundzuku, Octar und Roas (Jordanes, *Get.* 179; MG., 105, 4-5).

P. verlegt die Regierungszeit Avitochols in das Jahr 153 n. Chr., er will für dieses Jahr eine Wanderungsbewegung der nördlichen Hiung-nu aus der Fürstenliste herauslesen. Wie aber aus dem Wei schu und aus dem Pei schi hervorgeht, haben die nördlichen Hiung-nu erst um 158 n. Chr. Ostturkestan aufgegeben und das Gebiet nördlich von K'ang-kü (die nördliche Kirgisensteppe) besetzt, wobei ein Teil von ihnen nördlich von Kutscha blieb und später in den Yüe-pan aufging (Wei schu und Pei schi 97, Yüe-pan chuan; zur Datierung: Uchida Gimpû, *Kyôdoshi kenkyû*, p. 157). Voraussetzung wäre aber auch hier ein Identitätsnachweis, nämlich der von Protobulgaren und nördlichen Hiung-nu. Wieder ist er von P. nicht erbracht. Was er anführt, nämlich seine Gleichsetzung von Vichtun (Fürstenliste) und Mao-tun (chinesische Quellen), sowie von Doulo (Fürstenliste) und T'u-ko/Tu-ku (chines. Quellen) kann kritischer Nachprüfung nicht standhalten<sup>4)</sup>.

<sup>3)</sup> Priskos, *Exc. de legat.*, 586, 7—11, de Boor; J. Markwart: *Osteurop. und ostasiat. Streifzüge*, 1903, 491; G. Widengren, *Xosrau Anōšurvān, les Hephtalites et les peuples turcs*, *Orientalia Suecana*, Vol. I, Fasc. 1/2, 74; H. W. Haussig, *Theophylakts Exkurs über die skythischen Völker*, *Byzantion*, 23, 1953, 364—365.

<sup>4)</sup> Vichtun weist auf ein griechisches \*Βέχτων; πέχ (= beg) wird bei den Chazaren der Häuptling nach dem Qayan genannt (Konst. Porph., *De adm.*, 178, 2 Bonn); tun hat die Bedeutung „Volk“ (M. A. Castren, *Versuch einer koibalischen und karagassischen Sprachlehre*, Petersburg 1857, 136: don-dun). Das Wort don / tun ist sowohl bei Hunnen wie bei T'u-küe belegt; bei den Hunnen: Χαράτων (= qara tun wie qara budun: Olympiodor, 457, 9), Τούνοσυρες (= \*tun-čur, d. h. „Stammeshäuptling“, Priskos, *Exc. de legat.*, 121, 5.) und Δονάτος (= don-ata, d. h. „Stammesvater“, Olympiodor, 457, 9); bei den T'u-küe: Tun a-po (AD 1144, AD 1 und AD 721: \*tuən a-pua) = \*tun apa, d. h. „Stammesahn“ (Chavannes, *Documents sur les Tou-kiue (Turcs) occidentaux*, Petersburg 1903, 84 u. 211 Anm.); bei den Qarluq: Tun p'i-kia = tun bilgä, d. h. „Volkswaiser“ (Titel des Khans) (Chavannes, a.a.O., 86). Begtun (Vichtun) würde demnach die Bedeutung „Fürstensippe“ besitzen. Mit allen diesen Formen läßt sich aber Mao-tun nur bedingt vergleichen. Die altchinesische Aussprache dieses Wortes lautet nach G. Haloun (Zur Ue-tš'i-Frage, *ZDMG*, Bd. 91, 1937,

Auch die von P. für den zweiten Teil der Fürstenliste aufgestellte Chronologie vermag nicht zu überzeugen. P. gelingt es nur mit Hilfe von zwei recht erheblichen Emendationen (Tervel: im Text: 20 und 1 Jahr; P.: 28 Jahre. Tovirem: im Text: 20 und 8 Jahre; P.: 2 Jahre), an der Widerlegung durch andere Quellen vorbeizusteuern.

Es muß zusammenfassend gesagt werden, daß ein Wissen um Jahresdaten der eigenen Vergangenheit, wie es P. für seine Hypothese voraussetzt, den altaischen Völkern in der damaligen Zeit fremd war. Das hat A. v. G a b a i n (Alttürkische Datierungsformen in Ural-Altaische Jahrbücher, Bd. XXVII, 190—203) in überzeugender Darlegung erwiesen.

245, Anm. 1) \*mōk-tuən. Erst in zweiter Linie ist nach Haloun auch mit einer Aussprache \*mæk-tuən zu rechnen. \*Mæk-tuən könnte zwar ein fremdes \*begtun (= Fürstensippe) umschreiben. Aber die Tatsache, daß die Hiung-nu und die Protobulgaren ihren Häuptlingsclan mit dem gleichen Wort bezeichneten, sagt nichts über die Identität des Schan-yü Mao-tun mit dem Vichtun der Fürstenliste aus. Wer wollte aus dem häufigen Vorkommen des Titels Basileus die Identität seiner Träger erschließen! Aus der von Haloun gegenüber \*mæk-tuən vorgezogenen altchinesischen Aussprache \*mōk-tuən könnte man auf ein altaisches \*bogtun (= „Schimmelstamm“) schließen. Dieser Name ist für einen Stamm der Hiung-nu seit alter Zeit bezeugt. Er wird von den Chinesen mit *pai ma*, „weißes Pferd“ übersetzt (Chavannes, Les pays d'occident d'après le Wei liu, T'oung Pao 1905, 528 und J. J. M. de Groot, Die Hunnen der vorchristl. Zeit, Bd. 2, 1926, 195). Dieser Stammesname begegnet uns in der Fürstenliste in der Form Vokil, die über ein griechisches Βοξίλ auf ein altaisches \*bogil (= „Schimmelvolk“) zurückgeht. Auch hier kann man aus der Gleichheit der Namensbildungen nur entnehmen, daß Hiung-nu (vgl. de Groot, a.a.O., 63) und Protobulgaren die Gewohnheit hatten, ihre Stämme nach Pferdefarben zu bezeichnen; gleichsetzen lassen sich aber beide Stämme damit nicht.

Wenn P. sich weiter auf Doulo (Fürstenliste) = Tu-ku oder T'u-ko (chines. Quellen) beruft, muß auf die Untersuchung von L. Bazin (a.a.O., 281, A 101) verwiesen werden, der in T'u-ko (GS 45 i' und GS 766a: d'uo-klâk) ein altaisches \*tuylay erkannt hat. Bazin deutet \*tuylay: tribu qui porte le fanion de crin (Vgl. auch Haussig, a.a.O., 349, Anm. 263). Der Name des in der Fürstenliste erwähnten Stammes Doulo weist vielmehr auf den von den Chinesen mit Tu-lu umschriebenen Namen des östlichen Heeresflügels der sogenannten Zehn Stämme in Zentralasien. Tu-lu (\*tuo-ljuk) kann einen \*Tuluq (= \*Tul-oq) lautenden Stammesnamen umschreiben. Hierfür spricht auch, daß die in den Orchoninschriften vorkommende Bezeichnung dieser Stammesgruppe, Töliš, ebenfalls bei den Protobulgaren vorkommt. So führte ein Khan der Protobulgaren die Bezeichnung Τελέτσης = Tölišiz (aus Tölišiyiz = „Töliš-Herrscher“, iy- +z, ATG § 135) (Theophanes, Chron., 423, 27). Hinzukommt, daß der eigentliche Name der Protobulgaren, Onogur (Ὀνόγουροι) = Onogur / oguz „Zehn Stämme“ nach den chinesischen Quellen auch den Stammesverband in Zentralasien bezeichnet (E. Chavannes, a.a.O., 56), dem die Töliš angehörten. Man kann daher vermuten, daß die Protobulgaren mit diesem zentralasiatischen Stammesverband zusammenhängen. An eine Verbindung mit den Hiung-nu ist jedoch auch hier nicht zu denken.

Methodisch hätte P. für eine Interpretation der Fürstenliste zunächst einmal den griechischen Text herstellen müssen, um von dort aus eine Untersuchung des altaischen Sprachmaterials durchzuführen. Statt *Gostoun* lautete die griechische Form natürlich \**Τουτοῦνος* = *tudun*, das in der Tat die Bedeutung „Statthalter“ besitzt. Die slawischen Bearbeiter der Liste haben T für Γ und die Ligatur von υ und τ als die z. B. in *ἐστί* häufig vorkommende Verbindung von σ und τ gelesen (vgl. W. Wattenbach, Anleitung zur griechischen Paläographie, 20). Weiter weist das Wort *Ougain* über das griechische *Οὐγαίνος* auf ein altaisches *ügän*. *Ügän* hat Bazin (a.a.O., 295, B 111) als das Wort für „Haus“ der T'o-pa-Sprache nachgewiesen. Die Bedeutung dieses Wortes, das von den Chinesen mit *Wu-yin* (\*uk-ien) umschrieben wird, ist durch die in den chinesischen Quellen gegebene Übersetzung mit *fang* = Haus gesichert. Auch Zahlangaben wie „70 Jahre“ könnten auf Verlesungen des griechischen ζ = 6 Jahre als ξ = 70 Jahre entstanden sein.

Wichtig ist das, was P. über die staatliche Organisation der Protobulgaren und ihre Ähnlichkeit mit der der Hiung-nu sagt. Seine Ausführungen können hier noch dahin ergänzt werden, daß die griechischen Quellen den Mitherrscher des Khans als *συνπάρεδρος* (Cedrenus, II, 462) bezeichnen. Die „Sechs Ecken“ der Hiung-nu, die P. mit Recht in den *οἱ ἕξ βολιάδες οἱ μεγάλοι* (Konst. Porph. De adm., 681, Bonn) der Protobulgaren wiedererkennt, sind bereits bei den Hunnen nachweisbar. Sie werden dort als *ultī čur* (*Οὐλτίζουροι*) = „sechs čur“ bezeichnet (Agathias, 365, 9, ed. Bonn, bei Jordanes korruptiert: *Ultzinzu-res*, Get., 272; MG., 128, 23). Ferner gibt es auch bei den Hunnen einen Titel, der das Wort *imä* = Pferd enthält, das P. in dem protobulgarischen Titel *Μηνιχός* (Georgios Contin. A, 893, 5 de Boor) unter Berufung auf die Deutung durch Johannes Skylitzes (299, 8, Bonn: *Μηνιχὸν τῶν ἵπποκόμων τὸν πρῶτον*) nachgewiesen hat. Bei den Hunnen wird dieser Würdenträger \**imä-čur* (Emmetzur, Jordanes Get., 266; MG., 127, 2) genannt.

P. hat am Schluß seiner Arbeit noch eine Deutung der in griechischen Buchstaben aufgezeichneten altaischen Inschrift der Trinkschale aus dem Schatz von Nagy-Szent-Miklós vorgelegt. Er liest: „Boila Zoapan beendete die Schale, Butaul Zoapan hängte als Trinkschale auf“. P. verweist, um die Richtigkeit seiner Lesung zu rechtfertigen, auf Begräbnissitten der Slawen in Serbien und der Ukraine. Das beweist nichts für die Altaier, von denen uns derartige Sitten bisher nicht bekannt sind. Man wird hier wohl an der Lesung von W. Bang (Ungarische Jahrbücher, Bd. 7, 347) festhalten müssen, der die Inschrift als eine Aufzählung von Titeln protobulgarischer Würdenträger erklärt. War es doch bei den Altaiern üblich, daß die einzelnen Würdenträger bei den Trinkzeremonien nach einer genau festgelegten Reihenfolge aus einer Schale tranken (hierzu: R. Bleichensteiner: Zeremonielle Trinksitten und Raumordnung bei den turko-mongolischen Nomaden, Archiv für Völkerkunde, Bd. VI/VII, 1951/52, 181 ff.).

Berlin

H. W. Haussig

**Sbornik Gavril Kacarov. Serta Kazaroviana.** Commentationes gratulatoriae Gabrieli Kazarov septuagenario oblatae. Pars altera (= Izvestija Arheol. Inst. knj. XIX). Serdica-Sofia, Bulg. Arch. Institut 1955. 387 S. mit zahlr. Abb.

Nach einem Intervall von fünf Jahren erschien nunmehr auch der zweite Band

der Festschrift, die dem verdienten bulgarischen Altertumsforscher G. Kazarow zu dessen 70. Geburtstag am 4. Oktober 1944 zugedacht war. Über den 1. Band vgl. SOF XII 399 ff. Der 2. Bd. enthält nur Beiträge bulgarischer Gelehrter. Da also vermutlich kein 3. Bd. erscheinen dürfte, scheinen die Beiträge, die einige weitere nichtbulgarische Fachkollegen seinerzeit für die Festschrift zur Verfügung gestellt hatten, nicht mehr zum Druck zu kommen. Von den 26 Beiträgen des vorliegenden Bandes kann hier nur auf einige wichtigere hingewiesen werden.

G. Georgiev veröffentlicht (S. 1—13) eine interessante Marmorstatuette aus Blagoevo, Bez. Razgrad, die dem Äneolithikum zuzuweisen ist. Über die Herkunft der thrakischen Kuppelgräber handelt V. Mikov (S. 15—48), über die Hügelgräber aus der Gegend von Jankovo, Bez. Kolarovgrad, die vom 6. bis zum 3. Jh. v. Chr. zu datieren sind, Cv. Dremisova (S. 61—83). Wertvolle Ausführungen über das große thrakische Siedlungszentrum von Dragojnovo in den östlichen Rhodopen bietet Iv. Velkov (S. 85—94). Wir erhalten gute Einblicke in das Leben der thrakischen Bauern mit ihren befestigten Höfen. In der Artemis, die im Gebiet des mittleren Strymon, im Lande der thrakischen Maiden, nach Ausweis der Denkmäler stark verehrt wurde, vermutet D. Dečev (S. 95—109) wohl mit Recht die einheimische Göttin Bendis. T. Gerasimov vermutet (S. 123—128) in dem Kopf, der auf der Vs. von Münzen des thrakischen Königs Seuthes III. erscheint, ein Porträt des Herrschers. G. Mihailov kommt (S. 149—165) auf eine wichtige griechische Inschrift aus Mesembria zurück, die J. Gălăbov, *Annuaire du Musée de Burgas* I 1950, 7—12, erstmals veröffentlicht hat und die wichtige Einblicke in die Beziehungen der griechischen Kolonisten von Mesembria zu den Thrakern des Hinterlandes gewährt. In dem in der Inschrift genannten Sadalas vermutet der Verf. einen thrakischen Dynasten, der sich nach dem Tode des Lysimachos selbständig gemacht hat. T. Ivanov veröffentlicht (S. 167—186) zwei wichtige Inschriften, die 1953 bei den Ausgrabungen in der Nähe von Razgrad zutage gekommen sind. Die eine ist ein Altar, den Apollonios, Sohn des Eptaikendos, Strateg dreier Strategien, darunter von Anchialos, zur Zeit des thrakischen Königs Roimetalkes gestiftet hatte. Die andere Inschrift ist eine Weihung an Hercules für das Wohl des Kaisers Antoninus Pius und des Caesar M. Aurelius Verus. Sie ist gestiftet von den „veterani et c(ives) R(omani) et consistentes Abrito ad c[an](abas)“. Damit erscheint das Kastell von Abritus in dem Orte „Hisarläk“ bei Razgrad lokalisiert. Zwei interessante Denkmäler des thrakischen Kults veröffentlicht J. Venedikov (S. 195—205), darunter eine Weihung eines „princeps vici Tautiomosis“. M. Mirčev bringt (S. 225—232) ein neues Ephebendekret aus Dionysopolis (Balčik), das wichtige Aufschlüsse über die Bevölkerung der Stadt um die Mitte des 3. Jh.s n. Chr. bietet. In der Nähe des Bahnhofes von Červenbreg wurden 1952 drei Silbertassen gefunden, die aus Anlaß der Dezennalien des Kaisers Licinius anscheinend von einer lokalen Werkstätte hergestellt wurden. Ljuba Ogneva liest (S. 233—243) die punktierte Inschrift auf einer dieser Tassen: off(icina) Flav(ii) Nicani m(agistri) b(isellarii) n(ummulariorum). V. Beševliev analysiert (S. 279—303) die lateinischen Ortsnamen von Moesien und Thrakien. Sie kommen hauptsächlich entlang der Straße an der Donau und an den anderen von den Römern angelegten Verkehrswegen vor, gehen also auf die römische Zivil- und Militärverwaltung zurück. Mit den ältesten Beziehungen der Protobulgaren zu den Slawen befaßt sich ein

Artikel von J. Duičev (S. 327—337), ein Beitrag von Kr. Miatev (S. 339—358) mit einer Grabskulptur aus den Ruinen des Palastes von Tirnovo (etwa 14. Jh.). Den Abschluß des Bandes bildet eine vollständige Bibliographie der Arbeiten des Jubilars. Sämtliche Beiträge, die durchwegs vom hohen Stande der bulgarischen Altertumswissenschaft zeugen, haben ausführliche Zusammenfassungen in deutscher, französischer oder russischer Sprache. Mit letzteren ist allerdings den westlichen Fachleuten wenig gedient. Hervorgehoben sei auch, daß der zweite Band auf wesentlich besserem Papier gedruckt ist, als der erste.

Graz

Balduin Saria

**Mitev, Jono: Kratka istoria na bŭlgarskija narod** (Kurze Geschichte des bulgarischen Volkes) Sofia, Staatsverlag „Wissenschaft und Kunst“ 1951. 614 S. DM 20.—.

Das Buch gehört zu den ersten historischen Untersuchungen im heutigen Bulgarien, die eine Überprüfung und Umwertung der vorhergehenden Geschichtsauffassung in den historischen Forschungen über Bulgarien zum Ziel haben und ausdrücklich von dem Grundgedanken Engels' ausgehen, daß die Geschichte weiter nichts sei, als die Geschichte der Klassenkämpfe. Die Erklärung der historischen Geschehnisse wird betont auf der Basis des dialektischen Materialismus gegeben, wobei die parteipolitische Zielsetzung als notwendig angesehen wird. Der Verf. beansprucht jedoch keinen streng wissenschaftlichen Charakter für seine Untersuchung, da sie zugleich populär und den breiten Schichten des Volkes zugänglich sein soll.

Die Untersuchung wird eingeleitet mit einer näheren Behandlung der Frage nach der Periodisierung der bulgarischen Geschichte. Nachdem alle vorherigen Einteilungen der Geschichtsperioden verworfen werden, wird von der These ausgegangen, daß eine wissenschaftliche Periodisierung nur möglich sei, wenn alle sozialökonomischen Formen, durch welche das bulgarische Volk gegangen sei, verfolgt werden und die Periodisierung im Zusammenhang damit zu geschehen habe. Was die Entstehung des bulgarischen Volkes betrifft, hält sich der Verf. an die bekannte These des russischen Historikers H. S. Deržavin (vgl. dessen „Vorlesungen über bulgarische Geschichte“, S. 22—28, Sofia, 1945), wonach die Urbulgaren weder Hunnen noch Slawen, noch Tataren waren — wie früher angenommen wurde — sondern bis zu der Zeit nach Kubrat und Asparuch ein völlig selbständiges und eines der ältesten Völker der Erde darstellten. Es wird dabei auf verschiedene Ursachen hingewiesen, denen es zu verdanken sei, daß in der ersten historischen Zeit der Bulgaren und aller Slawen keine Sklavenperiode, keine soziale Form einer Sklavenbewirtschaftung zustande gekommen sei. Bereits zur Zeit der Gründung des bulgarischen Staates, die mit 681 datiert wird, habe es eine Klassenbildung gegeben und die Zeit bis zum 10. Jh. wird als vorfeudale Periode bezeichnet. Die ersten Gesetze des Zaren Krum seien weiter nichts als Mittel zur Regulierung der Verhältnisse zwischen den Klassen der Bojaren und der Geistlichen einerseits und der Klasse der Bauern andererseits.

Damit beginne auch der eigentliche Feudalismus in Bulgarien, mit dem sich der erste Teil des Buches (S. 19—102) befaßt, der — im Gegensatz zu den Behauptungen früherer Historiker — eine der Hauptformen des Lebens in Bulgarien während des Mittelalters darstelle. Dabei glaubt der Verf. verschiedene Unruhen und Aufstände der damaligen Zeit, etwa im 9. und 10. Jh., als reine sozial-

ökonomische Kämpfe gegen den Feudalismus erklären zu können. Es ist dabei auffallend, daß auch der Bewegung der Bogomilen hauptsächlich diese ökonomisch-klassenkämpferische Bedeutung zugeschrieben wird. Auch in den ersten Reaktionen der nationalen Kräfte des Volkes gegen die türkische Unterjochung Bulgariens sieht der Verf. Klassenkämpfe gegen den türkischen Feudalismus.

Die Zeit der bulgarischen Wiedergeburt (Renaissance) wird als Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus geschildert (S. 103—253). Die klar dargestellten Hinweise auf die Bedeutung der erst im 18. Jh. entstehenden Städte als Zentren der beginnenden Industrie und des Handels geben dem Verf. die Grundlagen für die Bestätigung der bekannten Thesen Lenins für die verschiedenen Formen der Unterwerfung des Gewerbes unter das Kapital.

Die Bedeutung des einzelnen Trägers nationaler Ideen wird in diesem Sinne nicht besonders hoch eingeschätzt, so daß die Entstehung der ersten Geschichte Bulgariens von Otez Paissij lediglich als eine Reaktion auf die Festigung der Interessen der griechischen Bourgeoisie in Bulgarien, als eine Hervorhebung der Interessen der gerade entstehenden Klasse der bulgarischen Gewerbetreibenden und Händler erklärt wird. Auf dieser Grundlage der beginnenden Klassenkämpfe — zunächst gegen die fremden ökonomischen Schichten — werden die Entstehung der weltlichen Schulen und des Schrifttums in Bulgarien, der Kampf um die Unabhängigkeit der Kirche und die Bildung der einheitlichen Nation des bulgarischen Volkes erklärt.

Der Krimkrieg wird als der erste europäische Krieg des gewerblich bedingten Kapitalismus bezeichnet und die sozial-ökonomischen Veränderungen, die sich daraus um die Mitte des 19. Jh.s für Bulgarien ergeben, werden als Grundlagen der zunehmenden politischen Aufstände und Kämpfe betrachtet. Es werden dabei die spontanen, stürmischen Aufstände, deren letzter sich 1850 in der Provinz Widin, getragen von den Bauern und armen Volksschichten, ereignete, von den in dieser Zeit beginnenden organisierten revolutionären Kämpfen unterschieden. Das Interesse der reichen Volksschichten an diesen Kämpfen stelle zwar einen wichtigen Faktor dar, es handle sich dabei jedoch nicht um echte nationale Motive, sondern um die sich steigernden kapitalistischen Interessen der kleinen Handwerker und der bereits wirtschaftlich mächtig gewordenen Kaufleute. Abgesehen von diesen Einseitigkeiten der Deutung, enthält die Darstellung wertvolle historische Einzelheiten aus den Aufständen nach 1850 und dem dadurch herbeigeführten russisch-türkischen Befreiungskrieg von 1877.

Dieser Krieg wird als eine demokratische Revolution gewertet, da er nicht nur die Befreiung sondern zugleich auch viele sozial-ökonomische Veränderungen mit sich gebracht hat, wozu vor allem die Aneignung der von den Türken verlassenen Grundstücke durch Bauern gerechnet und als „agrare Revolution“ bezeichnet wird. Es beginne im befreiten, durch den Berliner Vertrag zunächst noch zerrissenen Bulgarien eine kapitalistische Periode, die gerade durch das Kleinbesitztum der Bauern und Städter besonders begünstigt werde. In diesem Sinne wird die „Revolution“ als eine bourgeoise-demokratische Revolution betrachtet. Der bourgeoise Charakter dieser Zeit habe besonders deutlich seinen Niederschlag in der Verfassung von Tiurnowo gefunden; denn die politischen Kämpfe jener Zeit seien bereits Klassenkämpfe gewesen.

Im Zeichen solcher Deutungen wird auch die ganze neueste Geschichte Bulgariens dargestellt, was dazu führt, daß man das Buch nicht als einen wissenschaft-

lichen Beitrag historischer Forschungen über diese Zeit betrachten kann. Fast allen Regierungen werden kapitalistische und volksfeindliche Bestrebungen vorgeworfen. Dagegen findet die Geschichte der Arbeiterbewegung in Bulgarien (S. 374 ff.) und ihrer ersten Auswirkungen in der Revolutionskrise nach dem ersten Weltkrieg, wie vor allem in dem antifaschistischen Aufstandsversuch vom September 1923 (S. 483—506) eine an historischen Einzelheiten reiche Darlegung. Das Buch schließt mit der Geschichte der revolutionären antifaschistischen Bewegung in Bulgarien während der Stationierung der deutschen Truppen von 1941 bis 1944 und der Bildung der „Vaterländischen Front“. Die historisch klar geschilderte Tatsache der Führung und materiellen Unterstützung der Aufstandsgruppen durch das Zentralkomitee der K.P. wird jedoch dahingehend überbewertet, daß auch jene Aufständischen, die zum größten Teil lediglich aus Protest gegen die deutsche Besatzung und die Maßnahmen der Regierung, sowie gegen die dadurch entstandene wirtschaftliche Not, als Partisanen in die Berge gingen, als einig mit dieser Führung und in einer Sehnsucht nach kommunistischer Staatsform und nach Befreiung durch die rote Armee hingestellt werden.

München

Georgi Schischkoff

**Narodna Republika Bulgaria.** Kritische Bibliographie, Bd. I (in russischer Sprache), Moskau, Verlag der Akademie der Wissenschaften der UdSSR 1954. 675 S.

In einer Einleitung zu dieser systematisch übersichtlichen Sammlung entwirft das Mitglied der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften, Prof. Sava G a n o v s k y, eine ausführliche geschichtliche Darstellung der Entwicklung zur Volksrepublik Bulgarien und weist auf alle Motive und Faktoren hin, welche die bulgarische Literatur auf allen Gebieten des Lebens, einschließlich der Politik und Wirtschaft bestimmt haben. Es liegt in diesem politischen Charakter der Bibliographie, wenn sie in Bezug auf das rein wissenschaftliche, aus Universitäten und Instituten hervorgegangene Schrifttum, sowie auf das literarhistorische und schöngeistige große Lücken aufweist. Dies um so mehr, als darin nur die Veröffentlichungen seit 1944 angezeigt sind, einschließlich vieler Zeitungs- und Zeitschriftenartikel. Als politisches Nachschlagewerk gibt die Sammlung u. a. über die Veröffentlichungen folgender Gebiete Auskunft: Über den Kampf des bulgarischen Volkes gegen die Besatzung während des 2. Weltkrieges und gegen den bulgarischen Faschismus (Partisanenkämpfe); über den Einmarsch der Roten Armee in Bulgarien und die russisch-bulgarische Freundschaft; über die Friedensverhandlungen der neuen Regierung und die innere sozialpolitische Entwicklung; über Arbeiterklasse und Arbeiterparteien sowie über ihre Einigung durch die Vaterländische Front; über die Überwindung des Kapitalismus und den Übergang zur Kollektivwirtschaft; über die kulturelle Entwicklung und den veränderten Charakter der organisierten wissenschaftlichen Forschung; über die sozialistische Entwicklung der Literatur a. a. Die Bibliographie vermittelt einen aufschlußreichen Einblick in die Einflüsse des russischen kulturellen und politischen Denkens auf die Entwicklung Bulgariens und ist hinsichtlich der Übersetzungen aus dem Russischen fast vollständig.

München

G. Schischkoff

**Milev, Aleksandър:** *Grъckite sъществителni imena v бългarski ezik* [Griechische Hauptwörter in der bulgarischen Sprache]. Български език, Bd. V, Heft 2 (Sofia 1955), S. 127—147.

In osteuropäischen Sprachen, besonders in denen, die im Kreise der griechisch-orthodoxen Kultur liegen (Bulgarisch, Serbisch, Russisch, Ukrainisch, Rumänisch), bestehen bekanntlich zwei prinzipiell verschiedene Schichten der griechischen Lehnwörter: einerseits sind es direkte Entlehnungen, andererseits aber sog. „Europäismen“ (d. h. Hellenismen) die in lateinischer Gestalt vom Westen aufgenommen wurden. Die Balkanologie befaßte sich bisher fast ausschließlich mit jener direkten Schicht. Der bulgarische Gelehrte M., Professor der klassischen Philologie an der Sofioter Universität, hat sich zuerst systematisch auf vergleichende Weise mit den beiden Schichten im Bulgarischen, der am stärksten durch griech. Einflüsse durchsetzten Sprache, beschäftigt und uns eine schöne Studie gegeben, die präzise das Schicksal und die Gegenbeeinflussungen der beiden Schichten analysiert. Seine Ergebnisse sind nicht nur für das Bulgarische, sondern auch für andere osteuropäische Sprachen von Belang, vor allem für das Serbische (d. h. für das Ost-Serbokroatische), für das Rumänische und für die ostslawischen Sprachen. Es wäre sehr erwünscht, auf Grund der Milevschen Untersuchung, die im methodologischen Sinne sehr lehrreich ist, ähnliche Forschungen für die genannten Sprachen durchzuführen. Besonders interessant ist die Frage im Falle des Serbokroatischen, wo der serbische Teil gewöhnlich mit dem Bulgarischen zusammengeht, während bei den Kroaten griech. Wörter meistens (doch nicht immer!) in westeuropäischer Gestalt vorkommen. Es würden sich dabei wichtige wortgeographische Schlüsse ergeben, die auch für die Geographie des byzantinischen Einflusses auf verschiedene Balkanvölker von hoher Bedeutung wären.

Belgrad

Ivan Popović

**Genčo Keremidčiev: Narodniat pevec Djado Vičo Bončev** (Der Volkssänger Djado Vičo Bončev). Sofia, Bulgarische Akademie der Wissenschaften 1954. 338 S.

In der Einleitung des Buches wird darauf hingewiesen, daß die Folkloristik der Bourgeoisie zwar auch manche Untersuchungen dieser Art zustande gebracht habe und es werden dabei die Namen von Iw. D. Schischmanoff, Dim. Matoff, M. Draganoff, M. Arnaudoff u. a. angeführt. Wegen der schwachen ideologischen und methodischen Grundlagen der früheren Wissenschaft seien diese Forschungen jedoch ziemlich unbedeutend, so daß die konkrete Untersuchung über einen einzelnen Volkssänger mit dem vorliegenden Buch eine neuartige Veröffentlichung in der bulgarischen Literatur darstelle. Unter den Liedertexten vieler anderer Volkssänger der Gegenwart seien die von Djado Vičo Bončev, der heute trotz seiner 88 Jahre weiterhin als Volkssänger wirkt, von besonderen schöpferischen Elementen gekennzeichnet. Die erste Veröffentlichung einer Sammlung seiner Lieder unter dem Titel „Israslo dŭrvo visoko“ („Ein Baum ist hochgewachsen“), herausgegeben von D. H. Ossinin, datiert von 1950.

Im ersten Teil des hier angezeigten Buches wird in 8 Abschnitten über Leben, Persönlichkeit, Werke, Auffassung von der Kunst, über das ideologisch-emotionale und historische Bild des Sängers, sowie über dessen künstlerisches Können und über die Bedeutung der Lieder berichtet. Als wichtige Faktoren seines Werdeganges werden dabei hervorgehoben: 1) das betont patriarchale Milieu im Geburts- und Wohnort des Sängers, dem Dorf Spasowo, Landkreis Čirpan, das zur Erhaltung der traditionellen Volksfeste, Hochzeitsfeiern, lustigen Abende u. a. bei-

getragen hat; 2) Die hohe Schule der „Meister“ der traditionellen Volksdichtung in den Gebieten von Čirpan und Stara-Zagora; 3) Die bedeutenden gesellschaftlich-ökonomischen, politischen und nationalhistorischen Ereignisse, zu denen der Sänger nicht versäumt habe, jeweils Lieder zu dichten und zu singen.

Die insgesamt 96 veröffentlichten Liedertexte, die 179 Seiten des Buches umfassen, werden in folgende Gruppen geordnet: Mythische und legendäre Lieder, Arbeits- und Zunftlieder, Lieder der Lebensweise, Heldenlieder, Banditenlieder, historische, soziale und gesellschaftspolitische und revolutionäre Lieder, wobei diese letzte Gruppe auch einige mazedonische Lieder enthält.

Die Kommentare zu den einzelnen Liedmotiven verleihen der Untersuchung einen wertvollen wissenschaftlichen Charakter, wenngleich jedoch keinerlei Gesichtspunkte der modernen mythologischen Forschung, im Sinne etwa der Tiefenpsychologie, berücksichtigt werden. Das Buch ist durch eine ausführliche Zusammenfassung in französischer Sprache westlichen Forschern leicht zugänglich.

München

G. Schischkoff

## VII. Albanien

**Godin, Marie Amelie Freiin v.: Das albanische Gewohnheitsrecht.** Sonderdruck aus: Zschr. f. vergleichende Rechtswissenschaft, Bd. 56 u. 57. Stuttgart, Ferdinand Enke 1953—54. 46 u. 73 S.

Die verdiente Kennerin albanischen Lebens beginnt hier zum erstenmal mit einer Übersetzung des bekannten albanischen Gewohnheitsrechts „Kanun i Lek Dukagjinit“ (Gesetz des Alexander Dukagjini) nach den Aufzeichnungen des Franziskanerpaters Stefan Gjetošow, der die bis dahin nur mündlich überlieferten Bestimmungen erstmals schriftlich niedergelegt hat. Besonders zu begrüßen ist, daß die Verf.n in den Anmerkungen die Unterschiede gegenüber dem südalbanischen Gewohnheitsrecht (Kannu i Papazhulit) hervorhebt, das der westlichen Welt so gut wie unbekannt ist. Bei der Übersetzung wurde der albanische Text, um eine gewisse Systematik herzustellen, in Kapitel und Unterabschnitte Kanun Auskunft. Hoffen wir, daß die Übersetzung nicht nach dem kürzlich erfolgten Ableben der Verf.n Torso bleibt.

B. S.

**Skendi, Stavro [Hrsg.]: Albania.** With the assistance of Mehmet Beqiraj, George Bossy, Fred Pisky, Qemal Vokopola. New York, Frederick A. Praeger 1956. IX + 389 S. \$ 7.50.

Der vorliegende Band ist der erste in einer Reihe, die unter dem Titel „East-Central-Europe under the Communists“ erscheint. Er vermittelt einen sehr gewissenhaften und genauen Überblick über Geschichte, gegenwärtigen politischen Aufbau, Wirtschaftslage, kulturelle und gesellschaftliche Verhältnisse und schließt mit einem Anhang, der biographische Daten über albanische Zeitgenossen, eine Zeittafel für die Zeit von 1944—55 und eine Zusammenstellung der Verträge und Abmachungen enthält. Sehr gut ist auch das Schrifttumsverzeichnis. Der Band behandelt mit besonderem Nachdruck die Zeit seit 1944 und berücksichtigt die Entwicklung bis Januar 1956. Die vorangehende Zeit wird auf knappem Umfang zusammengefaßt.

Die Bedeutung dieser landeskundlichen Zusammenstellung ist sehr groß. Sie ist für die weitere gegenwartskundliche Erforschung Albaniens grundlegend. Der Stoff ist aus zahlreichen Quellen zusammengetragen und vermittelt uns erstmals

einen gewissen Überblick, den wir bisher nicht besaßen. Gewiß könnte man manche Einzelheit berichtigen (so sind z. B. die Angaben über die Veröffentlichungen des wissenschaftlichen Instituts in Tirana, S. 370, unvollständig). Aber das betrifft Unwesentliches. Die Gesamtleistung ist imponierend und beispielhaft. Wir sehen den weiteren Bänden der von Robert F. Byrnes geleiteten Reihe mit Erwartung entgegen.

F. V.

### VIII. Griechenland

**Byzantinische Geschichtsschreiber Bd. V**, herausgegeben von E. v. Ivánka. Graz-Wien-Köln, Styria 1956. 164 S.

Im 5. Band der in dieser Zeitschrift Bd. XIV, 1955, 515 und XV, 1956, 636 angezeigten Reihe von Übersetzungen Byzantinischer Geschichtsschreiber gibt Hans-Georg Beck unter dem Titel „Vademecum des Byzantinischen Aristokraten“ eine Übersetzung des sogenannten Strategikon des Kekaumenos und seiner Mahnrede an den Kaiser. Ist schon die Wahl eines Textes, der nicht leicht zugänglich ist, da die Neuausgabe von G. Buckler immer noch auf sich warten läßt, dankbar zu begrüßen, so noch mehr deshalb, weil sein Inhalt uns einen Mann kennen lehrt, der als Landedelmann nach Jahren im Dienste seiner Kaiser aus den reichen Erfahrungen seines Lebens nicht nur seinen Söhnen für ihren Lebensweg etwas zu sagen hatte, sondern sich auch in der Lage zu sein glauben durfte, seinen Kaiser in einer Art Fürstenspiegel kritische Mahnungen und Ratschläge vernehmen zu lassen. Wir haben es mit einer Persönlichkeit eigener Prägung zu tun, deren Ausführungen den Leser in die Lage versetzen, das zumeist verzeichnete konventionelle Bild vom Byzantiner zu korrigieren und beachtliche neue Züge kennen zu lernen, die etwas vom lebendigen Leben einer längst vergangenen Zeit verspüren lassen. In einer ausgezeichneten Einleitung entscheidet sich H.-G. Beck für Katakalon Kekaumenos, dem wir zuerst für 1038 begegnen und der es bis zum Kuropaltes unter Isaak Komnenos gebracht hat, als Verfasser des Buches. Die Übersetzung versucht mit Glück, die lockere, unkonventionelle Art des Originals beizubehalten. Anmerkungen helfen dem Nichtfachmann zu wirklichem Verständnis. Dem vortrefflichen Büchlein ist ein weiterer Leserkreis zu wünschen.

Erlangen

Wilhelm Enßlin

**Franke, Robert: Alt-Epirus und das Königtum der Molosser.** Kellmünz, Verlag Michael Lassleben, 1955. IX u. 89 S. mit 2 Anl.

Was hier vorgelegt wurde, ist unbestreitbar eine der besonders sauber und korrekt gearbeiteten Dissertationen der letzten Zeit, welche dem Verf. ebenso wie den Referenten zur Ehre gereicht. Wird bereits in der Einleitung die gestellte Aufgabe klar umrissen, so ist die Durchführung in drei Hauptabschnitten, von denen der erste (3—54) der Klärung von Ἡπειρος und Ἡπειρωται als geographische und politische Begriffe, der zweite (55—78) dem Wesen des Molossischen Königs und der Behandlung der σύμμαχοι τῶν Ἀπειρωτῶν, der dritte (79—88) der Überprüfung des chronologischen Systems der epirotischen Münzprägung gewidmet ist, von gleicher Klarheit und Sorgfalt der Untersuchung ausgezeichnet. Wenn in einzelnen Fragen eine Lösung nicht erreicht wird, so ist das in erster Linie dem Umstande zuzuschreiben, daß die Überlieferung eben nicht mehr bietet. Wenn etwas auszusetzen ist, so ist das die zwar nicht große Zahl

von vermeidbaren Druckfehlern und die Tatsache, daß keine bündige Erklärung vorgebracht oder auch nur gesucht wird für den doch merkwürdigen Umstand der schließlich unbedingten Durchsetzung des Namens Epirus gerade in der in Rede stehenden Landschaft einerseits gegenüber anderen Landstrichen, welche gelegentlich auch diese Bezeichnung erfuhren, andererseits gegenüber dem staatsrechtlich in der Gesamtlandschaft allein maßgeblichen molossischen Königtum. Dies scheint mir eine bedauerliche Lücke in dem zweiten Abschnitt. Gerade angesichts dieser Ausstellung möchte ich abschließend betonen, daß mir der letzte Abschnitt über die Münzprägungen trotz seines vom Verf. selbst betonten vorläufigen Charakters besonders gelungen erscheint und man mit großen Erwartungen der in Aussicht gestellten ausführlichen Darstellung entgegensehen darf.

Wien

Franz Miltner

**Kyriakides, Stilpon P.: The Northern ethnological boundaries of Hellenism.** Saloniki, *Ἑταιρεία Μακεδονικῶν Σπουδῶν* 1955. 63 S.

Es handelt sich bei dieser Abhandlung um die englische Übersetzung eines Vortrags, der 1946 (in gekürzter Form) auf einer nationalitätenrechtlichen Konferenz gehalten wurde. Nach einer kurzen volkstheoretischen Einleitung, in der der Verf. sich dazu bekennt, daß die subjektiven Faktoren für die Weiterexistenz eines Volkes entscheidend sind, werden die bulgarischen Thesen über Mazedonien kritisch besprochen. Anschließend gibt der Verf. eine Übersicht über die Nachrichten, die wir vom 6. Jh. an über das Auftauchen ethnisch-sprachlich erkennbarer Gruppen in Mazedonien und Thrazien vorfinden. Er verfißt dabei die These, daß sich trotz der Zuwanderung kleiner „slawischer“ Stämme die ethnische Zusammensetzung dieser Landschaften nicht wesentlich geändert habe. Allerdings sei an vielen Stellen eine sprachliche Slawisierung erfolgt. In der Regel hätten jedoch diese Gruppen kein klares Nationalgefühl, die sog. „Slawomazedonische Nationalität“ sei nichts weiter als ein politischer Trick. B.

**Myers, E. C. W.: Greek Entanglement.** London, Rupert Hart-Davis 1955. 290 S.

In der Regel wurde die Geschichte des griechischen Bürgerkrieges bisher im Rahmen einer Gesamtgeschichte des 2. Weltkrieges nach C. M. Woodhouse und W. H. McNeill dargestellt, nur selten griff man für die Schilderung der Vorstufen auf die verschiedenen griechischen Schriften über einzelne Widerstandsgruppen (bibliographisch von L. G. Stavrianos erfaßt) zurück. Eine erste Synthese versuchte Bickham Sweet-Escott im ersten Teil (1941—1949) seines Buches „Greece“ (1954). Brigadier Myers hat 1942/43 die britische Militärmission in Griechenland geleitet, seine Kenntnis der diplomatischen Hintergründe in Kairo und London blieb gering, um so genauer kann er über die verschiedenen Kontakte mit den Widerstandsgruppen berichten. Danach hat die Militärmission frühzeitig die Steuerung von EAM-ELAS durch die Kommunisten bemerkt, zunächst aber die eigene Ansicht bei den politischen Stellen nicht durchsetzen können. Schade ist, daß der Brigadier seine Tagebuchaufzeichnungen, die dem interessant geschriebenen Buch zugrundeliegen, nicht mit dem einschlägigen Schrifttum verglichen hat, vgl. etwa zu den Aussprachen in Bohorina Reden von Svetozar Vukmanović („Tempo“) und Angaben bei Clissold und Mojsov. Seine Meinung, daß der offene Ausbruch des Bürgerkriegs unvermeidlich war, kann bestritten werden. H. B.

**Gaitanides, Johannes: Griechenland ohne Säulen.** München, Paul List Verlag 1955. 374 S. 1 Bl. 25 Tafelabb., dar. 1 farb., 1 Kte.

Der Verf. dieses Buches, Kommentator am Bayerischen Rundfunk, ist einem breiteren Publikum schon aus früheren charakterologischen Veröffentlichungen über seine griechischen Landsleute wie auch durch gelegentliche Rundfunksendungen dieser Art aufs beste bekannt. Auch im vorliegenden Buche bilden derartige Schilderungen der Mentalität des heutigen Griechen: seiner Schlaueit und Handelstüchtigkeit, seiner Neigung zu großzügiger Freigebigkeit und unbegrenzten Gastfreundschaft, seiner fatalistischen Gelassenheit und Erhabenheit über Grenzen der Zeit, seines Geselligkeitsbedürfnisses und seines patriarchalischen Familiensinns, seiner Heimatliebe, verbunden mit einem unwiderstehlichen Drang in die Ferne, mit liebenswürdiger Ironie treffsicher hingezeichnet, die mit Bedacht an den Anfang gesetzte, vom sympathischen Menschentypus des modernen Hellenen ausgehende Einführung in die folgende allseitige Darstellung der Verhältnisse des heutigen Griechenland. Wir lernen dann in weiteren Kapiteln „die Macht der Landschaft“ mit ihrem überall zu einer heroischen Symphonie der Naturgewalten sich verbindenden idealen Zusammenklang von Erde, Wasser, Stein und einer ewig von strahlender Sonne durchleuchteten Luft als den Mutterboden des heiteren und lebensfrohen Gemütes des Hellenen unserer Zeit kennen, lernen freilich auch aus den harten und nüchternen Zahlen, mit welchen G. die Kargheit des mit 60,3% die Unproduktivität des Bodens aller anderen europäischen Länder weit übertreffenden Bodens belegt, den Grund würdigen, der so viele Griechen auf das von jeder Stelle des Landes her sichtbare Meer hinaus und in die weite Ferne treibt, sofern er sich nicht mit den spärlichen Erträgen der Produkte des heimatlichen Bodens: Öl und Tabak, Korinthen und Wein, den einzigen exportfähigen Erzeugnissen des auch an Mineralien und Kohle bettelarmen Landes, begnügen will. Mit den weiteren von G. ausführlich erörterten Gründen für das Zurückbleiben Griechenlands in seiner wirtschaftlichen Entwicklung: dem — erst in jüngster Zeit abgelöst — erschreckend hohen Menschentribut, welchen die Malaria gefordert hatte, den technischen Schwierigkeiten des Transports in dem kreuz und quer von Gebirgen durchzogenen Lande, der Unzulänglichkeit der Bahnverbindungen, der freilich ein unverhältnismäßig hoher Bestand an Schiffsraum ausgleichend gegenüberstand und — nach Überwindung der Kriegsverluste — wohl bald wieder gegenüberstehen wird, rundet sich das Bild: das Bild eines landschaftlich bezaubernden, an Bodenschätzen jeder Art aber unvergleichlich armen Landes mit einer überaus bescheiden lebenden, heimattreuen, aber auch fanatisch freiheitsliebenden, individualistisch veranlagten und unternehmungsfreudigen Bevölkerung. Ein weiterer Grund freilich, weshalb wir den heutigen Griechen so vorfinden, wie er ist, ist seine wechselvolle Geschichte, die im Mittelalter und in der Neuzeit eine Kette von unglücklichen Schicksalen ist. Dieser Geschichte widmet G. gut zwei Drittel seines Buches, und diese seine Ausführungen sind keineswegs der schlechteste Teil seines glänzend konzipierten und mit ungewöhnlicher Sachkenntnis in feingeschliffener Form niedergeschriebenen Buches. Mit dem Jahre 324 beginnend und seine Ausführungen bis „gestern“ erstreckend, führt er uns mit wachsender Ausführlichkeit durch die Jahrhunderte bis zu den neuesten Ereignissen auf Kypros. Hört man bei seiner mit dem Jahre 324 beginnenden Darstellung der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Geschichte, als Griechenland von den Byzantinern vernachlässigt und von

den Osmanen ausgebeutet wurde, zuweilen die Quelle murmeln, aus welcher er geschöpft hat (wie wollte man auf diesem weiten und unübersichtlichen Gebiete billigerweise Originalität verlangen?), so ist insbesondere die Darstellung der Geschichte Griechenlands im 19. und 20. Jh. eine durchaus selbständige höchst anerkennenswerte Leistung des Verf.s, der ich keine andere, auch keine griechisch geschriebene, Darstellung dieser Epoche zur Seite zu stellen wüßte; G. zeigt sich hier ausgezeichnet unterrichtet, mit neuestem Material vertraut und von einem an seiner umfänglichen politischen Kommentator-Tätigkeit wohlgeschulten Urteil geführt. Nehmen wir die geschickt ausgewählten Abbildungen hinzu, welche Landschaft, Volkstum, religiöses und gesellschaftliches Leben im heutigen Griechenland vorzüglich illustrieren, so kann man von diesem Buche sagen, daß es den Leser jeglichen Anspruchs in musterhafter Weise in die Vergangenheit und Gegenwart, in Werden und Wesen des heutigen Hellenentums einführt.

München

F. Dölger

### IX. Sonstiges

**Longrigg, Stephen Hemsley: Oil in the Middle East. Its discovery and development.** London, Oxford University Press 1954. 305 S.

Ein Teil des einschlägigen Südostschriffturns leidet darunter, daß es die wirkliche Bedeutung des Ölproblems nicht richtig einschätzt. Das gilt natürlich in erster Linie für Arbeiten über die rumänische Außenpolitik. Als Beispiel mag die materialreiche, in ihrem Schlußurteil jedoch unrichtige Arbeit gelten, die A. E. Gunther unter dem Titel „The German War for Crude Oil in Europe 1934—1945“ in verschiedenen Ausgaben der „Petroleum Times“ 1947/48 veröffentlicht hat. Wenn auch Brigadegeneral L. auf das rumänische Erdölproblem nicht unmittelbar eingeht, so liefert er uns doch durch seine Ausführungen über die arabischen Länder, Persien und die Türkei wertvolles Vergleichsmaterial. Er verfolgt die Entwicklung der Erdölförderung von den Anfängen bis zur Gegenwart, besonders gründlich geht er der Frage nach, welche Bedeutung den Funden im Irak, in Persien, in Arabien und in der Levante für die Entwicklung des zweiten Weltkrieges nachkam. Schade ist, daß die im Anhang veröffentlichten Statistiken keine detaillierteren Angaben über die Weltproduktion bringen. Hinweise auf die Betätigung rumänischer und griechischer Unternehmer im Nahen Osten fehlen nicht. Das sachkundige Werk wird für lange Zeit unentbehrlich sein. B.

**Kohn, Hans [Hrsg.]: The Mind of modern Russia.** New Brunswick N. J., Rutgers University Press 1955. 298 S.

Dieser Band vereinigt Auszüge aus Schriften führender Vertreter des russischen Geisteslebens im 19. und 20. Jh. Eine eindrucksvolle Einleitung und knappe Vorworte zu den einzelnen Abschnitten sorgen dafür, daß der Beitrag, den S. C. Čaadaev, M. P. Pogodin oder U. S. Solov'ev bei der Entwicklung „des“ russischen Geistes leisten, dem Leser verständlich wird. Neben 13 Russen (bis hin zu Lenin und Berdyayew) kommen Mickiewicz und Havlíček mit ihren Protesten gegen die russische Missionsidee und den zeitgenössischen Panslawismus zu Wort. K. dachte bei der Zusammenstellung dieses Textbuches offenbar in erster Linie an Hochschulzwecke, aber auch außerhalb der Welt akademischer Studien wird das Buch gute Dienste tun. Eine Kleinigkeit: warum keine einheitliche Transkription slawischer Worte?

H. B.

## Bücher- und Zeitschriftenschau

	Seite
I. Allgemeines . . . . .	175
II. Tschecho-Slowakei . . . . .	195
III. Ungarn . . . . .	201
IV. Jugoslawien . . . . .	207
V. Rumänien . . . . .	234
VI. Bulgarien . . . . .	240
VII. Albanien . . . . .	252
VIII. Griechenland . . . . .	253
IX. Sonstiges . . . . .	256

---

## Südosteuropa-Bibliographie

herausgegeben von

**Fritz Valjavec**

Band I: 1945—1950. I. Teil: Slowakei, Rumänien, Bulgarien. Preis DM 7.50.

Verlag R. Oldenbourg, München

---

## Südosteuropäische Arbeiten

Im Auftrage des Südost-Instituts München herausgegeben von

**Prof Dr. Fritz Valjavec**

Verlag R. Oldenbourg, München

- Nr. 40 Helmut Preidel: DIE VOR- UND FRÜHGESCHICHTLICHEN SIEDLUNGS-  
RÄUME IN BOHMEN UND MÄHREN. München 1953. Preis 13.— DM
- Nr. 41—45 Fritz Valjavec: GESCHICHTE DER DEUTSCHEN KULTURBEZIEHUN-  
GEN ZU SÜDOSTEUROPA.  
I. MITTELALTER. München 1953. Preis 18.— DM  
II. REFORMATION UND GEGENREFORMATION  
München 1955. Preis 18.— DM  
III. AUFKLÄRUNG UND ABSOLUTISMUS. München 1956. Im Druck.  
IV. DAS 19. JAHRHUNDERT. In Vorbereitung.  
V. ANHANG, BIBLIOGRAPHIE, REGISTER. In Vorbereitung.
- Nr. 46 Wladimir Sas-Zaloziecky: DIE BYZANTINISCHE BAUKUNST IN DEN  
BALKANLÄNDERN UND IHRE DIFFERENZIERUNG UNTER ABEND-  
LÄNDISCHEN UND ISLAMISCHEN EINWIRKUNGEN. Studien zur Kunst-  
geschichte der Balkanländer. München 1955. Preis 15.— DM
- Nr. 47 STUDIEN ZUR UNGARISCHEN FRÜHGESCHICHTE. George Vernadsky:  
Lebedia. Michael de Ferdinandy: Álmos. München 1957. Preis 7.50 DM
- Nr. 48 VÖLKER UND KULTUREN SÜDOSTEUROPAS. Vorträge der 1. und 2.  
internationalen Hochschulwoche der Südosteuropa-Gesellschaft.  
In Vorbereitung.
- Nr. 49 Franz Babinger: SULTANISCHE URKUNDEN ZUR GESCHICHTE DER  
OSMANISCHEN WIRTSCHAFT UND STAATSVERWALTUNG AM AUS-  
GANG DER HERRSCHAFT MEHMEDS II., DES EROBERERS.  
München 1956. Preis 25.— DM
- Nr. 51 Gjergj Fishta: DIE LAUTE DES HOCHLANDES (Lahuta e Malcis). Über-  
setzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Max Lambertz.  
München 1957. Im Druck.
- Ältere Bände der „Südosteuropäischen Arbeiten“ zum Teil noch vorrätig.

## **Wissenschaftlicher Dienst Südosteuropa**

Herausgegeben vom Südostinstitut München. Erscheint monatlich im Umfang von 20—25 Seiten. Zu beziehen durch: Südost-Institut München 15, Güllstraße 7.  
— Preis jährlich DM 24,- für natürliche Personen, DM 36,- für juristische Personen.

---

### **Südosteuropa-Jahrbuch**

Im Namen der Südosteuropa-Gesellschaft herausgegeben von

Prof. Dr. Wilhelm Gülich

1. Band 1957. 224 S.

Preis DM 12.—, für Mitglieder der Südosteuropa-Gesellschaft DM 6.—

Verlag R. Oldenbourg, München

---

## **Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks**

### **Reihe B: (wissenschaftliche Arbeiten):**

- Nr. 1 Harold Steinacker: Das Südostdeutschtum und der Rhythmus der europäischen Geschichte.  
München 1954 . . . . . Preis 1.50 DM
- Nr. 2 Anton Scherer: Johann Eugen Probst.  
Persönlichkeit, Werk und Kulturkritik eines donauschwäbisch-österreichischen Dichters.  
München 1954 . . . . . Preis 7.— DM
- Nr. 3 Karl Kurt Klein: Die Anfänge der deutschen Literatur. Vorkarlisches Schrifttum im deutschen Südostraum.  
München 1954 . . . . . Preis 8.— DM
- Nr. 4 Hans Petri: Geschichte der deutschen Siedlungen in der Dobrudscha. Hundert Jahre deutschen Lebens am Schwarzen Meer.  
München 1956 . . . . . Preis 6.— DM
- Nr. 5 Ausgewählte Dokumente zur neuesten Geschichte der südostdeutschen Volksgruppen. Staatsbürgerschafts-, Ausweisungs- und Enteignungsbestimmungen.  
München 1957 . . . . . Preis 2.40 DM
- Nr. 6 Hans Diplich [Hrg.]: Deutsches Bauernleben im Banat. Hausbuch des Mathias Siebold aus Neubeschenowa, Banat, 1842—1878.  
München 1957 . . . . . Preis 4.20 DM
- Nr. 7 Irmgard Martius: Großösterreich und die Siebenbürger Sachsen 1848—1859.  
München 1957 . . . . . Preis 6.60 DM
- Nr. 8 Ernst Schwarz: Die Herkunft der Siebenbürger und Zipser Sachsen.  
München 1957, im Druck

**Weitere Bände in Vorbereitung — Bestellungen durch den Buchhandel**

# **SÜDOST- FORSCHUNGEN**

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT  
FÜR GESCHICHTE, KULTUR UND LANDESKUNDE  
SÜDOSTEUROPAS

IM AUFTRAG DES SÜDOSTINSTITUTS MÜNCHEN  
GELEITET UND HERAUSGEGEBEN VON

**FRITZ VALJAVEC**

IN VERBINDUNG MIT:

Franz Babinger (München), Otto Brunner (Hamburg), Franz Dölger (München), Karl Kurt Klein (Innsbruck), Josef Matl (Graz), Karl Alexander von Müller (München), Günter Reichenkron (Berlin), Balduin Saria (Graz), Alois Schmaus (München), Wilhelm Schüssler (Jugenheim), Harold Steinacker (Innsbruck), Carlo Tagliavini (Padua), D. Tschizewskij (Heidelberg), George Vernadsky (New Haven, Conn.)

**Band XVI**

**1957**

**2. Halbband**

---

R. OLDENBOURG / MÜNCHEN

# SÜDOST-FORSCHUNGEN

Herausgegeben von Prof. Dr. Fritz Valjavec

Verlag R. Oldenbourg, München

Die Südost-Forschungen sind eine internationale Zeitschrift, die sich mit Problemen der Geschichte, Kultur und Landeskunde Südosteuropas befaßt. Sie erscheinen jährlich in einem Umfange von 30 Bogen, ab Band XIV in je zwei Halbjahresbänden. Band XI, 1946/52, 311 Seiten, Preis DM 18.—, Band XII, 1953, IX und 442 Seiten, Band XIII, 1954, XI und 391 Seiten je DM 34.—, Band XIV, 1955, XIV und 552 Seiten, Band XV, 1956, XIV und 640 Seiten, Band XVI, 1957, XI und 520 Seiten

Beiträge sowie alle die „Südost-Forschungen“ betreffenden Besprechungsstücke, Anfragen und Mitteilungen sind zu senden an den Herausgeber

Prof. Dr. Fritz Valjavec, München 15, Güllstraße 7

## Inhaltsverzeichnis

	Seite
Fritz Machatschek † . . . . .	257
<b>Aufsätze</b>	
Radojičić, Djordje Sp.: Srpsko Zagorje, das spätere Raszien. Zur Geschichte Serbiens in der 2. Hälfte des 10. u. 11. Jahrhunderts . . .	259
Stelè, France: Die mittelalterliche Wandmalerei in Slowenien im mitteleuropäischen Rahmen . . . . .	284
Babinger, Franz: Dâwûd-Čelebi, ein osmanischer Thronwerber des 15. Jahrhunderts . . . . .	297
Angyal, Andreas: Die Welt der Grenzfestungen. Ein Kapitel aus der südosteuropäischen Geistesgeschichte des 16. u. 17. Jahrhunderts . .	311
Kissling, Hans Joachim: Zur Geschichte der Rausch- und Genußgifte im osmanischen Reiche . . . . .	342
Tschizewsky, Dmitrij: Peter Zabož Kellner-Hostinský, ein slowakischer Philosoph . . . . .	356
Dvoichenko-Markov, Demetrius: Transnistria: A Rumanian Claim in the Ukraine . . . . .	375
Glaupert, Günter: Siedlung und Wirtschaft im oberen Sawegebiet (Nordwestslowenien) während des 16. Jahrhunderts und später . . . .	388
<b>Mitteilungen</b>	
Lupaş, J.: Zur Verbreitung alter rumänischer Druckschriften in Siebenbürgen . . . . .	427
Lambertz, Max: Die Mundarten der albanischen Sprache . . . . .	430
Matl, Josef: Neuer Beitrag zur inneren Geschichte Südalbanien in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts . . . . .	435
Rast, N. A.: Kashchey . . . . .	445
Saria, Balduin: Radoslav M. Grujić (1878—1955) . . . . .	449
Amzăr, D. C.: Claudiu Isopescu (1894—1956) . . . . .	451
Amzăr, D. C.: Constantin Rădulescu-Motru (1868—1957) . . . . .	452
Popović, Ivan: Henrik Barić (1888—1957) . . . . .	453
<b>Aus der Südosteuropa-Forschung</b>	
Rusić, B.: Bericht über die ethnologische Arbeit in der VR Mazedonien (1945—1955) . . . . .	456

# SÜDOST- FORSCHUNGEN

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT  
FÜR GESCHICHTE, KULTUR UND LANDESKUNDE  
SUDOSTEUROPAS

IM AUFTRAG DES SUDOSTINSTITUTS MÜNCHEN  
GELEITET UND HERAUSGEGEBEN VON

**FRITZ VALJAVEC**

IN VERBINDUNG MIT:

Franz Babinger (München), Otto Brunner (Hamburg), Franz Dölger (München), Karl Kurt Klein (Innsbruck), Josef Matl (Graz), Karl Alexander von Müller (München), Günter Reichenkron (Berlin), Balduin Saria (Graz), Alois Schmaus (München), Wilhelm Schüssler (Jugenheim), Harold Steinacker (Innsbruck), Carlo Tagliavini (Padua), D. Tschizewskij (Heidelberg), George Vernadsky (New Haven, Conn.)

**Band XVI**

**1957**

---

R. OLDENBOURG / MÜNCHEN

DRUCK MAX SCHICK, MÜNCHEN

## Inhaltsverzeichnis

	Seite
Fritz Machatschek † . . . . .	257
<b>I. Aufsätze</b>	
Angyal, Andreas:	Die Welt der Grenzfestungen. Ein Kapitel aus der südosteuropäischen Geistesgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts . . . . .
	311—342
Babinger, Franz:	Dâwûd - Čelebi, ein osmanischer Thronwerber des 15. Jahrhunderts . . . . .
	297—311
v. Bárány — Oberschall, Magda:	Die ungarische St. Stefanskronen im Lichte der neuesten Forschungen . . . . .
	24—53
Beldiceanu, Nicoară:	La crise monétaire ottomane au XVI <sup>e</sup> siècle et son influence sur les principautés roumaines . . . . .
	70—86
Dvoichenko-Markov, Demetrius:	Transnistria: A Rumanian Claim in the Ukraine . . . . .
	375—388
Gasiorowski, Zygmunt J.:	Czechoslovakia and the Austrian Question 1918 —1928 . . . . .
	87—122
Glauert, Günter:	Siedlung und Wirtschaft im oberen Sawagebiet (Nordwestslowenien) während des 16. Jahrhunderts und später . . . . .
	388—426
v. Jenny, Wilhelm — Vetters, Hermann:	Lauriacum — Lorch . . . . .
	1—21
Kissling, Hans Joachim:	Zur Geschichte der Rausch- und Genußgifte im osmanischen Reiche . . . . .
	342—356
Radojičić, Djordje Sp.:	Srpsko Zagorje, das spätere Raszien. Zur Geschichte Serbiens in der 2. Hälfte des 10. und 11. Jahrhunderts . . . . .
	259—284
Stelè, France:	Die mittelalterliche Wandmalerei in Slowenien im mitteleuropäischen Rahmen . . . . .
	284—297
Tschizewsky, Dimitrij:	Peter Zabož Kellner-Hostinský, ein slowakischer Philosoph . . . . .
	356—374
Vakalopoulos, Apostolos E.:	Die Tätigkeit der Vereine „Philomousos Hetaireia“ und „Hetaireia ton Philikon“ im Hinblick auf die geistigen Auseinandersetzungen im vorrevolutionären Griechenland . . . . .
	53—69
Vetters, Hermann s. v. Jenny	

**II. Mitteilungen**

Amzăr, D. C.:	Claudiu Isopescu (1894—1956) . . .	451—452
Amzăr, D. C.:	Constantin Rădulescu-Motru (1868—1957)	452—453
Korošec, Josip:	Miloje M. Vasić (1869—1956) . . .	157—159
Kus-Nikolajev, Mirko:	Kulturethnographische Betrachtungen über das kroatische Bauernbarock . . .	133—137
Lambertz, Max:	Die Mundarten der albanischen Sprache (Heutiger Stand der Forschung) . . .	430—435
Lupaş, J.:	Zur Verbreitung alter rumänischer Druckschriften in Siebenbürgen . . .	427—430
Matl, Josef:	Neuer Beitrag zur inneren Geschichte Südalbaniens in den 60er Jahren des 19. Jh.s . . . . .	435—444
Petrè, Franz	Antun Barac (1894—1955) . . . . .	151—155
Popović, Ivan:	Henrik Barić (1888—1957) . . . . .	453—455
Rast, N. A.:	Kashchey . . . . .	445—449
Saria, Balduin:	Radoslav M. Grujić (1878—1955) . . .	449—450
Stefan Hajnal (1892—1956)	. . . . .	155—157
Turczynski, Emanuel:	Eine unbekannte griechische Zeitung aus dem Jahre 1784 . . . . .	123—132
Valjavec, Fritz:	Alexander Domanovszky (1878—1955)	151
V[aljavec], F[ritz]:	Ernst Flachbart († 1955) . . . . .	159
Valjavec, Fritz:	Julius Szekfü (1883—1955) . . . . .	149—151
Wünsch, Walter:	Rhythmik und Metrik im Zehnsilbler des serbokroatischen Volksepos . . .	137—149

**III. Aus der Südosteuropa-Forschung**

Lambertz, Max:	Das Wissenschaftliche Institut in Tirana	160—174
Rusić, B.:	Bericht über die ethnologische Arbeit in der VR Mazedonien (1945—1955) . . .	456—459

**IV. Bücher und Zeitschriftenschau**

Analele Institutului de Istorie a Partidului pe lângă Comitetul Central al Partidului Muncitoresc Român II. Jg. . . . .		501
Andreas, Willy:	Carl August von Weimar und das An- gebot der ungarischen Königskrone . . .	481
Angyal, A.:	Slawistische Probleme der ungarischen Kunstgeschichte . . . . .	482
Anhegger, R. — İnalçık, H.:	Ḳānunnāme-i sulṭānī ber müceb-i 'örfi-i 'osmānī . . . . .	518
Archäologische Funde in Ungarn . . . . .		480

	Seite
Arheološki spomenici i nalazišta u Srbiji II . . . . .	488
Arheološki Vestnik, Jg. VI . . . . .	208
Aus Kärntens Volksüberlieferung . . . . .	476
Ausgewählte Dokumente zur neuesten Geschichte der südostdeutschen Volksgruppen . . . . .	189
Babinger, Franz: Johannes Lewenklaws Lebensende . . .	188
Barnes, Harry Elmer [Hg.]: Perpetual War for Perpetual Peace .	470
Benac, A.-Serge- jevski, D.-Mazalić, Dj.: Kulturna istorija Bosne i Hercegovine	488
Bertrand, Louis: Mes Ambassades. Espagne — Italie — Allemagne — Canada . . . . .	470
Beyer, Hans: Johannes Borbis . . . . .	200
Bezljaj, France: Slovenska vodna imena . . . . .	230
Bibliografija rasprava, članaka i književnih radova Bd. I <sup>1/2</sup> . . .	488
Bilimovich, Alexander D.- Végh, Jenő- Zagoroff, S. D.: The Agricultural Economy of the Danu- bian Countries, 1935—45 . . . . .	472
Bonifačić, Antun- Mihanovich, Cle- ment S. [Hg.]: The Croatian Nation in its Struggle for Freedom and Independence . . . . .	221
Bruce Lockart, Sir Robert: My Europe . . . . .	468
Budapest Régiségei. A Budapesti történeti muzeum évkönyve XVI .	201
Byzantinische Geschichtsschreiber, Bd. V . . . . .	253
Çabei, Eqrem: Paul Kretschmer . . . . .	513
Carlgren, W. M.: Iswolsky und Aehrenthal vor der bos- nischen Annexionskrise . . . . .	467
Ćorović-Ljubinković, Pećko-Dečanska ikonopisna škola od Mirjana: XIV do XIX veka . . . . .	224
Cronia, Arturo: Storia della letteratura Serbo-Croata .	493
Csallány, D.: Archäologische Denkmäler der Awaren- zeit in Mitteleuropa . . . . .	204
Current, Richard N.: Secretary Stimson . . . . .	187
Daniel-Rops, Henri: Die Apokryphen des Neuen Testaments	474
Dauzat, Albert: L'Europe linguistique . . . . .	192
Dellin, L. A. D. [Hg.]: Bulgaria . . . . .	509
Delorko, Olinko: „Zlatna jabuka“ . . . . .	497
Dickenmann, Ernst: Franz Miklosich (1813—1891) . . .	225
Die Steiermark, Land, Leute, Leistung . . . . .	176
Dix années d'historiographie Yougoslave . . . . .	213
Ebner, H.: Von den Edlingen in Innerösterreich .	185
Elert, Werner: Morphologie des Luthertums . . . . .	190

## VI

		Seite
Elezović, Gliša - Škrivanić, Gavro:	Kako su Turci posle više opsada zauzeli Beograd . . . . .	218
Enciklopedija Jugoslavije, Bd. I u. II . . . . .		207
Ernst, August:	Die Grafen Poth bis zum Verlust der Herrschaft Ungarisch Altenburg . . . .	462
Estestvoznaniето v srednovekovna Bŭlgarija . . . . .		240
Études des délégués hongrois au X <sup>e</sup> Congrès International des sciences historiques . . . . .		203
Feyl, Othmar:	Die führende Stellung der Ungarländer in der international. Geistesgeschichte der Universität Jena . . . . .	206
Feyl, Othmar:	Exkurse zur Geschichte der südosteuro- päischen Beziehungen der Universität Jena . . . . .	206
Filipović, Vladimir:	Filozofija Renesance i odabrani tekstovi filozofa . . . . .	226
Folliot, Denise [Hg.]:	Documents on International Affairs 1954	460
Franke, Robert:	Alt-Epirus und das Königtum der Molosser . . . . .	253
Fresacher, W.:	Die bauerlichen Besitzrechte in Alt- bayern und Kärnten . . . . .	461
Friessner, Hans:	Verratene Schlachten. Die Tragödie der deutschen Wehrmacht in Rumänien und Ungarn . . . . .	185
Gabrovec, Stane:	Najstarejša zgodovina Dolenjske. Vod- nik po arheoloških zbirkah muzejev v Novem mestu, Brežicah in Metliki . .	490
Gaitanides, Johannes:	Griechenland ohne Säulen . . . . .	255
Glasnik Zemaljskog Muzeja u Sarajevu, N.S. XI 1956, Teil I: Archäologie		483
Godin, Marie Amelie Freiin v.:	Das albanische Gewohnheitsrecht . . .	252
Grafenauer, Ivan:	Arhivni doneski k podobi Slomška pe- dagoga . . . . .	232
Grafenauer, Ivan:	Zmaj iz petelinjega . . . . .	229
Gulyás, Pál:	Magyar frői álnév lexikon. A magyar- orszagi írók álnévei es egyeb jegyei	206
Gušić, Marijana:	Commentary on the exhibited material	230
Haikola, Lauri:	Gesetz und Evangelium bei Matthias Flacius Illyricus . . . . .	190
Haltrich, Josef:	Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen . . . .	238
Haupt, Gh.:	Din istoricul legăturilor revoluționare romîne-ruse . . . . .	238

	Seite
Heimler, Heinrich - Spiegel-Schmidt, Friedrich:	Deutsches Luthertum in Ungarn . . . . . 207
Höpker, Wolfgang:	Europäisches Niemandsland . . . . . 471
Horvat, Andjela:	Spomenici arhitekture i likovnih umjetnosti u Medjumurju . . . . . 222
Istoriski Časopis, Bd. V 1954—55 . . . . .	484
Istoriski Zapisi, Jg. VIII und IX . . . . .	487
Jaeckel, Peter:	Die Münzprägungen des Hauses Habsburg 1780—1918 u. der Bundesrepublik Österreich . . . . . 192
Jakšić, Grgur:	Bosna i Hercegovina na Berlinskom kongresu . . . . . 492
Jakšić, Grgur - Vučković, Vojislav:	Pokušaj aneksije Bosne i Hercegovine (1882—1883) . . . . . 492
Jardas, Ivo:	Kastavština . . . . . 496
Jugoslavija. Illustrierte Zeitschrift, Heft 7, 9 und 12 . . . . .	485
Kalnoki Bedo, Alexander-Torzsay-Biber, George-Gsovski, Vladimir [Hg.]:	Legal Sources and Bibliography of Hungary . . . . . 481
Kann, Robert A.:	The Multinational Empire. Nationalism and National Reform in the Habsburg Monarchy, 1848—1918. Vol. I . . . . . 186
Karpaten-Jahrbuch 1957 . . . . .	195
Kastelic, Jože:	Beram . . . . . 496
Kavuljak, Andrej:	Historický miestopis Oravy . . . . . 477
Keller, Paul Anton:	Väterheimat zwischen Drau und Sann . . . . . 233
Këngë popullore historike . . . . .	514
Këngë popullore legjendare . . . . .	513
Keremidžiev, Genčo:	Narodniat pevec Djado Bončev . . . . . 251
Kipper, Heinrich:	Die Enterbten . . . . . 508
Kirsten, Ernst:	Die griechische Polis als historisch-geographisches Problem des Mittelmeerraumes . . . . . 515
Klett, Otto [Hg.]:	Jahrbuch der Dobrudschadeutschen 1957 . . . . . 237
Kohn, Hans:	Die Slawen und der Westen . . . . . 464
Kohn, Hans [Hg.]:	The Mind of modern Russia . . . . . 256
Kolarić, Miodrag:	Srpska grafika XVIII veka . . . . . 224
Kolarić, M. - Stefanović, M.:	Pavel Djurković kao portretista . . . . . 225
Köster, Kurt:	Neußer Pilgerzeichen und Wallfahrtsmedaillen . . . . . 230

		Seite
Krauß, Friedrich:	Wörterbuch der nordsiebenbürgischen Handwerkssprache, Bd. I . . . . .	506
Kreševljaković, Hamdija:	Čizmedžijski obrt i stara gradjanska obuča u Bosni i Hercegovini (1489—1946)	227
Kreševljaković, Hamdija:	Kapetanije u Bosni i Hercegovini . . .	220
Kuhn, Walter:	Geschichte der deutschen Ostsiedlung in der Neuzeit. II. Bd. . . . .	464
Kyriakides, Stilpon P.:	The Northern ethnological boundaries of Hellenism . . . . .	254
Lamont, Corliss:	Soviet Civilization . . . . .	517
László, Gyula:	Medgyessy Ferenc . . . . .	206
Leiss, Amelia and Denett, Raymond:	European Peace Treaties after World War II . . . . .	470
Listy L'udovita Štura . . . . .		197
Longrigg, Stephen Hemsley:	Oil in the Middle East . . . . .	256
Luetić, Josip:	Pomorac i diplomat Ivan Kaznačić s osvrtnom na dubrovačko pomorstvo 18. i poč. 19. st. . . . .	491
Lukacs, John A.:	The Great Powers and Eastern Europe	188
Maab, Ferdinand:	Der Josephinismus, 3. Bd. . . . .	465
Mano-Zissi, Djordje:	Nalaz iz Tekije. Les trouvailles de Te- kiya . . . . .	489
Marić, Rastislav:	Studije iz srpske numizmatike . . . .	494
Mayer, Robert:	Die Bergkirchen in den Ostalpen . . .	475
Mazedonische Märchen und Fabeln . . . . .		228
Meier, Paul J.:	Der sozialistische Wohlfahrtsnational- staat als Spätform der industriellen Pro- duktionsgesellschaft . . . . .	233
Mésáros, Július:	K problematiku prežitkov feudalizmu na Slovensku v druhej polovici XIX. storičia . . . . .	197
Milev, Aleksandŕ:	Grückite süstestvitelni imena v búlgar- ski ezik . . . . .	250
Mitev, Jono:	Kratka istoria na búlgarskija narod .	248
Müller, Friedrich:	Geschichtswirksamkeit des Evangeliums in seinem lutherischen Verständnis .	473
Muzeji i zbirke Zadra . . . . .		222
Myers, E. C. W.:	Greek Entanglement . . . . .	254
Nano, F. C.:	The first Soviet Cross . . . . .	238
Narodna Republika Bulgaria. Kritische Bibliographie, Bd. I . . . .		250
Narodni Muzej — Beograd. Praistorija I. Katalog metala . . . .		223

	Seite
Narodni Muzej — Beograd. Praistorija II. Katalog keramike I. . . .	223
Neubacher, Hermann: Sonderauftrag Südost, 1940—45 . . .	471
Njegoš, Petar Petrović: Pisma . . . . .	491
Nohejlová-Prátová, Emanuela [Hg.]: Nálezy mincí v Čechách, na Moravě a ve Slezsku, Bd. I u. II . . . . .	200
Numizmatičke vijesti. Jg. III, Nr. 6—7 . . . . .	486
Ormis, Jan V.: Bibliografija Jána Kollára . . . . .	478
Pantelić, Dušan: Beogradski pašaluk pred prvi srpski ustanak (1794—1804) . . . . .	219
Pavlović, Milivoj: Primeri istoriskog razvitka srpskohrvatskog jezika . . . . .	226
Perše, Franjo: Milan Šufflay . . . . .	493
Petri, Hans: Geschichte der deutschen Siedlungen in der Dobrudscha . . . . .	504
Pintér, József [Hg.]: Rab századok (Börtönnaplók, börtönlevelek) . . . . .	207
Popović, Dušan J.: Ko je autor, gde je, i kada je nastao Erlangenski rukopis? . . . . .	226
Popović, Dušan J.: Srbi u Banatu do kraja osamnaestog veka . . . . .	219
Popović, Ljubiša: Katalog nalaza iz nekropole kod Trebeništa . . . . .	224
Jovan Sterija Popović. 1806, 1856, 1956 . . . . .	225
Praga, Giuseppe: Storia di Dalmazia . . . . .	213
Preidel, Helmut: Die Anfänge der slawischen Besiedlung Böhmens und Mährens, Bd. I . . . .	195
v. Preradovich, Nikolaus: Die Führungsschichten in Österreich und Preußen (1804—1918) . . . . .	466
Pritsak, Omeljan: Die bulgarische Fürstenliste und die Sprache der Protobulgaren . . . .	241
Quenard, Gervais: Hier. Souvenirs d'un octogénaire . . . .	188
Radovi Instituta Jugoslavenske Akademije Znanosti i Umjetnosti u Zadru, Bd. I u. II . . . . .	209
Radovi Instituta Jugoslavenske Akademije Znanosti i Umjetnosti u Zadru. Bd. III . . . . .	486
Reidinger, Walter: Die Statthalter des ungeteilten Pannonien und Oberpannoniens . . . . .	177
Rijeka. Zbornik . . . . .	216
Rothe, Wolfgang: Einführung in die historische Laut- und Formenlehre des Rumänischen . . . .	504
Runes, Dagobert D.: The Soviet Impact on Society . . . .	517

		Seite
Saria, B.:	Dalmatia (als spätantike Provinz) . . .	218
Šašel, Jaro:	Vodnik po Emoni . . . . .	218
Sbornik Gavril Kacarov. Serta Kazaroviana, II. Bd. . . . .		246
Scheibert, Peter:	Von Bakunin zu Lenin Bd. I. . . . .	516
Schlosser, Paul:	Bachern-Sagen . . . . .	228
Schütz, Joseph:	Die geographische Terminologie des Serbokroatischen . . . . .	493
Schwarz, Ernst:	Germanische Stammeskunde . . . . .	178
Seraphim, Hans-Günther:	Das politische Tagebuch Alfred Rosen- bergs aus den Jahren 1934/35 u. 1939/40 . . . . .	471
Sergejevski, D.:	Bazilika u Dabravini . . . . .	490
Sipkov, Ivan-Gsovski, Vladimir [Hg.]:	Legal Sources and Bibliography of Bul- garia . . . . .	512
Skendi, Stavro [Hg.]:	Albania . . . . .	252
Stalio, Blaženka - Galović, Radoslav:	Naprelje. Neolitsko naselje kod Novog Pazara . . . . .	489
Stanislav, Ján:	Dejiny Slovenského Jazyka . . . . .	478
Steinacker, Roland - Alexy, Desider:	Aus der Geschichte der Ev. Kirchen- gemeinde A. B. zu Preßburg . . . . .	198
Stoikov, Georgi:	Die Kirche von Bojana . . . . .	511
Stökl, Günther [Hg.]:	Studien zur älteren Geschichte Ost- europas. I. Teil . . . . .	460
Lord Strang:	Home and Abroad . . . . .	468
Stranjaković, Drag.:	Nikola Radojčić . . . . .	222
Studia romanica, Heft 1 und 2 . . . . .		210
Studii. Revistă de istorie An. X, Heft 1/2 . . . . .		499
Studii. Revistă de istorie și filozofie, 7. Jg. 4. Heft . . . . .		500
Studii și cercetări de istorie literară și folclor. Jg. V. Heft 1—2 . . . . .		503
Studii și cercetări de istorie veche, VI. Jg. . . . .		234
Studii și cercetări lingvistice, V. Jg. . . . .		236
Studii și cercetări lingvistice. VI. Jg. Heft 1—2 . . . . .		503
Studii și cercetări de numismatică. Vol. I . . . . .		502
Studii și cercetări științifice Ser. III, VI. Jg. Nr. 1—2 . . . . .		498
Studii și materiale de istorie contemporană . . . . .		235
Studii și materiale de istorie modernă, vol. I . . . . .		499
Svoronos, N. G.:	Le Commerce de Salonique au XVIII <sup>e</sup> siècle . . . . .	515
Syntagma Friburgense . . . . .		175
Sziklay, László:	A századvég ellenzéki irodalmának történetéből, Gáspár Imre . . . . .	207
Szilágyi, János:	Aquincum . . . . .	202

	Seite
The Year Book of World Affairs 1955 . . . . .	175
Tietze, Andreas: Slavische Lehnwörter in der türkischen Volkssprache . . . . .	517
Tomoski, Tomo: Dokumenti od vienskata arhiva za Makedonija od 1879—1903 . . . . .	220
Trócsányi, Zsolt: Az erdélyi parasztság története . . . . .	205
Uscătescu, George: Relaciones culturales hispano-rumanas . . . . .	238
Valjavec, Fritz: Geschichte der deutschen Kulturbeziehungen zu Südosteuropa, Bd. I u. II . . . . .	176
Velkov, V.-Mihailov, G.-Beševliev, V.-Gerasimov, T. - Venedikov, J. - Stančev, St.: Madarskijat konnik . . . . .	510
Veröffentlichungen der Slowakischen Akademie der Wissenschaften 1953—1955 . . . . .	476
Vjesnik za arheologiju i historiju dalmatinsku. Jg. IV . . . . .	482
Vůžarova, Živka: Slavjansko-bŭlgarskoto selište kraj selo Popina Silistrenskŭ . . . . .	510
Weber, Hans Emil: Reformation, Orthodoxie und Rationalismus . . . . .	190
Weidlein, Johann: Schicksalsjahre der Ungarndeutschen . . . . .	481
Werner, Joachim: Beiträge zur Archäologie des Attila-Reiches . . . . .	179
Winter, Eduard: Die Registres der Berliner Akademie der Wissenschaften 1746—1766 . . . . .	465
Wonisch, P. Othmar, OSB: Das St. Lambrecht Passionsspiel von 1606 . . . . .	475
Zavarsky, Ernest: Ján Levoslav Bella . . . . .	199
Zgodovina Ljubljane. Prva knjiga: Geologija in arheologija . . . . .	212
Zibermayr, Ignaz: Noricum, Baiern und Österreich . . . . .	461





Am 25. September 1957 starb in München  
der emer. ord. Universitätsprofessor

**DR. FRITZ MACHATSCHEK**

Das Institut betrauert in ihm seinen lang-  
jährigen Leiter, der das Institut von 1936  
bis 1951, oft unter den schwierigsten Ver-  
hältnissen, vorbildlich betreut hat. Wir  
bringen von berufener Seite im nächsten  
Jahrgang der Südost-Forschungen eine aus-  
führliche Würdigung des Verewigten.



## Srpsko Zagorje, das spätere Raszien

Zur Geschichte Serbiens in der 2. Hälfte des 10. u. 11. Jahrhunderts

Von DJORDJE SP. RADOJIČIĆ (Neusatz-Novisad)

Der serbische frühfeudale Staat, gegründet als Folge des Aufstandes gegen Byzanz in den Jahren 820 bis 822 <sup>1)</sup> in den Gebieten des alten Dalmatien (welches in der Römerzeit bis an das bosnische Sawegebiet reichte, das südwestliche Serbien umfaßte und sich über die Berggegenden um Piva, Tara, Lim und Ibar erstreckte) <sup>2)</sup>, wurde damals sowie auch später „Srpska zemlja“ oder nach dem Volksnamen „Srbli“ <sup>3)</sup> genannt. Noch im „Gorski vijenac“ von Njegoš findet man den Namen Srpska („Murat Srpsku, a Bajazit Bosnu“). Bei Konstantin Porphyrogennetos (1. Hälfte des 10. Jh.s) sind die Einwohner des Staates οἱ Σέρβλοι (= Srbli), und der Staat ἡ Σερβλία <sup>4)</sup>. Bei Anna Komnene (erste Hälfte des 12. Jh.s) steht ἡ Σερβία <sup>5)</sup>. Die lateinische Form des Namens ist „Servia“ <sup>6)</sup>. In den serbischen cyrillischen Denkmälern findet man insgesamt vier Verwendungsformen des Namens Srbija. Sie stammen aus dem 13. und 14. Jh.

<sup>1)</sup> Zur Zeit des byzantinischen Kaisers Michael II., des Stammers (820—829), des Gründers der Dynastie von Amorion (Constantine Porphyrogenitus, *De administrando imperio* ed. Gy. Moravcsik 1949, 124; Theophanes continuatus, ed. Bonn. 1838, 84). Vor dem Jahre 822, als Ljudevit von Niederpannonien flüchtete ad Sorabos, quae natio magnam Dalmatiae partem optinere dicitur (*Annales regni Francorum*, ed. Kurze 1895, 158).

<sup>2)</sup> C. Jireček, *Geschichte der Serben I* (1911) 33.

<sup>3)</sup> C. Jireček, *Staat und Gesellschaft im mittelalterlichen Serbien I* (1912) 1.

<sup>4)</sup> Ed. Moravcsik 124, 144, 146, 148, 152, 154, 156, 158, 160, 162, 164. V. Čorović unterschied bei Porphyrogennetos zwischen der „engeren Benennung“ Serbiens und dem „breiteren Umfang“ dieses Namens. Unter Serbien im weiteren Sinne soll Porphyrogennetos an „den ganzen Staat Časlavs“ gedacht haben (*Istorija Jugoslavije* [Geschichte Jugoslawiens], 1933, 58; *Historija Bosne* [Geschichte Bosniens] I, 1940, 143). Indessen kommt eine solche Unterscheidung bei Porphyrogennetos nicht vor. Nach seinem Bericht über Časlav zählt Porphyrogennetos die Städte im „bekehrten Serbien“ auf (160). Hier sind auch die Städte „im Lande Bosnien“ erwähnt, es fehlen aber die Städte Travuniens und des Konavlje (die nach Čorović auch zum Staate Časlavs gehörten), wie auch die Städte Dioklitiens (das nach seiner Meinung auch mit Časlav in Verbindung stand).

<sup>5)</sup> Anne Comnène, *Alexiade*, ed. B. Leib, II (1943) 167; III (1945) 160.

<sup>6)</sup> C. Jireček, *Staat und Gesellschaft I*, 1.

(wobei eine von ihnen möglicherweise aus dem Ende des 15. oder Anfang des 16. Jh.s stammt, nämlich aus der Entstehungszeit der Handschrift<sup>7)</sup>). Es scheint der Name *Srbija* bei den Serben auch im 12. Jh. bekannt gewesen zu sein. „*Surbia*“ aus der Chronik des Presbyter Diocleas (Pop Dukljanin, 2. Hälfte des 12. Jh.s) ist jedenfalls *Sr̃bija*<sup>8)</sup>. Das -ur- hat den sonantischen Charakter des Lautes -r- auszudrücken. So wird bei Kinnamos (12. Jh.s) im griechischen Text als Γουρδέσης<sup>9)</sup> derjenige travunianer Župan bezeichnet, der als Gerdessa (Gerdesa) in den lateinischen Urkunden des Fürsten Desa (aus dem Jahre 1151)<sup>10)</sup>, und als Gr̃d̃r in der Grabinschrift (aus der Zeit zwischen 1151 und 1189)<sup>11)</sup> genannt wird. Es ist für die Quellenforschung der Chronik des Popen Dukljanin von Bedeutung, daß bei der Aufzählung der Kirchen im Erzbistum von Dioklitien das serbische Land als *Sorbja* bezeichnet wird (hier wird also -r̃- durch -or- wiedergegeben<sup>12)</sup>). Man muß beachten, daß in der kroatischen Redaktion der Chronik das Verzeichnis der Kirchen fehlt; deswegen fehlt auch *Sorbja*, es steht nur *Surbija*<sup>13)</sup>. Im italienischen Text von *Orbini* findet man sowohl *Surbia* als auch *Sorbio*<sup>14)</sup>. Das sonan-

7) St. Stanojević, *Srbija, o nazivu srpske države u srednjem veku* [Serbien, über den Namen des serbischen Staates im Mittelalter] (Srpski Književni Glasnik XI, 1904, 541—542); Djordje Sp. Radojičić, *Ime „Srbija“ u našim domaćim izvorima srednjega veka* [Der Name „Srbija“ in unseren heimischen mittelalterlichen Quellen] (Prilozi za književnost, jezik, istoriju i folklor IX, 1929, 199); S. Matić, *Ime „Srbija“ u XV veku* [Der Name „Srbija“ im 15. Jh.] (ebda. XII, 1932, 166—167) und *Opis rukopisa Narodne biblioteke* [Beschreibung der Handschriften in der Nationalbibliothek] (1952) 3; Djordje Sp. Radojičić, *Južnoslovenski filolog XVIII* (1949—1950) 199. Vgl. Rad. M. Grujić, *Vojvodina I* (1939) 383.

8) Ausg. F. Šišić (1928) 306, 311, 398, 399, 403.

9) Ed. Bonn. 1836, 108.

10) Vinko Foretić, *Dvije isprave zahumskog kneza Dese* [Zwei Urkunden des Fürsten Desa von Zachlumien] (Anali Historijskog instituta Jugoslavenske akademije u Dubrovniku I, 1, 1952, 68, 69).

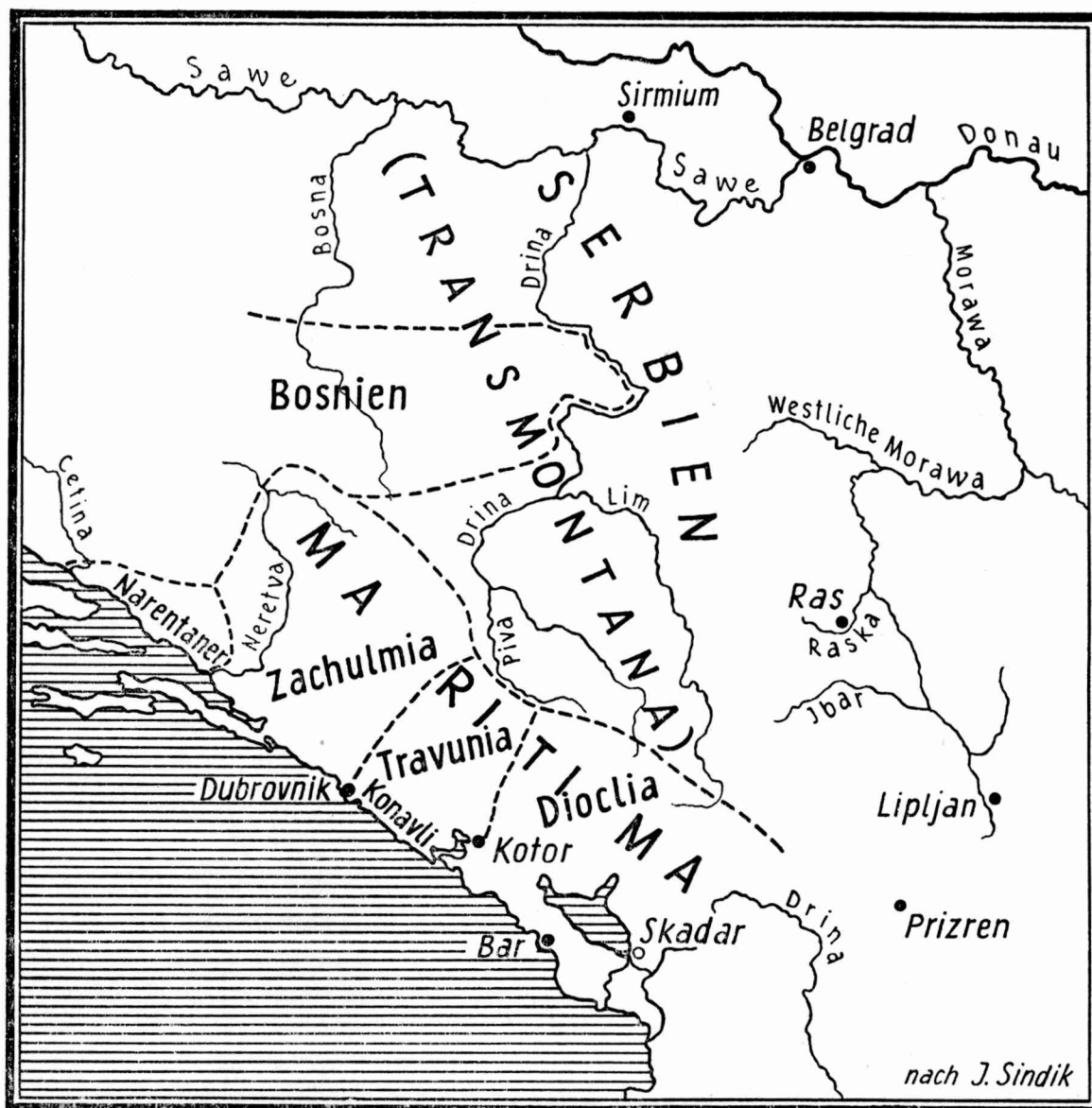
11) Ljub. Stojanović, *Stari srpski zapisi i natpisi IV* [Alte serbische Auf- und Inschriften] (1923) 1. Vgl. Djordje Sp. Radojičić, *Grdeša (Grd), trebinjski župan XII veka* [Gr. Travunianer Župan im 12. Jh.] (Prilozi za književnost, jezik, istoriju i folklor XI, 1931, 155—156).

12) Ausg. F. Šišić 306, 307. Siehe S. 138—139, wo gezeigt wird, daß Dukljanin für diese Stelle ein falsifizierte, undatierte Bulle des Papstes Calixtus II. (1119—1125) benützte. Vgl. M. Medini, *Starine dubrovačke* [Ragusäische Altertümer] (1935) 36—37.

13) Ausg. F. Šišić 398, 399, 403.

14) Ebda. 306, 311.

tische -r- erscheint in der Chronik auch als -ar- (Tvardoslav<sup>15</sup>), Tvardislavus)<sup>16</sup>), -er- (Tverdoslav<sup>17</sup>), der auch Tvardoslav genannt wird), und -re- (Trepimirus — falls die Berichtigung des Textes von Lučić und Orbini durch Šišić richtig ist: Crepimirus, bzw. des kroatischen Textes: Cepimir)<sup>18</sup>).



<sup>15</sup>) Ebda. 311.

<sup>16</sup>) Ebda. 360.

<sup>17</sup>) Ebda. 311.

<sup>18</sup>) Ebda. 312, 434 Anm. 44. Diese Berichtigung nimmt nicht an V. Mošin, Ljetopis popa Dukljanina [Die Chronik des Presbyter Diocleas] (1950) 60.

In der Chronik des Popen Dukljanin hat Serbien auch den Namen Transmontana und wird in zwei Gebiete aufgeteilt: in Bosnien und Raszien (Raška)<sup>19)</sup>. Der kroatische Text übersetzt den Namen Transmontana mit Zagorje<sup>20)</sup>. Nach Konstantin Porphyrogennetos umfaßte Serbien auch Bosnien, aber als eigenes Gebiet (τὸ χωρίον Βόσωνα)<sup>21)</sup>. Ein Jahrhundert später, im 11. Jh., wird Bosnien noch weiter abge sondert, was die Bulle des Papstes Clemens III. aus dem Jahre 1089 bezeugt, welche in der Zusammensetzung des Erzbistums von Dioklitien neben der serbischen (Serbiensem) auch die bosnische (Bosniensem)<sup>22)</sup> Kirche erwähnt. Daß zu dieser Zeit, und auch später, die Tradition Serbiens im weiteren Sinne (Bosnien eingeschlossen) bestand, sieht man aus der Bezeichnung Serbien bzw. Zagorje des Popen Dukljanin, aber auch aus den Beispielen, denen man im 11., 12. und 13. Jh. in den päpstlichen Urkunden begegnet (Sorbulia — augenscheinlich nur für Bosnien; regnum Servilie, quod est Bosna)<sup>23)</sup>. Auch der Erzbischof von Ragusa, Johannes, stellt, sich an die päpstlichen Urkunden haltend, im Jahre 1252 Serbien und Bosnien gleich (regnum Servilie, quod est Bosgna)<sup>24)</sup>. Für Kinnamos (12. Jh.) bedeutet die Drina die Trennung Bosniens vom übrigen serbischen Land (Βόσθναν τῆς ἄλλης Σερβικῆς διαρῆι)<sup>25)</sup>. Raszien erscheint in einem Beschluß des Ratskollegiums von Cattaro im Januar 1186<sup>26)</sup> und bei dem sogen. Ansbert in der Beschreibung des Durchzuges der Kreuzfahrer durch das serbische Staatsgebiet während des

<sup>19)</sup> Ausg. F. Šišić 307.

<sup>20)</sup> Ebda. 399, 403.

<sup>21)</sup> Ed. Moravcsik 160.

<sup>22)</sup> St. Stanojević, *Borba za samostalnost katoličke crkve u Nemanjićkoj državi* [Der Kampf um die Selbständigkeit der katholischen Kirche im Staate der Nemanjiden] (1912) 160. Siehe L. Thallóczy, C. Jireček et E. Sufflay, *Acta et diplomata res Albaniae mediae aetatis illustrantia I* (1913) 21—22.

<sup>23)</sup> J. Radonić, *Dubrovačka akta i povelje I* [Ragusäische Akten und Urkunden], 1 (1934) 3 (siehe *Acta Albaniae I*, 16—17; F. Šišić, *Letopis popa Dukljanina*, 70—71 Anm. 47); *Codex diplomaticus regni Croatiae, Dalmatiae et Slavoniae II* (1904) 207 (siehe *Acta Albaniae I*, 34 und F. Šišić, a.a.O. 71); II, 226 (siehe *Acta Albaniae I*, 34—35); III (1905) 274 (siehe *Acta Albaniae I*, 50); IV (1906) 54 (siehe *Acta Albaniae I*, 53). Vgl. St. Stanojević, a.a.O. 140; *Poviest hrv. zemalja Bosne i Hercegovine I* [Geschichte der kroat. Länder Bosnien und Herzegowina] (1942) 730—732.

<sup>24)</sup> *Codex diplomaticus IV*, 482.

<sup>25)</sup> Ed. Bonn. 1836, 104.

<sup>26)</sup> *Codex diplomaticus II*, 198.

dritten Kreuzzuges (1189)<sup>27)</sup>. Der Beschluß von Cattaro ist gefaßt „tempore domini nostri Nemanne iupanni Rasse“. Bei dem sog. Ansbert ist Nemanja magnus comes de Sarvia et Crassia, und sein Bruder Miroslav comes et princeps Chelmenie et Crazzie<sup>28)</sup>. Wunderlich ist die Erwähnung Rasziens neben der Serbiens im Titel Nemanjas, und noch seltsamer ihre Stellung nach Chlumien im Titel Miroslavs. Die Erwähnung Rasziens bei Pop Dukljanin ist zeitlich nicht weit von den Erwähnungen von Cattaro und Ansbert entfernt (sie hängt von der Datierung seiner Chronik ab). Der Name Raška-Raszien für das serbische Land im engeren Sinne (ohne Bosnien) konnte erst im 12. Jh. entstehen, in einer Zeit, als die Burg Ras in den byzantinisch-serbischen Beziehungen und Kämpfen an Bedeutung gewann<sup>29)</sup>. Zur Zeit des Großžupan Vlkans (Ende des 11. und Anfang des 12. Jh.s) wurde sein Land, nur formal abhängig von Dioklitien, allem Anschein nach Srbija genannt. Das kann man aus dem Bericht der Anna Komnene erschließen. Der Staat Bodins ist für sie Dalmatien, und das Land Vlkans ist sowohl Dalmatien wie auch Serbien<sup>30)</sup>. N. R a d o j č i ć meint, daß das von Anna Komnene angeführte Schreiben Vlkans „zumindest halbwegs originell“, vielleicht „etwas umgeformt“ sei<sup>31)</sup>. In diesem Schreiben nennt Vlkans sein Land Σερβία<sup>32)</sup>. Die päpstliche Bulle aus dem Jahre 1089 erwähnt nicht die Kirche von Raszien, sondern die Serbiens. Das ist die gleiche Kirche, die sich als Bistum von Ras in der Urkunde des byzantinischen Kaisers Basilios II. findet, die dem Ochrider Erzbischof im Jahre 1020 gegeben wurde<sup>33)</sup>. Sie könnte „raszische“ hei-

<sup>27)</sup> C. Jireček, Geschichte der Serben I, 215; C. Jireček, Staat und Gesellschaft I, 2. Er erwähnt nur den sog. Ansbert und meint, daß hier „die erste Spur des Namens Rassa ... für Serbien“ zu finden ist.

<sup>28)</sup> P. Matković, Putovanja po balkanskom poluotoku za srednjega veka [Reisen auf der Balkanhalbinsel im Mittelalter] (Rad Jugoslavenske akademije 42, 1878, 124); C. Jireček, Toljen, sin kneza Miroslava Humskog [T., der Sohn des Fürsten Miroslav von Hum] (Glas Srpske akademije nauka 35, 1892, 8).

<sup>29)</sup> C. Jireček, Geschichte der Serben I, 215, 244—245.

<sup>30)</sup> Ed. B. Leib II, 115, 148, 156, 166, 167, 184; III, 66, 160.

<sup>31)</sup> Vesti Ane Komnine o Srbima [Berichte der Anna Komnene über Serben] (Glasnik Skopskog naučnog društva III, 1928, 20—21).

<sup>32)</sup> Ed. B. Leib II, 167.

<sup>33)</sup> I. Ivanovъ, Вѣlgarski starini izъ Makedonija [Bulgarische Altertümer aus Mazedonien] (1931<sup>2</sup>) 558. Vgl. Il. Ruvarac, Raški episkopi i mitropoliti [Die Bischöfe und Erzbischöfe von Ras] (Glas SAN 62, 1901, 7—11). M. Medini war der Ansicht „das Bistum von Ras ... habe keinerlei Verbindung mit dem katholischen Bistum“ regni Servilie“ (Starine dubrovačke, 201).

Ben, nach der Stadt, die ihr Zentrum war. Weil sie aber „serbische“ genannt wird, heißt dies, daß sie nach dem Namen des Landes bezeichnet wurde. Demnach würde das spätere Raszien Serbien oder Srpsko Zagorje im engeren Sinne (im 11. Jh. und früher) sein. Es entspricht srpska (raška) zemlja“ im Titel der serbischen Feudalherrscher aus der Dynastie der Nemanjiden der Bezeichnung Srbija oder Zagorje des Popen Dukljanin, und dem Primorje (Maritima) des Dukljanin entspricht die „Pomorska“ (Maritima regio, Παραθαλάσσια)<sup>34</sup>). Selbstverständlich wird auch das Primorje des Dukljanin im engeren Umfang genommen (nur das obere Dalmatien, welches bei Dukljanin auch Rotkroatien — Croatia Rubea genannt wird)<sup>35</sup>).

Über Serbien berichtet Konstantin Porphyrogennetos und schließt seine Geschichte mit dem noch lebenden Zeitgenossen Časlav<sup>36</sup>). Konstantin hat sein Kapitel mit den Angaben über Časlav im J. 948/49 geschrieben<sup>37</sup>). Von da an bis zum Schluß des 11. Jh.s haben wir keine glaubwürdigen Berichte über Srpsko Zagorje (das spätere Raszien). Das Ende des 11. Jh.s füllen die Kämpfe Vlkans mit den Byzantinern, über die uns Anna Komnene berichtet. Die Zeitepoche von Časlav bis Vlkans ist uns nur durch das bekannt, was in der Chronik des Popen Dukljanin zu finden ist.

Dukljanin erzählt ziemlich ausführlich von Časlav, jedoch war nach ihm Časlav der Sohn des Königs Radaslav und Enkel des Königs Svetozar<sup>38</sup>). Indessen ist Časlav bei Konstantin Porphyrogennetos der Sohn des Klonimir und Enkel Strojimirs<sup>39</sup>). Man betrachtet aber dennoch diese beiden Časlave als ein und dieselbe Person<sup>40</sup>). Ljub. K o v a č e v i ć sah in der Erzählung des Dukljanin über Radaslav und Časlav die ursprüngliche Tradition über Časlav und seinen Vorgänger Zacharias (nach den Ausführungen des Konstan-

<sup>34</sup>) C. Jireček, Staat und Gesellschaft I, 3.

<sup>35</sup>) Ausg. F. Šišić 306, 324.

<sup>36</sup>) Ed. Moravcsik 158—161.

<sup>37</sup>) J. B. Bury, Rasprava De administrando imperio [Die Abhandlung De administrando imperio] (Vjesnik Hrv. slav. dalm. zemaljskoga arkiva X, 1908, 141).

<sup>38</sup>) Ausg. F. Šišić 313—317.

<sup>39</sup>) Ed. Moravcsik 156.

<sup>40</sup>) C. Jireček, Geschichte der Serben I, 201—202; St. Stanojević, Istorija srpskoga naroda [Geschichte des serbischen Volkes] (1926<sup>3</sup>) 56 und Naši vladari [Unsere Herrscher] (1927) 12; F. Šišić, Letopis popa Dukljanina, 439—441; V. Čorović, Istorija Jugoslavije, 59—60 und Historija Bosne I, 145; Istorija naroda Jugoslavije I [Geschichte der Völker Jugoslawiens], (1953) 236 (das betreffende Kapitel von Mih. Dinčić).

tin Porphyrogennetos), die sich später mit der Tradition über den dioklitischen König Bodin und seinen Oheim Radoslav vermischte und mit ihr zusammenfloß<sup>41</sup>). In neuerer Zeit deutete M. Medinjan, daß die Geschichte von Časlav (Seislav nach der kroatischen Redaktion) und seinem Vater Radoslav eine historische Unterlage aus der Vergangenheit des dalmatinischen Kroatiens haben könnte. Radoslav wäre in Wirklichkeit Fürst Zdeslav und Časlav wäre Fürst Branimir<sup>42</sup>). V. Mošin sieht in der Erzählung des Dukljanin zwei Traditionen, die untereinander vermenget sind: die erste bezieht sich auf den Sohn des Župan Radoslav („vielleicht am Übergang vom 8. zum 9. Jh.“) und die zweite auf den Časlav Klonimirović des Porphyrogennetos<sup>43</sup>).

In seiner Erzählung über Leben und Tod Časlavs hat Dukljanin die Geschichte von Tihomil eingeflochten, der zum Begründer der Dynastie von Raszien werden sollte<sup>44</sup>). Tihomil war ein Jüngling in partibus Sraga. Ljub. Kovačević hat offensichtlich angenommen, daß Sraga ország bedeutet, und übersetzte deshalb die angeführte Stelle: aus „ungarischem Land“<sup>45</sup>). Die Bestätigung für seine Ansicht hat Kovačević jedenfalls in der kroatischen Redaktion gefunden, in welcher Sraga nicht erwähnt, sondern gesagt wird, daß „Tehomil“ bei „nikoga kneza ali hercega na Ugrih“ war (bei einem Fürsten oder Herzog in Ungarn)<sup>46</sup>). Er war der Sohn eines Geistlichen de vico Rabici<sup>47</sup>) und hütete die Schafe eines Fürsten Budislav. Er war ein guter Jäger und pflegte den Fürsten auf der Jagd zu begleiten. Auf einer solchen Jagd erschlug er zufällig die Jagdhündin Palusia, die der Fürst besonders liebte. Deswegen flüchtete er vor dem Fürsten und kam zu Časlav. Im Kriege gegen die Ungarn zeigte sich Tihomil sehr tapfer und enthauptete sogar den ungarischen Fürsten Kis. Er bekam dafür von Časlav die Župa Drina und die Tochter des „banus Rassae“ zur Frau. Nach dem Tode Časlavs blieb das Land ohne König und die Banusse herrschten selbständig in ihren Gebieten. Nach dem Tode des Banus von Raszien, des Schwiegervaters Tihomils, übernahm Tihomil die Herrschaft, nannte sich aber weder König noch Banus, sondern nur Großžupan. Diesen Titel wählte er, weil er über den übrigen Županen von Raszien stand.

V. Jagić sah in der Chronik des Popen Dukljanin eine „literarische Kompilation“, die „größtenteils“ auf Grund der Volkslieder und Volkserzählungen entstanden war. Für ihn ist Dukljanins Geschichte von Tihomil ein Volkslied, „das

<sup>41</sup>) Nekoliko pitanja o Stefanu Nemanji [Einige Fragen zu Stephan Nemanja] (Glas SAN 58, 1900, 40—42).

<sup>42</sup>) Starine dubrovačke, 51—53.

<sup>43</sup>) Ljetopis popa Dukljanina, 62 Anm. 105.

<sup>44</sup>) Ausg. F. Šišić, 315, 316, 317, 320, 323.

<sup>45</sup>) Ibid. 40.

<sup>46</sup>) Ausg. F. Šišić 408.

<sup>47</sup>) V. Čorović macht auf das Dorf Rabina im Gebiet von Nevesinje aufmerksam (Historija Bosne I, 146).

man ganz leicht als: Heldentaten des tapferen Tihomil betiteln konnte<sup>48)</sup>. Jagić ist offensichtlich im Recht. Das frühfeudale epische Lied hat in die Chronik Eingang gefunden. In ihm findet man alles, was von einem solchen Liede erwartet wird: das Hüten der Schafe (des Hauptvermögens damals und auch später), die Jagd mit der Erwähnung der Jagdhündin (es wird sogar ihr Name genannt), die Tapferkeit im Kampfe, die mit dem Land und dem Mädchen (aus einer angesehenen Familie) belohnt wird. Ebenso hat F. Šišić die Erzählung von Tihomil ausgeschieden in der Meinung, daß „sie einmal bestimmt unabhängig und in erster Linie mit der echten Volkstradition und -erinnerung (vielleicht in Form eines Volksliedes) an die Madjarenkämpfe um Sawe und Drina verbunden war“<sup>49)</sup>.

Die Nemanjiden setzen in Wirklichkeit die Dynastie von Raszien fort. Ihre Genealogie („Rodoslov“), entstanden zur Zeit, da der bosnische Banus Tvrtko die Tradition der Nemanjiden aufnahm (zwischen 1374 und 1377)<sup>50)</sup>, kennt Tihomil (wir haben gesehen, daß Tihomil auch in der kroatischen Redaktion der Chronik so genannt wird). Während nach der Chronik Tihomil als der Sohn eines Geistlichen erscheint, wird er nach dem Rodoslov selbst als Pope bezeichnet; das tun nämlich die Einwohner von Zachlumien, „weil sie vor Weisheit einen langen Hals haben und Spottnamen plappern“. Im Rodoslov steht, daß Tehomil einen Bruder Čudomil hatte, den die Zachlumier Bischof nannten. Nach dem Rodoslov sollte Tihomil der Vater des Nemanja sein<sup>51)</sup>.

Die Chronik des Popen Dukljanin erwähnt den Cidomir, den Banus Weißkroatiens, dessen Name in der Wissenschaft zu Čudomir berichtigt wird<sup>52)</sup>. Die Tochter dieses Banus war die Mutter des Königs Predimir, der ein Mitglied derselben Dynastie war, der auch Časlav angehörte. Predimir herrschte über ganz Rotkroatien<sup>53)</sup>. Als nach dem Tode des bulgarischen Zaren Peter die Griechen Bulgarien eroberten, besetzten sie auch Raszien, und der Župan von Raszien suchte mit seinen zwei Söhnen Plen und Radigrad und seiner Tochter

<sup>48)</sup> Historija književnosti I [Geschichte der Literatur], 1867, 113—115 (= Djela IV, 1953, 295—296).

<sup>49)</sup> a.a.O. 439—440.

<sup>50)</sup> Djordje Sp. Radojičić, Doba postanka i razvoj starih srpskih rodoslova [Die Zeit der Entstehung und die Entwicklung der alten serbischen Genealogien] (Istoriski glasnik 1948, Nr. 2, S. 23—27).

<sup>51)</sup> Ljub. Stojanović, Stari srpski rodoslovi i letopisi [Alte serbische Genealogien und Chroniken] (1927) 14—17, 40, 44, 46, 51, 53, 57, 58. Vgl. C. Jireček, Geschichte der Serben I, 214—215.

<sup>52)</sup> Ausg. F. Šišić 323; bei V. Mošin im lateinischen Text Cidomir, in der Übersetzung Čudomir (Ljetopis, 72).

<sup>53)</sup> Das obere Dalmatien, „Pomorska zemlja“ im Titel der Nemanjiden.

Prehvala, die sehr schön und omnibus membris composita war, beim König Predimir Zuflucht. König Predimir heiratete Prehvala und ihr Vater legte mit ihren Brüdern dem König den Treueid ab. Nach dem Tode des griechischen Kaisers erhoben sich die Raszianer auf Betreiben des Königs Predimir gegen die Griechen. König Predimir eroberte ganz Raszien und machte seinen Schwiegervater zum Großžupan. Dieser Großžupan, dessen Name nicht genannt wird, war ein Nachkomme Tihomils<sup>54</sup>). So wird Banus Cidomir (Čedomir) mit der Dynastie von Raszien in Verbindung gebracht. Ljub. K o v a č e v i ć fand, daß Čudomir der Chronik und Čudomil aus dem Rodoslov ein und dieselbe Person in der Tradition sind, die jedoch im Laufe der Zeit Veränderungen erfuhr<sup>55</sup>).

Man könnte denken, daß die Chronik des Popen Dukljanin bei den Nemanjiden bekannt war, daß um sie wenigstens Vlkán wußte, der Sohn des Nemanja, welcher den Titel des Königs von Dioklitien<sup>56</sup>) annahm und sich so für die dioklitischen Traditionen entschied (zur Wahrung und Festigung dieser Traditionen wurde ja die Chronik verfaßt). Einer der Söhne Vlkáns nannte sich Bladinus<sup>57</sup>). Sein Name wird ohne Notwendigkeit in Mladen<sup>58</sup>) oder Vladin<sup>59</sup>) umgewandelt. Vorgeschlagen ist sogar die Berichtigung in Bladimer, Vladimir<sup>60</sup>). M. Medini war der Ansicht, daß Vladin und Vladimir identisch sind und daß Bladin ebenso eine Form dieses Namens ist, nur „nach der Aussprache der dalmatinischen Romanen“<sup>61</sup>). Bladin ist ein seltener Name. Man findet ihn in der Chronik des Popen Dukljanin und es ist leicht möglich, daß er von dort genommen ist. In der Tat berichtigt F. Šišić Bladinus in Vladinus nach der Form Vladan bei Orbini. Nach Šišić „hat seltsamerweise auch die kroatische Redaktion die schlechte Form Bladin belassen (vermeintlich

<sup>54</sup>) Ausg. F. Šišić 323—326.

<sup>55</sup>) a.a.O. 47 kam M. Medini zum Gedanken, unter Čudomir „könnte sich Tomislav“, der kroatische König, verbergen (Starine dubrovačke, 58; Kako je postao Ljetopis popa Dukljanina [Wie die Chronik des Presbyter Diocleas entstand] (Rad Hrv. akad. znan. i umj. 273, 1942, 114).

<sup>56</sup>) Spomenik SAN XXVIII (1895) 11; Codex diplomaticus II, 287, 311, 312, 313, 333.

<sup>57</sup>) St. Novaković, Zakonski spomenici [Gesetzesdenkmäler] (1912) 261.

<sup>58</sup>) Ljub. Kovačević, Žene i deca Stevana Prvovenčanog [Frauen und Kinder Stephans des Erstgekrönten] (Glas SAN 60, 1901, 56).

<sup>59</sup>) A. Ivić, Rodoslovne tablice [Genealogische Tafeln] (1928<sup>3</sup>) Nr. 1.

<sup>60</sup>) Acta Albaniae I, 42.

<sup>61</sup>) Rad 273, 152.

die romanische Form, wie Bolcanus = Vlъkan)<sup>62)</sup>. Nachdem er den Bladin in Vladin umgewandelt hatte, fragte sich Šišić, ob nicht vielleicht im Vladin bei Dukljanin „eine dunkle Spur des historischen (bei Konstantin) Archonten Serbiens Vlastimir“ sich verberge<sup>63)</sup>. Auch V. Mošin schließt sich F. Šišić an, verweist aber doch auf A. Mayer, nach dem man für Bladin eine germanische Etymologie (Baldwini, got. Balthwins) suchen könnte<sup>64)</sup>. Die Tatsache, daß Vlkans Sohn den Namen Bladin trägt, zeigt deutlich, daß das keine „schlechte Form“ des Namens Vladan ist. Auch der Bruder des Gjuraš Ilić, des Stammesoberhauptes der Gjuraševići bzw. Crnojevići von Zeta, hieß Bladin (Blandinus)<sup>65)</sup>.

In der Dukljanin-Erzählung von Predimir, dem Großžupan von Raszien und seiner schönen Tochter Prehvala haben wir jedenfalls wieder ein frühfeudales episches Lied vor uns, in einer umgearbeiteten Form natürlich. Das Lied hat sicherlich einen historischen Kern gehabt, welcher für unsere Erörterung von Wichtigkeit ist. Richtig ist ohne Zweifel das, was über die Unterwerfung Rasziens (des östlichen Teiles von Srpsko Zagorje) durch die Griechen und über den Aufstand gegen Byzanz gesagt wird<sup>66)</sup>. Für das erste wie für das zweite Ereignis werden Angaben angeführt, die zur Festigung der Chronologie dienen können. Byzanz unterwarf Bulgarien und gleich nachher Raszien. Der Fall Bulgariens erfolgte 971 und deshalb muß man die Unterwerfung Rasziens entweder für dasselbe Jahr (971) oder für das folgende ansetzen. Der Aufstand von Raszien wird auch mit dem Tode des griechischen Kaisers verbunden, der „nicht viel später“ nach dem Fall Rasziens und der Flucht des Großžupans erfolgte. Offensichtlich ist Johannes Tzimiskes gemeint, der im Jahre 976 starb. Nach dem Tode des Tzimiskes erhoben sich die mazedonischen Slawen. Es ist ganz glaubwürdig, daß sich damals auch Srpsko Zagorje (der östliche Teil davon) durch den Aufstand von der byzantinischen Oberherrschaft befreite. Erwähnt sei, daß C. Jireček gedacht hat, die Angabe über den Fall Bulgariens, an welche sich auch die Angabe über die Unterwerfung von Raszien knüpft, sei aus der Vladimirslegende genommen, welche für die Chronik des Popen Dukljanin exzerpiert und redigiert worden war<sup>67)</sup>.

Vor dem Untergang und vor dem Aufstand Rasziens wurde, nach dem Bericht des Dukljanin, die Peterskirche in Raška erbaut und das Bistum von Ras gegründet. Das wird nebenbei erwähnt als Teil der umfangreichen Erzählung von Pavlimir, dem Gründer von Ragusa.

<sup>62)</sup> a.a.O. 297.

<sup>63)</sup> Ebda. 425.

<sup>64)</sup> Ljetopis, 44.

<sup>65)</sup> C. Jireček, Geschichte der Serben II, 1 (1918) 229.

<sup>66)</sup> Vgl. F. Šišić, a.a.O. 450, 451.

<sup>67)</sup> Die cyrillische Inschrift vom Jahre 993 (Archiv für slavische Philologie XXI, 1899, 547).

Mit Časlav wird Pavlimir auf die Weise in Verbindung gebracht, daß er als sein Neffe bezeichnet wird. Die Erzählung von Pavlimir wird auch mit der Darstellung von Predimir und Prehvala verbunden. Pavlimir wird als Großvater Predimirs dargestellt. Auf Berufung der Banusse und Župane kam Predimir (der sich auch Belo nannte) aus Ragusa und besetzte den Staat Časlavs. Župan Ljutomir von Ras, aus dem Stamme Tihomils, wollte sich ihm nicht unterwerfen. Es kam zum Kampfe am Flusse Lim; der Župan von Ras wurde besiegt, er flüchtete bis zum Fluß Ibar und kam durch seine eigenen Leute um. Damals errichteten Verwandte Pavlimirs (aus Rom, deshalb „die Römer“) die Peterskirche in Raška und Pavlimir gründete dort das Bistum. Erst nach dem Tode Pavlimirs kamen die Nachkommen Tihomils erneut in Raszien an die Macht. Einer von ihnen ist derjenige Župan von Raszien, der Schwiegervater König Predimirs wurde. Er anerkannte die Oberherrschaft Predimirs. Bei ihm in Raška, in der Peterskirche, liegt Predimir auch begraben<sup>68</sup>).

Die Geschichte von Pavlimir ist offensichtlich ragusäischen Ursprungs<sup>69</sup>). Sie ist aufgenommen worden in die Chronik, die sonst zur Verherrlichung der dioklitischen Tradition bestimmt ist. Dem ragusäischen Erzbistum, gegründet Ende des 10. Jh.s<sup>70</sup>), wurde die Kirche in Serbien unterstellt, was aus der Bulle des Papstes Benedikt VIII. (aus dem J. 1022)<sup>71</sup>) zu ersehen ist. Ihm unterstand aber in Wirklichkeit nur ihr westlicher Teil, Bosnien<sup>72</sup>). Der östliche Teil, das spätere Raszien, war dem Ochrider Erzbistum unterstellt, was wir aus der Urkunde des byzantinischen Kaisers Basilios II. (aus dem J. 1020) erfahren<sup>73</sup>). Was war natürlicher als das Bestreben, dem ragusäischen Erzbistum auch den östlichen Teil der serbischen Kirche anzuschließen! Aus diesem Bestreben heraus ist in die Geschichte von Pavlimir die Erzählung vom Bau der Peterskirche und der Gründung des Bistums aufgenommen worden. Einige Zeit, von der Gründung des Erzbistums von Antivari (1089) bis zum Anfang des 12. Jh.s, war das Bistum von Ras dem Erzbistum von Antivari

<sup>68</sup>) Ausg. F. Šišić, 317—321, 327.

<sup>69</sup>) Ebda. 442; M. Medini, *Starine dubrovačke*, 48—51 und Rad 273, 145, 156.

<sup>70</sup>) Miho Barada, *Dalmatia Superior* (aus Rad *Jugoslavenske akademije*, 270 1949, 7—13, 23—25).

<sup>71</sup>) J. Radonić, *Dubrovačka akta i povelje I*, 1, 3 (Sorbulia).

<sup>72</sup>) Vgl. F. Šišić, a.a.O. 71.

<sup>73</sup>) I. Ivanov, a.a.O. 558.

unterstellt<sup>74</sup>). Wenn schon zu dieser Zeit der Kampf zwischen den Erzbistümern von Ragusa und Antivari begann, dann hatten die Bestrebungen nach Anschluß des östlichen Teiles der serbischen Kirche noch stärkeren Auftrieb. Es bleibt nur unverständlich, wieso dieses ragusäische Bestreben in einer Chronik zum Ausdruck kommt, die in Antivari entstanden ist.

M. Medini war der Ansicht, daß die Geschichte von Tihomil „ein Bestandteil“ der Erzählungen von Časlav (Seislav) sei. Tihomil sei „erst später“ zum Großžupan von Ras gemacht und mit Tehomil aus der Genealogie der serbischen Nemanjiden identifiziert worden. Das sei in Ragusa „im 14. Jh. einmal“ gemacht worden, als in die Chronik auch die Geschichte von Pavlimir und der Gründung des Bistums in Raszien aufgenommen wurde<sup>75</sup>). Zu den Auslegungen Medinis kann man bemerken, daß im Falle einer Umarbeitung der Chronik des Popen Dukljanin im 14. Jh. wohl eine größere Übereinstimmung zwischen den Angaben über Tihomil aus der Chronik und den Angaben über Tehomil aus den serbischen Genealogien bestehen würde. Vor dem Bemühen des hl. Sava um eine selbständige serbische Kirche hatte die Peterskirche der hl. Apostel in Ras große Bedeutung, später jedoch, seit 1219, ist sie nur mehr der Sitz eines der Bistümer, und nicht einmal des ersten dem Rang nach (vor ihm kommt das neugegründete Bistum von Zeta)<sup>76</sup>). Wozu sollte dann die Erzählung von ihrer Erbauung und der Gründung des Bistums von Raszien dienen? Es wäre verständlich, wenn solche Legenden in der Peterskirche selbst entstanden wären. Sie hätten dann den Grund, ihr wenigstens halbwegs zum alten Ansehen zu verhelfen. An Legenden mit dieser Absicht ist in der Peterskirche in späterer Zeit gearbeitet worden. Als Begründer der Kirche sind die Apostel Titus und Timotheus verkündet worden<sup>77</sup>). Ragusa hätte nichts gewonnen, wenn es für eines der serbischen Bistümer einen westlichen, katholischen Ursprung nachgewiesen hätte. Vorteilhafter wäre es gewesen, dies für die ganze serbische Kirche zu behaupten. Nur dann wäre es nicht notwendig gewesen, über die Peterskirche

<sup>74</sup>) Il. Ruvarac, Raški episkopi i mitropoliti [Die Bischöfe und Metropoliten von Ras] (Glas SAN 62, 10—11). Vgl. C. Jireček, Geschichte der Serben I, 218.

<sup>75</sup>) Starine dubrovačke, 48, 49.

<sup>76</sup>) Izvod iz povelje o osnivanju srpske episkopije (Auszug aus der Urkunde über die Gründung der serbischen Bistümer). Spisi Sv. Save, hrsg. V. Ćorović, 1928, 196.

<sup>77</sup>) Il. Ruvarac, a.a.O. 1—2; St. Stanojević, Borba za samostalnost katoličke crkve, 1—2.

zu reden. In Ragusa hat man wohl Bescheid gewußt um das kirchliche Gebiet Serbiens. Sein westlicher Teil war dem Erzbistum von Ragusa unterstellt, und wie wir gesehen haben, wurde dieser westliche Teil Serbien genannt, er trug den Namen des ganzen Landes.

Die Serben hatten endgültig das Christentum zwischen 867 und 874 angenommen<sup>78)</sup>. Das steht in Verbindung mit der Unterstellung des serbischen Staates unter die byzantinische Oberherrschaft. Dem frühfeudalen serbischen Herrscher, der sich ihm unterworfen hatte, beließ der byzantinische Kaiser Basilios I. den Thron. Das hat später sein Enkel Konstantin Porphyrogennetos als eine Herrscherwahl dargestellt, welche die Serben, damals schon getauft, selbst durchgeführt hätten. Sie konnten den Herrscher, so sagt er, aus einem beliebigen Stamme wählen, wie sie wollten<sup>79)</sup>. Daß sie den bisherigen Herrscher Mutimir aus der damaligen Herrscherfamilie von Višeslav oder Vojislav gewählt haben<sup>80)</sup>, ersieht man aus dem Bericht Konstantins an einer anderen Stelle<sup>81)</sup>. Die Taufe der Serben führte ein „Mann des Kaisers“ (βασιλικός) durch, mit Hilfe der Priester natürlich<sup>82)</sup>. Unter dem „Mann des Kaisers“ ist vor allem an den byzantinischen Statthalter von Dalmatien zu denken. Zu dieser Zeit unterstand das Erzbistum von Split (Spalato) dem Patriarchat von Byzanz<sup>83)</sup>. Das serbische Bistum, das jedenfalls damals ge-

<sup>78)</sup> Georges Sp. Radojičić, La date de la conversion des Serbes (Byzantion XXII, 1952, 253—256).

<sup>79)</sup> Ed. Moravcsik 126.

<sup>80)</sup> Bei Porphyrogennetos: Βοισέσλαβος (ed. Moravcsik 154). Gewöhnlich als Višeslav angenommen (so auch bei C. Jireček, Geschichte der Serben I, 124). In den griechischen Quellen wird auch der Name des Begründers des zweiten frühfeudalen Staates von Dioklitien auf ähnliche Weise angegeben: Βοισθλάβος (C. Jireček, a.a.O. I, 231). Wenn im ersten Falle der Name als Višeslav gelesen wird, müßte im zweiten Vislav gelesen werden. Bei St. Stanojević und V. Ćorović, Odabrani izvori za srpsku istoriju I [Ausgewählte Quellen zur serbischen Geschichte] (1921) 63 steht Vojšeslav. N. Tomašić hat den Namen bei Porphyrogennetos als Vojislav transkribiert (in seiner Übersetzung des Werkes von Porphyrogennetos — Vjesnik Hrv. slav. dalm. zemaljskog arkiva XX, 1918, 85). So auch Dragoslav Janković, Istorija države i prava naroda FNRJ I [Staats- und Rechtsgeschichte der Völker in der Föd. Volksrepublik Jugoslawien] (1948) 93 (2. Ausg. 1950, 81; 3. Ausg. 1952, 87).

<sup>81)</sup> Ed. Moravcsik 154.

<sup>82)</sup> Ebda. 126. Vgl. „carъ (= carev) mužъ“ in der Vita des hl. Naum von Ochrid (I. Ivanov, a.a.O. 306).

<sup>83)</sup> F. Šišić, Povijest Hrvata u vrijeme narodnih vladara [Geschichte der Kroaten zur Zeit der nationalen Herrscher] I (1925) 660, 689.

gründet wurde, wurde ohne Zweifel dem Erzbistum von Split unterstellt. Dadurch wurden die Ansprüche des Erzbistums von Split befriedigt, von dem in der Urkunde Trpimirs aus dem J. 852 gesagt wird, daß es „usque ripam Danubii“ reiche<sup>84</sup>). Daß das serbische Bistum in Wirklichkeit unter das Erzbistum Split kam, ersieht man aus der Tatsache, daß an der kirchlichen Synode von Split im J. 925 auch Serborum procures<sup>85</sup>) teilnahmen, die nur aus Serbien<sup>86</sup>) (damals von Bulgarien unterworfen) sein konnten, und nicht serbische Magnaten aus dem Zachlumien des Fürsten Mihail Višević oder aus dem Gebiet der Narenta-Neretva (wie V. Čorović meinte)<sup>87</sup>). Durch diese Unterstellung unter ein Erzbistum, in welchem Latein die Amtssprache war, erklärt sich, warum, wie C. Jireček sagt, „die Namen der serbischen Fürsten des 9. Jh.s eher lateinischer als griechischer Art“ sind<sup>88</sup>). Außerdem läßt sich auf diese Art erklären, woher die lateinische Inschrift aus dem 9.—10. Jh. im Dorfe Drenovo bei Prijepolje stammt<sup>89</sup>).

Dem Papste mißfiel die Vergrößerung des Einflßbereiches des Spliter Erzbistums, das ja nicht unter seiner Obrigkeit stand. Des-

<sup>84</sup>) Fr. Rački, *Documenta historiae chroaticae periodum antiquam illustrantia* (1877) 4; M. Barada, *Dvije naše vladarske isprave* [Zwei Urkunden unserer Herrscher] (1938) 32. Zur Frage der Interpolation dieser Stelle vgl. Lj. Jovanović, *O prošlosti Bosne i Hercegovine I* [Über die Vergangenheit Bosniens und der Herzegowina] (1909) 145—154; F. Šišić, *Priručnik izvora hrvatske historije I* [Handbuch der Quellen zur kroatischen Geschichte] (1914) 191 und *Povijest*, 333; M. Barada, a.a.O. 33, 88; *Poviest hrv. zemalja Bosne i Hercegovine I*, 715—716. Vgl. M. Barada, *Episcopus chroatensis* (*Croatia sacra I*, 1931, 183—184), wo dargelegt wird, daß Spalato bis zum Jahre 925 einen Erzbischof hatte, „aber ohne die Rechte eines Erzbischofs über die anderen Bischöfe“. Dazu wird noch erwähnt, es sei „nicht ausgeschlossen“, daß die Jurisdiktion des Erzbistums von Spalato zur Zeit der Entstehung der Urkunde Trpimirs (852) „auch unter Serben nahe an die Donau“ reichte, inwieweit es eben dort Christen gab (S. 185, Anm. 94).

<sup>85</sup>) Fr. Rački, a.a.O. 190. *Urborum* und nicht *Serborum*: Thomas archidiaconus, *Historia Salonitana* (ed. Fr. Rački 1894) 38 (vgl. Vladimar Mažuranić, „*Civitatensis*“ i „*urbicus*“, *Sveslavenski zbornik*, 1930, 178—180). Der Fehler *Urborum* ist durch schlechtes Lesen entstanden, siehe M. Barada, *Dvije naše vladarske isprave* 59.

<sup>86</sup>) F. Šišić, *Povijest*, 418.

<sup>87</sup>) *Istorija Jugoslavije*, 56; *Istorija Bosne I*, 142.

<sup>88</sup>) *Geschichte der Serben I*, 173.

<sup>89</sup>) Ebda. 173—174. Vgl. Č. Truhelka, *Starokršćanska arheologija* [Altchristliche Archäologie] (1931) 210, 211; *Istorija naroda Jugoslavije* [Geschichte der Völker Jugoslawiens] 232 (Mih. Dinčić, der Verfasser dieses Kapitels, datiert die Inschrift ins 9. Jh.).

halb schrieb er an den serbischen Fürsten Mutimir (873) und forderte von ihm, die serbische Kirche solle sich dem pannonischen Erzbistum anschließen<sup>90</sup>), an dessen Spitze Methodius stand. Um bei der Gewinnung der serbischen Kirche Erfolg zu haben, sandte jedenfalls Methodius seine Schüler sowie die slawischen Bücher (geschrieben natürlich in glagolitischer Schrift) nach Serbien<sup>91</sup>). Zu diesem Zweck, oder zumindest auch zu diesem Zweck, reiste Methodius nach Konstantinopel (881—882)<sup>92</sup>). Er kehrte in Serbien beim Fürsten Mutimir ein (wie F. D v o r n i k mit gutem Grunde annimmt)<sup>93</sup>). In Konstantinopel ließ Methodius, nach den Angaben seiner Biographie, einen slawischen „Priester und Diakon“ mit slawischen Büchern zurück<sup>94</sup>). Man sieht, daß das slawische Schrifttum zum Kampfmittel zwischen Konstantinopel und Rom wurde, im Kampfe um die Gewinnung eines Übergewichtes bei slawischen Völkern und in slawischen Ländern.

Ras lag nicht im Staate Mutimirs und später auch nicht im Staate Časlavs. Es wird von Konstantin Porphyrogennetos in der Aufzählung der Städte Serbiens nicht erwähnt<sup>95</sup>). Deshalb konnte das serbische Bistum nicht an Ras gebunden gewesen sein. So wie in der ersten Zeit der episcopus Chroatorum im frühfeudalen kroatischen Staate<sup>96</sup>), so hatte auch der serbische Bischof keine ständige Residenz.

Der frühfeudale Staat kam unter bulgarische Oberherrschaft, war jedoch eine Zeitlang, nach Zacharias und vor Časlav (923—927), un-

<sup>90</sup>) Fr. Rački, a.a.O. 367—368; Starine Jugoslavenske akademije XII (1880) 212. Vgl. C. Jireček, Geschichte der Serben I, 179 (er meint, dieser Mutimir sei kein serbischer Fürst) und Fr. Šišić, Povijest, 342, 397—398 (er sieht in Mutimir einen serbischen Fürsten).

<sup>91</sup>) Djordje Sp. Radojičić, Istoriski rizvitak srpske rukospisne i štampane knjige (Historische Entwicklung der serbischen handgeschriebenen und gedruckten Bücher [Einleitung zum Katalog „Rukopisna i štampana knjiga“ des Museums für angewandte Kunst in Belgrad]). 1952, 3.

<sup>92</sup>) A. Teodorov-Balan, Kiril i Metodi I (1920) 94. Vgl. V. Jagić, Entstehungsgeschichte der kirchenslawischen Sprache (1913) 73—80.

<sup>93</sup>) Les Slaves, Byzance et Rome au 9<sup>e</sup> siecle (1926) 276.

<sup>94</sup>) A. Teodorov-Balan, a.a.O. I, 94.

<sup>95</sup>) Ed. Moravsk, 160. Vgl. Il. Ruvarac, a.a.O. 6—7.

<sup>96</sup>) Nach der Meinung von F. Šišić, Povijest, 660. Vgl. M. Barada, Episcopus chroatensis (Croatia sacra I, 161—215), wo dargelegt wird, daß Bischöfe mit diesem Namen erst seit Anfang des 11. Jh.s vorkommen. Sie hatten keine ständige Residenz und wechselten den Ort zugleich mit dem Hof des Herrschers. Über all dies spricht Barada auch in dem Buch „Hrvatska povijest I“ [Kroatische Geschichte] (1943), das er zusammen mit L. Katić und J. Šidak veröffentlichte (S. 56). Siehe auch Istorija naroda Jugoslavije I, 191.

mittelbar Bulgarien untergeordnet. Während dieser Zeit war das serbische Bistum der bulgarischen Kirche unterstellt. Das versteht sich von selbst, es wird aber auch aus der Urkunde des byzantinischen Kaisers Basilios II. an das Ochrider Erzbistum vom J. 1020 ersichtlich. Das Ochrider Erzbistum wurde als Nachfolger des bulgarischen Patriarchats angesehen. Deshalb verlangte und erhielt der Ochrider Erzbischof alle Bistümer, die zur Zeit des Zaren Peter<sup>97)</sup> der bulgarischen Kirche unterstellt waren, was aber offensichtlich die Zeit des bulgarischen Staates überhaupt bedeutet. Mit dem Namen Peter wird in der Urkunde der bulgarische Staat bezeichnet, und mit dem Namen Samuel der Staat der mazedonischen Slawen, welcher aus Legitimitätsgründen bulgarisch genannt wurde. Unter den Bistümern, die er nachträglich erhielt, befindet sich auch das Bistum von Raszien<sup>98)</sup>.

In der Zeit der Erneuerung des serbischen Staates unter Časlav Klonimirović (im J. 927)<sup>99)</sup> mußten sich auch die Beziehungen in kirchlicher Hinsicht ändern. Časlav stand unter byzantinischem Einfluß<sup>100)</sup>. Das Erzbistum von Split war nicht mehr Konstantinopel sondern Rom unterstellt<sup>101)</sup>. Deshalb wurde die serbische Kirche vom Erzbistum von Split getrennt und dem Erzbistum von Dyrrhachion zugeteilt. Dyrrhachion war zu dieser Zeit das Zentrum, von dem der byzantinische Einfluß ausging. Aus diesem Grunde spricht Konstantin Porphyrogenetos vom Befehlshaber von Dyrrhachion, der mit dem serbischen Fürsten Peter Gojniković zusammentraf und Verhandlungen pflog<sup>102)</sup>. In der schon genannten Urkunde des byzantinischen Kaisers Basilios II. (aus dem J. 1020) kommt nach der Erwähnung der Bischöfe von Ras, Oreja, Černik und Chimara folgende Stelle vor: „Dem Erzbischof von Dyrrhachion aber gebiete ich, nur auf seinem Thron zu bleiben und sich mit seinem Vermögen und Gütern zu begnügen und nicht auf die Bistümer Bulgariens überzugreifen“ (d. i. des Ochrider Erzbistums)<sup>103)</sup>. Daraus zog St. N o v a -

<sup>97)</sup> I. I v a n o v, a.a.O. 555—556.

<sup>98)</sup> Ebda. 558.

<sup>99)</sup> G. O s t r o g o r s k i, Porphyrogenitova hronika srpskih vladara i njeni hronološki podaci [Porphyrogenetos' Chronik der serbischen Herrscher und ihre chronologischen Angaben] (Istoriski časopis I, 1949, 29).

<sup>100)</sup> Er war, nach Porphyrogenetos, „unterworfen und untertan“ (ed. M o r a v c s i k 160).

<sup>101)</sup> Vom Jahre 923. — F. S i š i ć, Povijest, 411.

<sup>102)</sup> Ed. M o r a v c s i k 156.

<sup>103)</sup> I. I v a n o v, a.a.O. 558.

k o v i ć den Schluß, daß diese Bistümer dem Erzbistum von Dyrrhachion unterstanden, von diesem aber getrennt und dem Ochrider Erzbistum einverleibt wurden<sup>104</sup>).

Die Legende vom König Vladimir, die auszugsweise in die Chronik des Popen Dukljanin (Presbyter Diocleas) aufgenommen ist, erwähnt Srpsko Zagorje in Verbindung mit den Eroberungen Samuels. Samuel besetzte den Staat Vladimirs, verwüstete die Gebiete an der Küste wie auch das Bergland und kehrte über Bosnien und Ras wieder in seine Hauptstadt zurück<sup>105</sup>).

Von König Dragimir, dem Onkel Vladimirs, wird in der Chronik gesagt, daß er mit einer Tochter Ljutomirs, des Großžupans von Ras, verheiratet war. Dieser Ljutomir hatte eine Frau, die aus Bosnien stammte; es wird aber nicht erwähnt, wessen Tochter sie war<sup>106</sup>).

Als der byzantinische Kaiser Basilios den ganzen ehemaligen Staat Samuels eroberte, unterwarf er, wie es bei Dukljanin heißt, auch Raszien und Bosnien<sup>107</sup>). Im einen wie im anderen Lande beließ er die Herrscher, weil in dem Bericht über den Aufstand des Königs Dobroslav (Vojislav) der Župan von Raszien und der Banus von Bosnien erwähnt werden. Sie schickten gegen Dobroslav ein Heer, welches unter der Führung des Fürsten Ljutovid von Chlm stand<sup>108</sup>). Daß auch an dieser Stelle in die Chronik ein frühfeudales episches Lied aufgenommen wurde, ersieht man aus dem Zweikampf zwischen Ljutovid und Gojislav, dem Sohn des Königs Dobroslav. Ljutovid wurde von Kriegern Gojislavs verwundet, fiel vom Pferde und flüchtete dann. Auch sein ganzes Heer zerstreute sich<sup>109</sup>).

Raszien hat, nach Dukljanin, Bodin noch zur Zeit seines Vaters, des Königs Michael, erobert. Das hat er nicht allein zuwege gebracht, sondern mit seinen Brüdern, unter denen Vladimir erwähnt wird.

<sup>104</sup>) Ohridska arhiepiskopija u početku XI veka [Das Erzbistum von Ochrid anfangs des 11. Jh.s] (Glas SAN 76, 1908, 58).

<sup>105</sup>) Ausg. F. Š i š i ć, 333.

<sup>106</sup>) Ebda. 343.

<sup>107</sup>) Ebda. 344.

<sup>108</sup>) Ebda. 346—347.

<sup>109</sup>) Ebda. 352—353. Vgl. dazu auch den Aufsatz von H. Gr é g o i r e, L'origine bulgare de „La Tempête“ de Shakespeare, Izvestija na Bŭlg. Arheol. Institut 9 (1935) 81 ff., wo gezeigt wird, daß der Stoff des „Sturms“ von Shakespeare letztlich auf Orbin und dessen Erzählung vielleicht ebenfalls auf Dukljanin zurückgeht, also auch hier ein „episches Lied der frühfeudalen Zeit“ in die Geschichtsschreibung eingegangen ist (Anm. d. Red.).

Die Verwaltung von Raszien übergab der König dem Petrislav, seinem Sohne aus der Ehe mit einer Nichte des Kaisers von Byzanz<sup>110</sup>).

Zum zweitenmale hat Bodin Raszien erobert zur Zeit seiner Herrschaft. Er setzte dort zwei Župane seines Hofes ein, den Vlkano (Belcano) und Marko. Sie leisteten ihm den Eid, daß sie selber und auch ihre Söhne seine Vasallen (*homines regis*) sein würden. Nachher besetzte Bodin auch Bosnien und setzte dort Stephan als Fürsten ein<sup>111</sup>).

Hier beginnen die Berichte von Anna Komnene und wir sind nicht mehr nur auf den Popen Dukljanin angewiesen. Zu Vlkano haben wir nur zu bemerken, daß nach F. Šišić Lj. Kovačević „wirklich überzeugend gezeigt hat“, daß in Vlkano und Marko „Petrislavs Söhne zu sehen sind“<sup>112</sup>). Dasselbe wiederholt auch V. Mošin<sup>113</sup>). Indessen hat Kovačević nachzuweisen versucht, daß die beiden Nachkommen der Familie der Großžupane von Raszien sind<sup>114</sup>).

Für die Geschichte von Srpsko Zagorje am Ende des 10. Jh.s haben wir noch eine Angabe, die erst seit kurzem bekannt ist und welche meiner Meinung nach fälschlich der dioklitischen Geschichte zugeschrieben wird. In einer griechischen Urkunde des Athanasiosklosters auf dem Athos aus dem J. 993 wird eine serbische Abordnung erwähnt, die zum Kaiser von Byzanz kam (*ἀποκρισιαρίου πρὸς τὸν βασιλέα ἀνερχομένους σέρβους*<sup>115</sup>). Sie benützte den Seeweg und brach aus ihrem Lande im J. 990 oder 991 auf. Sie erreichte Konstantinopel nicht. In der Nähe des Athos fiel sie in die Gefangenschaft arabischer Seeräuber. Ihre Freilassung besorgte der byzantinische Kaiser, mit welchem sie schließlich um das J. 992 zusammentraf, aber nicht in Konstantinopel, sondern im Feldlager, während des Feldzuges des Kaisers gegen Samuel<sup>116</sup>). G. Ostrogorsky ist der Ansicht, daß die Abordnung aus Dioklitien, vom Fürsten

<sup>110</sup>) Ebda. 357. Nach Šišić wäre das „irgendeinmal zwischen 1060 und 1070“ (ibid. 85).

<sup>111</sup>) Ebda. 360—361.

<sup>112</sup>) Ebda. 85.

<sup>113</sup>) Ljetopis, 97.

<sup>114</sup>) Glas SAN 58, 58—60.

<sup>115</sup>) G. Rouillard et Collomp, *Actes de Lavra I* (1937) 15—16.

<sup>116</sup>) G. Ostrogorsky, *Serbskoe posol'stvo k imperatoru Vasiliju II* (Glas SAN 193, 1949, 15—29); *Une ambassade serbe auprès de l'empereur Basile II* (Byzantion XIX, 1949, 187—194); vgl. auch *Istorija Vizantije* [Geschichte von Byzanz] (1947) 149.

Vladimir kam, der sich von Samuel bedroht fühlte und um die Hilfe von Byzanz ansuchte. Ebenso wird dies auch in der „Istorija naroda Jugoslavije“ („Geschichte der Völker Jugoslawiens“) angenommen<sup>117</sup>).

Die Abordnung wird „serbisch“ genannt und schon deshalb ist am ehesten zu glauben, daß sie aus Serbien stammt. Die anderen Länder, von denen Konstantin Porphyrogennetos schreibt, daß sie von Serben besiedelt sind (Zachlumien, Travunien und Konavli, das Land der Narentaner)<sup>118</sup>), werden nicht Serben genannt; ihre offizielle Abordnung würde wohl nicht nach ihrer ethnischen Zugehörigkeit, sondern nach dem offiziellen Titel benannt. Porphyrogennetos reiht die Titel aneinander, die zu gebrauchen sind, wenn aus Konstantinopel nach Kroatien, Serbien, Zachlumien, Konavli, Travunien, Dioklitien geschrieben wird. Die Herrscher aller dieser Länder werden mit „Fürsten“ (ἄρχοντες) angesprochen. Während aber in einem Falle Fürst von Kroatien, Konavli, Dioklitien steht, wird im zweiten Fürst der Serben, der Zachlumier, der Travunier gesagt<sup>119</sup>). In der amtlichen Korrespondenz also meinten die Byzantiner ganz richtig, daß der Staat der Serben in erster Linie Serbien ist, daß bei der Erwähnung der Serben zuerst an Serbien zu denken ist.

Für Dioklitien hebt Konstantin Porphyrogennetos nicht hervor, daß es von Serben besiedelt sei<sup>120</sup>). Auch J i r e č e k stellt das fest<sup>121</sup>). In seiner russischen Abhandlung führt G. O s t r o g o r s k y, jedenfalls aus Versehen, an, daß bei Porphyrogennetos Dioklitier als Serben genannt werden (und beruft sich dabei auf J i r e č e k, was aber auch ein Mißgriff ist)<sup>122</sup>). In der französischen Abhandlung wiederholt O s t r o g o r s k y diesen Fehler, aber in weniger deutlicher Form<sup>123</sup>). Den zweiten frühfeudalen Staat in Dioklitien schuf Stephan Vojislav, von dem Kekaumenos (11. Jh.) sagt, er sei travunischer Serbe<sup>124</sup>). Das stimmt vollkommen mit Konstantin Porphyrogennetos

<sup>117</sup>) I (1953) 238 (das betreffende Kapitel stammt von I. Sindik).

<sup>118</sup>) Ed. Moravcsik 160, 162, 164.

<sup>119</sup>) De ceremoniis aulae byzantinae, ed. Bonn. II (1830) 691.

<sup>120</sup>) De administrando imperio, ed. Moravcsik 162, 164.

<sup>121</sup>) Geschichte der Serben I, 122.

<sup>122</sup>) Glas SAN 193, 22.

<sup>123</sup>) Byzantion XIX, 191.

<sup>124</sup>) Bei F. Šišić, Letopis, 462; Cecaumeni Strategicon ed. B. Wassiliewsky - V. Jernstedt (Petropoli 1896), c. 71: 25, 25.

überein, nach welchem die Travunier Serben sind<sup>125</sup>). Als Herren von Dioklitien nennt Kekaumenos an einer anderen Stelle Vojislav einen Dioklitier<sup>126</sup>). Deswegen, weil er Travunianer war, war Vojislav weder der Gründer einer neuen Dynastie von Zeta, noch stammte er aus „einer Familie der Župane von Zeta“ (wie M. Medini meinte)<sup>127</sup>). V. Djerić hat in seinem Buch „O srpskom imenu po zapadnijem krajevima našega naroda“ (Über die Bezeichnung „serbisch“ in den westlichen Gebieten unseres Volkes) (21914) auch aus Montenegro und Cattaro Beispiele gesammelt. Bis zum 15. Jh. hat er nicht ein einziges Beispiel einer Erwähnung des serbischen Namens aus diesem Gebiete<sup>128</sup>). Mit gutem Grund stellt er die Erwähnung Vojislavs als travunischen Serben in den Abschnitt über „Herzegovina und das nachbarliche Küstenland (Dalmatien) ohne Ragusa“<sup>129</sup>). Djerićs Sammlung ist nicht vollständig. Stephan Vojislav wird „Fürst der Serben“ genannt von Skylitzes (11. Jh.)<sup>130</sup>), welcher tatsächlich von den Serben behauptete, daß sie „auch Kroaten genannt würden“<sup>131</sup>). Auch für den König Michael, den Sohn Vojislavs, sagt Skylitzes, er sei das Oberhaupt „der Trivaler und Serben“<sup>132</sup>). Für uns ist von besonderem Interesse, daß Skylitzes auch von Fürst Vladimir sagt, er herrsche in Trivalien (Τριμαλία) und „in den Gebieten, welche sehr nahe bei Serbien liegen“<sup>133</sup>). Wo er über den ersten Aufstand unter Vojislav berichtet, nennt Skylitzes Dioklitien Serbien<sup>134</sup>). Nikephoros Bryennios (aus dem 11.—12. Jh.) spricht von „Kroaten und Dioklitiern“ als einem Volke<sup>135</sup>). Zonaras (11.—12. Jh.) hält den Vojislav für einen Skythen und seine Untertanen sind „Tribaler und Serben“. Nach ihm wird das kroatische Volk auch „Serben“ genannt<sup>136</sup>). Die angeführten Beispiele zeigen, daß byzantinische Schreiber Dioklitien auch Serbien, und seine Bewohner auch

<sup>125</sup>) Ed. Moravcsik 162.

<sup>126</sup>) So auch F. Šišić, a.a.O., 462; Cecaumeni Strategicon c. 74: 27, 13.

<sup>127</sup>) Starine dubrovačke, 32—33.

<sup>128</sup>) S. 1.

<sup>129</sup>) a.a.O. 14—15.

<sup>130</sup>) Ed. Bonn. II (1839) 526, 543.

<sup>131</sup>) Ebda. 714.

<sup>132</sup>) Ebda. 607. Vgl. auch B. Prokić, Die Zusätze in der Handschrift des Johannes Skylitzes Codex Vindobonensis hist. graec. LXXIV, München 1906, S. 37, N. 68 (Ergänzung zu Skyl. 715, 13, ed. Bonn.).

<sup>133</sup>) Ebda. 463.

<sup>134</sup>) Ebda. 515.

<sup>135</sup>) Ed. Bonn. 1836, 100, 102.

<sup>136</sup>) Ed. Bonn. III (1897), 617, 713.

Serben nannten. Nur sagen sie von den Dioklitiern auch, sie seien Kroaten. Das heißt, daß wir uns auf ihre ethnographischen Auskünfte nicht verlassen können. Es ist offensichtlich, daß sie sich in der nationalen Differenzierung der Balkanslawen nicht ganz zurecht gefunden haben<sup>137</sup>).

Es muß aber festgestellt werden, wie sich der dioklitische Staat nannte und wie er in den offiziellen Beziehungen genannt wurde. Wie wir schon hervorgehoben haben, ist das für unsere Erörterung wichtiger als die ethnische Zugehörigkeit der Bewohner Dioklitens. Aus dem 9.—10. Jh. haben wir ein Bleisiegel Πέτρος ἄρχοντος Διοκλίτας<sup>138</sup>). Diesen Peter bringt M. Medini<sup>139</sup>) in Zusammenhang mit Petrislav, dem Vater Vladimirs<sup>140</sup>). Damit wird Medini Recht haben und nicht Mich. Laskaris, der es nicht glaubhaft fand, daß das Siegel einem serbischen Fürsten des 11. Jhs. gehöre<sup>141</sup>). Sonach wäre Peter der erste bekannte Herrscher von Dioklitien. Seine Regierungszeit würde in die 2. Hälfte des 10. Jhs., nach dem Tode Časlavs, fallen. Sein Staat hieße Dioklitien und wäre der erste dioklitische frühfeudale Staat. Für Papst Gregor VII. ist der dioklitische König Michael Sclavorum rex<sup>142</sup>). In den Annalen von Bari in Süditalien (Annales Barenses) wird Michael als rex Sclavorum bezeichnet<sup>143</sup>). Papst Clemens III. nennt König Bodin rex Sclavorum. In derselben Bulle wird von Papst Clemens III. Bodins Staat regnum Diocliae genannt<sup>144</sup>). Für die Kreuzfahrer des Ersten Kreuzzuges ist Bodin Sla-

<sup>137</sup>) Vgl. N. Radojčić, Kako su nazivali Srbe i Hrvate vizantiski istorici XI i XII veka Jovan Skilica, Nikifor Vrienije i Jovan Zonara [Wie wurden die Serben und Kroaten von den byzantinischen Geschichtsschreibern des 11. und 12. Jhs. Johannes Skylitzes, Nikephoros Bryennios und Johannes Zonara genannt] (Glasnik Skopskog naučnog društva II, 1926, 1—13).

<sup>138</sup>) C. Jireček, Geschichte der Serben I, 124.

<sup>139</sup>) Starine dubrovačke, 60.

<sup>140</sup>) Letopis popa Dukljanina, Ausg. F. Šišić, 330, 331.

<sup>141</sup>) Influences byzantines dans la diplomatie bulgare, serbe et slavo-roumaine (aus Byzantinoslavica III, 1931) 8—9.

<sup>142</sup>) Fr. Rački, a.a.O. 211. Nach Drag. Marić war es in der päpstlichen Kanzlei Brauch, bei Schreiben an Herrscher mit dem Königstitel zuerst den Titel und dann den Namen ihres Volkes zu setzen. Wenn der Titel nach dem Namen des Volkes steht, wie das bei Michael der Fall ist, würde das heißen, daß „rex“ hier die Bedeutung des Herrschers überhaupt hat, und nicht die des Herrschers mit dem hohen königlichen Titel (Papstbriefe an serbische Fürsten im Mittelalter, 1933, 9—10).

<sup>143</sup>) Bei F. Šišić, Letopis, 465. Für die Chronologie: C. Jireček, a.a.O. I, 236.

<sup>144</sup>) St. Stanojević, Borba za samostalnost katoličke crkve, 159, 160.

vorum rex<sup>145</sup>). Fürst Desa trägt in seinen lateinischen Urkunden aus dem J. 1151 den Titel Dioclie, Satbolie (Tribunie), Zacholinie (Zacholmie) dux<sup>146</sup>). Nemanjas Sohn Vlkán ist rex Dioclie, Dalmatie, Tribunie, Toplize et Cosne<sup>147</sup>). Papst Innozenz III. schreibt ihm als dem König Dalmatie et Dioclie<sup>148</sup>). In einem Briefe an den Papst trägt Vlkán den Titel Dioclie atque Dalmatie rex<sup>149</sup>). Vlkáns Land wird Dalmatia et Dioclia genannt<sup>150</sup>). Den Titel der serbischen Herrscher mit der Angabe „des serbischen und Küsten-Landes“ übersetzt der Ochrider Erzbischof Demetrios Chomatianos mit Σερβία καὶ Διόχλεια<sup>151</sup>). Domentian erwähnt in der Biographie des hl. Sava (aus dem J. 1242/43 oder 1253/54) Dioklitien, „ježe zovet se veliko kraljevstvo ot prva“<sup>152</sup>) (welches von Anfang an als großes Königtum bezeichnet wird).

Die offiziellen Gesandten des Staates von Dioklitien würden sich nicht serbische Gesandte nennen. Meiner Meinung nach ist in dieser Abhandlung gezeigt worden, daß die Abgeordneten am Ende des 10. Jh.s allem Anscheine nach aus Srpsko Zagorje (später Raszien) waren. In Zagorje brach der Aufstand gegen Byzanz im J. 976 aus. Für die Serben war ein günstiger Umstand, daß sich auch die mazedonischen Slawen erhoben. Er erleichterte ihnen die Erlangung ihrer Freiheit. Dafür aber drohte ihnen später die Gefahr vom Staate der mazedonischen Slawen. Sie suchten Hilfe bei Byzanz und aus diesem Grund entsandten sie auch ihre Abordnung. Die Festlandwege hielten die mazedonischen Slawen in Händen; so mußte sich die Abordnung ans Meer begeben und auf dem Seeweg nach Konstantinopel reisen.

Diplomatische Vorkehrungen waren nicht imstande, Srpsko Zagorje zu retten. Vielleicht beschleunigten sie sogar die Unterwerfung des Landes durch den Staat Samuels. Auch in kirchlicher Hinsicht kam Srpsko Zagorje unter Ochrid. Die serbische Kirche zählte auch nach dem Verfall des mazedonischen Staates (1018) zum Bestand des Erzbistums von Ochrid. Sie bestand aus dem Bistum von Ras und umfaßte nur den östlichen Teil von Srpsko Zagorje. Der westliche

<sup>145</sup>) Fr. Rački, a.a.O., 463, 470.

<sup>146</sup>) Vinko Foretić, a.a.O. 65, 68. Vgl. F. Šišić, Letopis, 247—249.

<sup>147</sup>) Spomenik SAN XXVIII, 11; Codex diplomaticus II, 287.

<sup>148</sup>) Codex diplomaticus II, 312.

<sup>149</sup>) Ebda. 333.

<sup>150</sup>) Ebda. 335.

<sup>151</sup>) C. Jireček, Staat und Gesellschaft I, 3.

<sup>152</sup>) Ausg. Dj. Daničić 1865, 246.

Teil, Bosnien, stand unter dem Erzbistum von Ragusa. Wie wir schon gesehen haben, wird in der Bulle des Papstes Benedikt VIII. aus dem J. 1022 der bosnische Teil von Zagorje Serbien (Sorbulia) genannt.

Zur Zeit der Gründung des Erzbistums von Antivari (1089) kam Srpsko Zagorje, sein östlicher wie auch sein westlicher Teil, in den Bereich des Staates von Dioklitien. Damals gab es schon die Aufteilung in Ost- und Westkirche (seit 1054). Das Erzbistum von Antivari unterstand Rom, es gehörte zum katholischen Bereich. Ihm wurde sowohl Serbien (im engeren Sinne) wie auch Bosnien unterstellt. Es bestanden zwei katholische Bistümer, das serbische (Serbiensis) und das bosnische (Bosniensis)<sup>153</sup>). Serbien (Raszien) blieb unter Antivari bis zum Anfang des 12. Jh.s. Mit der Unterwerfung unter die byzantinische Oberherrschaft erfolgte erneut auch die Unterstellung des Bistums von Ras unter das Erzbistum von Ochrid. Wenn eine Bulle des Papstes Calixtus II. (1119—1124) authentisch wäre, dann könnten wir sagen, daß diese Einverleibung des Bistums von Ras in das Erzbistum von Ochrid erst nach der Entstehungszeit dieser Bulle erfolgt sei. In der Bulle werden die Bistümer des Erzbistums von Antivari aufgezählt, darunter wird auch die serbische und die bosnische Kirche angeführt<sup>154</sup>). Von Nemanja sagt sein Sohn Sava, daß er im J. 1113 in Zeta, im Orte Ribnica, geboren und dort auch getauft wurde. Später hat in der Kirche der hl. Apostel in Ras der Bischof über ihn das Gebet gesprochen und ihn mit dem hl. Ole (sv. miro) gesalbt<sup>155</sup>). Aus dem Bericht Stephans des Erstgekrönten ist zu ersehen, daß die Taufe „lateinisch“ (katholisch) war<sup>156</sup>), und so ist es verständlich, daß der orthodoxe Bischof das Gebet sprach und die Salbung durchführte. Die Salbung mit dem hl. Ole ist für den Übertritt aus der katholischen in die orthodoxe Kirche tatsächlich vorgeschrieben<sup>157</sup>). Alte serbische Genealogien besagen, Nemanja sei zur Zeit seiner Salbung in der Kirche der hl. Apostel in Ras

<sup>153</sup>) St. Stanojević, a.a.O., 160.

<sup>154</sup>) Ebda. 161. Siehe Acta Albaniae I, 27.

<sup>155</sup>) Spisi Sv. Save, hrsg. V. Ćorović, 173—174. Nach der Meinung von Il. Ruvarac hat dieses Kapitel aus der Vita von Simeon Nemanja nicht Sava, „sondern später jemand anderer“ geschrieben (Glas SAN 62, 13).

<sup>156</sup>) Život Simeona Nemanje [Die Vita des Simeon Nemanja] hrsg. V. Ćorović, (Svetosavski zbornik II, 1939, 18).

<sup>157</sup>) N. Milaš, Pravoslavno crkveno pravo [Das orthodoxe Kirchenrecht] (1926<sup>3</sup>) 590—591.

30 Jahre alt gewesen<sup>158</sup>). Wenn das zuträfe, dann wäre das Bistum von Ras um das Jahr 1143 orthodox und dem Erzbistum von Ochrid unterstellt gewesen. Die Burg Ras, der Sitz des Bischofs, war byzantinisch und fiel im J. 1129 in serbische Hände<sup>159</sup>). Es besteht kein Zweifel, daß schon damals das Bistum von Ras orthodox war.

Erörtern wir abschließend noch ein Schriftstück, in dem über die Serben so gesprochen wird, daß der Eindruck entsteht, als ob sie Katholiken seien. Die Schrift trägt den Titel „O latineh sireč Frugoh“ (Über die Lateiner, d. i. Franken). Meine Zitate daraus stammen aus der Hs. Nr. 466 von Hilandar, welche den serbischen Text des Nomos georgikos und einen Teil des Nomokanon des hl. Sava enthält. Die Handschrift stammt aus der ersten Hälfte des 15. Jh.s. In ihr wird dargelegt, daß die Lateiner Longivardi genannt werden (-ng- steht in griechischer Art als γγ). Die Longivardi sollen von Var stammen, der Bar (Antivari) erbaute und es nach sich selbst benannte. Dieser Var oder Bar hatte eine Frau Lenga (Legga). Sie gebar ihm fünf Söhne: Kal, Ser, Melfit, Vion und Arvan. Von diesen stammen folgende „rodovi“ (Völker): von Kal die Kalavri, von Ser die Srbliji, von Melfi (so wird er jetzt genannt) die Melfiteni, von Vion die Venetici und von Arvan die Arbanasi (Albaner). Es scheint, daß der Name Lenga falsch aufgezeichnet ist; er dürfte wohl Longa lauten, weil augenscheinlich aus ihrem Namen und dem Namen Vars der Name Longivardi im Schriftstück abgeleitet wird. Der weitere Text ist nicht besonders klar. Es werden „proči zapadni jeziki“ (die übrigen westlichen Völker) erwähnt, und zwar Frugi, Germani, Melfiteni, Venetici und Alamani. Also wieder Melfiteni und Venetici, aber hier nicht als Nachkommen des Var! Von den Alamanen und noch irgendwelchen anderen (ine neke) wird gesagt, daß sie „mnogaja skvrnaja dela sdelovajut“ (viele ruchlose Taten vollbringen). Nach diesen werden die Kalaviani erwähnt. Das sind die kurz zuvor erwähnten Kalavri, von denen behauptet wird, daß sie von Kal stammen. Sie seien Orthodoxe. „Proči že vsi s papom“ (die übrigen sind alle päpstlich) steht weiters in der Schrift, aber es wird hinzugefügt: „pred mnogimi leti ot sbornije crkve krome sut“ (seit vielen Jahren sind sie außerhalb der Gesamten Kirche). Die Stelle über die Kalavri, der Anfang der Handschrift und noch einiges andere hilft uns feststellen, was für eine Schrift wir vor uns haben. Die einleitenden Sätze sind tatsächlich abgeschrieben aus der Abhandlung „O Franseh i o pročih Latineh“, welche das Kapitel 51 des Nomokanon des hl. Sava bildet<sup>160</sup>). Auch dort sind es die einleitenden Sätze, die vor 28 Beschuldigungen gegen die Lateiner stehen. Der Aufsatz aus dem Nomokanon erwähnt nur die Longovarden, unsere Handschrift aber hat ein ganzes Kapitel über sie, in dem die Serben und einige andere küstenländische Völker mit ihnen in engste Verbindung gebracht werden. Dieses und das vorhergehende Kapitel von Jon und Jelen (von welchen die Bezeichnungen Jonija und Jelada abgeleitet werden) ergeben auch die Verschiedenheit der beiden Schriftstücke, wenigstens was die Einleitung anbelangt, über die wir hier sprechen. Wenn wir das wissen, wird uns verständlich,

<sup>158</sup>) Ljub. Stojanović, Stari srpski rodoslovi i letopisi, 16—19, 46, 51—53.

<sup>159</sup>) C. Jireček, Geschichte der Serben I, 244—245.

<sup>160</sup>) S. Troicki, Kako treba izdati Svetosavsku krmčiju [Wie soll man den Nomokanon des hl. Sava herausgeben] (Spomenik SAN 92, 1952, 88).

warum in unserem Stück Melfiteni und Venetici zuerst als Nachkommen Vars und später als „proči zapadni jeziki“ angeführt werden. Das Kapitel von Jon und Jelen und das Kapitel von den Longovarden sind eingeschoben und unterbrechen die Darstellung im Text; daher also die Wiederholungen, Unklarheiten und Inkonssequenzen. Die Abhandlung im Nomokanon ist eine Übersetzung aus dem Griechischen<sup>161</sup>). Sie wird dem Patriarchen Photios (9. Jh.) zugeschrieben, stammt jedenfalls aus der Zeit nach der endgültigen Spaltung der christlichen Kirche (1054), vielleicht aus dem Ende des 11. Jh.s<sup>162</sup>). Es ergibt sich die Frage, wann in diese Abhandlung das Kapitel über die Longobarden eingeschoben wurde, das für uns hier von Interesse ist, ob vor der Übersetzung oder erst nachher. Albani und Arvaniti werden in byzantinischen Quellen seit dem 11. Jh. erwähnt<sup>163</sup>). Der Ausdruck Arbanaska (zemlja, Land) kommt in der Tŕrnovo-Inschrift des bulgarischen Zaren Ivan Asen II. (1230)<sup>164</sup>) und in der Urkunde von Ragusa desselben Zaren (gleich nach 1230)<sup>165</sup>) vor, was aber nicht heißt, daß er erst zu dieser Zeit entstanden ist. Die Urkunde von Hilandar des Großžupans Stephan vom Ende des 12. oder Anfang des 13. Jh.s nennt das Land mit dem Namen des Volkes: „od Arbanas Pilot“<sup>166</sup>). Im eingeschobenen Kapitel ist vom italienischen Bar (Bari) die Rede. Diesem Bar unterstand seit dem 11. Jh. das Bistum von Cattaro<sup>167</sup>). Die Stadt Bar und die Völker, deren Abstammung mit ihrer Entstehung in Verbindung gebracht werden, führen zur Annahme, daß dieses Kapitel in Süditalien oder in den westlichen küstenländischen Gebieten des Balkans entstanden ist. Unter „Serben“ darf in diesem Kapitel jedenfalls nicht nur an die Serben von Zagorje gedacht werden. Es sind ohne Zweifel darunter auch die Serben von Primorje zu verstehen. In der Handschrift wird überhaupt über die küstenländischen Völker gesprochen, deshalb müssen auch die Serben Küstenländer sein. Das Kapitel ist so eingeschoben, daß der Eindruck entsteht, auch die Serben seien Katholiken. Wenn das bei der Einschabung tatsächlich angestrebt wurde, dann könnten die katholischen Serben entweder aus dem Erzbistum von Antivari oder

<sup>161</sup>) Περὶ τῶν Φράγγων καὶ τῶν λοιπῶν λατίνων. Griech. Text neben dem slaw. bei A. P o p o v, *Istoriko-literarnyj obzor drevne-russkich polemičeskich sočinenij protiv latinjan X—XV v.* [Literarhistorischer Überblick der altruss. Polemiken gegen die Lateiner aus 10.—15. Jh.] (1875) 58—69. In dem gedruckten russischen Nomokanon ist dies Kapitel 47. J. K o p i t a r übersetzte ihn 1823 ins Deutsche, *Kormczia Kniga* (Jerneja Kopitarja spisov II, 1, 1944, 279—282).

<sup>162</sup>) A. P o p o v, a.a.O. 56—58; K. K r u m b a c h e r, *Geschichte der byzantinischen Literatur* (1897<sup>2</sup>) 76; S. T r o i c k i, a.a.O. 88. Für die Verfasserschaft des Photios vgl. F. D ö l g e r, *Byz. Zeitschr.* 40 (1940) 522—525.

<sup>163</sup>) L. T h a l l ó c z y und C. J i r e č e k, *Zwei Urkunden aus Nordalbanien* (L. T h a l l ó c z y, *Illyrisch-albanische Forschungen* I, 1916, 126); M. Š u f f l a y, *Srbi i Arbanasi* [Serben und Albaner] (1925) 24.

<sup>164</sup>) B. A n g e l o v und M. G e n o v, *Stara bŭlgarska literatura* [Altbulgarische Literatur] (1922) 446—447. Die Abbildung bringt W. N. Z l a t a r s k i, *Geschichte der Bulgaren* I (1918) T. VII.

<sup>165</sup>) I. I v a n o v, a.a.O. 578; Ljub S t o j a n o v i ć, *Stare srpske povelje i pisma* I, 2 [Alte serbische Urkunden und Briefe] (1934) 205.

<sup>166</sup>) *Prilozi za književnost, istoriju, jezik i folklor* V (1925) 67.

<sup>167</sup>) C. J i r e č e k, *Staat und Gesellschaft* I, 56.

aus dem Bistum von Cattaro stammen. An das Erzbistum von Antivari wäre besonders im Falle einer früheren Entstehung des Kapitels zu denken (vielleicht noch zur Zeit, als das Bistum von Ras dem Erzbistum von Antivari unterstellt war). Was das Bistum von Cattaro anbelangt, ist zu bedenken, daß es sich auch auf alle katholischen Pfarren und Abteien des serbischen Feudalstaates erstreckte, ausgenommen das Gebiet des Erzbistums von Antivari, das im übrigen nicht allzu groß war<sup>168</sup>). Es wurde nicht nur Catharensis, sondern auch Sclavoniensis (Slavoniensis) genannt<sup>169</sup>). Die Abhandlung mit dem besprochenen Kapitel ist auch in einer Handschrift des 15.—16. Jh.s aus Nikoljac bei Bijelo Polje zu finden<sup>170</sup>). Auf Grund eines solchen Aufsatzes ist der Anfang der Chronik der Brankovići ausgearbeitet<sup>171</sup>).

## Die mittelalterliche Wandmalerei in Slowenien im mitteleuropäischen Rahmen

Von FRANCE STELÈ (Ljubljana)

Slowenien, die nordwestlichste Volksrepublik Jugoslawiens, kann bei dem mitteleuropäischen Kunsthistoriker in mancher Hinsicht Interesse erwecken. Ein solches Moment ist schon durch ihre Lage im Gesamtkomplex Europas gegeben, da seit den ältesten Zeiten gerade dieser Teil Mitteleuropas einen Ziel- und Kreuzungspunkt der Hauptwege, die vom Balkan, dem europäischen Osten und Nordosten durch das heutige Slowenien zu den nordöstlichen Ufern der Adria und von dort weiter in das gelobte Land der Barbaren und Nordländer, Italien, führten, vorstellte. Ein weiteres Moment ist die ethnisch-geographische Konstellation der Slowenen zwischen dem slawischen Balkan und den beiden europäischen ethnischen Hauptgruppen, der romanischen und der germanischen, was sich auch in ihrem künstlerischen Leben ausgedrückt haben muß. Und noch ein Moment darf nicht übersehen werden: daß nämlich Slowenien wohl ein Durchgangsgebiet für weite internationale Verbindungen vorstellt, es aber andererseits als ein Sammelbecken dieser

<sup>168</sup>) Ebda. 56—57. Vgl. I. Božić, O jurisdikciji Kotorske dijeceze u srednjovekovnoj Srbiji [Über die Jurisdiktion der Diözese von Cattaro im mittelalterlichen Serbien] (Spomenik SAN 103, 1953, 11—16).

<sup>169</sup>) Codex diplomaticus XI (1913) 264, 267. Vgl. M. Medini, Starine dubrovačke, 192.

<sup>170</sup>) V. Čorović, Prilozi za našu staru književnost i historiju [Beiträge zu unserer alten Literatur und Geschichte] (Zbornik za istoriju Južne Srbije i susednih oblasti I, 1936, 89).

<sup>171</sup>) Ljub. Stojanović, Stari srpski rodoslovi i letopisi, 277.

zu betrachten ist und sich im späten Mittelalter, was Kunstleben anbelangt, wie ein windstillter Winkel erweist: international bedeutende Strömungen bewegen sich in der Richtung Nord-Süd und umgekehrt westlich davon, während das Land selbst nur von Nebenströmungen berührt wird; dadurch ergibt sich die Möglichkeit der Bildung von Raumstilerscheinungen, die sich im weiteren kunstgeographischen Rahmen als beachtenswert erweisen. Diese Windstillwinkel-Position Sloweniens behauptete sich bis in die ersten Jahrzehnte des 20. Jh.s. Slowenien war staatspolitisch an Mitteleuropa gebunden, was sich auch in seiner Kunst äußerte<sup>1)</sup>. Da Slowenien bis zum 17. Jh. keine eigenen Kunstzentren in Erscheinung brachte, ist sein Kunstleben von Zentren, die außerhalb des eigenen Territoriums im Westen, Nordwesten und Norden gelegen waren, beeinflußt gewesen. Anfangs, nach der Christianisierung, sind es die kirchlichen Zentren von Aquileia und Salzburg gewesen, denen im J. 811 die Drau als Grenze bestimmt worden ist. In der Zeit der romanischen Kunst gesellten sich dazu die Zentren der Mönchsorden, von denen besonders die Zisterzienser und Karthäuser im Lande bedeutende Niederlassungen, wie besonders Sittich-Stična und Seitz-Žiče gründeten. Es gesellten sich dazu das bayerische Freising und das südtirolische Brixen, deren Bistümer um das J. 1000 in Oberkrain umfangreiche Besitzungen erhielten. In der Zeit der Spätgotik, als das Bürgertum zu Worte kam, wie auch noch in der Zeit der slowenischen Reformation in der 2. Hälfte des 16. Jh.s und im Barock ist ein Schwanken zwischen den Einflüssen Italiens und jenen der nördlichen Zentren zu beobachten. In der Malerei äußert sich dies darin, daß von der Mitte des 14. Jh.s durch Slowenien ein starker Strom aus Oberitalien nach Nordost vordrang, dem aber seit etwa 1440 ein aus Villach nach Süden vordringender Nordstrom Halt geboten hat. In der Gotik ist auch der Einfluß der Pilgerstraße, die die Oberkrainer Slowenen nach Köln und Aachen führte, einzubeziehen. In der Reformationszeit hat sich der Einfluß Süddeutschlands noch verstärkt, so daß es nach der Rekatholisierung des Landes fast das ganze 17. Jh. dauerte, bis der Einfluß Italiens durch die

<sup>1)</sup> Fr. Stelè, Geografski položaj gotskega slikarstva v Sloveniji [Die Geographische Stellung der slowenischen gotischen Malerei], Ephemeridis Instituti Archaeologici Bulgarici, Bd. XVI [1950], S. 205—212. Ders., Die geographische Stellung der gotischen Malerei in Slowenien, XIV<sup>e</sup> Congrès international d'histoire de l'art 1936, Actes vol. I., S. 89—91. — ders., Cerkvno slikarstvo med Slovenci [Kirchliche Malerei bei den Slowenen] I., Celje 1937, S. 108—125.

Wirksamkeit der Jesuiten und besonders der 1693 in Laibach-Ljubljana gegründeten Accademia operosorum endlich zum Siege gelangte und im 18. Jh. eine Spätbarockblüte zeitigte. Es ist hauptsächlich Venedig gewesen, welches nun als Einflußzentrum vorherrschte und den Charakter des Laibacher Barocks bestimmte; andererseits wirkte aber das zweite ähnlich disponierte alpenländische Zentrum in Graz auf große Teile des slowenischen Nordostens ein. Im 19. Jh. gesellte sich zu Wien auf dem Gebiete der Malerei besonders München, sonst aber Prag, das auch nach dem ersten Weltkriege diese Position noch behaupten konnte<sup>2)</sup>.

In diesem kulturgeographischen Rahmen entwickelte sich bis zum ersten Weltkriege die Kunst Sloweniens, wobei sie gleichwertig die Einflüsse des Südens und des Nordens verarbeitete, einmal diesem, das andere Mal jenem den Vorrang gewährend. Durch die erwähnte Windstillewinkel-Position, die für diese Einflüsse eher eine Stauung als ein Durchlaufen bedeutete, ist es erklärlich, daß es in diesem Raume bei günstiger Konstellation zu Raumstilerscheinungen gekommen ist; aus dieser latent gegebenen Disposition ist auch die Entstehung eines eigenen Zentrums in Laibach-Ljubljana, das besonders in der Spätbarockzeit und seit der zweiten Hälfte des 19. Jh.s in Erscheinung trat, zu erklären.

Als allgemeine Charakteristiken des Kunstlebens des so bedingten Raumes sind hervorzuheben: Wie allgemein für das Kulturleben jener Völker und Landschaften, die nicht als „international“ bedeutend zur Geltung kamen, gilt auch für die Kunst Sloweniens, daß sie im Verhältnis zu internationalen Strömungen als ein typischer Nachzügler erscheint. Dadurch erklärt sich ein langes Nachwirken der Gotik bis ins 16. und des Barock bis ins 19. Jh. Einflüsse von verschiedenen außerhalb liegenden Zentren werden gleichwertig übernommen und der eigenen Veranlagung angepaßt. Die einheimische künstlerische Produktion erhebt sich nur selten über ein durch einen volkstümlichen Zug ausgeglichenes Niveau. Aus der volkstümlichen Gebundenheit zu erklären ist auch die Popularität der Malerei, die soweit es auf Raumstilkreatives ankommt, jedesmal den Vorrang vor der Architektur und der Bildhauerei hatte. Trotz der Windstillewinkel-Position ist aber Slowenien als Kunstland doch

<sup>2)</sup> Fr. Stelè, Ljubljana, Ljubljana 1940, S. 29—38. — Ders., Celjski strop [Der bemalte Plafond von Cilli], Celje 1929, S. 35. — Ders., Il barocco ljubljane nell'ombra di Venezia, XVIII<sup>e</sup> Congrès international d'histoire de l'art, Venedig 1955, Actes.

jedesmal ein typisches Durchgangsgebiet gewesen: Kunstströmungen vom Norden und vom Westen, aus Süddeutschland und aus den Alpenländern, wie andererseits aus Italien, haben seit dem Mittelalter zunächst einen Halt in Laibach-Ljubljana bekommen, sind aber von hier nach Kroatien weitergeleitet worden.

Ein besonderes Interesse erweckt bei dem Kunsthistoriker die slowenische spätgotische Wandmalerei<sup>3)</sup>. Sie bedeutet nämlich in einem breiteren kunstgeographischen Rahmen betrachtet einen wesentlichen Beitrag zur Kenntnis der Kunstgeschichte Mitteleuropas. Schon äußerlich fällt dem Beobachter, ähnlich wie in Kärnten oder in Tirol, die vorherrschende Rolle der Wandmalerei noch in einer Zeit auf, als in vorgeschritteneren Zentren bereits die Tafelmalerei die führende Stellung übernommen hatte.

Im weiteren kunstgeographischen Rahmen betrachtet erweist sich die slowenische und die an sie angrenzende istrische gotische Wandmalerei als die östlichste Realisation eines Raumstiles, der in seinen allgemeinen Zügen charakteristisch ist für alle Gebiete, die am Südrand der Alpen an Italien grenzen und sich von Piemont über Südschweiz, Südtirol, Karnien, Friaul, Kärnten bis Slowenien und Istrien erstrecken. Die italienischen (A. M. Brizio, Morassi, Rasmò, Marini, Planiscig) und die österreichischen (O. Demus, Z. R. Müller, W. Frodl) Kunsthistoriker sind mit den slowenischen Forschern und van Marle einig in der Feststellung, daß trotz der ethnischen Verschiedenheit im späten Mittelalter hier eine Kunst zur Geltung gekommen ist, die gemeinsame, für alle diese Gebiete gültige Grundzüge aufweist; diese beweisen, daß es sich um eine kunstgeographische Grenzerscheinung handelt, die sich im Zeichen der Kreuzung beider europäischen Haupttypen, des mediterranen und des nordischen, geltend gemacht hat<sup>4)</sup>. Der Ausdruck dieser Kunst ist volkstümlich, mit verschiedenen lokalen Besonderheiten, die man mit einer Reihe von Dialekten, in

<sup>3)</sup> Fr. Stelè, *Monumenta artis slovenicae* I., Ljubljana 1935. — Ders. *Cerkveno slikarstvo med Slovenci* [Die kirchliche Malerei bei den Slowenen] I., Celje 1937.

<sup>4)</sup> Fr. Stelè, *Umetnost v Primorju* [Die Kunst im Slowenischen Küstenland], Ljubljana 1940. — Ders., *Iskusstvo Slovenskogo Primor'ja* [Die Kunst im Slowenischen Küstenland], Julijskaja Krajna (zyr), Ljubljana 1946, S. 21—52. — O. Demus, *Kunstgeschichtliche Wechselbeziehungen im italienisch-kärntnerischen Grenzgebiet während der Gotik*, Beiträge zur Geschichte und Kunstgeschichte Kärntens, Klagenfurt 1936. — A. M. Brizio, *La pittura in Piemonte dell'epoca romana al Cinquecento*, Torino 1940. — G. R. Müller, *Friauls Stellung in der Kunstgeschichte*, Josef Strzygowski-Festschrift, Klagenfurt 1932. — Remigio

denen sich verschiedene Sprachelemente zu einem Idiom vereinigten, vergleichen könnte. Und gerade der östliche Teil dieser subalpinen Gebiete, von Tirol bis Istrien, bietet sehr klare Beweise sowohl für das Eindringen der italienischen von der einen und der nordischen Kunst von der anderen Seite, als auch für die gegenseitige Beeinflussung der regionalen Gruppen untereinander. Sehr klar tritt die lokale Modifikation und das Nachlassen der charakteristischen Züge der italienischen Kunst auf dem Wege gegen Norden und Nordosten und der nordischen auf dem Wege gegen Süden in Erscheinung. An den Kreuzungspunkten der Hauptströmungen entstehen Lokalzentren, die uns Beweise der besonderen künstlerischen Veranlagung dieser Räume bieten. Solche Zentren sind in Tirol Bozen und Brixen. Ein anderes Zentrum ist Villach in Kärnten. Ein drittes Zentrum ist in Slowenien, an das sich im Süden eine nicht minder interessante istrische Gruppe anschließt.

Die spätmittelalterliche Wandmalerei in Slowenien, soweit sie durch erhaltene Denkmäler dokumentiert ist, umfaßt eine Zeitspanne von drei Jahrhunderten vom zweiten Viertel des 13. bis gegen die Mitte des 16. Jh.s. Dem 13. Jh. gehören zwei qualitätvolle, aber leider nur rudimentär erhaltene Denkmäler in Pettau-Ptuj an. Das älteste aus der Zeit vor der Mitte des Jahrhunderts ist vor einigen Jahren auf der Westempore der Propsteikirche entdeckt worden; es gehört dem mitteleuropäischen spätromantischen Stil an; das jüngere ist um 1930 in der im zweiten Weltkriege zerstörten Minoritenkirche entdeckt worden; es war aus der Zeit nach der Mitte des Jahrhunderts und gehörte dem sogenannten Zackenstil an.

---

Marini, La scuola di Tolmezzo, Padova 1942. — Nicolao Rasmò, Note sui rapporti fra Verona e l'Alto Adige nella pittura del tardo Trecento, *Cultura atesina* VI./1952, S. 57—82. — Ders., Contributi alla storia dell'arte Veronese-Tridentina, *Cultura atesina* IX./1955, S. 7—35. — R. van Marle. The development of the Italian Schools of Painting VII., Haag 1926, S. 242—334 (Tyrol and Verona). — A. Morassi, Skulpturwerke der Barockzeit im Görzer Dom, *Mitteilungen der Zentralkommission für Denkmalfpflege* III. F., XIV., Wien 1915, S. 193. — Ders., Storia della pittura nella Venezia Tridentina, Rom o. J., — Ders., Antica pittura popolare in Valle d'Isonzo, *Le vie d'Italia* XXIX. (1923), S. 1335—1342. — Ders., Antica pittura popolare nell'Istria, *Le vie d'Italia* (1924, S. 1064—1072. — L. Planiscig, Denkmale der Kunst in den südlichen Kriegsgebieten, Wien 1915. — Gius. Marchetti — Guido Nicoletti, La scultura lignese nel Friuli, Milano 1956. — J. Weingartner, Gotische Wandmalerei in Südtirol, Wien 1948. — W. Frodl, Die gotische Wandmalerei in Kärnten, Klagenfurt 1944.



Abb. 1 St. Johann am Wocheinersee  
(Anfang des 14. Jh.s)



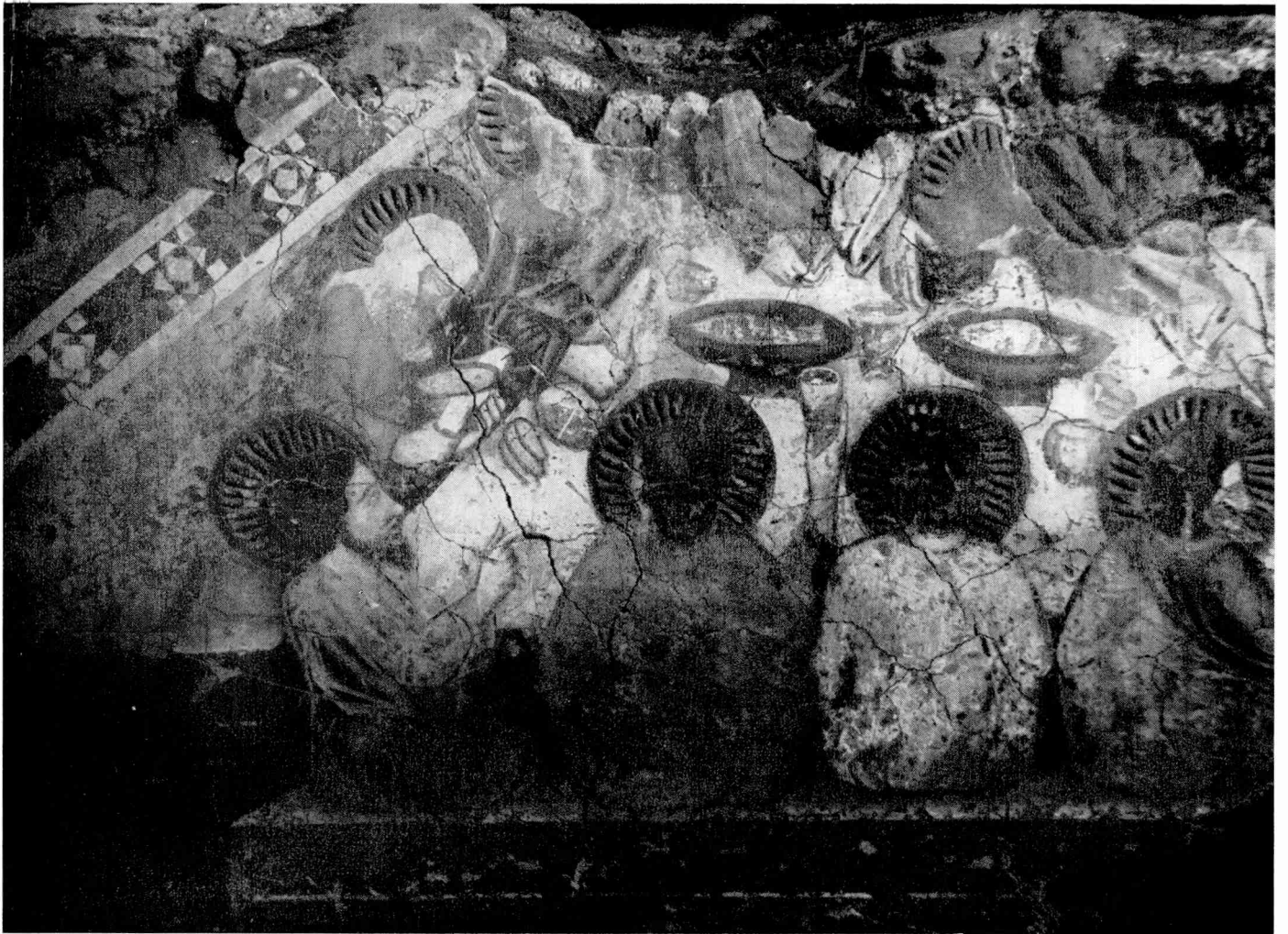


Abb. 2 Crngrob, Kirchenfassade (um 1400)





Abb. 3 Tupaliče in Oberkrain  
(Anfang des 15. Jh.s)





Abb. 4 Zanigrad in Slowenisch-Istrien  
Heiliger Sonntag (Anfang des 15. Jh.s)





Abb. 5 Ptujška gora (Maria Neustift)  
(um 1420)



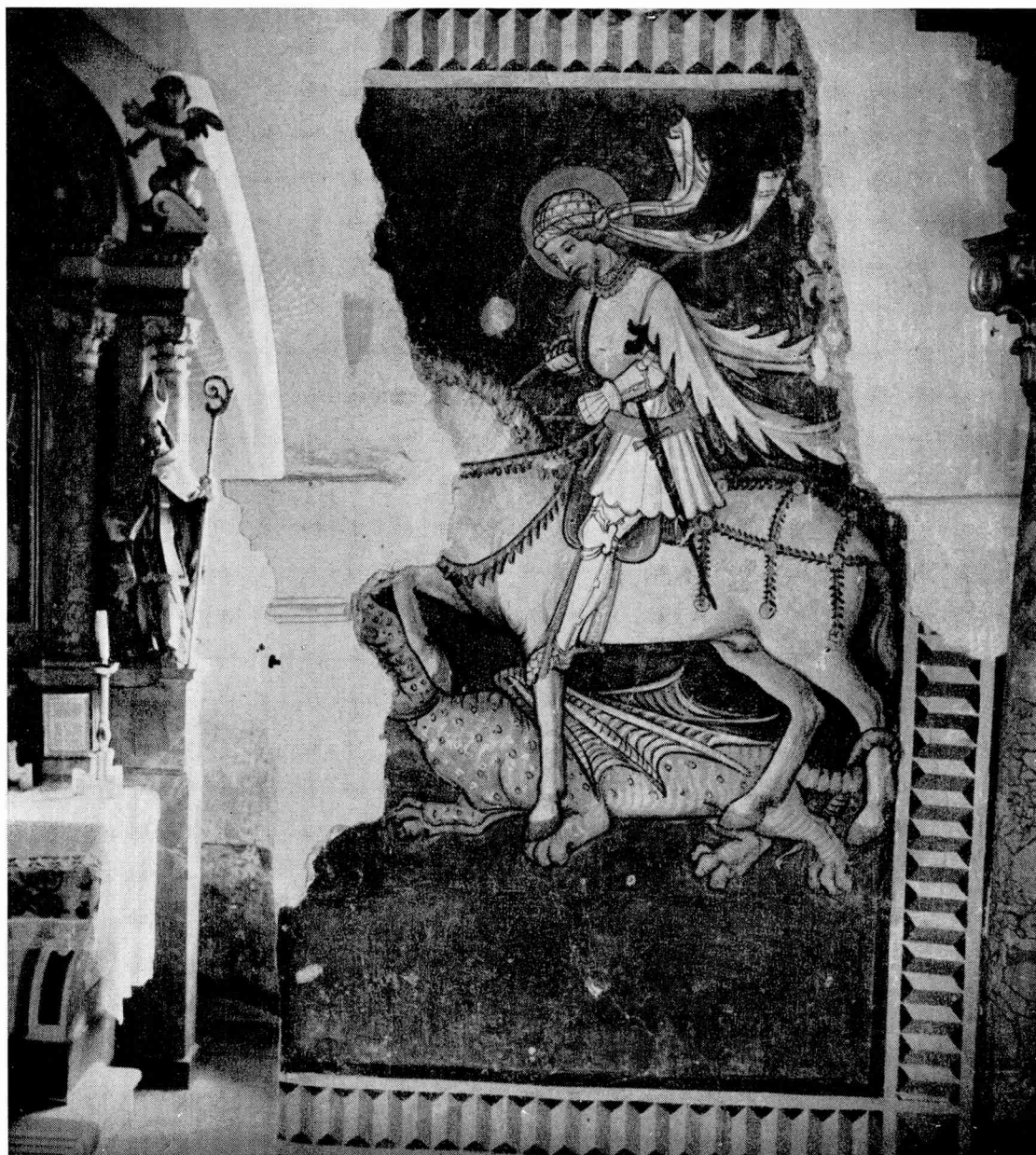


Abb. 6 Selo bei Žirovnica in Oberkrain (um 1440)





Abb. 7 Hrastovlje in Slowenisch-Istrien (1490)





Abb. 8 Križna gora  
bei Bischoflack-Škofja Loka (1502)





Abb. 9 St. Primus bei Stein-Kamnik in Oberkrain (um 1520)





Abb. 10 Mače (1467). Aus dem Dreikönigszug





Abb. 11 Visoko. Johannes de Laybaco (1443)



Das übrige Material, das ziemlich dicht die Zeit des 14., 15. und der ersten Hälfte des 16. Jh.s belegt, kann man zeitlich und stilistisch in drei Hauptgruppen einteilen: Die erste umfaßt die Denkmäler des 14. Jh.s bis etwa 1360; dem Stil und der Technik nach repräsentiert diese Malerei eine Art, die in West- und Mitteleuropa bis zur Mitte des Jahrhunderts allgemein herrschend war. Es ist dies der frühgotische Zeichenstil, dessen Technik dem von Teophilus Presbyter beschriebenen Malen auf der angefeuchteten Wand entspricht. Die Denkmäler sind sporadisch auf das ganze Gebiet verteilt, lassen sich aber bisher nicht zu engeren Gruppen zusammenschließen. Die wichtigsten sind in Vrzdenc, in Crngrob, in der St. Johanneskirche bei Muta (Hohenmauten) an der Drau, in Tupaliče (Abb. 3), zu Sv. Janez in Bohinj (Wochein) (Abb. 1), in Jezersko (Seeland), in Šoštanj (Schönstein), in Vitanje (Weitenstein), in Kostanjevica (Landstraß), in Žužemberk (Seisenberg), im Presbyterium der zerstörten Minoritenkirche und im Dominikanerkreuzgang in Pettau-Ptuj, im Kreuzgang des Zisterzienserklosters in Stična (Sittich) sowie in Turnišče und in Selo in Prekmurje.

Die zweite Gruppe umfaßt die Zeit von etwa 1360 bis um 1440. Es sind aber zwei Gruppen zu unterscheiden, die von West- und Zentralslowenien und jene von Prekmurje im äußersten Nordosten des Landes. Dem Stil nach gehören diese Denkmäler dem auf Giotto'schen und französischen Anregungen seit der Mitte des 14. Jh.s entwickelten, den frühgotischen Zeichenstil ablösenden plastisch und raumhaft charakterisierten Stile an. Technisch ist von jetzt an das echte Fresko leitend.

Im Westen und im Zentrum des Gebietes in Krain sind wandernde italienische, in erster Linie wohl friaulische Werkstätten die Verbreiter des neuen Stiles gewesen. Die Malerei, die westlich davon über den Plöckenpaß auch nach Kärnten vordrang, verbreitete sich in Slowenien an den Hauptwegen, die von Cividale über das Nordgörsische in die Gegend von Bischoflack-Škofja Loka führten. Von dort aus verbreitete sie sich in ganz Oberkrain und wieder den Hauptverkehrsadern folgend über die Steiner Alpen nach Südsteiermark und längs der Save ins östliche Unterkrain. Die äußere Charakteristik dieser Malerei sind Akanthusranken- und cosmatismosaikartige Umrahmungen, typisch italienische Fels- und Bodenbildungen, plastisch abgerundete Gesichtstypen und eine satte Farbigkeit. Den engsten ikonographischen Anschluß an Giotto weist die vor 1410 entstandene Fassadenmalerei in Crngrob auf (Abb. 2). In der

Entwicklung sind mehrere Stufen zu unterscheiden. Dabei ist anzunehmen, daß bis in die ersten Jahrzehnte des 15. Jh.s die ausführenden Kräfte Italiener waren, dann aber kamen schon die ersten einheimischen Werkstätten zu Worte. Die ältere Phase ist besonders in der Gegend von Bischoflack-Škofja Loka vertreten. Hier sind zu nennen die Kirchen in Godešče, in Gosteče, Crngrob (zwei Zyklen), Bodulje, Sv. Barbara, Sopotnica, Sv. Lovrenc, Sv. Križ bei Selca und Spodnje Bitnje; im Görzischen Goljevica; in Oberkrain Vrzenec, Sv. Katarina bei Bled (Veldes), Tupaliče, Breg, Sv. Janez (St. Johann) am Wocheinsee (außen) und Vrba; in der Südsteiermark Sv. Mohor bei Dolič, Vuzenica (Saldenhofen) an der Drau und St. Johann ob Dravče; in Ostunterkrain Tržišče (Filialkirche), Šenčurska gora bei Tržišče und Svibno.

Eine Besonderheit dieser Gruppe sind bemalte Fassaden, wie sie auch in Friaul beliebt sind. Mehr oder weniger erhalten sind noch: Bodešče bei Veldes-Bled, Crngrob, Sv. Križ bei Selca, Sopotnica und Sv. Lovrenc bei Bischoflack-Škofja Loka, Otok bei Mošnje, und die Nikolauskirche in Žužemberk.

In den ersten Jahrzehnten des 15. Jh.s ist aus diesen Voraussetzungen eine einheimische Werkstatt entstanden, deren Hauptmeister der anonyme Maler des Presbyteriums von Suha bei Bischoflack-Škofja Loka ist. An ihn schließen sich die Malereien in Prilesje bei Görz, in Avče im Isonzotale, im Presbyterium, an der Fassade und die Imago pietatis an der Außenseite des Presbyteriums in Bodešče bei Veldes-Bled, zu Stara Fužina im Wocheintale, zu Otok bei Mošnje und in der Seitenkapelle in Mošnje. Das Charakteristische dieser Gruppe ist eine übertriebene Stilisierung des Faltenwurfs und der Gesichtsbildung.

Ein später Ausläufer der friaulischen Gruppe ist auch der anonyme Maler des Presbyteriums der St. Johanneskirche am Wocheinersee und in der Turmhalle in Rečica a. d. Pack in Südsteiermark.

Ein anderes Zentrum der zweiten Zeitperiode bildete sich im Nordosten von Slowenien im damals zu Ungarn gehörenden Prekmurje. Der führende Meister dieser Gruppe ist der Architekt und Maler aus Radkersburg Johannes Aquila. Unter seiner Führung entstand eines der bedeutendsten Denkmäler der Wandmalerei in Slowenien in der alten Pfarrkirche in Turnišče, datiert aus den Jahren 1383, 1389 und 1393. Von ihm ist auch das Presbyterium in Martjanci (datiert 1392). Aus seiner Heimatstadt ist bisher nur ein Werk bekannt geworden; ein anderes ist in Velemér in Ungarn aus den

siebziger Jahren. Anderen Werkstätten gehören die Malereien im Presbyterium zu Murska Sobota (Olsnitz, Muraszombat) aus der Zeit um 1370 und in der Rotunde in Selo aus dem Anfang des 15. Jh.s an.

Der Stil Johannes Aquilas ist nicht so eindeutig zu erklären wie jener der westslowenischen Gruppe. Es handelt sich nicht um eine direkte Übertragung des neuen Stiles wie dort, sondern um eine Verarbeitung verschiedener durch Zentraleuropa der Werkstatt dieses Malers zugeführten Anregungen im Sinne der auf italienischen und französischen Einflüssen erneuten, dem Realismus zustrebenden Malerei. Es ist dabei mit dem Einfluß der Prager- und der Wiener Malerei der zweiten Hälfte des 14. Jh.s zu rechnen, aber besonders auch mit Südtirol, wofür in Turnišče eine große, leider zerstörte Stiftergruppe Zeugnis darbot<sup>5)</sup>.

Einen neuen, nun endlich deutlich im Sinne einer Raumstilmanifestation sich äußernden Umschwung in der Wandmalerei Sloweniens bedeutet die Zeit um 1440, als Johann, der Sohn und Schüler des Malers Friedrich von Villach, das Bürgerrecht in Laibach-Ljubljana erhielt und dort eine Werkstatt gründete, die in der Mitte des Jahrhunderts in Zentralslowenien führend wurde. Datierte und signierte Werke haben sich in Visoko (1443), in Muljava (1456) und in Kamenj vrh (1459) erhalten. Weitere Werke sind im Kloster Stična (Sittich) und in Metnaja festgestellt worden. Werke der Werkstatt aber in Mengeš und an der Fassade von Crngrob (Abb. 11).

Der Stil des Johannes „Concivis de Laybaco“, wie er sich in der Inschrift zu Visoko nennt, entspricht dem Stil der Werkstätte seines Vaters. Im Grunde genommen ist das ein verspäteter weicher Stil, der ähnlich wie der Stil des Johann von Radkersburg eine für das Provinzmilieu bezeichnende Verarbeitung verschiedener Anregungen vorstellt. Vieles hat er der Brixnermalerei zu verdanken, er ist aber ohne Kenntnis der böhmischen Malerei um 1400 und besonders jener des Hans von Tübingen nicht voll zu erklären. Man könnte diesen Stil als eine Art Durchschnittsstil der östlichen Alpenländer im zweiten Viertel des 15. Jh.s bezeichnen.

Seine Ansiedlung in Laibach-Ljubljana, für welches er die erste Bejahung als Kunstzentrum bedeutet, wurde zum Ausgangspunkt einer Lokalentwicklung, die jener in Kärnten in der Mitte und in der zweiten Hälfte des 15. Jh.s parallel verlief. Der Träger der Kärnt-

<sup>5)</sup> Fr. Stelè — Tamás Bogyay, Donatorska slika iz 1383 v Turnišču [Ein Donatorenbild aus d. J. 1383] in Turnišče, Zbornik za umetnostno zgodovino, nova vrsta I., Ljubljana 1951, S. 119—138.

ner Linie ist Thomas von Villach, ein zweiter Apelles, wie ihn der Italiener Santonino genannt hat, der ebenfalls aus der Werkstatt Friedrichs hervorgegangen ist. Für beide Gruppen ist ein Festhalten an dem weichen Stil und an der Wandmalerei in einer Zeit, da sonst in Mitteleuropa die Tafelmalerei die führende Rolle übernimmt, bezeichnend. Das Resultat in Zentralslowenien ist aber trotz der Gemeinsamkeit des Ausgangspunktes ein wesentlich anderes wie in Kärnten. In Kärnten beherrscht diese ganze Zeit die Persönlichkeit Thomas', in Slowenien ist die Entwicklung komplizierter. Der Denkmälerbestand spricht dafür, daß sich die bereits bestehende, von der Suhagruppe repräsentierte Richtung, die auf italienische Anregungen fußend durch ihre naturfernen Stilismen in eine Sackgasse geraten ist, nun mit der naturnäheren Richtung des Johannes verschmolzen hat und die Grundlage zu einem der Höhepunkte der slowenischen Wandmalerei, der Gruppe des anonymen Malers von Mače aus dem Jahre 1467 darbot (Abb. 10). An diese Gruppe schließen sich die Maler von Krtina, Podzid, jener des Christophorus in Crngrob aus dem Jahre 1464 und Bolfgangus, der 1453 im Nordschiffe in Crngrob gemalt hat. Mit Bolfgangus hängt der Maler des Presbyteriums zu Jamnik zusammen. Es handelt sich um eine farbenprächtige Malerei, besonders in Mače, die nordische Eigenschaften mit der italienischen milden Schönheit des Gesichtsausdrucks vereinigt und daselbst auch durch die graphischen Blätter des ES-Meisters vermittelt den schweren realistischen Gewandstil der Mitte des Jahrhunderts zur Geltung bringt.

In den letzten Jahrzehnten des 15. Jh.s gesellt sich dieser Richtung ein gemäßigter spätgotischer Realismus zu. Seine Vertreter sind besonders der Anonymus von Križna gora (Abb. 8) und von Sv. Urh bei Tolmein und der Maler des Presbyteriums von Jezersko (Seeland). Dieser neue nordische Einschlag führt verbunden mit dem Mačetypus zum bedeutendsten Meister der slowenischen Wandmalerei, dem Anonymus, der um 1520 das Schiff der Wallfahrtskirche zu St. Primus bei Kamnik (Stein) ausgemalt hat (Abb. 9). Otto Benesch hatte ihn mit keinem geringeren als mit dem Meister von Krainburg in Verbindung gebracht<sup>6)</sup>. Eines ist sicher: Sowie der sogenannte Krainburger Altar eine Synthese der verschiedensten Komponenten, die holländische und die italienische eingeschlossen, vorstellt und dadurch zu einer Schlüsselstellung für die Malerei in den Ostalpen-

<sup>6)</sup> Otto Benesch, Der Meister des Krainburger Altars, Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte VII, S. 135.

ländern nach 1500 wurde, so ist auch das Werk des St. Primus-Meisters als eine ähnliche Synthese zu betrachten. Nur möchte ich nicht zu weit gehen und ihn lediglich als Synthese der latenten Dispositionen, die in der zentralslowenischen Malerei im 15. Jh. wirksam waren, betrachten ohne den Einfluß des künstlerisch das Lokalmilieu weit übersteigenden Krainburger Altars ausschließen zu wollen.

Wenn man diese slowenische Gruppe mit der Kärntner in Parallele stellt, bieten sich uns von selbst drei Vergleichsmomente: Johannes de Laybaco und der junge, der Werkstätte Friedrichs entwachsene Thomas von Villach in Deutsch-Griffen; der Mače-Meister und der reife Thomas in Gerlamoos, Graz und St. Paul i. L.; und endlich der St. Primus-Meister in Vergleich mit Urban Görttschacher. Der Vergleich ergibt für die slowenische Linie ein ständiges sich Entfernen von der Richtung, die beide Gruppen um 1450 eingeschlagen haben. Das Abrücken von der Villacher Linie ist in Slowenien so entschieden, daß als Vergleichsbasis nur noch das Festhalten an dem Erbe des weichen Stiles übrigbleibt. Neben den erwähnten neuerlichen Anregungen von Norden in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts ist wohl eine bisher nicht eruierte selbständige Berührung der slowenischen Gruppe mit der italienischen Malerei anzunehmen, denn auch die Malerei von St. Primus läßt sich nicht bloß als ein Widerhall der mitteleuropäischen Renaissancedispositionen erklären. Trotz gewisser Vergleichsmomente besonders in Bezug auf die allgemeine Stilrichtung ist von Görttschacher zu St. Primus keine direkte Brücke zu schlagen<sup>7)</sup>.

<sup>7)</sup> Bei dieser Feststellung drängt sich uns unwillkürlich eine auffallende Parallele aus der neuesten Kunstgeschichte der beiden Nachbarländer auf. Um 1900 kam es nämlich neuerdings sowohl in Slowenien als in Kärnten zu einem Aufschwung im Kunstleben und zwar wieder auf dem Gebiete der Malerei. Im Anschluß an die literarische Moderne trat damals in Slowenien eine Gruppe von vier Malern unter der Führung R. J a k o p i č s auf mit dem Bestreben, die im 19. Jh. auf handwerkliches Niveau herabgesunkene, slowenische Malerei auf eine schöpferische Höhe emporzuheben. Ihr Programm lautete: Der Impressionismus. Nachdem sie die heimatliche öffentliche Meinung abgelehnt hatte, veranstalteten sie 1904 im Salon Miethke in Wien eine Ausstellung und ernteten vollen Erfolg. Ihre Kunst wird heute als der Anfang der modernen Malerei bei den Jugoslawen anerkannt. Im Vergleich mit der westeuropäischen Entwicklung bedeutet ihr Impressionismus eine für die Provinz typische Verspätung; ihr künstlerischer Erfolg, der sich auf vier starke Persönlichkeiten stützt, berechtigt uns aber trotzdem von einer slowenischen Variante des Impressionismus zu sprechen. Ein urtümlich slawischer lyrischer Zug ist dieser Malerei von der Kritik ohne Zögern zuerkannt

Mit der im bisherigen dargestellten Hauptlinie, die in der spätmittelalterlichen Malerei Zentralsloweniens leitend war, ist aber das Gesamtbild der Malerei in Slowenien im 15. und am Anfange des 16. Jhs. noch nicht erschöpft. Da ist zunächst die Rolle des Drautals in der Kunst Südsteiermarks hervorzuheben. Wie in der romanischen Zeit die Chorturm- und Chorquadratgruppe des Kleinkirchentypus so umgehen jetzt tirolische und kärntnerische Eigentümlichkeiten die Karawanken um nach Südsteiermark vorzudringen<sup>8</sup>). Beispiele dafür haben wir im zweiten und im dritten Viertel des Jahrhunderts in

---

worden. Man fragt sich heute, wieso diese Malerei gerade in Laibach-Ljubljana zum Ausdruck gekommen ist, in einem Milieu also, welches seit mehr als hundert Jahren aus dem intensiven Kunstschaffen ausgeschaltet war? Auch die allgemeine Lage in Österreich mit Wien an der Spitze könnte kaum als maßgebender Anreger in Betracht gezogen werden. Es fällt vor allem auf, daß der Impressionismus nirgends in diesem Staate als in Laibach-Ljubljana einen ähnlichen Widerhall gefunden hat. Das gilt auch für die übrigen österreichischen Slawen, die Südslawen eingerechnet.

Zur selben Zeit reifte auch im benachbarten Kärnten eine sehr kompakte und auf die höchsten Gipfel der Malerei zielende Malergruppe, jene von Nötsch, die sich nach dem ersten Weltkriege als eine der erfolgreichsten in Österreich erwies. Aber zwischen ihr und dem slowenischen Impressionismus besteht trotz der territorialen Nachbarschaft keine direkte Verbindung. Es ist bezeichnend, daß auch ein außer der Nötschergruppe sich entwickelnder Kärntner, Arnold Clementschitsch, der in seinen Erinnerungen von dem großen Eindruck erzählt, welchen er in seiner Jugend von einem Bilde eines slowenischen Impressionisten erhalten hat, sich später in eigener, von diesem Eindruck unabhängiger Richtung entwickelt hat. Der Fall aber, daß die beiden Nachbarländer wieder einmal zur gleichen Zeit in der Malerei zur Geltung kamen und auf die allgemeine postimpressionistische Zeitdisposition so verschieden reagierten, läßt uns an das 15. Jh. zurückdenken, da, wie wir gesehen haben, die Entwicklung ihrer Malerei vom verspäteten weichen Stile ausgehend trotzdem verschiedene Resultate zeitigte, was ein Vergleich zwischen dem Villacher Urban Görttschacher und dem Oberkrainer Anonymus von St. Primus sehr deutlich klarlegt. Wir sind überzeugt, daß Raumstilerscheinungen, wie in diesen beiden Fällen, nur durch bestimmte, im gegebenen Raume latent wirkende Dispositionen, die letzten Endes auch auf das Völkische zurückzuführen sind, zu erklären sind.

Zwei im Jahre 1956 in Klagenfurt (Slowenische Impressionisten) und in Laibach-Ljubljana (Neuere kärntnerische Malerei der letzten 30 Jahre) veranstaltete Ausstellungen boten Gelegenheit, die beiden Gruppen bereits als historisch abgerundete Gegebenheiten zu vergleichen. Zwei Kataloge, Slowenische Impressionisten (Klagenfurt 1956) und Novejše koroško slikarstvo zadnjih 30 let (Ljubljana 1956) dokumentieren die Ergebnisse dieser Ausstellungen.

<sup>8</sup>) M. Zadnikar, Romanski vzhodni zvoniki na Slovenskem (Romanische Chorturmkirchen in Slowenien), Zbornik za umetnostno zgodovino, nova vrsta III. (1955), S. 55—104.

Vuzenica (Saldenlofen) in Drautale und in Vitanje (Weitenstein). Auch der in den fünfziger Jahren in Windischgraz — Slovenjgradec tätige Andre von Otting hat mit der Zentralgruppe nichts zu tun. Der nordischen Renaissance im Sinne Görtschachers und der Karnerfresken in Maria Saal ist der Zyklus zu Marija Gradec bei Tüffer-Laško aus der Zeit von 1520 zuzuschreiben. Ein Vergleich des dortigen Dreikönigszuges mit jenem von St. Primus aus der gleichen Zeit beweist wieder die relative Selbstständigkeit der Zentralgruppe.

Weiter im Osten von Südsteiermark malt um 1420 die hl. Kreuzkapelle in Ptujška gora (Maria Neustift) ein Maler aus der Werkstatt des Johann von Bruneck aus und schafft eines der qualitativsten Werke dieser Zeit in Slowenien (Abb. 5).

Auch im Nordkrainer Gebiet wirkt in der ersten Hälfte eine isolierte Werkstatt, deren Besonderheit die Zyklen der Apostelmartyrien in Žirovnica, in Mošnje und in Rateče sind. Mit Kärntner Einflüssen ist hier bis nach Krainburg zu rechnen. In Selo in der Umgebung von Veldes-Bled ist ein schöner St. Georg im Kampfe mit dem Drachen, ein enger Verwandter jener in St. Gandolf und Maria Pfarr, Zeuge davon (Abb. 6). Kärntnerisch aus der Zeit um 1520 ist ein hl. Christoph in Tupaliče.

Zwei isolierte Denkmäler in Slowenisch-Istrien, in Zanigrad aus dem Anfang des 15. Jhs. und Hrastovlje aus 1490, gehören zur istrischen Gruppe. Zanigrad entspricht der italienischen Komponente der istrischen Malerei und ist im slowenischen Material vollkommen isoliert (Abb. 4). Hrastovlje (Abb. 7) dagegen gehört zu der im dritten Viertel des Jahrhunderts in Erscheinung getretenen istrischen Lokalschule mit Vinzenz von Kastav an der Spitze. Hrastovlje, das dem ikonographischen Reichtum des Dargestellten sowie auch der Qualität nach eines der bedeutendsten Denkmäler dieses Raumes ist, läßt auf den engsten Kontakt mit dem Hauptwerk Vinzenz in der Marienkirche bei Beram vom J. 1474 schließen; darüber hinaus ist es aber auch mit der Malerei im Presbyterium der Pfarrkirche in Pazin, die ein Werk eines Brixnermeisters aus der Nähe des Jakob Sunter oder Leonhard von Brixen sein sollte, verbunden. Der Einfluß dieser Lokalschule ist auch weiterhin auf dem slowenischen Karst zu spüren.

Im Isonzogegebiet ist seit jeher mit dem Eindringen der italienischen Einflüsse zu rechnen. Außer dem bereits erwähnten Prilesje, Avče und Goljevica ist noch Št. Vid bei Vipava (Wippach), im

Anschluß an Prilesje aber Gluho Vrhovlje zu nennen. Auch in der ersten Hälfte des 16. Jhs. dringt die friaulische Renaissancemalerei über die Grenze ein. Zwei beachtenswerte Beispiele sind Svino und Gorenja Borjana.

Einen sehr konservativen und ganz dem Gewerblichen verfallenden Nachklang der spätgotischen Malerei in Slowenien bedeutet das zahlreich erhaltene Werk des Malers Bartholomäus von Loka; sein Wirken kann man in ganz Oberkrain, im Isonzotal und in Slowenisch-Venetien in der Zeit von etwa 1520 bis 1540 verfolgen. Auch in seinen Werken, besonders jenen im Isonzotal, kommt der Einfluß der italienischen Nachbarschaft zu Worte. Seine erhaltenen Hauptwerke sind die Passionszyklen zu St. Peter bei Begunje (Vigaun) und zu Vrba bei Bled (Veldes). Nicht ohne Interesse sind seine Ergänzungen der älteren Malerei im Presbyterium und auf der Fassade der St.-Johannskirche am Wocheinersee.

Gleichzeitig mit diesem Maler stirbt um die Mitte des 16. Jhs. am Vorabend der slowenischen Reformation auch in Unterkrain die spätgotische Wandmalerei in einem volkstümlich-dekorativen mit manieristischen Zügen durchsetzten Malerhandwerk in Maršiče aus<sup>9)</sup>.

Wie wir aus unserer Schilderung der spätmittelalterlichen Wandmalerei in Slowenien gesehen haben, folgt sie, obwohl sie sich selten zu selbstständigen Schöpfungen erhebt, den Hauptentwicklungslinien der mitteleuropäischen Malerei, jedoch mit einer symptomatischen Verspätung. Obwohl sie im Ganzen ein sehr buntes Mosaik von Denkmälern vorstellt und sie an der Peripherie zeitweise von den Nachbargebieten in ihre Wirkungssphären einbezogen wird, wie Ende des 14. Jhs. im Osten von Westungarn, in der 2. Hälfte und in den ersten Jahrzehnten des 15. im Westen von Friaul, von der Mitte des 15. Jhs. an im Norden von Kärnten, in der 2. Hälfte des 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jhs. in Südwesten von Istrien, hat sie doch eine für das Zentralgebiet maßgebende Kerngruppe ausgebildet und in dieser eine rund 80 Jahre dauernde Eigenentwicklung mit zwei Höhepunkten, der Mačegruppe und dem Meister von St. Primus, durchgemacht. Diese Konzentration auf Eigenes ist kunst-

<sup>9)</sup> Fr. Stelè, Vloga reformacije v naši umetnostni zgodovini (Die Rolle der Reformation in der slowenischen Kunstgeschichte), Drugi Trubarjev zbornik, Ljubljana, S. 125—133 (Der „kroatische Maler“ Trubars und Verwandtes).

geschichtlich ein beachtenswertes Pendant zur Malerei des Thomas von Villach in Kärnten, zu der um dieselbe Zeit sich ausbildenden Karnischen Gruppe, zu jener von Südtirol, die die bedeutende Persönlichkeit Michael Pachers zeitigte und endlich zu der um Vinzenz von Kastav gruppierten istrischen Lokalschule. Wissenschaftlich noch ergiebiger als ihr künstlerischer Erfolg ist aber jedenfalls die kunstgeographische Bedeutung dieser Malerei, da sie das Gesamtbild des mittelalterlichen Schaffens im Südosten Mitteleuropas wesentlich ergänzt und abrundet.

## Dâwûd-Celebi, ein osmanischer Thronwerber des 15. Jahrhunderts

(mit 2 Tafeln)

Von FRANZ BABINGER (München).

K. K. KLEIN  
AMICO SEXAGENARIO,  
RERUM MINIME TRITARUM  
INDIGATORI SAGACISSIMO  
D. D. D.

In meinem Aufsatz „Bajezid Osman“ (Calixtus Ottomanus), ein Vorläufer und Gegenspieler Dschem-Sultans“ (La Nouvelle Clio, III [Brüssel 1951], Ss. 349—388; vgl. dazu Fr. Babinger, Zur Lebensgeschichte des Calixtus Ottomanus (Bajezid Osman), in: *Κρητικά Χρονικά*, VII (Iraklion 1953), S. 457—461)<sup>1)</sup> ward einleitend auf die Vielzahl türkischer Abenteurer und Thronwerber verwiesen, die sich in der ersten Hälfte des 15. Jh.s an christlichen Höfen herumtrieben und dort auf ihre Stunde hofften. Es besteht kein Zweifel, daß diese Glücksritter fast ohne Ausnahme sich der Gunst eines abendlän-

<sup>1)</sup> Zur Lebensgeschichte des Calixtus Ottomanus lassen sich seither weitere Einzelheiten beibringen. So hat ihn der Dominikanerbruder „Georgius de Hungaria“, also der sog. „Mühlbacher“ (um 1422—1502) wohl persönlich gekannt, wie sich aus dem „Tractatus quidam de Turcis prout ad presens ecclesia sancta ab eis affligitur usw.“ (Hain 15680), Bl. 25 v abnehmen läßt. Er unterhielt sich 1472 mit ihm zu Raab (Ungarn) und überliefert aus dem Gespräch etliche Einzelheiten. Ohne Kenntnis des Zusammenhangs hat N. Iorga, Notes et extraits pour servir à l'histoire des croisades, V (Bucarest 1915), S. 347 diese Stelle wiedergegeben.

dischen Fürsten erfreuten und als Gegenspieler der herrschenden Großherrscher im Fall eines Sieges über die Türken gedacht waren. Aus Mangel an beweiskräftigen Zeugnissen dürfte es schwer halten, in die Lebensgeschichte dieser seltsamen Gestalten volle Gewißheit zu tragen oder gar die Frage ihrer wirklichen Herkunft zu klären. Constantin v. Höfler (1811—1897) hat in seiner Abhandlung „Die Aera der Bastarden am Schluß des Mittelalters“ (Prag 1891 = Abhandlungen der Kgl. Böhmischen Ges. der Wiss., VII. Folge, 4. Bd.) die erstaunliche Häufung von wirklichen oder angeblichen fürstlichen Kebskindern und deren jeweilige Thronansprüche im ausgehenden Mittelalter betont, ohne dabei freilich auf die verworrenen gleichartigen Verhältnisse im Südosten Europas Bezug zu nehmen.

Im folgenden soll nun der Versuch unternommen werden, wenigstens in rohen Umrissen das Geheimnis zu lüften, das sich an die Person und die Familie des ‚Morath, caecus imperator Turcorum‘, oder ‚Morathbeg imperator Turcorum de domo Othomanorum‘ knüpft, der sich in der ersten Hälfte des 15. Jh.s als Günstling Kaiser Sigismunds (1411—1437) in Ungarn aufhielt und dort auch sein Leben beschloß. Man weiß, daß Kaiser Sigismunds sehnlichste Bemühung in einem Kreuzzug des gesamten Abendlandes gegen die heraufziehende osmanische Weltmacht bestand, man weiß aber ebenso gut, daß dieser weitgespannte Plan dieses klügsten Herrschers seiner Zeit in den Anfängen stecken blieb. Alles spricht dafür, daß bei solchem Vorhaben dem auf ungeklärte Weise in Sigismunds Gewahrsam geratenen ‚geblendeten türkischen Kaiser‘ irgendeine Rolle zugedacht war.

Über Herkunft und frühere Schicksale dieses angeblichen Türkenkaisers schweigen die bisher erschlossenen Quellen so gut wie völlig. Sein Name war, wie es heißt, Murâd, also Murâd-Beg. Sein Vater<sup>1a)</sup> soll Sawdschi<sup>2)</sup> geheißen haben und es liegt nahe, in diesem den ältesten Sohn Murâds I. zu vermuten, dem der Vater ein gräßliches Schicksal zuteil werden ließ: er wurde, den

<sup>1a)</sup> Konstantin der Philosoph spricht von einem „angeblichen Sohn“ des Sawdschi (Saudži), den der Serbendespot Stephan im Kriege gegen Mûsâ-Celebi 1411 als Thronwerber aufstellte, um ihn zum Kaiser (car) zu machen. Vgl. die 1431 verfaßte Lebensbeschreibung des Stjepan Lazarević in der Ausgabe von V. Jagić im Glasnik srpskog uč. društva, XLII (Belgrad 1875), S. 303.

<sup>2)</sup> Vgl. dazu den Artikel Sawdjī von F. Babinger in der Enzyklop. des Islam, IV (Leiden 1934), S. 206.

Βραχέα Χρονικά zufolge<sup>3)</sup>, am 29. September 1382 zu Didymoteichon (Demotika) geblendet und hernach umgebracht, zur Strafe für sein abtrünniges Verhalten als Statthalter von ‚Europa‘. Er hatte sich mit dem gleichfalls geblendeten Sohne des byzantinischen Kaisers Johannes V., Andronikos, zusammengetan, so daß beide Väter, Johannes V. und Murâd I. sich verbanden, um die gefährlichen Söhne unschädlich zu machen. Es hat den Anschein, daß der oder ein Sohn des unseligen Sawdschi, vielleicht Murâd mit Namen, in jungen Jahren nach Westen verschlagen<sup>4)</sup> ward und dort die kaiserliche Aufmerksamkeit erregte. Er erhielt verlässliche Freistatt in Ungarn, heiratete eine Christin namens Agnes<sup>5)</sup> und begleitete 1430 Sigismund mit 400 Reitern auf seinem Heerzug gegen die böhmischen Hussiten<sup>6)</sup>. Aus seiner Ehe gingen drei namentlich bekannte Kinder hervor: Orchan, Dâwûd (David)-Čelebi und eine Tochter namens Katharina<sup>6a)</sup>. Die Familie war vielleicht in der Liptauer Gespanschaft, also in der heutigen Slowakei, begütert<sup>7)</sup>,

<sup>3)</sup> Vgl. die Ausgabe der Βραχέα Χρονικά von C. Amantos (Athen 1932), S. 81 (= 47 : 50. Zeile). J. Thûry, der sich mit der Geschichte dieses „blinden Kaisers“ in der Zeitschrift Századok, XXVII (Budapest 1893), S. 839—849, in einem „Ki volt a vak török czászár?“ (d. i. Wer war der blinde türkische Kaiser?) betitelten Aufsatz beschäftigte, betrachtet ihn geradezu als Sawdschi selbst, was schon aus zeitlichen Gründen ausgeschlossen erscheinen muß.

<sup>4)</sup> Vielleicht im Zusammenhang mit der Gefangensetzung und Blendung seines Vaters. Daß erst „um 1429—1432“ der Übertritt nach Ungarn an den Hof Sigismundis erfolgt sein kann, wie C. Jireček, Staat und Gesellschaft im mittelalterlichen Serbien, IV (Wien 1919 = Akademie der Wiss. in Wien, philos.-hist. Klasse, Denkschriften, LXIV. Bd., 2. Abhdlg.) auf S. 37 in seinem Versuch, die Nachrichten über Dâwûd-Čelebi zusammenzustellen, vermutete, ist mehr als unwahrscheinlich, es sei denn, daß sich der „blinde Murâd“ vorher an anderen Höfen hat herumschlagen müssen.

<sup>5)</sup> Diese Agnes hat ihren Gemahl lange überlebt und wohl mit ihrer Tochter Katharina, mit dem ungeklärten Beinamen Chazar (worunter C. Jireček, a.a.O., S. 38, Császár vermutet), teils auf ihren Besitzungen, teils in ihrem Haus auf dem Getreidemarkt („Buzapiacza“) zu Ofen ihr Leben verbracht.

<sup>6)</sup> Vgl. N. Iorga, Geschichte des Osmanischen Reiches, I (Gotha 1908), S. 416 und schon vorher in N. Iorga, Notes et extraits pour servir à l'histoire des croisades, II (Paris 1899), S. 274.

<sup>6a)</sup> J. Thûry hat in den Irodalomtörténeti Közlemények, III (Budapest 1893), S. 293—306, eine Volksdichtung mit der Tochter des „Kaisers“ in Verbindung gebracht (Frdl. Mitteilung von L. Fekete-Budapest).

<sup>7)</sup> C. Jireček verlegt diese Besitzungen allerdings ins Kumanenland, also in die niederungarische Tiefebene; vgl. a.a.O., S. 37b. David hat von K. Sigismund zwei Dörfer in der Csanáder Gespanschaft (ö. Szegedin) geschenkweis erhalten. Vgl. dazu die Urkunde aus Báth-Monostor auf Tafel I.

besaß aber auch in der Hauptstadt Ofen ein eigenes Haus<sup>8)</sup>. Der „blinde türkische Kaiser“, wie der vermeintliche Murâd allgemein in den Urkunden geheißen wird, scheint das Jahr 1432 nicht überlebt zu haben. Wann und wo er starb, ist bis heute nicht bekannt. Seine Blendung, die vielleicht an ihm gemeinsam mit seinem Vater S a w - d s c h i vollzogen wurde, machte ihn ungeeignet zur Verwirklichung weittragender politischer Pläne durch seinen kaiserlichen Schutzherrn. Sigismunds Augenmerk wandte sich vielmehr dem zweiten Sohne Dâwûd-Čelebi zu, dessen verworrenen Lebensweg die nachstehenden Seiten nach bestem Vermögen klären sollen. Was aus dem ersten Sohn O r c h a n - Č e l e b i wurde, bedürfte noch der Aufhellung. Stimmt es, daß er erst 1496<sup>9)</sup> seine Tage beschloß, so kann er nicht personengleich mit jenem Osmanenprinzen O r c h a n sein, der 1453 auf den Wällen von Konstantinopel gegen die osmanischen Belagerer kämpfend ums Leben kam. D u k a s zufolge entkam dieser in Mönchskleidung auf ein Schiff, ward aber von einem seiner griechischen Begleiter verraten und vom Schiffsführer enthauptet. Wer dieser Orchan war, über den die byzantinischen Chronisten allerlei berichten, ist bis heute ungeklärt. Daß er ein Enkel des Sulejmân (Μουσουλμάνος) gewesen sei, wie C h a l k o k a n d y l e s <sup>10)</sup> berichtet, ist keineswegs ausgemacht. Sicher ist, daß unser Orchan im Gegensatz zu seinem Bruder in Ungarn keinerlei Rolle spielte und, wenn er wirklich erst 1496 endete, zeitlebens im Hintergrunde verblieb. Von K a t h a r i n a wissen wir, daß sie zweimal verheiratet war, zuerst mit einem „familiaris“ des Johs. H u n y a d i namens Paul T ö r ö k von Salgó, den ich nicht näher zu bestimmen weiß, dann mit Detrik (= Detre, Dietrich) C s e l l e y, also zwei ungarischen Magnaten bekannten Namens. Von ihren etwaigen Kindern

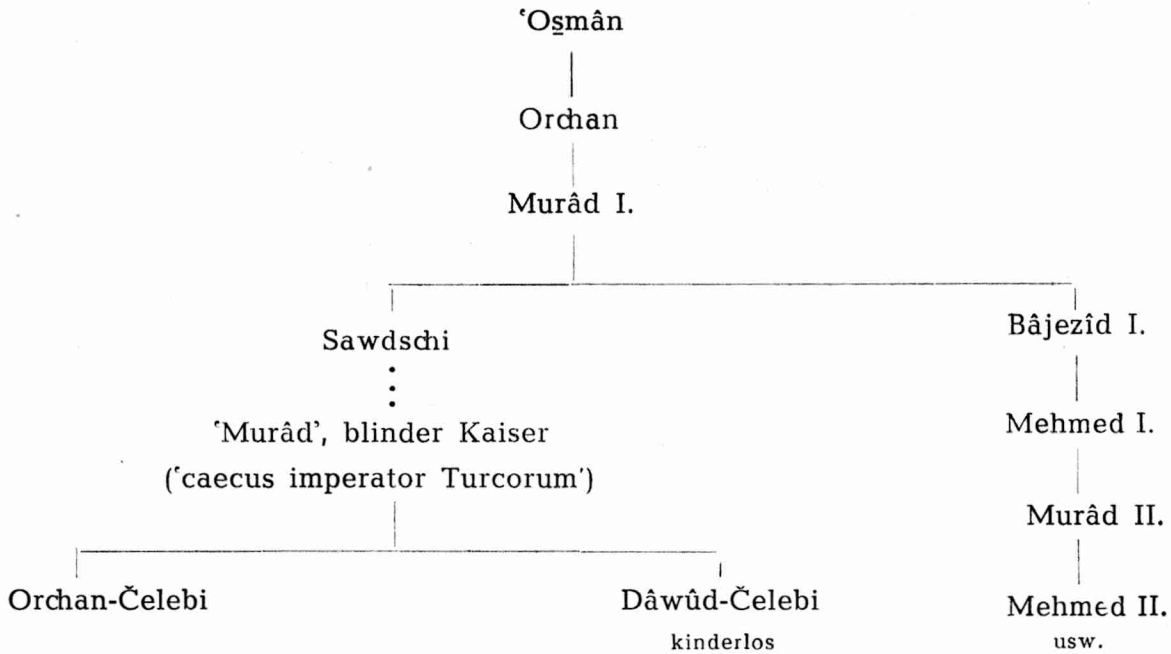
<sup>8)</sup> Über dieses O f e n e r H a u s vgl. Fr. S a l a m o n, A török császár leányának pesti háza (d. i. das Pester Haus der Tochter des türkischen Kaisers) in: Budapest története, III (Budapest 1885), S. 246—256 (frdl. Hinweis von L. F e k e t e - Budapest). Das Haus war der Familie durch Kaiser Sigismund und König Albrecht am bezeichneten (vgl. Anm. 5) Platze „circa aquas calidas inferiores“ auf Lebenszeit geschenkt worden; vgl. C. J i r e č e k, a.a.O., S. 38b und die dort genannten Quellen. Um den Besitz dieses Steinhauses entbrannte nach dem Tode der Tochter K a t h a r i n a ein Familienzwist.

<sup>9)</sup> So wenigstens berichten ungarische Quellen; vgl. vor allem den Codex diplomaticus patrius, I (Jaurini = Raab 1865), S. 375, 380, 389, 392. Vgl. dazu C. J i r e č e k, a.a.O., S. 38a.

<sup>10)</sup> Vgl. Bonner Ausgabe (1843), S. 363, 8, Budapester Ausgabe von E. D a r k ó, II, S. 131, 18. Diese Stammfolge übernimmt auch Gy. M i s k o l c z i in den Hadtörténelmi Közlemények, XIV (Budapest 1913), S. 576.

ist nur ein J o h a n n (János) aus der zweiten Verbindung erweislich, der in der Liptauer Gespanschaft Güter besaß<sup>11)</sup>. Katharina wohnte zeitweilig mit ihrer Mutter A g n e s , deren Familienname bisher im Dunkel blieb, im eigenen Hause zu Ofen, dessen Geschichte Franz S a l a m o n (1825—1892) mit Liebe verfolgt hat<sup>12)</sup>.

### Stammfolge:



Aus der Tatsache, daß der „ b l i n d e K a i s e r “ mit einer Christin namens A g n e s , vielleicht einer Ungarin, verheiratet war, lassen sich gewisse Rückschlüsse auf sein Alter ziehen. Wenn er nicht bereits als Knabe nach dem Westen verschlagen wurde, so darf man vermuten, daß er während der osmanischen Thronwirren im Zwischenreiche nach der Schlacht von A n g o r a (1402) dorthin gelangte. Damals befand sich der alte Osmanenstaat in voller Auflösung. Wirklichen oder falschen Thronwerbern bot sich eine nie-

<sup>11)</sup> So nach dem Stammbaum im Codex diplomaticus patrius, I (1865), S. 380. C. J i r e č e k , a.a.O., S. 38 nimmt einen abweichenden an. Ebenda, I. Bd., S. 375 heißt es: 'generosa domina Katharina Illustris condam Morath beeg Imperatoris Thurcorum de domo Othmanorum fratris (!) filia'. Das Wort 'fratris' scheint entweder verlesen oder verschrieben zu sein, denn sonst müßte ja M u r â d - B e g der B r u d e r des Sultans Murâd II. gewesen sein, was schon wegen des gleichen Namens sowie aus zeitlichen Gründen mehr als unwahrscheinlich ist.

<sup>12)</sup> Vgl. Anm. 8 oben auf S. 300.

mals wiederkehrende Gelegenheit, ihre Pläne mit Hilfe der Gegner im Westen zu verwirklichen. So könnte bald nach der Thronbesteigung Kaiser Sigismunds (1411) jener Thronanmasser in Ungarn aufgetaucht sein, dort Gnade gefunden und sich mit einer vermutlich wohlhabenden Adelligen vermählt haben. Die drei Kinder müßten dann um 1415—1420 zur Welt gekommen sein. Bei seinem Tod um 1432 dürfte dann der „blinde Murâd“ rund 50 bis 55 Jahre gezählt haben. Zu seines Vaters Lebzeiten ist der zweite Sohn D â w û d - Č e l e b i allem Anscheine nach nicht hervorgetreten. Erstmals begegnen wir ihm um 1432, als ihn der walachische Fürst Alexander dem ungarischen König, also dem Kaiser Sigismund aufs wärmste empfahl und er offenbar bei der Planung des großen Rachefeldzuges gegen die Türken als Bewerber um den Osmanenthron in Rechnung gestellt wurde<sup>13</sup>). Damals hat, wie N. I o r g a<sup>14</sup>) sich ausdrückt, Sigismund I. „mehrere Prätendenten der verschiedenen Balkanherrschaften unter den Fittichen seines kaiserlichen Adlers versammelt“. Im Frühjahr 1436 taucht Dâwûd-Čelebi im nördlichen Dalmatien im Städtchen Z e n g g (it. Segna, kroat. Senj<sup>15</sup>) auf, wo die Behörden ihm die Möglichkeit verschafften, zu Schiff Albanien zu erreichen. Ragusa hatte, sicherlich aus Furcht vor den benachbarten Türken, sich geweigert, ihn in seinen Mauern aufzunehmen. Der Kaiser hatte die Absicht, Dâwûd-Čelebi über Ragusa „ale parte de Albania“ zu senden<sup>16</sup>). In den von N. I o r g a verwerteten Urkunden wird er als „signor Zelapia“ (= Čelebi), *fò fiolo del imperator turcho orbato* bezeichnet<sup>17</sup>); das andere Mal nennen sie ihn „Zelapiam, natum im-

<sup>13</sup>) So nach N. I o r g a, *Geschichte des Osman. Reiches*, I (Gotha 1908), S. 416. Vgl. dazu C. J i r e č e k, a.a.O., S. 37b unter Hinweis auf Ion B o g d a n, *Documente privitoare la relațiile Țării Rumânești cu Brașovul și cu Țara Ungurească în secolul XV și XVI*, I. Band (1413—1508) (Bukarest 1905), Nr. XXX, S. 49 f., vgl. dazu S. 52 f. Darnach schrieb 1432 der walachische Vojevode A l e x a n d e r, Sohn des M i r c e a cel Bătrân, dem Comes von Temesvár Stephan R o z g o n y i „über die großen Hoffnungen, die er an einen Einfall des „césar Čalapia“ knüpfte, indem er meinte, daß ein Teil der türkischen Truppen zu diesem Prätendenten übergehen werde“.

<sup>14</sup>) Vgl. N. I o r g a, *GOR*, I (1908), S. 416.

<sup>15</sup>) Vgl. N. I o r g a, *Notes et extraits usw.*, II (Paris 1899), S. 336 f. und dazu N. I o r g a, *GOR*, I (1908), S. 417.

<sup>16</sup>) Vgl. N. I o r g a, *Notes et extraits*, II (Paris 1899), S. 336.

<sup>17</sup>) Ebenda, S. 336.

peratoris ceci Theucrorum"<sup>18)</sup>. Die nächsten Jahre<sup>19)</sup> muß sich der Abenteurer in Albanien, vielleicht auch in Griechenland<sup>20)</sup> aufgehalten haben. 1441 taucht er aufs neue in Dalmatien auf und zwar zu Ragusa, das ihm diesmal seine Tore öffnete, sowie zu Sebenico (Šibenik), ohne daß seine dortigen Absichten aufzuklären wären<sup>21)</sup>. Ob er, wie N. Iorga einfach annimmt<sup>22)</sup>, dort „sein Glück auf eigene Faust versuchte“, läßt sich bestenfalls vermuten. Das Jahr 1445 hätte beinahe eine entscheidende Wendung im Leben des Dâwûd-Čelebi herbeigeführt. Er wurde damals, als eine Donauflotte bald nach der entsetzlichen Niederlage von Varna ins Schwarze Meer ausfahren und der bedrohten byzantinischen Hauptstadt Konstantinopel zu Hilfe eilen sollte, an Bord eines der sieben Schiffe genommen und als künftiger Herrscher der 'Turchia' (Anatolien) mitgeführt. Der Flottenbefehlshaber war der Anführer des burgundischen Truppenaufgebotes, Walerand de Wavrin. Er beschrieb<sup>23)</sup> dieses abenteuerliche Unternehmen und aus dieser Quelle fließen die Nachrichten

<sup>18)</sup> Ebenda, S. 336.

<sup>19)</sup> Fürs Jahr 1439 verweist mich L. Fekete (Budapest) gütig auf E. Kammerer, *A Zichy és Vásonkéői gróf Zichy család idős ágának okmánytára*, VIII. Bd. (Budapest 1895), S. 671, 672 sowie IX. Bd. (Budapest 1899), S. 1. Darin wird 'Chalapia David' als türkischer Kaiser bezeichnet. In der zweiten Urkunde, die hier auf Tafel I mit gütiger Unterstützung von Lajos Fekete (Budapest), der ein Lichtbild des Urstückes herstellen ließ und mir zur Verfügung stellte, wiedergegeben wird, führt sich David mit den Worten ein: 'Nos David filius Chalapie'. Die Urschrift geht vielleicht nicht auf die Hand des Dâwûd-Čelebi selbst zurück. Leider ist das Wappensiegel aus Rotwachs unkenntlich geworden.

<sup>20)</sup> Allem Anschein nach trat er mit dem durch Kaiser Sigismund 1433 zum Despoten von Joannina und Arta ernannten „Kyr Manoli“, Memnon Tocco, in Verbindung, dessen sich der Kaiser ebenfalls für seine Pläne gegen die Osmanen zu bedienen gedachte. Vgl. dazu N. Iorga, *GOR*, I (1908), S. 416.

<sup>21)</sup> Vgl. dazu N. Iorga, *GOR*, I (1908), S. 417 f. sowie N. Iorga, *Notes et extraits*, III (Paris 1902), 73 unterm 19. VIII. 1441. Im Sommer 1441 versuchen die Ragusäer durch Stjepan, Herrscher der Herzegowina, den „Turchus qui apud eum est, pro bono status nostri“ mit 300 Dukaten zu bestechen. Der „Theucer Chalapia“ war kurz vorher an Ragusa mit gewissen, freilich von den Rogati abgelehnten Forderungen herangetreten. Vgl. N. Iorga, *Notes et extraits*, II (Paris 1899), S. 384, Anm. 1. Die wirklichen Zusammenhänge müßten über die von N. Iorga angezogenen Belegstellen hinaus erst geklärt werden.

<sup>22)</sup> Vgl. N. Iorga, *GOR*, I (Gotha 1908), S. 418.

<sup>23)</sup> Vgl. N. Iorga, *La Campagne des croisés sur le Danube (1445)* (Paris 1927), Auszug aus dem II. Bd. (1859) der *Engchiennes Chroniques d'Engleterre*, S. 12—162.

über Dâwûd's Beteiligung<sup>24)</sup> an jener so kläglich gescheiterten Planung. Dâwûd-Čelebi kehrte wohl alsbald nach dem Westen zurück und bereits am 1. Sept. 1447 berichten die Ragusäer an Johannes Hunyadi, den ungarischen Reichsverweser, daß „Saugevicus Teucer“, also der Türke S a u d ž e v i ć, worunter nur Dâwûd-Čelebi verstanden werden kann, auf der Insel K o r f u <sup>25)</sup> Zuflucht genommen und dort mit Unterstützung „ab illis despotibus illarum regionum“ sein Dasein verbringe. Wenige Monate vorher hatten die ragusäischen Rogati Sigismund de Gozze mit einer Botschaft an „Saugevich dominus Teucer“ gesandt<sup>26)</sup>. Spätestens im Juni muß dieser Korfu verlassen und sich mit einem stattlichen Gefolge von 30 Personen auf einem griechischen Schiff über Ragusa nach Spalato (Split) und auf dem Landwege weiter nach Ungarn begeben haben<sup>27)</sup>. Aber bereits im Herbst des gleichen Jahres befand sich, wie Chalkokandydes berichtet<sup>28)</sup>, Ταούτης ὁ Σαούζεω, υἱοῦ τοῦ Ἀμουράτew auf dem Amselfeld im Lager des Feldherrn Johannes Hunyadi, wo er den Rat erteilt haben soll, den Großherrn Murâd II. in seinem Kriegslager zu überrumpeln. Es muß ihm damals gelungen sein, dem siegreichen Osmanenheer zu entweichen und sich nach Norden abzusetzen. Dann breitet sich aufs neue Unklarheit über seinen Erdenwandel. Erst im Oktober 1453 lassen sich geldliche Unterstützungen des Königs Alfons I. von Aragonien an ihn feststellen<sup>29)</sup>. Auf königliche Weisung vom 1. Okt. 1453, ausgestellt „en lo camp prope Sancto Johanne de Lincarico“, also San Giovanni Incarico an der Grenze des Kirchenstaates, wurden ihm CL ducati („duchatz“, und zwar „ducats corrents“, sohin Alfonsini) gegen Quittung (apoca) als „doni de manament“, Unterhaltskosten, ausgefolgt. Wenige Wochen später, am 24. Okt. 1453 betragen weitere „doni de manament“ laut königlicher Anordnung erteilt „en lo castell de Fontana“ (somit Fon-

<sup>24)</sup> Vielleicht wurde damals auch dessen Bruder Orchan-Čelebi nach Byzanz eingeschleust. Oder ist er gar in W. de Wavrin's Bericht mit Dâwûd-Čelebi selbig? Dâwûd-Čelebi befand sich freilich damals angeblich auf Morea, wo ihn die Griechen „eine Zeitlang“ unterhalten haben sollen. Vgl. N. Iorga, GOR, I (Gotha 1908), S. 444.

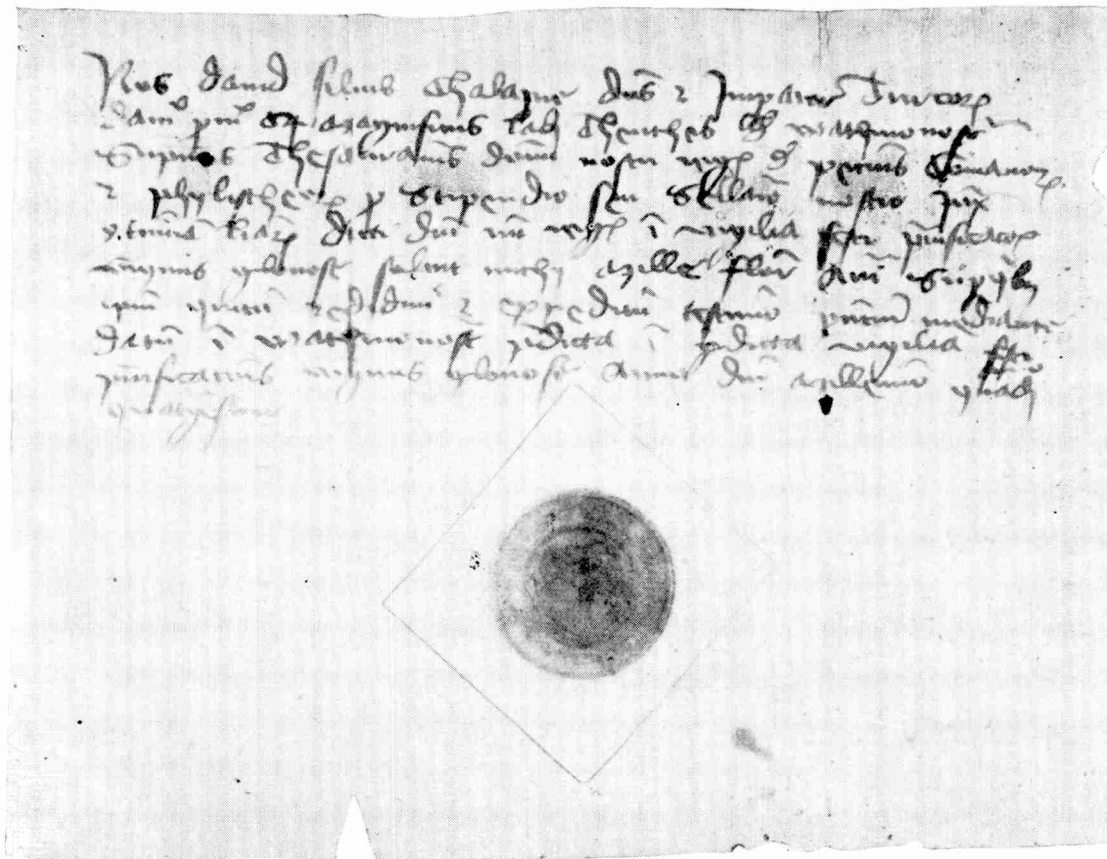
<sup>25)</sup> Vgl. dazu J. Gelcich und L. Thallóczy, *Diplomatarium Relationum Reipublicae Ragusanae cum Regno Hungariae* (Budapest 1887), S. 467, und dazu N. Iorga, GOR, I (1908), S. 444 f.

<sup>26)</sup> Vgl. N. Iorga, *Notes et extraits*, II (1899), S. 423, Anm. 3.

<sup>27)</sup> Vgl. N. Iorga, *Notes et extraits*, II (1899), S. 427.

<sup>28)</sup> Vgl. oben S. 300 Anm. 10 und dazu N. Iorga, GOR, I (1908), S. 452.

<sup>29)</sup> Vgl. N. Iorga, *Notes et extraits*, II (1899), S. 52 f., 53 und 54 (Cedole di Tesoreria 1453).



Empfangsbescheinigung über 1000 fl, ausgestellt am 1. Febr. 1440 zu Báth-Monostor (Temescher Banschafft) für Ladislaus T ö t ö s (László The w t h e w s, [Th y t h e w s, vgl. Iván Nagy, Magyarország családai, XI. Bd., Pest 1865, S. 140 u. 211], kgl. Oberstschatzmeister, von David, Sohn des 'Chalapia' (d. i. 'Čelebi), 'Herrn und Kaiser der Türken'.

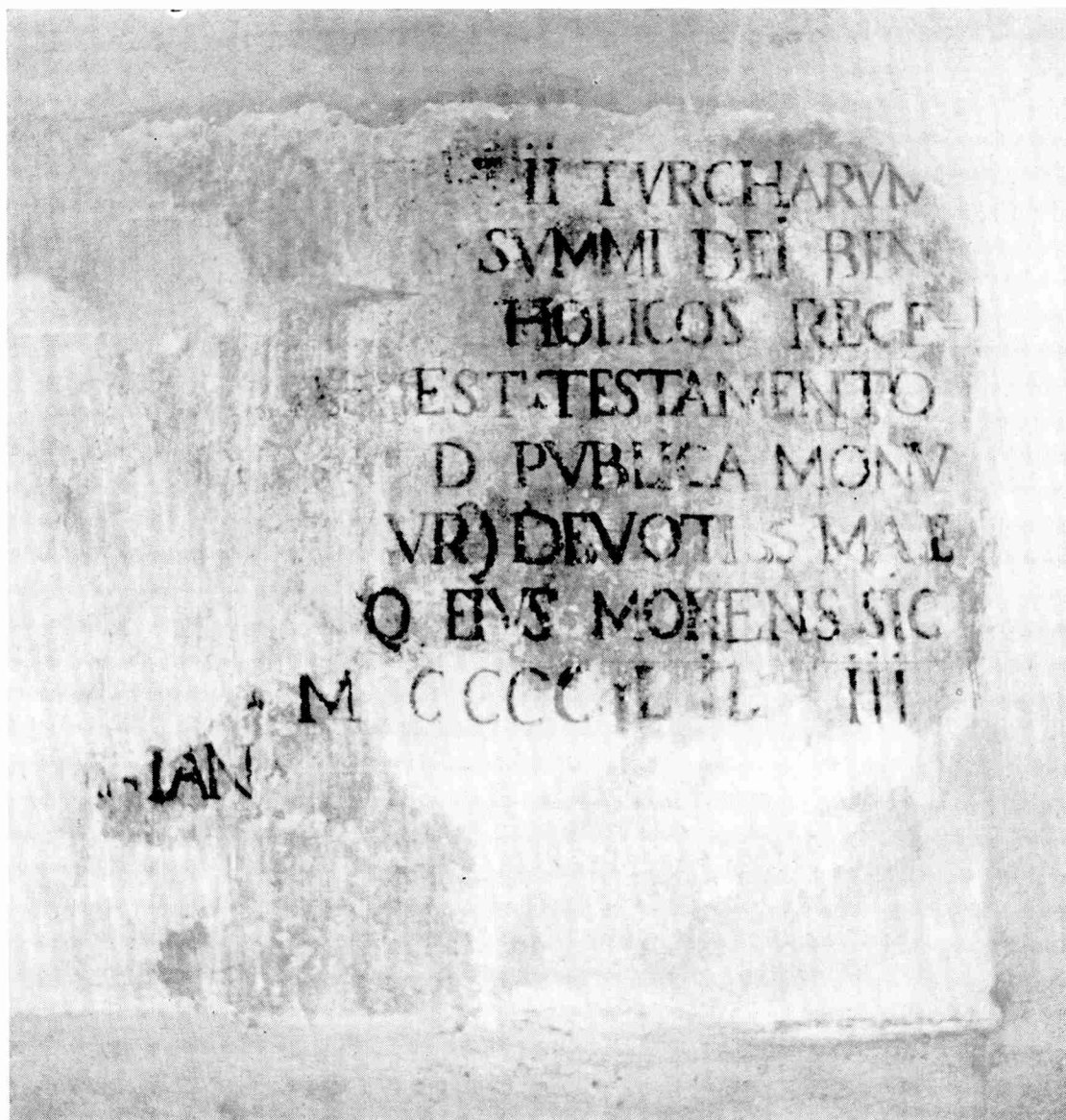
Wortlaut der Urkunde:

'Nos David filius Chalapie, dominus et Imperator Turcorum, damus pro memoria, quod magnificus Ladislaus Theuthes de Bathmonostra, supremus thesaurarius domini nostri regis, de pecuniis Comanorum et Phylisteorum pro stipendio seu sellario (= salario?) nostro juxta continenciam litterarum dicti domini nostri regis in vigilia festi purificationis Virginis gloriose soluit michy Mille florenos auri. Super quibus ipsum quit[t]um red[d]idimus et expeditum testimonio presencium mediante. Datum in Bathmonostra predicta, in predicta vigilia festi purificationis virginis gloriose, anno domini millesimo quadringentesimo quadragesimo'.

Siegel beschädigt.

(Vgl. Codex diplomaticus domus senioris Comitum Zichy de Zich et Vásonkéő, hrsg. von E. K a m m e r e r, IX [Budapest 1899], S. 1).





Überreste der Grabinschrift des Dâwûd-Čelebi im Dom zu Sacile (Friaul)

Umschrift S. 308

(Gütige Vermittlung von Prof. Carlo  
S o m e d a d e M a r c o in Udine).



tana Liri, vermutlich Arce) CX venedische Dukaten. Der Empfänger wird einmal als ‚Davit, parent del Gran-Turch‘, das andere Mal als ‚David Christia, parent del Gran-Turch‘ bezeichnet, wobei unter dem Großtürken nur Mehmed II. verstanden werden kann. Dâwûd-Čelebi scheint, wie sich aus dem Satzrest „Habetur eciam de partibus Italicis . . .“ folgern läßt, schon damals auch aus Italien Zuwendungen erhalten zu haben. Als Ende Mai 1453 Konstantinopel in die Hände des Sultans Mehmed II. geraten war, sank der Stern auch des Dâwûd-Čelebi, um in den letzten Tagen des gleichen Jahres ganz zu erlöschen.

Glücklichem Zufall verdanken wir nun restlose Klarheit über die letzten Lebenstage des seltsamen Osmanenprinzen. Am 17. Oktober 1955 gewährte ich im Innern des Domes von S a c i l e (Friaul) rechts neben dem Eingang, in ziemlicher Höhe, eine verwitterte Grabplatte, die nach den Angaben der Reiseführer<sup>30)</sup> ‚David (1454), figlio del sultano turco Murad II., fuggito dal padre dopo la sua conversione al cristianesimo‘ gewidmet wurde. Nach dem bisher Gesagten bedarf es keines weiteren Beweises, daß alle diese Angaben bis auf den Namen D a v i d einer Prüfung nicht standhalten können. Die letztwillige Verfügung läßt keinerlei Zweifel darüber, daß der im Dome zu S a c i l e Beigesetzte kein anderer als der Sohn des „blinden türkischen Kaisers“ ist, der obendrein im Testament ausdrücklich genannt wird. Hier folgt der Wortlaut der Urkunde, wie er sich in einer Abschrift in der Gemeindebücherei (Biblioteca Comunale V. Joppi) zu Udine<sup>31)</sup> erhalten hat:

<sup>30)</sup> Vgl. z. B. den vom Touring Club Italiano herausgegebenen Guida d'Italia, Band Venezia Giulia (Mailand 1934/1954 Neudruck), S. 81, dem die folgenden Stellen entnommen sind.

<sup>31)</sup> Ich verdanke die Kenntnis dieser Abschrift und zwar sowohl des Testaments als auch des Schreibens des Dogen Fr. F o s c a r i der großen Liebenswürdigkeit des früheren Segretario Capo von Sacile Cav. Uff. Giuseppe M a r c h e s i n i (Venedig), der seit kurzem seine umfassenden ‚Annali Sacilesi‘ durch die Presse führt. Leider vermochte er mir nicht den Standort der Urkunden in der Stadtbücherei von Udine anzugeben (Sammlung C i c o n i? Sammlung O v i o?), so daß es mir nicht gelang, die mir gelieferten Abschriften mit dem Wortlaute der Urkunden von Udine zu vergleichen. Giov. Niccolò D o g l i o n i, Compendio Historico Universale di tutte le cose notabili usw. (Venedig 1622), S. 415 des IV. Teils erwähnt, worauf mich Cav. G. M a r c h e s i n i aufmerksam machte, das Testament: ‚Nella Cancelleria della città di Sacile si trova memoria di un testamento fatto l'anno 1453 da David figliuolo del potentissimo Amurate Imperator de Turchi, che sendo fuggito la crudeltà Ottomana, ed essendo divenuto Cristiano, qui venne a morte usw. usw.‘

„In Christi nomine amen. Anno ab ipsius nativitate MCCCLIII Indictione secunda. Die penultimo Decembris, Sacili in domo Dominae Catharinae uxoris Ser Periculi Civis in contrata stupae, qua stabat infrascriptus Testator, praesentibus Thobia q<sup>m</sup> Ser Antonij, Antonio Marangono q<sup>m</sup> Magistri Pauli, Ser Michaelae de Orzalis q<sup>m</sup> Danielis, Almerico q<sup>m</sup> Ser Matthei Fantolini, Zanmartino q<sup>m</sup> Ser Antonii, Joanne Farina, et Antonio de Ronchis filio Topholi, omnibus habitatoribus Sacili, testibus ad haec vocatis, et ab ore proprio infrascripti Testatoris rogatis. Hicque Magnificus Dominus David q<sup>m</sup> Illustrissimi Imperatoris Turcarum Hacmereth<sup>32)</sup>, sanus gratia Dei visu, mente, sensu, auditu et intellectu, licet corporis languens, timens casum mortis, nolensque ab intestato decedere, dispositionem suorum bonorum in hunc modum facere procuravit in lingua Ungara mihi notario et cancellario explicata per Joannem Ungarum habitatorem Sacili suo sacramento per infrascriptum modum et tenorem.

In primis quidem, si casu acciderit, cum mors eae animam suam Altissimo creatori comendat et corpus suum jussit et voluit sepeliri debere in Ecclesia Sancti Nicolai de Sacilo cum honore, et expensis, et elemosinis, quae placuerint et voluerint sui famuli praesentes, videlicet Valms (?) Albanensis<sup>33)</sup>, Stephanus et Georgius Ungari. In omnibus alijs suis bonis mobilibus et immobilibus praesentibus et futuris institut Dominam . . .<sup>34)</sup> suam matrem, et Dominam Caterinam suam uxorem, iubendo et mandando, quod bona, quae habet hic Sacili apud se, dentur praedictis; et hanc suam ultimam voluntatem esse asseruit velle, quam valere voluit iure testamenti, quae si iure testamenti non valeret, valeat saltem iure codicillorum, vel cuiuscumque alterius ultimae voluntatis, quo melius fieri potest. Infrascriptae sunt res inventae apud famulos Magnifici Domini David olim Turchae, ad presens Christiani, redactae in inventarium per suprascriptum spectabilem Dominum Potestatem et Capitaneum Sacili praesentibus Domino Plebano Sacili, Domino Praesbitero Laurentio, Domino Praesbitero Daniele, domino Jacobo de Cortona, Ser

<sup>32)</sup> Im Testament wird als Vater der weiland (quondam) Kaiser der Türken „Hacmereth“ angegeben. Ich schlage vor, diesen zweifellos verunstalteten Namen in v a k oder u a k M o r a t h , also „blinder“ (ung. v a k , blind) aufzulösen, ein Versehen, das sich aus der mangelhaften Übertragung des Ungarn J á n o s ( J o a n n e s U n g a r u s ), Bürgers von Sacile, unschwer folgern ließe. Im lateinischen Text mag also Hacmorath statt Uacmorath o. ä. gestanden haben.

<sup>33)</sup> Der Name lautet höchstwahrscheinlich nicht Valms, sondern etwa Valius, Vatijs o. ä.

<sup>34)</sup> Der Name ist in der Abschrift nicht klar lesbar, müßte aber Agnesam lauten.

Hectore de Galvagnis et Ser Nicolao de Ottoboni testibus vocatis in domo praedicta. Die XIII Januarij Indictione secunda.

In primis unum biretum veluti figurati ad morem Theucrorum. — Item una duplois (?)<sup>35)</sup> damaschi viridi. — Item unum linteamen dictum melium ad morem Theucrorum. — Item una vestis de mostavalerio<sup>36)</sup> falcita panno viridi. — Item una clamis de mostavalerio. — Item unum biretum de zambelloto azzuro. — Item una camisia et una zenabulla<sup>37)</sup>. — Item una vestis vetusta zentanini<sup>38)</sup> cremisini affigurati. — Item brachia 25 quartas 3 veluti cremisini affigurati. — Item circa brachia XV veluti cremesini plani. — Item una scimitarra. — Item viginti artrusini<sup>39)</sup> aurei. — Item ducati veneti triginta unus. — Item floreni sexaginta. — Item duo tapeti. — Item unus sigillus argenteus. — Item unum valisium de curamine. — Item equi quinque cum sellis et fulcimentis. — Quae quidem bona isto die 25 Januarij in Cancellaria Sacili praesentibus Domino Praesbitero Laurentio praedicto, Andrea Maserata de Conegliano, Joanne Ungaro, et multis alijs testibus vocatis praefatus spectabilis Dominus Potestas et Capitaneus Sacili vigore literarum Ducalium, datarum 22 dicti mensis restitui fecit praedictis famulis iuxta ordinem testatoris praedicti, videlicet dictos artrusinos viginti et ducatos quinquaginta septem cum florinis. Residuum vero ad summam praedictam expeditum fuit et distributum per dictos famulos in expensis omnibus in funere dicti Testatoris, in elemosinis et in expensis equorum. Item pro eundo Venetias, et aliis expensis minutis in summa ducatorum 34. Item unus equus datus fuit per ipsos famulos Ecclesiae, in qua idem Dominus David sepultus fuit, pro anima sua.“

Der Wortlaut des letzten Willens vom vorletzten Dezember (Montag, 30. XII.) 1453, der, wie uns die Grabschrift verrät, mit dem Sterbetag D â w û d - Čelebi's zusammenfällt, vermittelt ein ziem-

<sup>35)</sup> Duplois, d. i. vermutlich = 'doplis', also 'doppio', was, wie mir Delio Cantimori (Florenz) mitteilte, ein 'tessuto bianco a opere di cui son fatte tovaglie, tovagliolo' bedeutet, demnach 'tessuto operato e a doppia faccia'.

<sup>36)</sup> mostavalerio: mir unbekannte Stoffart.

<sup>37)</sup> zenabulla, mir unbekannter Ausdruck.

<sup>38)</sup> zentanini, zweifellos zendadini, Mhrz. von zendadino, also zendado, Zendeltaffet.

<sup>39)</sup> artrusini: kann nur Alfonsini, also von König Alfons I. geprägte Goldstücke bedeuten. Mein Freund T. Bertelè (Verona) teilt mir weitere Schreibungen mit: anfruxini, anfrussini, anfusini, anfrosini. Diese Goldstücke stammen gewiß aus dem Geschenk, das ihm König Alfons I. von Aragonien im Herbst 1453 machte. Vgl. oben S. 304, Anm. 29.

lich deutliches Bild vom kläglichen Ende dieses abenteuerlichen Mannes. Er wohnte in Miete bei einer Bürgerin von Sacile, umgeben von einem Albaner und zwei Ungarn, im Besitze von fünf Pferden und einer überaus bescheidenen Barschaft. Seine Hinterlassenschaft, in der ein türkischer Kopfbund (*berretta*, eig. Kappe, Mütze) mit figürlichen Verzierungen sowie ein Krummsäbel (*scimitarra*) auffallen, war recht armselig, noch kümmerlicher das Bargeld, das im Testament aufgezählt wird. Als Haupterben erscheinen Mutter und Schwester, während vom Bruder Orchan mit keiner Silbe die Rede ist. Aus dieser Tatsache könnte man schließen, daß er wirklich nicht mehr am Leben war oder daß er bei der Erbschaft leer ausgehen mußte. Der Erblasser war zweifellos Christ, früher vielleicht noch Muslim (*'olim Turcha, ad presens Christianus'*), was ihm die Beisetzung in der Domkirche von Sacile sicherte. Von der dortigen Grabinschrift haben sich drei Entwürfe erhalten, so daß es möglich ist, trotz der schlimmen Verwitterung des Textes dessen ursprüngliche Fassung wieder herzustellen. Sie hat folgenden Wortlaut:

[David Amurati] II TVRCHARVM / [imperatoris filius] SVMMI DEI BEN[i-  
gnitate inter cat]HOLICÔS RECE-[ptus hic situs] Est. TESTAMENTO/<sup>5</sup>[enim  
(quod apu]D PVBLICA MONV / [menta servat]VR) DEVOTISS (imus)MAE/  
[stati numini]Q(ue) EIVS MONENS (so!) SIC / [mandavit. Anno dn]I  
MCCCCLIV III / [kal]. IAN.

David = Dâwûd wird also ausdrücklich als Sohn des Türkenkaisers M u r â d II. bezeichnet, was in keinem Falle der Wahrheit entspricht. Ob er selbst sich diese Abstammung im friaulischen Städtchen zugeschrieben hat oder ob der Verfasser der Grabschrift, die in allen drei Fassungen<sup>40)</sup> ausdrücklich Murâd II. erwähnt, ihn als Sohn des Sultans Murâd II. anführte, läßt sich schwerlich noch mit Gewißheit entscheiden.

Die Vollstreckung des letzten Willens scheint irgendwelchen Umständen begegnet zu sein, denn am 22. Jänner 1454 beauftragt der venedische Doge Francesco Foscari (1423—1457) den Podestà von Sacile, Ser Andrea Bembo, ausdrücklich mit der Durchführung der letztwilligen Anordnungen:

„Franciscus Foscari Dei gratia Dux Venetiarum. Nobili et Sapienti Viro Andreae Bembo de suo mandato Potestati et Capitaneo Sacili

<sup>40)</sup> Auch die Kenntnis dieser im Stadtarchiv zu Sacile erhaltenen drei Fassungen, die offenbar, nach der Schrift zu urteilen, nicht gleichzeitig sein können, verdanke ich der Hilfsbereitschaft des Cav. Gius. Marchesini in Venedig. Aus den Resten der arg verwitterten Inschrift läßt sich die Vorlage eindeutig feststellen (Vgl. Taf. II).

fideli dilecto nostro salutem et dilectionis affectum. — Intellectis his quae scripsisti nobis noviter circa factum bonorum, quae fuerunt Domini David alias Theucris defuncti in illo 1000 Sacili visaque copia testamenti, quod condidit vestris literis infrascriptis, per quod matrem suam et sororem heredes instituit omnium bonorum suorum, et ordinavit bona ipsa consignari debere illis famulis suis . . . suis haeredibus deferenda, deliberavimus, et sic mandamus vobis, ut de dictis bonis disponere debeatis iuxta ordinationem dicti q<sup>m</sup> Domini David, nam omnino intendimus quod ejus testamentum et ultima voluntas executioni mittatur, nequaquam obstantibus alijs literis nostris, qua vobis istis diebus decursis scripsimus.

Datae in nostro Ducali Palatio Die 22 Mensis Januarij Indictione 2<sup>a</sup> MCCCCLIII.

Nobili et Sapienti Viro Andreae Bembo Potestati et Capitaneo Sacili."

Damit dürfte, wenigstens in rohen Umrissen, der vermutlich kurze<sup>43)</sup> Lebenslauf des Junggesellen Dâwûd-Čelebi geschildert sein. Vielleicht werden spätere Untersuchungen weiteren Stoff zu breiterer Darstellung vor allem auch der seltsamen Umtriebe des „blinden Kaisers Murâd“ und seines Sohnes David liefern. Am Ende werden auch polnische Quellen in dieser Hinsicht einen Beitrag leisten. Es ist mir heute sicher, daß der von Jan Długosz und dann von Stephan Kato<sup>n</sup>a erwähnte<sup>44)</sup> Davud oder David, ein christlich gewordener Sohn angeblich des falschen Mustafa (Düzme Mustafa), der sich in Polen und Ungarn herumtrieb und sich alle erdenkliche, freilich vergebliche Mühe gab, den Polenkönig Kasimir II. (1445—1492) zu einem Kreuzzug gegen die Osmanen zu bewegen, niemand anderer war als unser Dâwûd-Čelebi<sup>45)</sup>. Damit würde

<sup>41)</sup> Nämlich *more veneto*. In Venedig begann das Jahr (gesetzlich bis 1797) mit dem 1. März.

<sup>42)</sup> Laut gütiger Mitteilung des Leiters des Archivio di Stato zu Venedig, Raimondo Conte Morozzo della Rocca vom 29. Nov. 1955 hat sich im venedischen Staatsarchiv leider keine Spur des Testaments usw. finden lassen.

<sup>43)</sup> David hat, wenn er um 1415 zur Welt kam, ein Alter von höchstens 37 Jahren erreicht.

<sup>44)</sup> Vgl. Steph. Kato<sup>n</sup>a, *Historia critica regum Hungariae*, tom. VI, ord. XIII/2 (Pestini 1790) S. 761 unter Benutzung der Angaben des Jan Długosz (Johs. Longinus, † 19. V. 1480 zu Krakau).

<sup>45)</sup> Vgl. dazu Fr. Babinger, 'Bajezid Osman' (Calixtus Ottomanus), in: *La Nouvelle Clio*, III (Brüssel 1951), S. 350, was zu berichtigen wäre.

sich dann die Zahl der fürstlichen Abenteurer und Thronwerber des Hauses Osman, die sich im 15. Jahrhundert an westlichen Höfen herumtrieben und sich für utopische Zwecke gebrauchen, manchmal auch mißbrauchen ließen, um einen verringern. Endgültig riß ihre Reihe wohl erst im 17. Jh. mit jenem merkwürdigen „Sultân Jahja“<sup>46)</sup> ab, dessen christliche Nachfahren sich gleichfalls in Friaul verfolgen lassen: im 1615 errichteten Dom von Palmanova (16 km s. Udine) wurde Maurizio zur letzten Ruhe bestattet, von dem die lateinische Grabschrift mit stolzen Worten kündet: Filius Jacchiae sultani / Qui secundogenitus Mehemetis III imperatoris / De spe dominii paterni / In expectatione coelestis / Fuga est sublatus / Et a christianis principibus / Ut princeps inscriptus / Armis eorum ut tribunus militum astitit . . .

Weder dem 'blinden Kaiser Murâd' noch seinem Sohne Dâwûd-Çelebi war es, wie wir sahen, vergönnt, in der langwierigen Auseinandersetzung Kaiser Sigismunds (1433) mit den Osmanen irgendwelche noch so bescheidene Rolle zu spielen. Der letzte Luxemburger saß 'immerfort zwischen den Ungläubigen', womit er die Hussiten und die Türken meinte<sup>47)</sup>, und es hat nicht den Anschein, daß er am Ausgang seines Lebens, als er noch auf dem Sterbelager in ohnmächtigem Groll seinen Wunsch von neuem verkündete, den Kreuzzug ins Heilige Land auszuführen, hoffte, für diesen Wunschtraum seines Lebens dabei ernstlich der Unterstützung der Nachfahren des Sawdschi sich zu bedienen. Daß der Anfang 1429 wohl zu seiner Rücken- deckung mit Sultan Murâd II. abgeschlossene Waffenstillstand, der sich aus den deutschen Reichstagsakten<sup>48)</sup> folgern läßt, dem Begehren entsprang, der böhmischen Ketzerei nunmehr seine Hauptkraft zuzuwenden, läßt vielleicht den Schluß zu, daß Sigismund die Zeit nicht für gekommen hielt, ein geeintes Europa in den Kampf gegen die osmanischen Bedränger zu führen. Noch bevor er sich dann Ende

<sup>46)</sup> Vgl. über diesen Vittorio Catualdi (d. i. Oscar de Hassek), Sultan Jahya della casa imperiale ottomana ed i suoi discendenti in Italia (Triest 1889) und dazu Dor. Vaughan, Europe and the Turk (Liverpool 1954), S. 220.

<sup>47)</sup> Vgl. Gust. Beckmann, Der Kampf Kaiser Sigmunds gegen die werdende Weltmacht der Osmanen 1392—1427 (Gotha 1902), S. 91. — G. Beckmann erwähnt den 'blinden Kaiser der Türken' und seine Familie mit keiner Silbe.

<sup>48)</sup> Vgl. e b e n d a , S. 96.

Mai 1433 zu Rom die Kaiserkrone<sup>49)</sup> aufs Haupt setzen ließ, hatte die werdende osmanische Weltmacht auf europäischem Boden allzu festen Fuß gefaßt und jegliche abendländische Erwartung auf Vertreibung der Osmanen fürs erste zuschanden gemacht.

## **Die Welt der Grenzfestungen**

### **Ein Kapitel aus der südosteuropäischen Geistesgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts**

Von ANDREAS ANGYAL (Debrecin)

Stefan Csabai, der im zweiten Weltkrieg verschollene ungarische Kunsthistoriker und Kulturphilosoph prägte für die altungarische Geistesart den Begriff der „Kultur der Grenzfestungen“<sup>1)</sup> Mit diesem Begriff erfaßte Csabai hauptsächlich das 16. und 17. Jh. Die Lebensform der Grenzfestungen, dieser kämpferischen Zentren, die dazu dienten, den Sturm der Osmanen auf Mitteleuropa abzufangen, wird ihm zum Symbol der ungarischen Kultur. Eine kampfbereite Haltung, die sich oft bis zur Ekstase steigert, ein tragisches Lebensgefühl herrscht in dieser altungarischen Welt, daneben aber auch eine starke Vitalität, eine üppig sprießende Erdhaftigkeit. Alles in allem: eine heroische, daneben herbe, wahrhaftig balladische Welt.

Wir können aber noch einen Schritt weitergehen und das hier Gesagte auf ganz Osteuropa ausdehnen. Kampf und Abwehr der Osmanengefahr bedeutete ja an der Schwelle des Mittelalters und der Neuzeit ein gemeinsames Anliegen Osteuropas. Sehr richtig sagt Josef Matl: „Dieses ständige Leben in Gefahren und die ständige Bedrohung der Existenz, mit der sich daraus ergebenden Kampf-, Wehr- und Abwehrbereitschaft hatte am Balkan und in Rußland zur Folge, daß die freien Kriegerbanden, die Freischärler, die Franktireurs, die Kosaken, die ukrainischen Steppenritter, die Hajduken, Uskoken, Komiten am Balkan zu einem, für alle Folgezeit

---

<sup>49)</sup> Bereits im kaiserlichen Schmuck empfing Sigismund im November 1433 im Baseler Münster eine mehrköpfige großherrliche Gesandtschaft, deren reiche Gaben er mit eigenen Geschenken erwiderte. Der Waffenstillstand ward erneuert. Vgl. J. v. Hammer, Geschichte des Osmanischen Reiches, I (Pest 1827), S. 445.

<sup>1)</sup> Stefan Csabai: A végvári magyarság és kulturája [Das Ungartum der Grenzfestungen und seine Kultur]. Budapest, 1939.

wichtigen politisch und mental konstruktiven und destruktiven Faktor wurden"<sup>2)</sup>).

Mit diesen Worten charakterisiert Matl eigentlich ebenfalls jene osteuropäische „Welt der Grenzfestungen“, die sich besonders reichhaltig im 16. und 17. Jh. in der ungarisch-südslawisch-rumänischen, teilweise auch westslawischen Sphäre Südosteuropas entfaltete. Freilich fehlten auch die Querverbindungen zu den Polen, Ukrainern und Großrussen nicht, indessen wollen wir in dieser Untersuchung uns auf Südosteuropa beschränken und einen Versuch machen, die historische und geistige Struktur dieser Epoche aufzudecken.

Kampf und Abwehr wird bei den Südslawen schon im 15. Jh. historische Notwendigkeit. 1389 fällt auf dem Amsselfelde [Kosovo Polje] das mittelalterliche feudale serbische Reich. 1493, die Schlacht von Krbavsko-Polje bedeutet die Tragödie des bosnisch-kroatischen Staates. Immer tiefer dringt die türkische Expansion in den südslawischen Volkskörper. Am Anfang des 16. Jh. steht mit geringfügigen Ausnahmen schon das gesamte serbische und bosnische Gebiet unter türkischer Herrschaft. Dann kommt die dritte tragische Jahreszahl. 1526, die Schlacht bei Mohács, der Fall des mittelalterlichen ungarischen Königreiches. Die Eroberung der Hauptstadt Ofen (Buda) durch die Türken im Jahre 1541, der endgültige Zerfall Ungarns in einen habsburgischen, türkischen und siebenbürgischen Landesteil besiegelt die Tragödie vollständig. Jetzt müssen nicht nur die Südslawen, sondern auch die Ungarn und Slowaken ein Leben der Abwehr und des Kampfes beginnen. Auch die Rumänen und die Tschechen fehlen nicht an der Front des Kampfes.

Uralte Überlieferungen erwachen zu dieser Zeit der Osmanenkämpfe bei den Balkanvölkern. Schon bei den Urbewohnern des Balkans, den Illyriern fanden wir eine straffgefügte Stammesorganisation. Diese Illyrierstämme sind kriegerisch und tapfer, sie widerstehen Jahrhunderte hindurch der römischen Eroberung. Als dann Rom zuletzt doch der Beherrscher von Illyrikum wird, werden nach langsamer Assimilation die illyrischen Legionen die verlässlichsten Stützen der römischen Macht. Die großen „Soldatenkaiser“ des 3. Jhs. die erfolgreich gegen Araber und Germanen kämpfen, stammen zum guten Teil aus Illyrien<sup>3)</sup>. Die Stammes- und Kampfestradition der Illyrier erlischt auch dann nicht, als zu Beginn des Mittelalters die

<sup>2)</sup> Josef Matl: Das Slawentum zwischen Westen und Osten. Klagenfurt, 1950. S. 25—26.

<sup>3)</sup> Franz Altheim: Die Soldatenkaiser. Frankfurt, 1939, bes. S. 140—141, 188.

romanisierten Völker des Balkans allmählich vom Südslawentum aufgesogen werden.

Im Besitze einer uralten Stammesorganisation nehmen die Südslawen einen erfolgreichen Kleinkrieg gegen die vordringenden Türken auf. Zwar fällt — wie wir es schon erwähnten — das serbische Reich der Nemanja-Dynastie, aber die in das Gebirge flüchtende Bevölkerung trotz auch weiterhin dem Feind. Es gibt Gebiete, wie etwa Montenegro, wo die osmanische Macht kaum richtig Fuß fassen konnte und die sich um 1700 aus eigener Kraft befreiten. Diese Bergstämme des Balkans verwenden die schon von den Illyriern und dann später im zweiten Weltkrieg von den jugoslawischen Freiheitskämpfern erfolgreich gebrauchte „Partisanentaktik“: die Taktik des tückischen, unerwarteten Angriffs, die Methode, große feindliche Einheiten durch kleine, entschlossene Gruppen in Schach zu halten.

Hirten und Krieger sind diese Helden der Berge, die „Hajduken“. Grundlage ihrer Organisation ist der Patriarchalismus, durchtränkt mit den glorreichen Erinnerungen des serbischen und kroatischen Mittelalters. Eine eigentümliche Stammesdemokratie bildet sich in den Bergen des Balkans aus. Heiligkeit des gegebenen Wortes, Gastfreundschaft, Kameradschaftsgefühl, Freundesliebe sind ihre kennzeichnenden Wesenszüge. Mit Recht konnte daher Gerhard Gesemann von der *humanitas heroica* dieser Welt sprechen<sup>4)</sup>. Wie schön und edel ist zum Beispiel die noch heute geübte Sitte des *p o b r a t i m s t v o*: zwei treue Freunde oder auch Freundinnen geloben in feierlicher Form, Gott und die Heiligen zu Hilfe rufend, einander wie Bruder oder Schwester zu sein<sup>5)</sup>.

Auch die Albaner, dieses altertümliche Balkanvolk, besitzen die Formen dieser heroisch-gentilen Stammesorganisation. Auch sie kennen die „Wahlbruderschaft“ und als alte Sitte bestand bei ihnen — wie bei Serben, Bosniern, Montenegrinern — die Blutrache. Allerdings konnte der Mord auch durch ein Wehrgeld oder durch gegenseitige Versöhnung der feindlichen Sippen gesühnt werden<sup>6)</sup>. Nicht

<sup>4)</sup> Gerhard Gesemann: Heroische Lebensform. Berlin, 1943, und: Kultur der Südslawen. — Handbuch der Kulturgeschichte: Kultur der slawischen Völker. Potsdam, o. J., S. 22—28.

<sup>5)</sup> Edmund Schneeweis: Grundriß des Volksglaubens und Volksbrauchs der Serbokroaten. Cilli, 1935. S. 239—241.

<sup>6)</sup> Eqrem Çabej: Sitten und Gebräuche der Albaner. Revue Internationale des Études Balkaniques, Bd. II., S. 227—232.

umsonst spielten die albanischen Bergstämme im Kampf gegen die Türken eine bedeutende Rolle. Der Name des großen Georg Castriota dürfte jedem welthistorisch gebildeten Menschen bekannt sein. Ebenso bekannt sind seit Goethes und Grimms begeistertem Urteil die Schätze der serbokroatischen Volkspoesie, wo sich diese *humanitas heroica*, diese Welt der ständigen Kampfes- und Todesbereitschaft ergreifend spiegelt.

Auf kroatischem Boden verwirklichen die Uskoken am schönsten die Lebensform der Grenzfestungen. Sie kommen ebenfalls aus der gentil-patriarchalen Welt der balkanischen Berge, hauptsächlich aus Bosnien. Ihr befestigtes Zentrum wird die kroatische Burg Senj an der Adria. Den Schwur der Rache — heißt es bei ihrem Geschichtsschreiber Bare Poparić — übergeben sie durch Generationen hindurch einander. Als sie im 16. Jh. ihre Angriffe, ihren Kleinkrieg beginnen, wagen sie es, den Fehdehandschuh dem damals auf dem Gipfel der Macht stehenden osmanischen Imperium hinzuwerfen. Aber nicht nur die Türken sind ihr Feind: auch das ränkevolle, eroberungssüchtige Venedig<sup>7)</sup>.

Die Geschichte der Uskoken ist ein einziges, an heroischem Schwung und an erschütternden Tragödien reiches Heldenlied. Als 1537 die Kroaten die Grenzfestung Klis aufgeben müssen, übersiedelt der aus katholischem bosnischem Adel stammende Georg Daničić nach Senj. Er wird der erste „Oberwojwode“ der Uskoken. Mit seinen Kriegern beunruhigt er unablässig die Türken. Die Uskoken-Angriffe reichen bis zur Narenta-Mündung. Hier wurden die aus dem türkisch-besetzten Bosnien verfrachteten Waren auf Segelschiffe verladen. Die Angriffe brachten daher immer eine reiche Beute für Daničić und seine Uskoken ein.

Der Sultan fordert nun die Republik Ragusa (Dubrovnik) auf, die unter türkischem Protektorat steht, diese an den Grenzen der Republik sich abspielenden Angriffe zu verhindern. Ragusa folgt dem Befehl und wendet bei seiner Ausführung unsagbar niederträchtige Methoden an. Der Senat sendet einen Boten zum Oberwojwoden. Meineidig schwört der Bote vor dem Kruzifix und läßt unter dem Vorwande diplomatischer Verhandlungen Daničić nach Ragusa. Mit einigen Begleitern nur landet der Wojwode. Seine Krieger bleiben auf den Booten. Nun zeigt sich, was der Eid Ragusas wert ist! Anstatt zu verhandeln, werden die acht gelandeten Uskokenführer

<sup>7)</sup> Bare Poparić: Povijest senjskih Uskoka (Geschichte der Uskoken von Senj). Agram, 1936.

eingekerkert. Auf einer Bastei der Stadt köpft man sie. Ihre Köpfe werden auf langen Stangen den auf den Booten gebliebenen Uskokern gezeigt. Jene müssen die Flucht ergreifen, um nicht von der ragusäischen Artillerie versenkt zu werden. Im Heimathafen angekommen, beweinen sie ihre Toten, wählen den jüngeren Georg Daničić zum Oberwojwoden und schwören blutige Rache.

Kaum klang die letzte Seelenmesse für die acht Märtyrer aus, schon beginnt das Werk der Vergeltung. Alle ragusäischen Schiffe, die den kleinen, schnellen Uskokern-Booten begegnen, werden angegriffen, ihre Mannschaft niedergemacht, die Waren versenkt. Nach einigen Jahren ändert sich die Methode: Reisende aus Ragusa werden hingerichtet, die jüdischen oder türkischen Seeleute nur eingekerkert. Aus der Gefangenschaft können sie sich auslösen. Das eroberte Schiff wird in den Hafen von Senj geleitet, die Ladung verkauft. Dadurch sorgen die Uskokern für ihren Lebensunterhalt, denn der Wiener Kriegsrat, dem sie untergeordnet sind, zahlt nur langsam und unpünktlich. — Klagen über die Unpünktlichkeit und das Ubelwollen der Wiener Behörden waren übrigens auch in den ungarischen Grenzfestungen auf der Tagesordnung.

Fünfundzwanzig Jahre dauert dieser Zustand. Umsonst bittet Ragusa die Vermittlung kirchlicher Kreise und weltlicher Fürsten, umsonst bietet man dem jüngeren Daničić teure Geschenke an: die Uskokern bleiben unbeugsam. 1579 tritt dann Papst Gregor XIII. dazwischen. Auf seine Bitte versprechen die Uskokern, ragusäische und venezianische Schiffe in der Zukunft nicht anzugreifen. Vom Versprechen kann jedoch nur der sich auf Ragusa beziehende Teil gehalten werden, denn die List und die Grausamkeit Venedigs zwingt die Uskokern zu neuem Kampf.

Venedig verhindert den Erfolg der glänzendsten uskokischen Waffentat. 1596 gelingt es den Uskokern, ihren alten Sitz, die Grenzfestung Klis wieder zu erobern. Ivan Alberti, ein Adelliger aus Spalato, sowie einige mutige dalmatinische Priester lenken das waghalsige Unternehmen. Es gelingt ihnen, Anhänger unter der türkischen Besatzung zu gewinnen. Jene öffnen das Tor und lassen Alberti herein. Inzwischen kommen auch die uskokischen Truppen und vernichten das herannahende Türkenheer. Die südslawischen Bauern der Umgebung, die Bürger von Spalato (Split), Traù (Trogir) und Sebenico (Šibenik), alle helfen den Uskokern. Umsonst verbietet Venedig seinen kroatischen Untertanen die Hilfe, umsonst unterstützt es selbst die Türken!

Diese Gemeinheit Venedigs bringt zuletzt doch den Fall des heldischen Unternehmens mit sich. Kaum war die Burg einen Monat in christlichem Besitz, wird sie von einem ständig wachsenden neuen Türkenheer umzingelt. Nach einer blutigen Schlacht gerät am 31. Mai 1596 Klis wieder in osmanische Hand. Der Bischof von Senj, drei Domherren von Spalato und der heldenmütige Ivan Alberti bleiben tot auf der Wahlstatt. Die Uskokon konnten — als ewige Erinnerung — bloß die Schlüssel der Burg retten, um dann mit voller Wut den rächenden Kleinkrieg gegen die Türken und gegen das verräterische Venedig fortzusetzen. Interessant ist der Umstand, daß die letzte Phase dieses Kampfes, dem nur der beginnende Dreißigjährige Krieg ein Ende setzt, auch von Spanien unterstützt wird. Vereinigt mit der spanischen Flotte erringt der Uskokenfürher Andreas Frletić 1617 glänzende Siege über Venedigs Seemacht.

Wie die serbischen und albanischen Bergstämme und die kroatischen Uskokon am Balkan, so verteidigen die Grenzfestungen Ungarns mit ähnlicher Tapferkeit und Entschlossenheit das christliche Europa und das eigene Volk. Sehr richtig sagt der ungarische Historiker Stefan Sinkovics: „Jede Lebensbetätigung der frei gebliebenen Landesteile hing von jener Verteidigungslinie ab, die in den dreißiger, vierziger und fünfziger Jahren des 16. Jh.s am Rand der von den Türken besetzten Gebiete aus mittelalterlichen Burgen, Schlössern und Klöstern ausgebaut wurde, um den weiteren Vormarsch der Eroberung zu verhindern“<sup>8)</sup>. In diesen Grenzfestungen (ungarisch „végvárak“) finden wir aber nicht nur Ungarn, sondern in brüderlicher Verbundenheit fast alle Völker des Donauraumes, unter ihnen auch viele Südslawen.

Die Dichtung des Valentin Balassi (1554—1594), des größten ungarischen Lyrikers der Spätrenaissance spiegelt schön diese ungarisch-südosteuropäische Welt der Grenzfestungen. In ihr verbrachte der Dichter die schönsten Jahre seines Lebens, ihr widmete er mehrere Gedichte, in denen er diese gefährliche, doch frohe und bewegte Lebensform und ihre Träger feiert und verherrlicht. Interessant beschreibt der verdienstvolle ungarische Literaturhistoriker Alexander Eckhardt in seiner schönen Balassi-Monographie die Umwelt des Dichters, jenes „ungarische Babel“, wo die ungarischen, west- und südslawischen und rumänischen Helden zusammen kämpfen und

<sup>8)</sup> Stefan Sinkovics: Európai műveltség a magyar végvárak mögött (Europäische Kultur jenseits der ungarischen Grenzfestungen). Századok, Jg. 1943, S. 154.

siegen, zusammen trinken und singen<sup>9)</sup>). Nicht umsonst hat die Volksdichtung der südosteuropäischen Völker einen so nachhaltigen Einfluß auf den ungarischen Lyriker ausgeübt.

Es fehlen auch die spanischen Farben aus diesem Bilde nicht. Kaum hat das heldenmütige spanische Volk den glorreichen jahrhundertelangen Kampf der Reconquista beendet, schon schreitet es an eine noch größere Aufgabe: die Kolonisation, Christianisierung und Europäisierung Mittel- und Südamerikas. Daneben hat aber Spanien Kraft und Mut, seine tapferen Söhne in die Schlacht von Lepanto und in die Grenzfestungen Ungarns zu senden. Sebastian Tinódi, der beliebte epische Sänger des ungarischen 16. Jhs. feiert in seinen historischen Liedern über verschiedene Kämpfe und Belagerungen wiederholt den Heldenmut der Spanier. Besonders schön kommt dies in seiner Verschronik über den Fall der Burg Temeschwar zum Vorschein. In mehreren, von Mitleid und Sympathie erfüllten Strophen schildert hier der Dichter die Tapferkeit und den Heldentod zweier spanischer Offiziere: Alonso Perez de Sayaneda und Don Gaspar Castelluvio. Auch ein spanischer Kapitän Mendoza kommt vor. Zusammen mit vielen ungarischen und südslawischen Kameraden läßt er ebenfalls sein Leben auf den Mauern von Temeschwar<sup>10)</sup>.

Nicht nur verschiedene Völker, sondern auch verschiedene Schichten der Gesellschaft verschmelzen miteinander in der Lebensform der Grenzfestungen. Deklassierte Adelige, die infolge der Türkenherrschaft ihr Gut verloren haben, Leibeigene, die des feudalen Druckes überdrüssig sind und Befreiung suchen, abenteuerlustige und leidenschaftliche Aristokraten strömen in die Grenzfestungen. Aus ihnen bildet sich eine neue Schicht, das Soldatentum der Grenzfestungen, der „Orden der Tapferen“ (*vitézlőrend*), wie es im Ungarischen heißt. Hier zählt nicht die Abstammung, sondern die Tapferkeit, die Gewandtheit, die körperliche und seelische Kraft<sup>11)</sup>. Freilich kommen manchmal auch Glücksritter und Verbrecher, für die das kämpferische Leben nur die Lust des Blutvergießens und der Beute bedeutet, eine schnelle, wenn auch nicht ungefährliche Mög-

<sup>9)</sup> Alexander Eckhardt: Balassi Bálint (Valentin B.). Budapest, o. J., S. 112 bis 117.

<sup>10)</sup> Régi Magyar Költők Tára (Sammlung altungarischer Dichter). Bd. 3, Budapest, 1881, S. 72—89.

<sup>11)</sup> Peter Lőrinc: A kuruckor (Das Kurutzen-Zeitalter). Subotica, 1947, S. 21 bis 23 sowie Alexander Takáts: Régi magyar kapitányok és generálisok (Altungarische Kapitäne und Generäle). Budapest, o. J., S. 61.

lichkeit, Reichtum zu erlangen. Echte Führerpersönlichkeiten konnten aber auch aus solch heterogener Masse ein einheitliches Ganzes bilden, die moralisch minderwertigen Elemente zum Dienst des Befreiungskampfes erziehen. Über einen berühmten ungarischen Kapitän des 16. Jhs, Peter Huszár von Berenhida schreibt z. B. der Historiker Alexander Takáts, ein ausgezeichnete Kenner dieser Epoche, die folgende Charakteristik: „Selbst die vor dem Galgen und dem Pfahl entflohenen Missetäter wurden unter seiner Hand zu treuen Kämpfern, denn sie liebten seinen Verstand, sie bewunderten und fürchteten seine große Kraft“<sup>12)</sup>.

Man könnte diese Helden der Grenzfestungen sozusagen als die „Partisanen“ des 16. und 17. Jhs. bezeichnen. Nicht umsonst sind die ungarischen und südslawischen Krieger durch Familie, Verwandtschaft, Freundschaft miteinander so eng verbunden. Sowohl in der Balkanwelt der *humanitas heroica*, als auch in den ungarischen Grenzfestungen herrscht eine gemeinsame Taktik. Ein hervorragender Kämpfer der ungarischen Grenzfestungen des ausgehenden 16. Jhs. ist z. B. Stefan Istvánffy. Mütterlicherseits stammt er aus der südslawischen Familie Očarević. Er kämpft im westlichen Ungarn, in Transdanubien. 1584 verbündet er sich mit Peter Ormándy zu einem Angriff auf den türkischen Pascha Hassan, der das Komitat Eisenburg verheerte. Istvánffy zieht mit seinen Kriegern los, inzwischen begegnet er aber dem Beg Ali, der gegen Wesprim marschiert. Aus dem Hinterhalt greifen die Ungarn die Türken an und bereiten ihnen in einem nächtlichen Kampf schwere Verluste. Bei der Morgendämmerung naht die Truppe Ormándys. Istvánffy und seine Krieger sind zuerst besorgt: es könne der Feind sein. Später sehen sie, daß Freunde nahen. Sie vereinigen ihre Streitkräfte und reiben die Türken auf. Selbst der Beg Ali gerät in Gefangenschaft. Seine Waffen erhält der Sieger Istvánffy<sup>13)</sup>.

Die ungarischen und südslawischen Helden der Grenzfestung Raab (Győr), die Kapitäne Zolthay, Bácsmegyei, Székely, Horvatinović und Korlatović vollführen im Jahre 1546 an der Spitze ihrer Reiter eine ähnliche, großangelegte „Partisanenaktion“. Der Türkenbeg Deli brandschatzt mit dreihundert osmanischen Reitern die Gegend von Raab und zieht sich dann beladen mit Beute und Gefangenen zurück. Die Krieger der Grenzfestung eilen ihnen nach und

<sup>12)</sup> A. Takáts, a.a.O. S. 303.

<sup>13)</sup> Josef Holub: A kisasszonyfalvi Istvánffy-család (Die Familie Istvánffy von Kisasszonyfalva). Turul, Jg. 1909, S. 119—120.

erreichen bei Stuhlweißenburg (Székesfehérvár) die unbesorgt rastenden Türken. Die Überrumpelung gelingt. Die Großzahl der Osmanen fällt im Kampfe, kaum zehn können sich durch Flucht retten<sup>14)</sup>.

Georg Thury, der größte, im ganzen zeitgenössischen Europa berühmte ungarische Held des 16. Jhs. zeigt mit seinem Lebensgang einerseits den sozialen Hintergrund des Grenzfestungs-Kriegertums, anderseits die damals bestehende innige ungarisch-südslawische Schicksalsgemeinschaft. Obgleich selbst aus dem Adel stammend, beginnt Thury als einfacher Soldat seine Laufbahn, um später bis zur Würde eines Obergespans und Oberkapitäns aufzusteigen.

Thurys Soldatenlaufbahn beginnt um 1540 in der oberungarischen Burg Ipolyság. Bald wird er Kapitän der Burg Lewenz, Obergespan des Komitates Bars, später Oberkapitän zu Várpalota in Transdanubien, zuletzt in der hartumkämpften südwestungarischen Burg Kanischa. Als Turnierkämpfer ist er auch im Ausland berühmt — die Formen des ritterlichen Lebens bestehen hier im Donaauraum bis in die Barockzeit! — dazu ein großer Freund des „Kleinkrieges“, der aus dem Hinterhalt oder im freien Feld mit kleineren Truppen geführten waghalsigen Angriffe. Im Ungarischen nennt man solche Aktionen *p o r t y á z á s o k*.

Thurys Biograph, der schon zitierte Alexander T a k á t s , charakterisiert ihn folgendermaßen: „Er fühlte sich am wohlsten in den Kämpfen auf offenem Felde, dort erzielte er alle seine Erfolge. Nur die Umstände zwangen ihn dazu, verfallene Burgen und minderwertige, aus Holz gebaute Festungen zu verteidigen. Bei der Belagerung von Várpalota drängte es ihn ebenfalls aufs Feld. Nachts fiel er mit seinen Reitern aus der Burg und vollzog ein großes Blutbad im Janitscharenlager. Als das türkische Hauptheer die Lage bemerkte, war Thury mit seinen Kriegern und der Beute schon wiederum in der Burg“<sup>15)</sup>.

Fast in seinem ganzen Leben kämpfte Thury nicht nur mit ungarischen, sondern auch mit südslawischen Kriegern zusammen. In Lewenz ist Thomas Jakušić sein Adjutant, Johann und Aegidius Écsy, Martin Thury, Benedikt Nagy, Ambrosius Dancs, Stefan Zlatarković — also teils Ungarn, teils Südslawen — seine Offiziere. Seine besten Krieger nimmt er aus Lewenz auch nach Várpalota mit. Als Oberkapitän von Kanischa stirbt er dann im April 1571 den Heldentod.

<sup>14)</sup> A. T a k á t s , a.a.O. S. 166.

<sup>15)</sup> Ebda., S. 101.

Bei einer Guerilla-Aktion umzingeln die Türken ihn und die Seinen bei dem Dorfe Orosztony. Im ungleichen Kampf fällt der tapfere Thury.

Bald nach seinem Tod entstand, verfaßt von einem namenlosen Dichter aus seiner Gefolgschaft das „Lied vom Tode des heldenmütigen Georg Thury“, eine der ergreifendsten Schöpfungen der altungarischen Literatur. Das Lied ist ein für das ganze zeitgenössische Südosteuropa typischer Ausdruck des Lebensgefühls der Grenzfestungen. Es besteht aus drei Teilen: der letzte Kampf und der Tod Thurys, die Totenklage, Rückblick auf seine in Várpalota und Kanischa vollbrachten Heldentaten<sup>16)</sup>.

Besonders ergreifend ist die Stelle, wo Thury vor seinem letzten Heldenkampf zu Gott betet und die Bereitschaft ausspricht, sein Leben für die armen, von den Türken fortgeschleppten Ungarn zu opfern:

Én éröttök nem szánom életemet,  
Kiontani mai napon véremet,  
Letaglani szegényekért testemet,  
Éröttök közikben viszem fejemet.

Ich bedauere es nicht, für sie mein Leben zu opfern,  
Mein Blut am heutigen Tage zu vergießen,  
Für sie, die Armen, meinen Körper zerhauen zu lassen,  
Ihretwegen trage ich mein Haupt in die Mitte des Feindes.

Die Beschreibung des erbitterten Kampfes gemahnt an die südslawischen Heldenlieder. Hier wie dort spricht die gleiche *humanitas heroica*, der sich bis zum Märtyrertum steigernde Opfermut. Zusammenhänge mit der balkanischen Folklore zeigt auch die gleichfalls ergreifende Totenklage. Die bei den Serben und Kroaten noch heutzutage üblichen, meist von Frauen gesungenen Totenklagen enthalten, unter Verwendung gewisser Epitheta, das Lob des Toten, Episoden aus seinem Leben, Vorwürfe wegen des plötzlichen Verlassens, Schilderung der Trauer der Hinterbliebenen<sup>17)</sup>. Alle diese Motive tauchen auch im ungarischen Gedicht auf. Hier beweint zuerst die Gattin den verstorbenen Helden, dann klagen seine Söhne und Töchter, seine Bedienten, seine Kampfgenossen und Freunde.

\*

<sup>16)</sup> Régi Magyar Költők Tára, Bd. 8., Budapest, 1930, S. 200—212.

<sup>17)</sup> E. Schneeweis, a.a.O., S. 127—128.

Die serbokroatische Volksdichtung überlieferte uns eines der großartigsten Dokumente des Lebensgefühls der Grenzfestung-Welt. Es ist dies der epische Zyklus über die Kosovo-Schlacht, über den heldenmütigen und tragischen Sturz des mittelalterlichen Serbiens. Das sich zum Märtyrertum steigernde Pathos einer heroischen Weltanschauung spricht aus diesen großartigen Balladen<sup>18)</sup>.

Umsonst bittet Milica, die Gattin des serbischen Zaren Lazar ihre Brüder, die Söhne der Sippe Jugović, sie nicht zu verlassen. Die Männer lehnen die schwesterliche Bitte ab und gehen mit unerschütterlichem Mut zu kämpfen und zu sterben, ihr Blut für das Kreuz zu vergießen. Vor der Schlacht fliegt ein grauer Falke aus Jerusalem zum Zaren. Er bringt die Botschaft der Gottesmutter, wo Maria dem Herrscher die Wahl zwischen dem irdischen und dem himmlischen Reich anbietet. Lazar zögert nicht: er wählt das himmlische Reich, den Märtyrer- und Heldentod am Schlachtfeld. Am ergreifendsten ist aber vielleicht die Ballade des Stefan Misić. Ungeachtet der drohenden Gefahr, schlummert der Held auf weichen Kissen ruhig in seiner Ritterburg. Frühmorgens weckt ihn dann der Page. Beide eilen zum Schlachtfeld. Sie kommen jedoch zu spät. Stefan sieht, daß die Serbenhelden schon tot auf der Erde liegen. Noch könnte er sich retten, noch wäre der Rückweg offen. Stefan flieht jedoch nicht, sondern eilt zu den noch Kämpfenden und erleidet mutig den Tod.

Nicht umsonst spielen diese Balladen im Mittelalter, im 14. Jh. — ihr Entstehen datiert man allerdings ins 16. und 17. Jh. —: der Geist, der aus ihnen spricht, ist der Geist hochmittelalterlicher Epik. Im „Chanson de Roland“ repräsentiert Karl d. Gr. das Ideal der *militia Christi*. Sein Zweikampf mit dem Kalifen ist der Kampf von Christentum und Islam. Durch Gottes Eintreten erringt der Christenkaiser den Sieg<sup>19)</sup>. Dasselbe christlich-ritterliche Ideal erfüllt die serbischen Kosovo-Balladen, ja, die ganze südosteuropäische Grenzfestung-Epik. Nicht umsonst verweist Leo Spitzer — dem wir den Hinweis auf das Rolandslied verdanken — auf die Rolle des slawischen „Kurzepos“ in der Entwicklung der europäischen Helden-dichtung. Hier zeigt sich der „archaische“ Charakter dieser Epik der

<sup>18)</sup> Die Texte entnahmen wir der Sammlung: Antologija narodne poezije. Izdaje Ministarstvo narodne prosvete. Budapest 1955. S. 272—315.

<sup>19)</sup> Leo Spitzer: Sobre el carácter histórico del Cantar de mio Cid. — Nueva Revista de Filología Hispánica, Jg. 1948, S. 114—115.

Grenzfestungen, ihre Verbindung mit der mittelalterlichen Rittertradition einerseits, der Folklore anderseits.

In diesen Zusammenhang gehören auch die slowakischen historischen Lieder des 16. und 17. Jh.s<sup>20</sup>). Ihr Hauptthema sind ja ebenfalls die Türkenkämpfe, wo neben Ungarn und Südslawen auch viele Slowaken tapfer fochten. Im schönen „Lied über die Festung Sziget“ (Pieseň o sigetskóm zámku) schildert z. B. der Dichter den Fall der südungarischen Burg Szigetvár im Jahre 1566 und den Heldentod des älteren Nikolaus Zrinyi. Als „christlicher Ritter“ tritt Zrinyi hier auf und in diesem Sinne ermuntert er die Seinigen:

A ěkúc: Moji rytíři  
a verní junáci,  
všecko sobe poberte,  
len zmužilí bud'te,  
statečně bojujte.

Již se Turci ukrutni  
opet na nás strojí,  
o Bože všemohúcí,  
obhajuj nás všeckých  
nevolných synův svých<sup>21</sup>).

Und er sprach: Meine Ritter  
und treue Helden,  
nehmt alles zu euch,  
seid nur mannhaft  
und kämpft tapfer.

Die grausamen Türken  
rüsten sich schon wieder gegen uns,  
o allmächtiger Gott, beschütze uns alle,  
deine elenden Söhne.

Die ganze Atmosphäre der Welt der Grenzfestungen spricht aus diesen beiden Strophen: Entschlossenheit und Heldenmut dem Feinde gegenüber, dazu aber auch Gottvertrauen und demütige Ergebenheit in religiösem Sinne. Und diese Haltung des „christlichen Ritters“ finden wir bei vielen hervorragenden Persönlichkeiten des südosteuropäischen 16. und 17. Jhs. Ganz kurz sei wenigstens die tragische und heroische Gestalt Michaels des Tapferen, des großen Rumänenfürsten erwähnt, der lange Jahre hindurch an der unteren Donau mutig gegen die Türken kämpfte, und der am 3. Februar 1600 in einem

<sup>20</sup>) Vgl. Ladislaus Sziklay: A szlovák históriás énekek problémájához (Zum Problem der slowakischen historischen Lieder). Filológiai Közlöny, Jg. 1956, S. 113—124.

<sup>21</sup>) Ján Kollár: Národné spievanky. Bd. I. Preßburg 1953, S. 134.

Brief folgende Worte an den Prager spanischen Botschafter Don Guillermo de San Clemente richtete: „todas nuestras fuerzas, y vida la pongamos por la utilidad de la christiandad . . .“<sup>22)</sup>).

Ähnlicher Geist des Heroismus und der Opferbereitschaft strahlt aus der bedeutsamsten Schöpfung südosteuropäischer Grenzfestung-Epik, aus dem ungarischen Heldengedicht „Szigeti Veszedelem“ [Der Fall von Sziget] des Grafen Nikolaus Zrinyi d. J. Der 1620 [oder 1618?] geborene, 1664 unter rätselhaften Umständen bei einer Eberjagd gestorbene Dichter — selbst einer der größten Feldherren und Politiker seiner Zeit — entstammt väterlicherseits dem kroatischen Hochadel, mütterlicherseits der ungarischen Aristokratie. Er wird Banus von Kroatien, dichtet aber ungarisch. Ungarisches und südslawisches Wesen, das Heldentum ungarischer und südslawischer Krieger vereinigt sich auch in seinem großen Epos, das mit Recht als Nationalepos Ungarns gilt und das 1944 von Árpád Guilleaume in formschöner Weise auch ins Deutsche übersetzt wurde.

Der Türkenkämpfer Zrinyi, der mit ungarischen, deutschen und kroatischen Fuß- und Reitertruppen in seinem letzten Lebensjahr tief ins türkisch besetzte Gebiet Südungarns vorstieß, verherrlicht im Epos den Heldenkampf und den heroischen Tod seines Urgroßvaters bei der 1566 erfolgten Belagerung von Szigetvár. Dasselbe Thema also, wie im soeben erwähnten slowakischen historischen Lied, doch freilich mit größerem Kunstsinn gestaltet. Ungarische und südslawische Recken kämpfen mutig gegen die riesige Übermacht, bis sie überwältigt werden und durch ihr tapferes Sterben die himmlische Märtyrerkrone erringen.

Die *humanitas heroica* Südosteuropas hat im Epos wiederholt einen ergreifenden Ausdruck erhalten. Zitieren wir jenen Teil (VII. Gesang, 53—54. Strophe), wo Zrinyi seine Krieger zum Kampfe ermutigt:

Der Ban spricht zu ihnen, feuert an die Leute:  
„Meine starken Helden, hört die Worte heute.  
Ersten Tages, ersten Kampfes hier die Stunde,  
Angst müssen sie kriegen, diese Türkenhunde.

<sup>22)</sup> Andreas Veress: Documente privitoare la istoria Ardealului, Moldovei și Țării-Românești [Dokumente zur Geschichte Siebenbürgens, der Moldau und der Walachei]. Bd. 6, Bukarest, 1933, S. 31.

Sollt den Türkenkaiser gründlich kennen lassen  
 Waffen, Arme, Herzen gegen seine Massen:  
 Die Schrecklichen werden wir von heut' an heißen,  
 Drum von euch ein jeder muß den Mann jetzt weisen<sup>23)</sup>.

Menschentum als erfüllte heroische Opfergesinnung, Verbindung des Menschlichen und Heldischen (ungarisch: *vitézség és emberség*): dies ist der Sinn dieser *humanitas heroica*, das Ideal des *čojestvo i junaštvo*, wie dieser Doppelbegriff in der serbisch-kroatischen Welt heißt<sup>24)</sup>. Das Menschliche findet im Helden-tum seine Gipfelung, aber es fehlt auch das rein Humane nicht, so etwa die Gastfreundschaft. Sie erscheint in der schönen Szene, wo Zrinyi seinen osmanischen Gefangenen, den Beg Ibrahim von Fünfkirchen (Pécs), in seiner Burg als einen Freund bewirtet.

Vollends in den gewaltigen Kampfszenen des Epos waltet die Atmosphäre der Grenzfestung-Lebensform. Zrinyis Epos ist aber gleichzeitig eine großartige Schöpfung der europäischen Barockdichtung. Mühelos läßt sich das Werk in die jüngst von Helmut Hatzfeld aufgezeigte weltliterarische Entwicklungsreihe einfügen, die von Tasso über Cervantes zu Racine führt<sup>25)</sup>. Diesen drei Genien des romanischen Barocks kann der in Österreich und Italien geschulte, auch das spanische und französische Geistesleben kennende Zrinyi als Ebenbürtiger gleichgestellt werden. Das typisch Südosteuropäische in seiner Dichtung ist dabei die eigentümliche Kreuzung und Vereinigung des Lebens der Grenzfestungen und des Kunstvollens der Barockzeit.

Wie alle Meisterwerke romanischer Barockdichtung, hat auch Zrinyis Epos „the immediate goal of a feeling of bliss, a deserved reward after having shared with one or the other hero all this trials“. Die „Leiden“, die Zrinyis Helden überstehen, sind ihre mit dem Märtyrer- und Heroentod endenden Kämpfe. Zuletzt erscheint Erzengel Gabriel mit seinen Engelscharen und das Epos schließt mit der Himmelfahrt der Gefallenen. Das von Hatzfeld hervorgehobene Barockmotiv der „katharsis“ fehlt also keineswegs. Es ist höchst bezeichnend, daß im Epos wiederholt von der göttlichen Gnade gesprochen wird. In diesem Sinne fassen auch die Helden ihr heroisches Martyrium auf:

<sup>23)</sup> Graf Nikolaus Zrinyi: Der Fall von Sziget. Übersetzt von Árpád Guilleaume. Budapest, 1944. S. 121.

<sup>24)</sup> G. Gesemann: Kultur der Südslaven, S. 28.

<sup>25)</sup> Helmut Hatzfeld: A Clarification of the Baroque Problem in the Romance Literatures. *Comparative Literature*, Jg. 1949, S. 113—139.

Damit wir des Gottes Gnade einst gewinnen,  
 Gerne wir verlieren unser Leben drinnen,  
 Unsre Schätze, Reichtum, was wir sonst besitzen,  
 Und des irdschen Ruhmes gar flüchtiges Blitzen<sup>26)</sup>.

Die ungarischen und kroatischen Kämpfer der Burg Sziget sind Helden der Grenzfestungen, daneben gleichzeitig mystische Märtyrer im Sinne des Barocks. Diese Doppelheit, die aber zur Einheit wird, macht vielleicht den Hauptreiz des Epos aus. Barock ist auch der „dezente“ Charakter der Dichtung. Im Sinne christlich-barocker „decency“ werden die ziemlich seltenen Liebesszenen behandelt. In der ganzen Komposition des „Falls von Sziget“ finden wir auch „a fusion of foreground and background characters into a picture of society with considerable depth“. Hatzfelds geistvolle und scharfsinnige Begriffe lassen sich mühelos verwenden, denn wahrhaft zeichnet das ungarische Epos ein „Tiefenbild“ sowohl der ungarisch-kroatischen, als auch der osmanischen Welt, die bei der Belagerung aufeinanderstoßen. Es fehlt auch das Barockmotiv des „chiaroscuro“ nicht, vor allem in den Kampfszenen, ebenso finden wir das Ideal der „majesty and magnificence“. Der Hauptheld verwirklicht dieses am schönsten. Von ihm heißt es im Epos:

Glück, du spielst am liebsten mit den braven Herzen;  
 Doch diese nicht wanken bei solch bösen Scherzen:  
 Wie der Steuermann kämpft mit den wilden Wellen,  
 So wird jeder Tapfre seinen Mann doch stellen.  
 Bei Unheil wird Schwachen gleich ängstlich zu Mute:  
 Nicht so denkt und handelt Held Zrini, der Gute.  
 Seine Zuversicht wächst, wenn sich die Gefahren  
 Mehren und sich weiter noch mit Unglück paaren<sup>27)</sup>.

Der heroische Mensch, der tapfer mit den wilden Wellen der Fortuna kämpft und den ihre Schicksalsschläge noch stärker machen, das ist ohne Zweifel eine echt barocke Vorstellung!

\*

Indessen dürfen wir es nie vergessen, daß diese Helden nicht nur Idealbilder sind, sondern auch lebendige Menschen. In einer kampf-durchtobten Welt, wie die ihrige, gedeiht nicht nur der Heroismus; es gedeihen auch die Leidenschaften, die Ekstase der Kampfgier und des Blutes. Auch dieser Aspekt muß betrachtet werden. Stefan C s a -

<sup>26)</sup> Zrinyi: Der Fall von Sziget, S. 103 (Gesang VI., Strophe 44).

<sup>27)</sup> Ebda., S. 160 (Gesang X., Strophe 5—6).

b a i, der ihm beachtenswerte Ausführungen widmet, spricht darüber folgende Sätze: „Die Helden der Grenzfestungen können wir nicht nur als Symbole untersuchen, denn immer wieder erscheint vor unseren Augen das Charakterbild ihres gebrechlichen Menschentums. Ihr Leben ist meistens sündig und verworfen — doch sie konnten schön sterben. Als sie auf dem Schlachtfeld schon das Ende herannahen fühlen, da durchstrahlt ihren unbändigen und zornerfüllten Körper das verborgene Symbol im großartigen Lichte des Todespathos, dann werden sie zu erhabenen und ewigen Helden. Ihr Sein endet mit einem heroischen Finale, doch ihr Leben ist nichts anderes denn eine lange Reihe der Plünderungen und Gewalttaten“<sup>28)</sup>.

Besser als durch dieses Zitat könnte die eigentümliche Dialektik der Welt der Grenzfestungen nicht charakterisiert werden: der unbändige und zornerfüllte Körper auf der einen, das edle und heroische Pathos des Märtyrertums auf der anderen Seite. B ő s z ü l t s é g : dieses ungarische Wort (seine Bedeutung ist etwa: kämpferischer Zorn) gebraucht C s a b a i oft zur Charakteristik der Menschen aus der ungarischen Grenzfestung-Welt. Wir finden aber den Typus im ganzen zeitgenössischen Südosteuropa, so in einer südslawischen Ballade der Türkenzeit, deren slawischer Held, Pivljanin-Bajo, einen Zweikampf mit seinem osmanischen Gegner, dem Beg Ljubović, austrägt. Pivljanins Freund hat aber, bestochen vom Türken, seinem Freunde es nicht verraten, daß der Beg einen Panzer unter seinem Hemd hat. Der serbische Held ist nur in Seide gekleidet und wird im Kampfe schwer verwundet. Da bricht seine Wut los:

Kada vidje Pivljanine Bajo  
Na nevjeri da će poginuti,  
Baci mača u zelenu travu,  
Pak Turčinu pod sablju podleće:  
Desnom ga je rukom uvatio  
Za desnicu i za britku sablju,  
A lijevom za grlo bijelo;  
Obori ga u zelenu travu,  
Od ljutine zubima ga zakla<sup>29)</sup>.  
  
Als Pivljanin-Bajo es sah,  
Daß er durch Untreue enden wird,  
Warf er sein Schwert ins grüne Gras,  
Dann beugte er sich unter den Säbel des Türken;

<sup>28)</sup> St. C s a b a i, a.a.O., S. 31.

<sup>29)</sup> Narodne junačke pesme hajdučke i uskočke (Volks-Heldenlieder über die Hajduken und Uskoken). Belgrad, 1948, S. 181.

Mit der rechten Hand faßte er ihn  
 An der Rechten, samt dem scharfen Säbel,  
 Und mit der Linken an seiner weißen Kehle;  
 Er streckte ihn aufs grüne Gras nieder,  
 Voll Wut zerriß er ihn mit den Zähnen.

Diese *ljutina* (Wut) des Pivljanin-Bajo durchzieht wie ein Leitmotiv die gesamte südosteuropäische Welt der Türkenkriege. Die vielen Kämpfe, das Gefühl ständiger Bedrohtheit nährt diese Stimmung noch mehr. Oft wird der Krieger der Grenzfestungen ganz von der Leidenschaft des Kampfes, von der Ekstase des Tötens hingerissen. Dieses Hingerissensein schimmert in der hochinteressanten, literarisch leider fast noch gar nicht ausgebeuteten südosteuropäischen Briefliteratur des 16. und 17. Jhs. immer wieder durch. Der Kapitän der siebenbürgischen Grenzfestung Lugos, Andreas Barcsay, berichtet z. B. am 4. Juli 1598 den kaiserlichen Komissaren Stefan Szuhay und Nikolaus Istvánffy folgendes:

Idevaló ujságot egyebet nem irhatok, hanem az mi kegyelmes urunk házában itt Lugason az temesvári főszpahiákat, zaimokat vendéglem: reméllem azt is, hogy az basának az feje is itt leszen, mezei dolog régen nem esett ennél szebb szóval ... Ma virradva vittunk meg, tizenegy órakorig hoztak be harmadfélszáz elevent; de az vitézeknek még fele kergetőben vagyon, sok parasztemberrel egyetemben. <sup>30)</sup>

Hiesige Neuigkeiten kann ich keine anderen schreiben. nur die eine, daß ich hier zu Lugos, im Hause unseres gnädigen Herrn die Oberspahis und Zaims von Temeschwar als Gäste empfangen: ich hoffe auch, daß auch der Kopf des Paschas bald hier sein wird; seit langem geschah kein Kampf im Felde, von dem so schön zu erzählen wäre ... Heute zur Morgenröte stießen wir zusammen, bis elf Uhr brachte man uns zweihundertfünfzig Gefangene, aber die Hälfte der Soldaten, zusammen mit vielen Bauern, jagt noch den Feind.

In diesem scheinbar ganz schlichten Bericht ist die ganze Atmosphäre der Grenzfestung-Welt enthalten. Glänzend ist die Ironie, mit der der ungarische Kapitän die gefangenen türkischen Würdenträger als seine „Gäste“ bezeichnet. In der knappen Beschreibung des Kampfes fühlen wir die hingerissene Stimmung der Szene: die zweihundertfünfzig gefangenen Türken, das erbitterte Jagen des Feindes. Daß auch die Bauern an der Türkenjagd teilnehmen, zeugt von der höchsten Erbitterung dieser Klasse, die von den Angriffen der türkischen und tatarischen Horden bis auf das Blut gequält wurde.

Nicht selten sind in dieser kampferfüllten, unruhigen und leiden-

<sup>30)</sup> A. Veress, Documente, Bd. 5, 1932, S. 170.

schaftlichen Atmosphäre die Gewalttaten, ja die offenen Verbrechen. Bezeichnend ist die Geschichte des Johann Bánffy, eines ungarischen Adligen um 1580. Nach dem Tode seines Vaters wartet er nicht einmal das Begräbnis ab, sondern greift mit seinen Soldaten die Burg Beckó an und jagt seine Stiefmutter, Katharina Mindszenti, aus der Burg. Einige Jahre später ermordet derselbe Bánffy in grausamster Weise einen anderen Adligen, Nikolaus Szabó und wird darum von der Witwe des Ermordeten vor Gericht gestellt<sup>31</sup>). Auch slawische Beispiele solcher Gewalttätigkeit könnten genannt werden.

Jähzorn und Leidenschaftlichkeit sind die Eigenschaften fast jedes südosteuropäischen Kämpfers der Grenzfestungen. Über Valentin Magyar von Palona, der um die Mitte des 16. Jh.s im Gebiete des Plattensees große Heldentaten vollbrachte, berichtete man, daß er ein guter Kamerad war, ein mutiger und bescheidener Mann, aber jähzornig und manchmal gewalttätig. Einen gewaltsamen, ja schonungslosen Menschen nennen die Aufzeichnungen den anderen berühmten Helden der Plattensee-Gegend, Ladislaus Gyulaffy von Rátót<sup>32</sup>).

Wir sprachen schon flüchtig davon, daß die Gewalttaten dieser leidenschaftlichen Menschen auch in Plünderungen sich äußerten. Wahrhaftig: die kriegerischen Angriffe dieser Helden bringen meist eine reiche Beute. Zitieren wir bloß einen Abschnitt der „Kurzen ungarischen Chronik“ des um 1600 lebenden ungarisch-kroatischen Adligen Gregor Pethő von Gerse. Über die Ereignisse des Jahres 1586 erzählt Pethő folgendes:

Nádasdi Ferencz, a'Végbeliekkel, a'Balatoni Jégen által menve, és Koppánt, a'Bégh lakó helyét, meg vévé ostrommal, meg rablá és meg égeté, az ott való Regyef bégetis elevenen el hozá. Kiből 600. eleven Törököt sok szép gazdag praedával hoza el, halvais számtalan, és fő Török esék el, a'Váratís föl égeté<sup>33</sup>).

Mit den Soldaten der Grenzfestungen überschritt Franz Nádasdy das Eis des Plattensees, nahm die Festung Koppány, den Sitz eines türkischen Bega mit Sturm ein, plünderte und brandschatzte den Ort und nahm den dort wohnenden Beg Regyef gefangen mit sich. Aus dem Unternehmen brachte er sechshundert lebendige Türken mit sich, samt einer reichen Beute. Viele Türken sind gefallen, darunter viele von hohem Range, die Festung selbst aber wurde in Brand gesteckt.

<sup>31</sup>) Alexander Eckhardt: Az ismeretlen Balassi Bálint (Der unbekannte Valentin Balassi). Budapest, 1943, S. 203.

<sup>32</sup>) A. Takáts, a.a.O., S. 235—236, 265.

<sup>33</sup>) Gregor Pethő: Rövid magyar cronica (Kurze ungarische Chronik). Wien, 1660. Unter der Jahreszahl 1586.

Aus diesem Zitat wird es klar, daß die Helden der Grenzfestungen nicht nur darum kämpften, um Ruhm zu erlangen, um ihren Kampfhunger zu stillen, sondern auch um die reiche Beute. Über die Beschaffenheit solcher Beute orientiert uns ein interessantes Gedicht des kroatischen Grafen Franz Christoph Frankopan. Der 1671 von den Habsburgern als angeblicher „Hochverräter“ hingerichtete südslawische Magnat war selbst ein tapferer Türkenkämpfer, daneben ein begabter Barockdichter. Sein „Kriegsruf“ (Pozvanje na vojsku) schildert schön die kriegerische Begeisterung der Helden, vergißt aber nicht, auch das Bild der reichen Beute mit lockenden Farben zu malen:

Kada vam srića na ruku potegne,  
ter neprijatelj iz mesta okrene,  
oh kakvo poštenje, pajdaši bogati,  
sablje, paloši i konji bahati,  
sprave kovane, svite gospočke<sup>34</sup>).

Wenn euch das Glück an der Hand führt,  
dann läuft der Feind von der Stelle weg,  
oh, welche Ehre ist das, teure Kameraden:  
Säbel, Schwerter, flinke Pferde,  
geschmiedete Panzer, vornehme Kleider.

Wiederum werden wir an mittelalterliche Heldendichtung gemahnt, wo „riqueza y honor“ kein Gegenteil waren, vielmehr einander bedingten, und wo ein Cid bald als „especie de santo laico“, bald als „caballero-bandido“ erscheinen konnte. Sehr richtig sagt Leo Spitzer: „La trayectoria del Cid lo lleva de caballero-bandido a reconquistador de Valencia, donde no sólo triunfa la 'limpia cristiandad': la 'rica ganancia' es la manifestación exterior de esa honra que va creciendo al Cid a lo largo del poema“<sup>35</sup>). Ähnliches gilt von den Helden der Grenzfestungen. Wiederum manifestiert sich hierin der schon erwähnte „archaische“ Charakter dieser südosteuropäischen Welt, ihr Zusammenhang mit der mittelalterlichen Tradition. Interessant ist hier die vom ungarischen Forscher Ladislaus Gáldi hervorgehobene Tatsache, daß um 1600 der Ritterroman in Osteuropa wiederum in Mode kommt. Slawische und ungarische Leser vertiefen

<sup>34</sup>) Slavko Ježić: Djela Frana Krste Frankopana (Werke des Franz Christoph Fr.) Belgrad, 1938, S. 59.

<sup>35</sup>) L. Spitzer, a.a.O., S. 108—110.

sich mit gleicher Wonne in die „Gesta Romanorum“, sowie in den Alexander-Roman<sup>36)</sup>.

Freilich gibt es in dieser Welt nicht nur „Ritter“, sondern auch „Glücksritter“, Vertreter des Abenteurer-Typus. Selbst in den berühmtesten Helden der Zeit vereinigt sich das Helden- und Märtyrertum mit abenteuerlichen Zügen. Peter Huszár von Berenhida, der einmal schon erwähnte ungarische Kapitän, ist ein solcher Typus, Held und Glücksritter zugleich. Schon als Knabe kommt er in die Grenzfestungen Transdanubiens und ist schon als Jüngling einer der ersten Fechter und Kämpfer dieses Gebiets. Dabei ist er der eine Teilnehmer der oben erwähnten Plünderung Koppánys im Jahre 1586. Später wird er Transdanubiens überdrüssig und wandert nach Siebenbürgen, wo er in den Dienst des Fürsten Sigismund Báthory tritt. Er kämpft gegen den Rumänenfürsten Michael den Tapferen, tritt jedoch bald in dessen Lager über, um ihn zuletzt doch wieder zu verraten. Michael kerkert den Treulosen ein. Michaels Todfeind und späterer Mörder, der kaiserliche General Georg Basta, befreit ihn aus der Gefangenschaft und ernennt Huszár zum Banus von Lugos und Karánsebes. Bei der Belagerung von Lugos geriet jedoch Peter Huszár in die Hand der Tataren, die ihn in grausamster Weise niedermachten<sup>37)</sup>.

Türkenkämpfer, Abenteurer und Sammler eines großen Reichtums ist der tschechische Adelige Hermann Černín, der Begründer des Glanzes und Ansehens dieser in der späteren österreichisch-ungarischen Monarchie eine große Rolle spielenden Grafenfamilie. Der gelehrte Monograph der Anfänge der Familie Černín, der Prager Historiker Zdeněk Kalista nennt Hermann mit einem treffenden tschechischen Wort *dravec* (Raubvogel)<sup>38)</sup>.

Seine Jugend verbringt Hermann Černín, der Nachkomme kleiner tschechischer Landadeliger, am spanisch-italienischen Fürstenhof der Gonzaga. 1596 finden wir ihn in Ungarn, vor der Burg Erlau (Eger) gegen die Türken kämpfend. Mit seinem adeligen Kriegskameraden und Freund, dem genialen, später von Kaiser Ferdinand II. hingerichteten Christoph Harant bereist er Italien, Palästina und Vorder-

<sup>36)</sup> Ladislaus Gáldi: A Dunatáj nyelvi alkata. A Dunatáj irodalmi fejlődése (Sprachliche Struktur und literarische Entwicklung des Donauraumes) Budapest, 1947, S. 40.

<sup>37)</sup> A. Takáts, a.a.O., S. 295—336.

<sup>38)</sup> Vgl. Zdeněk Kalista: Mládí Humprechta Jana Černína z Chudenic. (Die Jugend des Humprecht Johann Černín von Chudenitz). Prag, 1932, bes. S. 31—85.

asien. Harants Reisebeschreibung, eine der interessantesten Schöpfungen des alttschechischen Schrifttums, gibt ein packendes Bild ihrer Erlebnisse.

Hermann Černín gelangt nun in den Prager Kaiserhof, in die Umgebung Rudolfs II., in eine Welt, wo sich die bunte, individualistische Lebenshaltung des böhmischen ständischen Adels reich entfaltet. Allerdings gerät die ständische Macht, der adelige Individualismus in diesen Jahren immer mehr in Gegensatz zum monarchischen Zentralismus, zu den absolutistischen Bestrebungen der Habsburger. Der von Otto Brunner in der niederösterreichischen Adelsgeschichte gezeigte Zusammenstoß ständischer und kaiserlicher Macht<sup>39)</sup> spielt sich auch in Böhmen ab, verschärft noch durch nationale und religiöse Gegensätze.

Diese Gegensätze entladen sich tragisch im Dreißigjährigen Krieg und erzeugen auch in der Familie Černín einen Bruch. Als es 1618 zum Krieg kommt, wählt Hermann den Weg einer „katholischen“ Karriere, im Gegensatz zu seinen beiden Brüdern Diviš und Humprecht. Im Krieg leistet Hermann den Habsburgern Spionagedienste in Prag, dann flüchtet er ins kaiserliche Feldlager. Nach der Schlacht auf dem Weißen Berge zieht er mit den Siegern in die böhmische Hauptstadt ein. In seiner Anwesenheit werden die „rebellischen“ Führer der Stände dem Henker überliefert, unter ihnen Diviš, der Bruder und Christoph Harant, der Freund.

Indessen versteht es Hermann, die Situation auszunützen. Mit grenzenloser Habgier rafft er die von den Habsburgern beschlagnahmten und dann zu billigem Preis verkauften Güter zusammen und schreckt selbst vor Defraudationen, vor der Enteignung fremder, ihm zur Aufbewahrung übergebener Wertgegenstände nicht zurück. Bald ist er so reich, daß er dem Kaiser und den Reichsfürsten Geld leihen kann! Das Vertrauen des Wiener Hofes genießt er in vollem Maß. Er ist der Leiter zweier kaiserlicher Delegationen, die in Konstantinopel mit dem Sultan verhandeln. Trotzdem bewahrt er sein ständisches Bewußtsein, seinen böhmischen Adelstolz bis zuletzt. Als echter Sohn seiner Zeit glaubt er auch an die Astrologie.

Im weiteren Verlauf des Dreißigjährigen Krieges gerät er in die Umgebung Wallensteins. Jetzt wird auch er von der Luft des „Hochverrates“ umwittert. Wahrscheinlich wußte er von den geheimen

<sup>39)</sup> Otto Brunner: Adeliges Landleben und europäischer Geist. Salzburg, 1949, S. 31—35.

Plänen des großen Feldherrn. Es fehlte nicht viel, daß auch er von Wallensteins tragischem Sturz mitgerissen wurde. Antihabsburgische Stimmungen nisten sich in seine Seele ein, obzwar Wien davon nichts erfuhr und Hermann Černín sogar in den Grafenstand erhoben wurde. In hohem Alter und großem Reichtum vollendet er sein bewegtes Leben.

\*

Die Kriegsbeute und das legal oder illegal zusammengeraffte Vermögen bildete die wirtschaftliche Grundlage der Welt der Grenzfestungen. Diese Grundlage ermöglichte den Luxus. Freilich waren die Burgen und Festungen selbst ziemlich einfach eingerichtet. Sie dienten eher der Verteidigung als dem Privatleben. Die Gutsbesitzer dieser Epoche gaben nicht viel Geld für Möbel aus. Die Stuben waren eng: ein Bett, ein Tisch, einige Bänke oder Stühle standen in ihnen. Anstatt der Schränke finden wir noch die mittelalterlichen Truhen. Sie dienen auch zur Aufbewahrung der Wertgegenstände<sup>40</sup>).

In den Truhen finden wir nun die eigentlichen Schätze. Zeitgenössische Beschreibungen und Listen geben uns ein Bild von der Prachtliebe der Welt der Grenzfestungen. Wertvolle Stoffe, Teppiche und Schmucksachen, goldene und silberne Gegenstände, Raritätensammlungen zeugen von dieser Prachtliebe. Eine südslawische Frau, Jelena Kružićeva, die Tochter des Uskokenführers und heldenmütigen Verteidigers der Burg Klis, Peter Kružić, schreibt 1541 in der glagolitischen Schrift der kroatischen Adriaküste ihr Testament. Im Verzeichnis werden Trinkgefäße erwähnt, Ketten aus Gold und Silber, Skoffumdecken, Teppiche, ein goldener Ring, perlenbesäte Hauben, Pelze, Damast und Skarlat, Silbertassen, ein silbernes Waschbecken, allerlei Geschirr und kirchliche Gegenstände. Ähnliche Wertobjekte finden wir im Hausrat der Kroatin Barbara Blagajski, der Witwe des Adligen Anton Blagajski, die einem anderen Adligen namens Kaspar folgende Gegenstände zur Aufbewahrung übergibt: vier Schränke mit vielen Kleidern und Stoffen, Perlenhauben nach ungarischem und kroatischem Schnitt, seidene Mäntel, Armbänder und Ringe, silberne Löffel und Trinkgläser, eine goldene Kette und einen vergoldeten silbernen Rosenkranz, daneben liturgische Kleider und Gefäße<sup>41</sup>).

<sup>40</sup>) Gabriel Tolnai: Régi magyar főurak (Altungarische Hochadelige). Budapest, 1939, S. 40—41.

<sup>41</sup>) Josip Horvat: Kultura Hrvata kroz hiljadu godina (Tausend Jahre kroatischer Kultur). Agram, 1939, S. 305—307.

Eine „männliche“ Variante dieses prunkliebenden Geschmacks finden wir in jenem Verzeichnis, das vom Inventar der oberungarischen Burg Liptóujvár im 16. Jh. aufgenommen wurde<sup>42)</sup>. Diese Burg war die Heimat des schon genannten großen Spätrenaissance-Lyrikers Valentin Balassi. Meßgewänder, vielerlei Teppiche, verschiedene goldene oder vergoldete Speisegeräte und Schmuckgegenstände, prunkvolles Pferdegeschirr, ungarische, polnische, kroatische, italienische Waffen, daneben Gegenstände des Haushaltes und Kleiderstoffe werden im Inventar erwähnt. Klar zeigt sich die Verwandtschaft mit der Prunkliebe der ähnlich gearteten, benachbarten slawischen Welt, aber auch jene Verbindungen, die noch dieses Ungarn des 16. Jhs. mit der alten Tradition des Reiternomadentums verknüpfen. Michael de F e r d i n a n d y bewies vor einigen Jahren in einem schönen Aufsatz, wie stark die Reiternomadentradition im mittelalterlichen Ungarn fortlebt, wie noch im 16. Jh. „una recordación de homogeneidad del antiguo orden social“ vorhanden ist<sup>43)</sup>. Ausstrahlungen davon sind nicht nur in Ungarn, sondern auch in ganz Südosteuropa vorhanden.

Zweifelsohne hat dieser Luxus der Grenzfestung-Welt seine orientalisch-asiatischen Wurzeln. Dazu kommen die Inspirationen der gleichfalls prunkliebenden europäischen Spätrenaissance und des Barocks. In der altungarischen Literatur gibt es ein interessantes Dokument solcher Prachtentfaltung, die Memoiren des siebenbürgischen Magnaten Peter Apor (1676—1752). Er schreibt seine „Metamorphoses Transsylvaniae“ zwar schon im 18. Jh., blickt indessen auf seine Jugend zurück, die sich noch in der Sphäre der Grenzfestungen abspielte. Diese Welt schildert uns nun Apor in warmen, lebhaften Farben. Er beschreibt zum Beispiel den prunkvollen Aufmarsch berittener adeliger Jünglinge. Reich und bunt ist ihre Kleidung. Ihre Sporen und das Geschirr ihrer Pferde ist mit Diamanten, Rubinen und anderen Edelsteinen geschmückt. Selbst ihre berittenen Diener tragen eine prunkvolle Kleidung<sup>44)</sup>. Hierin zeigt sich gut das schon erwähnte Orientalische, das Fortleben der reiternomadischen Tradition.

<sup>42)</sup> A. E c k h a r d t, Az ismeretlen Balassi, S. 40.

<sup>43)</sup> M. de F e r d i n a n d y: Clariores genere. Formas y destino de una idea imperial del Norte eurasiático en el Medievo cristiano. — Anales de Historia antigua y medieval, Buenos Aires, 1954, S. 34.

<sup>44)</sup> Erdély öröksége (Das Vermächtnis Siebenbürgens): Bd. 7.: Erdély változása (Siebenbürgens Veränderung). Hg. v. Gabriel T o l n a i, Budapest, 1941, S. 14—15.

Zu einem solchen Lebensstil gehört natürlich auch das feierliche Zeremoniell. Das Festlich-Zeremonielle ist eines der durchgehenden Charakterzüge der Welt der Grenzfestungen. Um bloß ein Beispiel zu nennen: in dieser zeremoniellen Form schwört der siebenbürgische Fürst Stefan Báthory 1576 den Königseid, als er die polnische Herrscherwürde annimmt. Der Festakt geschieht an einem Februartag in der katholischen Kirche von Mediasch. Anwesend sind: der Botschafter Polens mit seiner reichen, auf Kosakenart gekleideten Begleitung, die Gesandten des Sultans, des deutschen Kaisers, des rumänischen Wojwoden der Moldau, ferner die Delegationen der drei Nationen Siebenbürgens. Der polnische Wojwode von Lublin liest den Eid. Báthory spricht die Worte nach. Alsdann huldigen die Polen ihrem neuen Herrscher und erklären unter Trompetenklang, Trommelwirbel und Kanonendonner den Fürsten von Siebenbürgen zum König von Polen. Nach einer Messe und einem Te Deum donnern die Kanonen, tönen die Glocken und die Posaunen noch zwei Stunden lang. Freilich fehlt auch ein üppiges Festmahl nicht<sup>45)</sup>.

Die südslawische Folklore bewahrte bis in unsere Tage diesen zeremoniellen „Stil der Grenzfestungen“. Davon zeugen etwa die serbokroatischen Hochzeitsbräuche. Unter feierlichen Formen geschieht hier das Einholen der Braut aus dem Elternhaus. Die Begleiter, die sogenannten *svatovi* sammeln sich am Vorabend der Hochzeit im Hause des Bräutigams. Wohnt die Braut weit, so brechen sie noch nachts auf, beritten oder auf Wagen. Vorn schreitet der *barjaktar* (Fahnenträger) und sein Begleiter, *čauš* oder *poklonič* genannt. Die Pflicht des Letzteren ist, Begegnenden einen Trunk aus seiner Feldflasche anzubieten. (Dies sah übrigens der Verfasser dieses Aufsatzes auch bei den slowakischen Einwohnern des Gebirgsdorfes Mátraszentimre in Ungarn, im Sommer 1956). Noch weiter voran reiten die beiden *muštulugdžije*: sie künden die Ankunft des Zuges beim Haus der Braut an. Nach gegenseitiger Begrüßung wird im Elternhaus das Festmahl abgehalten, unter dem Vorsitze der beiden Leiter des Zeremoniells, des *stari svat* und des *kum*. Nach dem Abzahlen eines „Lösegeldes“ wird die Braut der Obhut des *djever* (Brautführer) übergeben. Dann kehrt der Zug ins Haus des Bräutigams zurück<sup>46)</sup>.

<sup>45)</sup> Ludwig Szádeczky: Báthory István lengyel királlyá választása (Die Wahl des Stefan Báthory zum König von Polen). Budapest, 1887, S. 262—263.

<sup>46)</sup> E. Schneeweis, a.a.O., S. 91—93.

Ganz in ähnlichen zeremoniellen Formen vollzog sich die Hochzeit schon im alten Siebenbürgen des Peter Apor. Auch hier gab es verschiedene „Würdenträger“ mit genau verteilten Rollen, auch hier gab es traditionell festgesetzte Bewegungen und Brauchhandlungen: die Bitte um die Braut, ihr Abholen, den Aufzug, das Festmahl. Es seien hier einige Sätze aus der Beschreibung Apors angeführt, die Schilderung der Rolle der an die südslawischen *muštulugđije* erinnernden sogenannten „Vorwärts-Grüßenden“ (*előlköszöntők*):

Mikor megizenték, hogy készen vadnak, egész nász népivel megindultak, két úrfiat szerszámos lovon, párducz- vagy tigrisbörben felöltöztvén, darú- vagy kerecsentoll-forgósan elől küldöttek; azokat előlköszöntőknek hitták. Azok elmenvén, az menyasszony főgazdáját az násznagy nevivel köszöntötték, meneteleknek okát megjelentették, az gazda szépen megköszönte és viszontag köszöntötte az násznagyot, s megizente, hogy jó szívvvel várja s látja. Akkor az gazda vagy egy nagy selleg vagy pohár vagy fazék bort az előlköszöntőkre köszönt, azt azoknak előbb megkellett innya, azután tánczot osztottanak nekik, s hármat tánczoltanak, az táncz után hasonló edény bort köszönt ufolag az gazda az előlköszöntőkre, az kit meg kellett innok; és mivel három-négy alábbvaló fő ember gyermekei ifiak voltak véle, azokat is úgy itatták s tánczoltatták<sup>47</sup>).

Als sie es ankündigten, daß sie fertig sind, zog der ganze Brautzug los. Zwei junge Adelige, auf schmucken Pferden, in Panther- oder Tigerfell gekleidet, mit Kranich- oder Falkenfedern auf dem Hute sandte man voraus: diese nannte man die Vorwärts-Grüßenden. Sie gingen hin, grüßten den Hausvater der Braut im Namen des Hochzeitsältesten und meldeten die Ursache ihrer Ankunft. Der Hausvater dankte herzlich, ließ den Hochzeitsältesten seinerseits ebenfalls grüßen und ihm sagen, daß er ihn gern erwartet und sieht. Nachher kredenzte der Hausvater den Vorwärts-Grüßenden einen großen Pokal, ein Glas oder ein Gefäß Wein, jene mußten es trinken, dann teilte man ihnen den Tanz aus und sie mußten dreimal tanzen. Nach dem Tanz trank der Hausvater den Vorwärts-Grüßenden wiederum ein Glas Wein zu, jene mußten es trinken und da in ihrer Begleitung noch drei-vier jüngere Söhne von weniger vornehmen Adelligen anwesend waren, ließ man auch diese trinken und tanzen.

Die adeligen Hochzeitsbräuche des siebenbürgischen 17. und die bäuerlichen des serbisch-kroatischen 20. Jh.s zeigen dieselbe Feierlichkeit, denselben zeremoniellen Charakter. Wir fühlen, wie in beiden Fällen eine Neigung zum Überfluß die Formen üppig schwellt. Diese Neigung zum Überfluß, dieser eigentümliche „Vitalismus“ der Grenzfestung-Welt spiegelt sich im ganzen Kleiderluxus, in der Vorliebe für Schmuck und Teppiche, im festlichen Brauchtum des

<sup>47</sup>) Erdély öröksége, Bd. 7, S. 27—28.

südosteuropäischen 16. und 17. Jh.s. Stefan Csabai spricht vom „rauschhaften Ungartum“, von einer „erdverwurzelten Vitalität<sup>48)</sup> — dies aber gilt für den ganzen zeitgenössischen Südosten.

Ein kennzeichnender Ausdruck dieses saft- und blutvollen „Vitalismus“ sind die großen Gastmähler, die gewaltigen Eß- und Trinkgelage im Südosteuropa der Grenzfestungen. Eine solche Welt schildert in seinen Briefen Paul Telegdy, ein ungarischer Adelige des ausgehenden 16. Jh.s. Im Winter 1592 wird er nach Siebenbürgen auf eine Hochzeit eingeladen. Es muß ein Riesengelage gewesen sein! Die Gäste wurden von einer Familie der anderen übergeben, es wurde sozusagen pausenlos gegessen und getrunken. Paul Telegdy schreibt schon mit gewisser Entrüstung an seine Braut:

Én csak immáris meg untam az bor közt való heverést, éjjel nappal csak megyünk, eszünk, arra sokat adnak innunk, de az alvásban kevés ríszünk vagyon<sup>49)</sup>.

Das ewige Herumliegen in weinseligem Zustand ist mir schon überdrüssig. Tag und Nacht fahren wir und essen wir, dazu gibt man immer viel zu trinken, aber vom Schlaf haben wir wenig.

Dieses üppige Leben spiegelt sich noch in der Lyrik des „letzten ungarischen Dichters der Grenzfestungen“, des Grafen Stefan Koháry (1649—1731). Graf Koháry, in seinen Jugend- und Mannesjahren ein wackerer Türkenkämpfer, ist Anhänger der Habsburger, wird daher von den aufständischen Truppen des Emmerich Thököly gefangen genommen und auf längere Zeit eingekerkert. Im dunklen, schmutzigen Burgverließ dichtet er seine Verse. In einem Gedicht erinnert er sich der reichen Gastmähler, an denen er früher teilnahm. Üppige Gerichte, verschiedene Vogel- und Fischarten, Obst, Südfrüchte, Salate, Konfekt, Marmeladen, Marzipan und ähnliche Leckerbissen werden im kulturhistorisch höchst aufschlußreichen Gedicht erwähnt<sup>50)</sup>.

Bei einem Mittagessen waren in vielen südosteuropäischen Burgen selbst an Wochentagen siebzig bis achtzig Personen anwesend: das ganze Hausvolk. Zehn Gerichte waren keine Seltenheit. Wenn

<sup>48)</sup> St. Csabai, a.a.O., S. 120.

<sup>49)</sup> Két vitéz nemesúr, Telegdy Pál és János levelezése a 16. század végéről. (Die Korrespondenz zweier tapferer adeliger Herren, Paul und Johann Telegdy vom Ausgang des 16. Jhs.) Hg. v. Alexander Eckhardt, Budapest, 1944, S. 39.

<sup>50)</sup> Stefan Koháry: Sok ohaitás közben inség viselésben éhség szenvedésben keserves rabságban Munkács kövarában szerzet versek. (Gedichte, geschrieben unter vielen Seufzern, in Not und Hunger, in bitterer Gefangenschaft in der steinernen Burg Munkács.) O.O., S. 14—15.

aber Gäste kamen, stieg die Zahl der Teilnehmer und auch der Gerichte. Gäste waren wieder im Südosteuropa des 16. und 17. Jh.s gern gesehen.



Werfen wir zuletzt noch einen Blick in das alltägliche, private Leben dieser Menschen der Grenzfestungen. Dieses Leben hat auch in den höheren Schichten der Gesellschaft einen stark patriarchalischen Charakter. „Europäisch-kulturgeschichtlich gesehen zeigt uns die Untersuchung weiter, daß wir bei einer künftigen, derzeit noch fehlenden Geschichte der Kulturentwicklung der slawischen Völker nach ihrer psychischen und ethischen Struktur und Sonderheit das Hauptgewicht auf die in verschiedenen Modifikationen bis in die neueste Zeit lebendig gebliebenen patriarchalischen Kulturformen zu legen haben“<sup>51)</sup>. Diese auf das Balkanslawentum geprägten Worte J. Matls gelten auch für Ungarn, für den ganzen südosteuropäischen Raum, und mit besonderem Nachdruck gerade für die Epoche der Grenzfestungen. Diesen patriarchalischen Kulturformen entsprechen auf ökonomischem Gebiete die Formen der Naturalwirtschaft. Die Vorliebe für gute Speisen und Getränke macht es verständlich, daß die Verpflegung ein wichtiges Problem darstellt. In der Korrespondenz des genannten Paul Telegdy mit seinem Bruder Johann und mit seiner Braut, später Gattin Katharina spielen Themen wie Mehl- und Viehbeschaffung, Schweinezucht, Weinlese eine große Rolle<sup>52)</sup>.

In anderen Briefen des Geschlechts Telegdy finden wir warme Töne des Familiengefühls. Ist die Frau oder sind die Kinder krank? Sofort empfehlen die Angehörigen, die Verwandtschaft, die Freunde des Hauses allerlei Arzneien, Salben, Behandlungsmethoden. Wir finden patriarchalische Heilvorschriften, bewährte Hausrezepte in den Briefen. Daneben schreiben die Männer oft von Pferden und Pferdekauf. Die Telegdys, die im Nordosten der Großen Ungarischen Tiefebene und in der heutigen Karpatoukraine lebten, besorgten ihre Pferde gern aus Polen. Oft sandten sie ihre Leute zum Pferdekauf auf polnische Märkte. Johann Telegdy kommt sogar bis nach Prag. In der Familienkorrespondenz lesen wir ferner Berichte über Tarenkämpfe in Polen und der Moldau, über die Kosaken. Ein schöner, poetischer Brief der Katharina Telegdy zeugt davon, daß in der Fa-

<sup>51)</sup> Vorträge auf der Berliner Slawistentagung. Berlin, 1956, S. 175.

<sup>52)</sup> Két vitéz nemesúr, S. 48, 69, 73, 86, 100.

milie auch die „russische“ (im heutigen Sinne eher: ukrainische) Sprache und Literatur bekannt war. So laufen also die geistigen, kulturellen und wirtschaftlichen Fäden dieser Gesellschaft von der Ukraine, von Polen und Böhmen bis in den Donaauraum<sup>53)</sup>.

Eine „Idylle im Sturm“, aber typisch für die Zeit, finden wir in der böhmischen Burg Radenín, im Familienheim des 1597 geborenen Johann Černín und seiner Gattin, der Frau Susanna. Auch hier herrschen patriarchalische Zustände. Das Leben der Familie ist ruhig und zurückgezogen. Die einzige größere Aufregung bedeutet die Konstantinopel-Fahrt Johanns, mit der Gesandtschaft seines Oheims, des uns schon bekannten Hermann Černín. Sonst reist „pan Jan“ höchstens in die umliegenden Städte oder nach Prag. Frau Susanna ist aber jedesmal voll Sorge um ihren geliebten Gemahl. In ihren rührend-treuherzigen Briefen nennt sie ihn „mein allerliebstes Vöglein“ (m é n e j m i l e j š í h o l á t k o) oder „mein auf der ganzen Welt allerliebster Herzlein“ (m é z e v š e h o s v ě t a n e j m i l e j š í s r d í č k o). Sie dankt Gott, wenn der Gatte heil zurückkehrt. Sie ist auch eine tüchtige Hausfrau. In der Burg finden wir — ähnlich den ungarischen oder kroatischen Burgen des 16. und 17. Jh.s — einen Gemüsegarten mit allerlei nützlichen Pflanzen<sup>54)</sup>.

Beachtenswert ist die religiöse Einstellung der Frau Susanna. Vom Protestantismus trat sie zur katholischen Kirche über, wurde eine eifrige Anhängerin ihrer neuen Konfession, indessen paart sich die Eifrigkeit in ihr mit einer wahrhaft großzügigen Toleranz. Inmitten der wildesten Stürme der habsburgischen Gegenreformation findet ihre protestantische Tante in ihrer Burg Zuflucht und Schutz. Scharf lehnt sie die Religionskriege ab, und sieht mit tiefstem Schmerz, wie Bruderblut vergossen wird.

Diese sich über die konfessionellen Grenzen erhebende Frömmigkeit der Epoche der Grenzfestungen hat einen eigentümlichen „anthropomorphen“ Charakter. Der treffende Ausdruck stammt von Zdeněk Kalista. Solch eine anthropomorphe Frömmigkeit lebt in der Seele der Frau Susanna. Gott und die Heiligen sind nach ihrer Auffassung persönlich bei allen Angelegenheiten der Familie anwesend, sie schützend und verteidigend<sup>55)</sup>.

Ein ähnliches Verhältnis zur anthropomorph aufgefaßten Gottheit finden wir in ganz Südosteuropa, besonders in der Briefliteratur des

<sup>53)</sup> Ebda., S. 38, 82—83, 102, 105—107, 111, 133, 136—137, 143, 197.

<sup>54)</sup> Kalista, a.a.O., S. 88—107.

<sup>55)</sup> Ebda., S. 97—98.

16. und 17. Jh.s. In der Einleitung eines — übrigens ungarisch verfaßten — Briefes, den Doamna Stanca, die Gattin des berühmten Rumänenfürsten Michael des Tapferen am 16. Juni 1597 an den siebenbürgischen Adligen Johann Keserü von Gibárt schreibt, lesen wir folgenden typischen Satz:

Istentől minden jókat és jó egészséget kívánunk Kegyelmednek megadatni, mind asszonyommal ő kegyelmével, az Kegyelmed szerelmes jámbor házastársával egyetemben<sup>56</sup>).

Wir wünschen, daß von Gott alles Gute und gute Gesundheit Euer Gnaden geschenkt werde, samt der Frau Euer Gnaden, der geliebten und frommen Ehegattin von Euer Gnaden.

Solch typische Sätze, in denen sozusagen ein „persönliches“ Auftreten Gottes gefordert und erhofft wird, finden wir am Eingang fast eines jeden südosteuropäischen Briefes dieser Epoche.

Einen sehr schönen Ausdruck fand diese anthropomorphe Frömmigkeit in der Lyrik des Grafen Stefan Koháry. In vier Strophen eines Gedichtes entwirft er sozusagen die ganze „Theologie der Grenzfestungen“:

Dolgainkat nézve, s-lelkünket tekéntve, vezet Isten minket,  
egyedül láthattya, s-csak maga tudhattya, elfajult szivünket,  
látogatásával, s-ostorozásával, nyerheti lelkünket.

Eltévet Juhait, s-az maga híveit, gyakran látogattya,  
szököt szolgájához, s-bujdosó Fiához, haragját mutattya,  
elvetemedteket, s-hívságra téröket, ostorával sujtya.

Reánk vigyázó szeme, vagyon-e gyötrelme, szivünknek jól láttya,  
szorongatásinkban, s-nyomorúságinkban, kegyelmét mutattya,  
veszély közt emberre, áldását fejére, bővséggel bocsáttya.

Nem hágy el bennünket, sem el nem vét minket, nyavalyás vóltunkban,  
kiáltyuk mert ötet, ha meg keserítet, nyomorúságinkban,  
nevét segítségül, híjuk erősségül, keserves sorsunkban<sup>57</sup>).

Gott führt uns, indem er unsere Geschicke sieht und unsere Seele betrachtet, er allein durchblickt und nur er kennt unser entartetes Herz, mit seiner Heimsuchung und seinen Geißelhieben will er unsere Seele gewinnen. Seine verirrten Schäflein und seine Getreuen sucht er oft heim, seinem flüchtigen Diener und seinem verirrten Sohn zeigt er seinen Zorn, die Verstockten, die der Eitelkeit huldigen, schlägt er mit seiner Geißel. Sein wachsames Auge sieht es gut, ob unser Herz Qualen hat, in unserer Drangsal und unserem Elend zeigt er seine Gnade, inmitten der Gefahr gibt er dem Menschen seinen reichen Segen. Er verläßt und verfehlt uns nicht in unserem Siechtum, denn wir rufen in unserem bitteren Schicksal seinen Namen zur Hilfe und Stärkung.

<sup>56</sup>) A. Veress, Documente, Bd. 5, S. 72.

<sup>57</sup>) St. Koháry, a.a.O., S. 6.

Diese schönen und tiefsinnigen Verse, die den metaphysischen Aspekt der Welt der Grenzfestungen zeigen, führen uns zum Schluß unserer Betrachtungen. Soweit das auf gedrängtem Raume möglich war, wollten wir den ganzen Umkreis der Epoche durchmessen. Abschließend müssen wir jedoch noch einiges vom Fortwirken dieser Welt sagen.



Die großen Türkensiege Österreichs im 18. Jh. machten der „Epoche der Grenzfestungen“ im Raume der mittleren Donau und der Karpaten ein Ende. Anders ist die Lage am Balkan. Für Serben, Bulgaren, Albaner bringt erst das 19., ja das 20. Jh. die Befreiung vom Osmanenjoch. In diesen Gebieten ragt daher die Welt der Grenzfestungen tief in die moderne Welt hinein. Zwei große Dichtungen sind hier noch in dieser Atmosphäre entstanden.

Das erste Werk, das epische Drama „Bergkranz“ (G o r s k i v i j e n a c) des montenegrinischen Fürsten und orthodoxen Bischofs Petar Petrović N j e g o š (1813—1851), entstand zur Mitte des 19. Jh.s. Mit tiefster Einfühlung charakterisiert Gerhard G e s e m a n n diesen Dichter des ausgehenden „Heroenzeitalters“ und seine unsterbliche — in die meisten Weltsprachen übersetzte — Dichtung: „Er faßt noch einmal alles in seinen düsteren, lapidaren, monumentalen Versen zusammen, was das tiefste Wesen jener Heroenzeit ausgemacht hat, und übergibt es so, in dieser hochliterarischen und philosophischen Gestalt, den kommenden bürgerlichen Geschlechtern seines Volkes als ewiges Vermächtnis“<sup>58</sup>).

Die Menschen der „schwarzen Berge“, ihre heldische und patriarchalische Gesellschaft erscheint im „Bergkranz“. Diese Gesellschaft gründet auf der Stammesorganisation. Ihre Grundideen sind Heldentum und Kampf, Eintracht und Ahnenverehrung. Die Helden der um 1700 spielenden Dichtung sind alle Männer der Waffe, des Kampfes: Vuk Mićunović, Vuk Mandušić, die Brüder Martinović, der Knez Rogan und die vielen anderen. In ihrem Bewußtsein lebt und schmerzt die alte Ehre und die erlittene Schmach des Serbenvolkes, das Andenken des Miloš Obilić, der serbischen Helden des Mittelalters, der Tragödie des Amselfeldes. Die Stammessolidarität, die glorreichen Erinnerungen, die Kampflust vereinigt sie auf ihren nächtlichen Versammlungen. Der vorsichtige Bischof Danilo will ihre Glut zuerst dämpfen. Er weiß es gut, daß viele Montenegriner zu

<sup>58</sup>) G. G e s e m a n n, Heroische Lebensform, S. 237.

„Türken“ wurden, den Islam annahmen. Er ist überzeugter Christ, jedoch schreckt er vor dem Gespenst des Bruderkampfes zurück. Indes wird auch er vom heroischen Schwung der Stammeshäupter hingezogen. Die Versöhnung mit den „Vertürkten“ mißlingt, die christlichen Kämpfer schwören einen harten Eid und am Weihnachtsmorgen werden die Türken in ganz Montenegro ausgerottet.

Das erhaben-pathetische Thema wird vom Dichter in einer erhabenen Form vorgetragen. Das Werk ist eigentlich ein episches „Chordrama“, das altmediterrane Traditionen wiederaufleben läßt, die Sprache und den Stil eines Aischylos. Fast in jedem Vers waltet die Atmosphäre der südslawischen Folklore, der volkstümliche Mythos des Balkans, die „Philosophie des Heroismus“.

Ganz in unsere Gegenwart ragt das zweite große Werk aus dieser patriarchalisch-heroisch-mythischen Sphäre, das erst 1937 in endgültiger Form erschienene umfangreiche Epos „Laute des Hochlandes“ (*Lahuta e malcis*) des albanischen katholischen Ordensgeistlichen und Nationaldichters Gjergj Fishta (1871—1940), das bald auch in der Verdeutschung des Leipziger Indogermanisten und Albanologen Max Lambertz erscheinen wird<sup>59</sup>).

Fishtas Epos erwächst aus der Technik und Sprache der albanischen Volksepik, der kämpferischen Kunst der Bergbewohner. In dreißig Gesängen wird hier vom Kampf der Albaner um Freiheit und Unabhängigkeit berichtet, von der 1858 stattgefundenen Schlacht bei Vranina bis ins 20. Jh. Historische und mythische Episoden vereinigen sich, die Sprache des kriegerischen Stammes der „Malisoren“ herrscht, voll mit Vergleichen aus Natur und Hirtenleben. Fishta, diesem begabten und großen Dichter gelang es, die Kunst der albanischen Heldensänger in einer fast „homerischen“ Weise zu verewigen<sup>60</sup>).

In das beginnende 20. Jh. ragt — an der ethnographischen Grenze des Serben- und Albanertums — auch die ehrwürdige Gestalt des montenegrinischen Wojwoden Marko Miljanov hinein. In ihm sieht Gesemann „die reinste Verkörperung der humanitas heroica montenegrina“ und rühmt „seine persönliche Tapferkeit, seine kriegerische Geschicklichkeit, seinen Verstand, seine gründliche Men-

<sup>59</sup>) In der vom Südostinstitut, München, herausgeg. Reihe „Südosteuropäische Arbeiten“ Bd. 51.

<sup>60</sup>) Vgl. Max Lambertz: Die Albaner, ihre Sprache und ihre Kultur. Blick nach Osten, Jg. 1949, S. 16, sowie Ernst Görlich, Gjergj Fishta „Lahuta e malcis“ und die Entstehung des Volksepos. Helicon, Bd. 5, S. 137—141.

schenkenntnis, seine Anständigkeit und Redlichkeit, seine Vornehmheit und Ritterlichkeit zu Frauen, seine Aufrichtigkeit, seine Vaterlands- und Blutsiebe, seine Verachtung vor Übergriffen der bloßen Gewalt, seine Bescheidenheit gegen Schwächere und zugleich sein unerbittlich strenges Urteil gegen Schlechte und Feige, seine Festigkeit und Mannhaftigkeit gegen Höhere, seine stolze Geduld und sein Verbleiben im Lande zur Zeit der fürstlichen Ungnade, seine tadellose Selbstzucht, seine Geschicklichkeit und Gerechtigkeit bei der Behandlung von Stammesangelegenheiten<sup>61</sup>).

Wie Graf Nikolaus Zrinyi im ungarisch-kroatischen 17. Jh., verkörperte Marko Miljanov an der Schwelle des 20. Jh.s die „Welt der Grenzfestungen“, die *humanitas heroica* in ihrer reinsten, edelsten Form und zeigte, daß diese scheinbar ferne und verklungene Welt mit ihren ethischen und menschlichen Werten auch noch unserer Zeit etwas zu sagen hat.

### **Zur Geschichte der Rausch- und Genußgifte im Osmanischen Reiche\*)**

Von HANS JOACHIM KISSLING (München)

K. K. Klein  
zur Vollendung des  
60. Lebensjahres

Das frühe 17. Jh. bedeutete für das Osmanische Reich nicht nur eine Zeit inneren und äußeren politischen Niederganges, sondern brachte auch verschiedene, zum Teil sehr schwere und bedeutungsvolle Auseinandersetzungen auf religiösem und kulturellem Gebiete, wobei der uralte Gegensatz zwischen dem orthodoxen Hochislam mit seinen meist recht starrsinnig-beschränkten Vertretern und jenen geistig elastischeren, da nicht dogmatisch eingeengten, und überdies oder eben deshalb für religiöses Fremdgut ansprechbareren nicht-orthodoxen Geistesbewegungen 'alîdisch-schiitischer Prägung, als deren hervorstechendste und wortgewaltigste Verfechter sich die damals noch in voller Blüte stehenden Derwischorden zeigten, noch

<sup>61</sup>) Gesemann, Heroische Lebensform, S. 222.

\*) Nach Abschluß des Umbruches gelangte die G. L. Lewis'sche Übersetzung von Hâddschî Chalîfas Werk unter dem Titel „Kâtib Chelebi, The Balance of Truth“ (London 1957) zu unserer Kenntnis [Korrekturzusatz].

einmal zu hellem Brande aufflackerte<sup>1)</sup>. Wie so oft in derartigen Fällen entzündeten sich die Geister zunächst an recht akademisch erscheinenden Fragen, von denen aber einige insofern erhebliche praktische Bedeutung gewannen, als sie durch Erwägungen veranlaßt wurden, die nicht die Vertreter der Religion allein, sondern das ganze Volk betrafen. Die Tatsache, daß der Islam seine Bekenner im Vergleiche zum Christentum viel durchgreifender erfaßt und jede Lebensregung mehr oder weniger in scharf formulierte Vorschriften zwingt, hatte zur Folge, daß die Stellungnahme der Gottes- und Rechtsgelehrten in diesen Punkten entscheidend für die Einstellung des Staates und der „öffentlichen Meinung“ zu ihnen wurde, wobei die despotische Staatsform, die bis in die jüngste Vergangenheit hinein dem Morgenlande allgemein eigen war, nicht gerade zur Milderung der harten Theorie in der praktischen Durchführung dienlich sein konnte. Wir sind über die genannten Auseinandersetzungen und ihre Wortführer gut ins Bild gesetzt durch eine Schrift, die aus der unermüdlichen Feder des ungeheuer gelehrten und vielseitig interessierten osmanischen Polyhistor Hâddschî Chalîfa<sup>2)</sup> stammt. Sie trägt den Titel *Mîzân al-haqq fî ichtijâr al-ahaqq* („Wage des Rechtes bezüglich der Auswahl des Richtigen“)<sup>3)</sup> und ist insofern als höchst persönliches Zeitdokument anzusehen, als Hâddschî Chalîfa der Schüler des wichtigsten Wortführers auf orthodoxer Seite war, nämlich des Qâdîzâde Mehmed Efendi, eines Richtersohnes aus Balykesir und großen, aber unglaublich fanatischen und buchstabengläubigen Gottesgelehrten<sup>4)</sup>. Ob der verstiegenen Bigotterie ging sein ursprünglich sehr freundschaftliches Verhältnis zu seinem Schüler Hâddschî Chalîfa zu Bruch. Der nicht minder wortgewaltige Gegenspieler Qâdîzâde Mehmed Efendi's war der Chalvetîje-Scheich

<sup>1)</sup> Vgl. dazu H. J. Kissling, Aus der Geschichte des Chalvetijje-Ordens (= Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 103 (1953) 233—289) S. 272 ff., sowie ders., *Ša'bân Velî und die Ša'bânijje* (= Serta Monacensia. Franz Babinger zum 15. Januar 1951 als Festgruß dargebracht (Leiden 1952) 86—109) S. 95 ff.

<sup>2)</sup> Über Hâddschî Chalîfa vgl. außer dem Artikel in der Enzyklopädie des Islam II s. v. (Mordtmann) etwa F. Babinger, Die Geschichtsschreiber der Osmanen und ihre Werke (Leipzig 1927) S. 202 ff.

<sup>3)</sup> Die Schrift wurde dreimal gedruckt, ist aber selten geworden. Wir stützen uns hier auf die Ausgabe von 1286 H (= 1869 D).

<sup>4)</sup> Über den 1045 H (= 1635 D) verstorbenen Qâdîzâde Mehmed Efendi vgl. H. J. Kissling, Aus der Geschichte des Chalvetijje-Ordens S. 274, ders., *Ša'bân Velî und die Ša'bânijje* S. 96 ff.

Sîvâsî Efendi<sup>5)</sup>, der Schulter an Schulter mit den Scheichen des Mevlevîje-Ordens — bei uns als „Orden der Tanzenden Derwische“ bekannt — gegen die Überspitztheiten der orthodoxen Kleriker zu Felde zog. Beide Seiten ließen sowohl persönliche Würde wie auch die Achtung vor den Gotteshäusern vermissen und wir wissen, daß es nicht nur zu hitzigen Wortgefechten und üblen Pöbeleien in den Moscheen der Hauptstadt, sondern sogar zu regelrechten Saalschlachten mit tobenden Sprechchören und tätlich vorgehenden Rollkommandos gekommen ist<sup>6)</sup>.

Die praktische Bedeutung der Streitgegenstände ergab sich aus der außerordentlichen Volkstümlichkeit der in jeder Hinsicht großzügigen Derwischorden, die gerade in ihren Kernstücken von der Orthodoxie so erbittert bekämpft wurden: im Heiligenkult<sup>7)</sup>, im Zikr<sup>8)</sup>, im Semâ<sup>9)</sup> usw. Von breitester Bedeutung aber war der genannte Zwist in der Frage der Rausch- und Genußgifte, insbesondere des Kaffees und des Tabaks, die just um diese Zeit ihren Siegeszug durch das Osmanische Reich angetreten hatten. Mit diesen beiden Genußmitteln, sowie mit einigen bedenklicheren Rauschgiften (mükejîfât), die man schon länger kannte, setzten sich die Orthodoxen in ablehnendem, die Derwischorden in günstigerem Sinne auseinander. Im Mittelpunkt standen dabei die neu aufgekommenen Genußgifte Kaffee und Tabak, um deren Einreihung in die Rauschmittel (müskirât) es ging, während schon länger bekannte Gifte, wie Opium, Haschîsch usw., nur beiläufig wieder aufs Tapet kamen.

<sup>5)</sup> Über Sîvâsî Efendi (st. 1049 H = 1639 D) vgl. H. J. Kissling, Aus der Geschichte des Chalvetijje-Ordens S. 275 und das dort angeführte Schrifttum, sowie d. ers., Ša'bân Velî und die Ša'bâniyye S. 97 ff.

<sup>6)</sup> Vgl. H. J. Kissling, Aus der Geschichte des Chalvetijje-Ordens S. 275 ff. d. ers., Ša'bân Velî und die Ša'bâniyye S. 98.

<sup>7)</sup> Der Heiligenkult ist dem streng orthodoxen Islam fremd und eigentlich Schirk (Beigesellen fremder Götter zu dem einen Gott), hat sich aber vorab in den vormals christlichen Gebieten des Islam durchgesetzt und stillschweigende Duldung erlangt (er gilt als 'âda = Gewohnheitsrecht).

<sup>8)</sup> Zikr ist eine litaneiartige Wiederholung der Beinamen Allahs in Verbindung mit rhythmischen Körperbewegungen (bei jedem Orden verschieden), wodurch ekstatische Zustände hervorgerufen werden, die ein Eindringen in höhere Welten ermöglichen.

<sup>9)</sup> Semâ' ist Musikhören und dadurch hervorgerufene mystische Verzückung. Hauptinstrument ist die Flöte (nej). Musik ist dem orthodoxen Islam anstößig.

Der sogenannte Qijâs<sup>10)</sup> legte für die Orthodoxie die Einreihung von Kaffee und Tabak unter die berauschenden Getränke<sup>11)</sup> zweifellos nahe. Die Derwischorden sahen die Dinge indes unter von ihrem Standpunkt aus praktischeren Gesichtspunkten an. Für sie waren Kaffee und Tabak Mittel, die ihnen ihre auf die Erreichung von seelischen Jenseitszuständen zielenden religiösen Übungen erleichterten, insbesondere das Wachen während der sogenannten Erba'în („Vierzig“), einer Art Quadragesima, die die Lockerung der Seele und ihren Eintritt in die jenseitige Welt ermöglichen sollte<sup>12)</sup>. Die Volkstümlichkeit der Derwischorden hat u. E. entscheidend zur Verbreitung dieser beiden Genußmittel beigetragen, wie andererseits zu bestimmten Zeiten die ablehnende Stellungnahme der Orthodoxen der Staatsgewalt den moralischen Hintergrund für ihre aus ganz anderen Beweggründen erlassenen überscharfen Maßnahmen gegen die Kaffeetrinker und Tabakraucher lieferte.

Für die Geschichte der Rausch- und Genußgifte ist die oben erwähnte Schrift Hâddschî Chalîfa's von außerordentlicher Bedeutung, da sie aus der Feder eines Mannes stammt, der persönlich von den Auseinandersetzungen betroffen worden war und als maßvoller Fortschrittsmann vernünftige Vorschläge zur Regelung der aufgetragenen Gegensätze macht. Wie bringen hier aus dem Mîzân al-haqq fî ichtijâr al-ahaqq die Abschnitte über den Tabak, den Kaffee und andere Rauschmittel in freier Wiedergabe, um sie den an diesem Gegenstand interessierten Kulturhistorikern zugänglich zu machen<sup>13)</sup>.

Hâddschî Chalîfa bemerkt, daß er schon früher einmal eine Abhandlung über den Tabak vorbereitet, aber nicht ins Reine geschrieben habe. Nun bringt er im Zusammenhang mit verschiedenen religiösen Streitfragen diese frühere Abhandlung wieder auf das Tapet, allerdings nicht im Wortlaut, sondern in sinngemäßer Wiedergabe, wobei manches ausgelassen und der Aufbau dem sogenannten Vâridât-Stile<sup>14)</sup> angeglichen wird. Zuvor jedoch bringt der türkische

<sup>10)</sup> Methodischer Grundsatz des islamischen Rechts, zu den sog. Usûl („Wurzeln“) gehörig, der in durch den Koran und den Hadîth nicht eindeutig klärbaren Rechtsfällen mittels Analogie zu bekannten Fällen zu einem Urteil führt.

<sup>11)</sup> Der Morgenländer faßt noch heute das Rauchen als Trinken auf und spricht — wie auch das Abendland früher — von Tabak „trinken“.

<sup>12)</sup> Erba'în ist vierzig tägige Zurückgezogenheit bei äußerster Ernährungs- und Schlafbeschränkung und führt zu mystischen Erlebnissen.

<sup>13)</sup> S. 37—45.

<sup>14)</sup> Vâridât-Stil ist eine katechismusartige Erörterung theologisch-rechtlicher Fragen.

Gelehrte einen kurzen geschichtlichen Überblick. Nach diesem entdeckten zwischen dem Jahre 800 und 900 der muhammedanischen Zeitrechnung<sup>15)</sup> spanische Schiffe die Neue Welt. Anlässlich der Fahrten portugiesischer und englischer Schiffe, die vom westlichen nach dem östlichen Ozean gelangen wollten, wurde eine Insel in der Nähe der vom Buche „Atlas“<sup>16)</sup> als Kînajâ bezeichneten Küste angelaufen<sup>17)</sup>. Ein Schiffsarzt war unterwegs von einer „schleimigen Krankheit“ befallen worden, die von der Feuchtigkeit der Seeluft herrührte, gegen die der Schiffsarzt anfällig war<sup>18)</sup>. Er versuchte sich auf „allopathischem Wege“<sup>19)</sup> zu heilen. Auf der genannten Insel entdeckte er, daß Eingeborene Blätter einer bestimmten Pflanze in Brand setzten und mit Hilfe eines rohrartigen Gerätes den Dampf einsogen, der sich günstig auf Herz und Gehirn auswirkte, weshalb er eine größere Menge dieser Pflanzenblätter mit auf sein Schiff nahm und dort rauchte. Die Schiffsleute machten es ihm nach, da sie glaubten, es handle sich um etwas Nützliches, luden Massen des Krautes aufs Schiff und guckten einander das Rauchen ab. Durch dieses Schiff wurde die neue Sitte nach England und von da nach Frankreich und in andere Länder gebracht<sup>20)</sup>. Ohne Verständnis für den ursprünglichen Sinn des Rauchens schmauchte man nun allerorten Tabak und viele verfielen ihm so sehr, daß sie süchtig wurden. Auf diese Weise gelangte der Tabak in die Reihe der Genuß- und Berauschungsmittel. In der islamischen Welt tauchte nach Hâddschî Chalîfa der Tabak erstmals um das Jahr 1010 auf<sup>21)</sup> und erregte so-

<sup>15)</sup> 800 H — 900 H = 1397 D — 1494 D.

<sup>16)</sup> Das „Buch Atlas“ ist der von Hâddschî Chalîfa bearbeitete Atlas Minor. Vgl. dazu F. Babinger, a.a.O.

<sup>17)</sup> Kînajâ vermag ich nicht zu identifizieren. Die erste Kenntnis vom Tabak erhielt bereits Christoph Columbus auf der ersten von ihm angelaufenen Insel Guanahani, die sich vielleicht hinter dem rätselhaften Kînajâ verbirgt.

<sup>18)</sup> Hâddschî Chalîfa steht noch ganz im Banne der antiken, von den Arabern ausgebauten Lehre von den Säfte-mischungen (feucht bzw. trocken) und den vier Temperamenten.

<sup>19)</sup> qânûn bi 'z-zydd üzere, d. h. nach dem Grundsatz, eine Krankheit durch ihr Gegenteil heilen, also etwa eine „feuchte Säfte-mischung“ durch „trockene“ Mittel zu bekämpfen usw.

<sup>20)</sup> Für die Geschichte des Tabaks im Abendlande sei auf die umfangreiche Tabakliteratur verwiesen, etwa auf Tiedemann, Geschichte des Tabaks und anderer ähnlicher Genußmittel (Frankfurt 1854), Henrieck, Du tabac, son histoire et culture (Paris 1866) und Fairholt, Tobacco, its History and Associations (London 1875).

<sup>21)</sup> 1010 H = 1601 D.

fort die theologischen Gemüter. Man predigte in den Moscheen über das neue Laster und schrieb gelehrte Abhandlungen darüber, wobei damals schon die Meinungen hinsichtlich der scheriatrechtlichen Bewertung auseinandergingen. Die einen wollten den Tabak für religiös verboten erklären, andere wünschten ihn nur verpönt zu sehen. Die dem Rauchen Ergebenen aber waren der Ansicht, der Tabak müsse als religiös indifferent angesehen werden. Die hauptsächlichsten Auseinandersetzungen fanden naturgemäß in der Reichshauptstadt am Goldenen Horn statt. Dort betätigte sich besonders der Wundarzt Schejchî Ibrâhîm Efendi<sup>22)</sup> propagandistisch gegen das amerikanische Kraut, indem er predigte, in der Sultan-Mehmed-Moschee<sup>23)</sup> eigene Versammlungen abhielt, medizinische Ratschläge erteilte und Rechtsgutachten, die sich für das Verbot des Tabaks erklärten, an die Moscheemauern anschlug. Freilich zeitigten die Bemühungen des Arztes nur geringe Erfolge, denn je mehr er gegen diese Neuerung wetterte, desto mehr und beharrlicher rauchten die Leute. Er gab denn auch bald seine Propagandatätigkeit auf, da er deren völlige Zwecklosigkeit einsah. Schlecht ging es den Tabaksüchtigen unter dem Sultan Murâd IV.<sup>24)</sup>, der gegen Ende seiner Regierung die Kaffeehäuser schließen ließ, „um die Pforte der Schlechtigkeiten zu verrammeln“, wie Hâddschî Chalîfa sich ausdrückt, und einige Brände in der Stadt, die durch unvorsichtige Raucher verursacht worden waren, zum Anlaß nahm, auch das Rauchen zu verbieten. Die Bevölkerung war darüber sehr mißgestimmt. „Der Mensch ist gierig nach dem, was verboten ist“, meint der türkische Polyhistor, und darum rauchte man trotzdem, so daß man mit schärfsten Maßnahmen gegen derartige Sünder vorgehen mußte. Hâddschî Chalîfa schätzt die Zahl der wegen Rauchens mit dem Tode bestraften Untertanen des Großherrn auf mehrere Tausende. Besonders verbreitet war das Laster unter der Janitscharentruppe und den Soldaten überhaupt. Auf seinem Bagdâder Feldzug<sup>25)</sup> fand man bei Soldaten Tabak und kurze Pfeifen, die im Ärmel oder in der Tasche getragen

---

<sup>22)</sup> Für diesen Arzt können wir vorläufig nur auf M. Sürejjâ, Sidschill-i 'Osmânî I S. 101 verweisen.

<sup>23)</sup> Die bekannte Moschee Mehmed's II., des Eroberers.

<sup>24)</sup> Der letzte kriegerische Sultan der Osmanen, starb 1640.

<sup>25)</sup> Vgl. J. v. Hammer-Purgstall, Geschichte des Osmanischen Reiches V (Pesth 1826) S. 162.

wurden<sup>26)</sup>. Der Sultan zögerte nicht, 15 oder 20 solcher Verbrecher vor seinen Augen und vor versammelter Front auf schauerliche Weise zum Tode befördern zu lassen. Aber dies alles half nichts und in Istanbul war zur schärfsten Verbotszeit die Zahl der Raucher erheblich größer als die der Nicht-Raucher und man rauchte an allen möglichen Orten, wo man nicht gesehen wurde, sogar auf den Aborten. Nach dem Tode des Sultans Murâd IV. nahm man keine einheitliche Stellung gegenüber dem Tabak mehr ein: er war bald verboten und bald erlaubt. Einen neuen Auftrieb und noch weitere Verbreitung erlangte der Tabak durch ein Rechtsgutachten des Scheich-ül- Islâm Behâ'î Efendi<sup>27)</sup>, der ihn für erlaubt erklärte. Zur Zeit der Abfassung von Hâddschî Chalîfa's Abhandlung rauchte man allerorten.

Nach diesem Überblick über das „Abenteuer des Tabaks“, wie der türkische Gelehrte sagt, wird nun zur Besprechung des Tabaks unter allen möglichen Gesichtspunkten übergegangen. Die als erster Punkt angeführte Möglichkeit, daß die Leute von selbst vielleicht auf den Tabak verzichten und mit seinem Verbot einverstanden sein würden, wird von Hâddschî Chalîfa entschieden verneint, da die Gewöhnung an etwas dem Menschen zur zweiten Natur werde, so daß es überflüssig erscheinen müsse, einen solchen Vorschlag überhaupt erst zu machen. Freilich hat nach Ansicht des Polyhistor auch ein staatliches Verbot keinen Sinn. Wenn manche Leute auch der Meinung seien, daß man dem Volke niemals die Zügel schießen lassen dürfe, sondern vielmehr es stets unter dem Knüttel halten müsse, so sei dies in diesem Falle verfehlt. Denn ein Raucher, so argumentiert Hâddschî Chalîfa, wird in der Öffentlichkeit, wo er gesehen werden kann, dann so tun, als habe er sich das Rauchen abgewöhnt, zuhause am heimatlichen Herd aber tue er doch, was er wolle, und kein Richter könne dagegen etwas tun, denn „Was hat der Muhtesib im Inneren des Hauses zu tun?“<sup>28)</sup>. Die Exekutivgewalt würde, wenn sie in ein Privathaus eindringe, nur einen un-

<sup>26)</sup> Die ursprüngliche Form war die lange Tonpfeife, türkisch tschybuq, aus der sich die heute meist verbreitete kurze Pfeife entwickelt hat, die in Österreich, vor allem in der Wiener Gegend, noch häufig als ‚Tschibuk‘ bezeichnet wird. Die berühmte Rauchsucht der Türken, die auch die türkische Damenwelt ergriffen hatte, wird sowohl durch zeitgenössische Bildwerke bezeugt als auch durch Redensarten wie italienisches *fumare come un turco* „wie ein Schlot rauchen“.

<sup>27)</sup> Vgl. H. J. Kissling, *Aus der Geschichte der Chalvetijje* S. 280.

<sup>28)</sup> Muhtesib ist in den islamischen Ländern ein mit gewissen polizeilichen Aufgaben, insbesondere mit der Überwachung des Marktes betrauter Beamter.

zulässigen Gewaltakt begehen<sup>29)</sup>. Als zweiten Punkt bespricht Hâddschî Chalîfa die Tabakfrage vom Standpunkte des gesunden Menschenverstandes. Seiner Ansicht nach spricht nichts dafür, den Tabak von diesem Gesichtspunkte aus für begrüßenswert zu halten. Die Süchtigen, die ihn natürlich befürworten, können als maßgebend nicht gewertet werden. Im übrigen fehlen alle Voraussetzungen für die Billigung des Tabaks, dagegen seien alle Momente vorhanden, die für seine Verurteilung sprächen. Würden allerdings doch einige Billigungsvoraussetzungen festgestellt werden können, so müßte der Tabak insoweit gebilligt werden, etwa bei Verwendung als Heilmittel. Eine offensichtliche Folge verstandesmäßiger Ablehnung sei aber die Tatsache, daß in öffentlichen Versammlungen und im Dîvân, sowie in den Moscheen und sonstigen sakralen Gebäuden niemals geraucht würde.

Der dritte Punkt betrifft die Frage, ob der Tabak nützlich oder schädlich ist. Als außer allem Zweifel stehend betrachtet Hâddschî Chalîfa, daß der Tabak das Vermögen des Rauchers schädige, da dieser aufgrund seiner Süchtigkeit keine Rücksichten mehr auf seine sonstigen elementaren Lebensbedürfnisse nehme und ihn auch der Schaden nicht bekehre. Aber auch gesundheitlich ist der Tabak schädlich, denn er verpestet die Reinheit der Luft, auch ist die Gefahr des Süchtig-Werdens an sich schädlich, aber wenn das Rauchen einem zur zweiten Natur geworden ist, ist auch die Umkehrung möglich, wie es ja auch Menschen gibt, die derart an den Genuß an sich schädlicher Nahrungsmittel gewöhnt sind, daß sie durch den Entzug krank, durch den Genuß aber nicht nur nicht geschädigt, sondern sogar geheilt werden, da Gier und Gewöhnung dem Körper eine gewisse Kraft verleihen, die Krankheiten vertreibt. Das Ausmaß dieser Wirkungen ist natürlich subjektiv. Bedingungslos schädlich ist der Tabak für Menschen, die irgendeinen, mit dem Tabak nicht zusammenhängenden Schaden und dazu einen natürlichen Abscheu vor dem Tabak haben, denn bei ihnen summieren sich gewissermaßen sein Schaden und die Verpestung der Luft durch den Tabak. Im übrigen ist die Wirkung des Tabaks auf Gesunde und Kranke verschieden je nach dessen Säftemischung<sup>30)</sup>. Ein Gesunder mit feuchter

<sup>29)</sup> Nach islamischem Recht ist das Heim des Muslim unverletzlich. Doch stand schon in der Zeit des Chalifenreiches dieser Grundsatz nur noch auf dem Papier. Vgl. O. Rescher, Studien über den Inhalt von 1001 Nacht (= Der Islam IX (1918) S. 1—94) S. 11 und S. 67 ff.

<sup>30)</sup> S. oben S. 346 Anm. 18.

Säftemischung wird den Tabak als zuträglich und ihm passend empfinden, denn er braucht überwiegend Trockenheit. Ein Kranker dieser Säftemischungsgruppe kann Tabak mit Erfolg genießen, wenn seine Krankheit von der Feuchtigkeit herrührt. Für Gesunde und Kranke mit trockener Säftemischung ist der Tabak jedoch in keiner Weise angebracht, da er deren Trockenheit vermehrt und den Atmungsorganen die Feuchtigkeit entzieht. Wenn demgegenüber behauptet wird, Tabak sei gut für „Salzig-Schleimiges“, so ist dies haltloses Geschwätz, das nicht mit den Regeln der Medizin übereinstimmt.

Der vierte Punkt befaßt sich mit der Frage, ob der Tabak eine religiöse Neuerung<sup>31)</sup> sei. Daß er in schariatrechtlicher Beziehung eine solche ist, steht außer allem Zweifel, da er erst neuerdings aufgekommen ist. Es besteht aber auch keine Möglichkeit, ihn als begrüßenswerte Neuerung zu betrachten. Vom Verstand her gesehen, ist er sicherlich als Neuerung anzusehen, nachdem er nicht zu den Vernunftwesen seit Adams Zeiten bekannten Dingen gehört. Als haltloses Fanatikergeschwätz ist die Behauptung zu bewerten, der Tabak sei zur Zeit des Chalifen 'Omar aufgekommen und habe etlichen Tausend Menschen das Leben gekostet<sup>32)</sup>.

Im fünften Punkt der Betrachtungen Hâddschî Chalîfa's geht es um die Frage der Verpöntheit<sup>33)</sup> des Tabakes, die von dem Gelehrten sowohl rechtlich wie vernunftmäßig bestritten wird. Um zur Verpönung einer Sache schreiten zu können, muß vorausgesetzt werden, daß die betreffende Sache im Übermaß gebraucht worden ist, was allgemeine Ansicht der Gelehrten ist. Nun ist das Aroma des Tabaks und seiner Blätter als solches nicht verpönbar und auch durch das Anbrennen wird er in seiner Art nicht verändert und kann daher nicht anders betrachtet werden. Nun entsteht aber im Munde des viel Rauchenden ein schlechter Geruch, den einzuatmen für den Nicht-Raucher eine Zumutung ist. In diesem Falle, d. h. wenn durch übermäßigen Tabakgenuß im Munde, am Körper, ja in der Kleidung schlechter Geruch auftritt, so wird er ebenso verpönt, wie dies bei übermäßigem Genuß von rohen Zwiebeln, Knoblauch und Porree der Fall ist. Wie wegen der zwangsläufigen Verunreinigung der Bei-

<sup>31)</sup> Neuerung (bid'a) ist das dem Herkommen zuwiderlaufende Abweichen.

<sup>32)</sup> Diesbezügliche Überlieferungen vermögen wir nicht zu belegen.

<sup>33)</sup> Verpönt (makrûh) im Sinne der religiösen Bewertung ist eine Handlung — hier das Rauchen — deren Begehung zwar nicht bestraft, deren Unterlassung aber belohnt wird.

schlaf während der Menstruation der Frau verboten und in Analogie dazu auch die Päderastie unzulässig ist, so auch in diesem Falle. Wenn dem gegenüber die Tabaksüchtigen diese Art Verpönung nicht anerkennen wollen, so liegt dies neben der Sache, denn ihnen steht es ja frei, unter sich den Mundgeruch nicht für verpönt zu halten. Es ist indes nicht statthaft, gegen die Tabaksüchtigen vorzugehen, und sie dem allgemeinen Abscheu preiszugeben wäre zweifellos ein unzulässiger Akt.

Der sechste Punkt ist die Frage des Verboten-Seins<sup>34)</sup> des Tabaks. Hâddschî Chalîfa spricht sich hier entschieden gegen die Auffassung des Tabaks als verboten aus und hält es für besser, kein dahingehendes Gutachten zu veranlassen, um das Volk davor zu schützen, daß es dennoch beharrlich auf dem Wege der Sünde und der „verbotenen Früchte“ sich bewege. Daher ist es am besten, den Tabak als religiös indifferent anzusehen.

Der siebente Punkt ist denn auch die Frage der religiösen Indifferenz<sup>35)</sup> des Tabaks. Da das Aufkommen des Tabaks in sehr junger Zeit erfolgte, ist über ihn in den Rechtswerken (die bis zur Zeit Hâddschî Chalîfa's verbreitet waren) nichts Näheres enthalten. Man müsse also den Tabak nach Ansicht vieler für „indifferent und erlaubt“ halten. Gleichwohl haben eine Reihe Schejch-ül-Islâme und Muftî's Gutachten im Sinne der Verbotenheit des Tabaks erlassen. Dann aber hat der verewigte Behâ'î Efendi, der selbst ein starker Raucher war und die Volksstimmung sehr gut kannte, sich in einem Gutachten für die Erlaubtheit des Tabaks ausgesprochen, da die Gutachter-Methode verlange, aus der Tradition zu schöpfen, daß es aber, wenn eine solche Tradition nicht vorhanden sei, sich erübrige, auf die „Wurzeln des Rechtes“<sup>36)</sup> zurückgreifen. Wenn nun auch die durch übermäßigen Tabakgenuß entstehenden beiläufigen Zustände nicht unter die Indifferenz fallen, so ist es doch gefährlich, diese als verpönt oder gar verboten zu erklären, weshalb man diese Frage

<sup>34)</sup> Verboten (harâm) im Sinne religiöser Bewertung ist eine Handlung — hier das Rauchen —, deren Begehung bestraft und deren Unterlassung belohnt wird.

<sup>35)</sup> Indifferent (mubâh) im Sinne der religiösen Bewertung ist eine Handlung, deren Begehung weder belohnt noch bestraft wird, also sich einer Bewertung überhaupt entzieht.

<sup>36)</sup> Die „Wurzeln“ (usûl) des Rechtes sind (als Rechtsquellen im abendländischen Sinne) Koran und Hadîth, sowie (als methodische Grundsätze im abendländischen Sinne) der Analogieschluß (qijâs) und der Consensus doctorum (idschmâ'). Die Methode der islamischen Rechtsanwendung erfordert tunlichste Rechtsfindung aus der jeweils frühest möglichen „Wurzel“.

auf sich beruhen ließ. Die Gefährlichkeit einer solchen Handlung liegt darin, daß das Volk dennoch auf dem Genuß des Verbotenen beharrt, während eine Gutachten im Sinne der Erlaubtheit des Tabaks dem Süchtigen entgegenkommt und das Volk vor Sünde schützt. Die ganze islamische Gemeinde ist ja praktisch verfallen, sie würde trotz allem rauchen und ein Verbot oder einen Verzicht darauf niemals anerkennen. Dem müssen die Richter und Mufti's Rechnung tragen, damit es keine Irrleitungen gibt. Denn es wäre natürlich unmöglich, etwa zu sagen, es sei indifferent, in einer als verpönt oder gar verboten erklärten Sache zu verharren. Behâ'î Efendi war ein sehr fähiger und gescheiter Kopf und wenn er nicht süchtig gewesen wäre, hätte er es zum hervorragendsten Gelehrten von Rûm gebracht. Im Falle des Tabaks schaute er auf das Volk und erbarmte sich seiner. Nach ihm ist kein solch großartiger Muftî mehr dagewesen.

Nach der Besprechung dieser sieben Punkte gibt Hâddschî Chalîfa noch einige Empfehlungen und ergänzende Mitteilungen. Zunächst begegnet er dem Einwand, ob es denn nicht ein logischer Widerspruch sei, eine Sache gleichzeitig als verboten, verpönt und indifferent zu bezeichnen. Es komme eben darauf an, wie man die Sache benutze. Es sei z. B. nicht verboten, Baqlava<sup>37)</sup> zu essen. Baqlava aber sei verboten, wenn man es nach dem Sättigungszustand genieße, da es dann schädlich sei. In Sachen Tabak sei es das Beste, allerorten im Osmanenreiche den Tabakbau mit schweren Pachtsummen zu belasten und Aufseher einzusetzen. Je Oqqa<sup>38)</sup> solle man 20 Gurûsch Amtsgebühren einheben. In den Städten solle man den Tabak nur an bestimmten Stellen verkaufen und nicht gestatten, daß er überall zu haben sei. Die Tabakernte bringe jährlich 100 Lasten Aqtsche<sup>39)</sup>. In der scharfen Verbotszeit unter Sultan Murâd IV. haben Raucher aus Vorsicht Tabak oft nicht aus Pfeifen geraucht, sondern ihn zerrieben und durch Aufschnupfen ihr Gelüst befriedigt. Später, so sagt Hâddschî Chalîfa, machten sie diese Dummheit nicht mehr, da sie ungefährdet rauchen konnten. Gewisse Enthaltsamkeitsapostel rauchten selbst nicht, regten sich aber auch nicht über die Raucher auf. Manche meiden den Tabak auch, weil er nicht zu ihrer Veranlagung paßt, meint Hâddschî Chalîfa zum Schluß und nennt sich

<sup>37)</sup> Bekannte türkische Süßspeise.

<sup>38)</sup> Türkische Gewichtseinheit, etwas mehr als ein Kilogramm.

<sup>39)</sup> Aqtsche „Weißling, Asper“, türkische Münzeinheit wechselnden Wertes, ebenso Gurûsch.

selbst als Beispiel. Seiner Weisheit Schluß in Bezug auf den Tabak ist also, daß man jeden nach seiner Art selig werden lassen solle.

Im sechsten Kapitel seines Werkes *Mizân al-haqq fî ichtijâr al-ahaqq* läßt Hâddschi Chalîfa sich in ähnlicher Weise über den Kaffee<sup>40)</sup> aus, über den es früher ebenfalls theologisch-rechtliche Streitigkeiten gegeben hat. Aufgekommen ist der Kaffeegenuß im Lande Jemen, von wo aus er sich, ähnlich dem Tabak, über die Welt verbreitet hat. Einige jemenische Schejche hatten sich zusammen mit ihren Derwischen in die dortigen Berge zurückgezogen und begonnen, jene als Bohnen<sup>41)</sup> bezeichneten Früchte des Kaffeestrauches zu zerreiben und zu essen. Manche rösteten sie auch und tranken den Absud davon. Dieses Nahrungsmittel hatte die Eigenschaft, das beschauliche Leben und die asketischen Übungen günstig zu beeinflussen und die fleischlichen Gelüste zu dämpfen. Es gehörte zur Gruppe der kalt-trockenen Nahrungsmittel<sup>42)</sup>. Die jemenische Bevölkerung machte es bald den Derwischen nach und genoß ebenfalls den Kaffee. Um das Jahr 950<sup>43)</sup> kam der Kaffee mit Schiffen nach Rûm<sup>44)</sup>. Er wurde zunächst scharf abgelehnt und man erließ Gutachten, daß er verboten sei, da er wegen seines verbrannten Zustandes nicht gebilligt werden könne. Von Ebû's-Su'ûd Efendi<sup>45)</sup> wird sogar berichtet, er habe die Schiffe, die Kaffee führten, anbohren und die Ladung ins Meer versenken lassen. Aber diese Verbote und Gewaltmaßnahmen hatten keinen Erfolg, denn die erlassenen Gutachten und die Predigten gelangten nicht an das Ohr des Volkes. Vielmehr wurden allerorten Kaffeehäuser errichtet, überall herrschte Gier und große Nachfrage nach dem begehrten Getränk. Die Ge-

<sup>40)</sup> S. 45—48. Das arab. qahva „Kaffee“ bedeutete ursprünglich geradezu „Wein“.

<sup>41)</sup> arab. bunn, das Grundwort des deutschen Lehnwortes ‚Bohne‘.

<sup>42)</sup> Nach der alten Auffassung (vgl. oben S. 346 Anm. 18) teilen sich die Nahrungsmittel in ‚trockene‘ und ‚feuchte‘ einerseits und ‚kalte‘ und ‚heiße‘ andererseits, wobei verschiedene Kombinationen möglich sind und außerdem verschiedene Grade bestehen. Gemeint ist dabei jeweils der Zustand an sich, nicht der durch äußere Einwirkung veränderte. So ist etwa Wasser ‚kalt‘ an sich, auch wenn es erwärmt wird usw.

<sup>43)</sup> 950 H = 1543 D.

<sup>44)</sup> Unter Rûm ist hier zunächst Anatolien zu verstehen.

<sup>45)</sup> Ebû's-Su'ûd war der bedeutendste Rechtsgelehrte seiner Zeit. Über ihn vgl. etwa P. Horster, Zur Anwendung des islamischen Rechts im 16. Jahrhundert. Die „juristischen Darlegungen“ (ma'rûzât) des Scheich ül-Islam Ebû Su'ûd (gest. 1574) (Stuttgart 1935) (= Bonner Orientalistische Studien Heft 10), wo auch ein ausführliches Lebensbild.

nußmittelsüchtigen tranken ihn besonders gern, weil er ihre euphorischen Zustände steigerte, und hätten für eine Tasse Kaffee ohne weiteres ihr Leben hingegeben. In späterer Zeit erließen die Mufti's Gutachten, wonach der Kaffee erlaubt war und der verewigte Bustânzâde<sup>46)</sup> erließ sogar ein ausführliches Fetvâ in Versen<sup>47)</sup>. Die Kaffeehäuser betrieb man einige Jahr lang teils mit Erlaubnis, teils trotz Verbotes. Nach dem Jahre 1000<sup>48)</sup> waren sie alle erlaubt, und an jeder Straßenmündung entstand ein Kaffeehaus. Die Folge war, daß man sich nur noch darin herumtrieb, wo Sänger und Musikanten auftraten, und alles seine Geschäfte vernachlässigte und Handel und Wandel stockten. Als der verewigte Sultan Murâd IV. gegen Ende des Jahres 1042<sup>49)</sup>, dies vernahm, ließ er, „um dem Volke Wohltaten zu erweisen und guten Rat zu geben“, alle Kaffeehäuser im Osmanischen Reiche zerstören und verbot jegliche Wiedereröffnung. Zunächst freilich warteten die Besitzer in der Hoffnung auf einen Widerruf der großherrlichen Verordnung noch zu und hielten die Häuser, statt sie zu zerstören, nur geschlossen. Dann aber wurden so gut wie alle zerstört und die Besitzer machten andere Geschäfte auf. Anders lagen die Dinge in der Provinz, wo alles beim alten geblieben war und man weiterhin kräftig Kaffee trank und Kaffeehäuser unterhielt<sup>50)</sup>. Es ging wie beim Tabak: die Verbote dauerten nicht ewig und kein Mensch wollte sie anerkennen.

Nach Hâddschî Chalîfa's Auffassung gehört der Kaffee zur Gruppe der kalt-trockenen Nahrungsmittel und der Zusatz von heißem Wasser vermehrt eher die Kälte statt sie zu mindern, denn auch das Wasser gehört an sich zu den kalten Stoffen, weshalb es ja auch den Durst vertreibt. Wird Kaffee auf etwas Organisches gegossen, so verbrennt es nicht, denn seine Hitze ist fremde, nicht eigene Hitze und macht daher keinen Eindruck. Seine Trockenheit indes ist Ver-

<sup>46)</sup> Starb 1575. Vgl. H. J. Kissling, Aus der Geschichte des Chalvetijje-Ordens S. 278 und das dort angegebene Schrifttum.

<sup>47)</sup> Fetvâ sind die Rechtsgutachten der Mufti's.

<sup>48)</sup> 1000 H = 1591 D.

<sup>49)</sup> 1042 H = 1632 D.

<sup>50)</sup> Vgl. dazu etwa H. J. Kissling, Beiträge zur Kenntnis Thrakiens im 17. Jahrhundert (Wiesbaden 1956) (= Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes XXXII, 3) S. 74, sowie besonders G. Elezović, Kafa i kafana na balkanskom poluostrvu. Otkad je kod nas počeo da trosi kafu i da se zabavlja po kafanami? (= Prilozi za književnost, jezik, istoriju i folklor, Festschrift P. Popović (Belgrad 1938) S. 617 ff.), wo Hâddschî Chalîfa's Kaffeeabhandlung wörtlich übersetzt ist.

änderungen zugänglich. Während er selbst beispielsweise zum dritten Trockenheitsgrade gehört, verbleibt er im zweiten Trockenheitsgrade und verschwindet ein Trockenheitsgrad, wenn ihm etwas Kalt-Feuchtes des zweiten Grades beigemennt wird. Dank seiner Trockenheit vertreibt er den Schlaf und je nach der Säftemischung des Genießers treibt er Harn. Für Leute mit trockener Säftemischung, und besonders für Leute mit melancholischem Temperament taugt er nicht, sondern ist vielleicht sogar kontraindiziert. Im Übermaße genossen erzeugt der Kaffee Schlaflosigkeit und Schwermutsanfälle. Man sollte ihn immer mit Zucker trinken. Für Menschen mit feuchter Säftemischung, besonders für Frauen ist der Kaffee sehr zuträglich. Sie können sehr viel von schwerstem Kaffee trinken, ohne daß ihnen das Übermaß schadet, sofern sie nicht melancholischen Temperamentes sind.

Das siebente Kapitel in Hâddschî Chalîfa's Werk betrifft die Rauschgifte, unter denen der Haschîsch<sup>51)</sup> und das Opium<sup>52)</sup> besonders genannt werden. Er ist der Auffassung, daß Opium, Haschîsch und die übrigen Rauschgifte zu den Heilmitteln gehören, infolgedessen nur bei Krankheiten verwendet werden dürfen, nicht aber als Nahrungsmittel zu genießen sind. Wenn sie erforderlichenfalls zusammen mit Nahrungsmitteln gereicht werden, so heißt das nicht, daß dies mit den medizinischen Gesetzen übereinstimmt. Es ist überhaupt Zurückhaltung am Platz, da die mit dem Haschîsch und dem Opium hervorgerufenen euphorischen Zustände zur Süchtigkeit führen und den Menschen sittlich zugrunderichten, denn der euphorische Zustand ist nur vorübergehend, während der Genuß dieser Rauschgifte den Körper dauernd schwächt und auch die geistigen Kräfte allmählich leiden. Die Abstopfung dieses Vorgangs ist kaum möglich,

---

<sup>51)</sup> Haschîsch, auch Barsch genannt, ist ein in verschiedenen Sorten seit alters im Morgenland verbreitetes Hanfderivat, dessen Genuß euphorische Zustände, Sinnestäuschungen und stark sexuell gefärbte Träume erzeugt. Vgl. dazu O. R e s c h e r, a.a.O. S. 10 und S. 14. Die starke Süchtigkeit und die dadurch bedingte Willfährigkeit vieler Morgenländer wurde zu Zeiten für politische Zwecke ausgenutzt, besonders durch die Großmeister des ismâ'îlitischen Assassinen-Ordens, dessen Mitglieder gegen Haschîsch-Belohnung Feme-Morde zu verüben bereit waren und daher geradezu als Haschschâschîn („Haschisch-Genießer“) bezeichnet wurden. Von dieser Bezeichnung leitet sich französisches assassin ‚Meuchelmörder‘ und italienisches assassino (in gleicher Bedeutung) und deren Weiterbildungen ab.

<sup>52)</sup> Opium (afjûn), das bekannte Mohnderivat und berüchtigte Rauschgift, in der Heilkunde zur Schmerzstillung und Betäubung verwendet, oft aber mißbraucht zur Erzeugung euphorischer Zustände.

zumal plötzliche Entziehung gefährlich sein kann. Daher spricht sich Hâddschî Chalîfa auch gegen Maßnahmen gegen einmal süchtig Gewordene aus<sup>53)</sup>).

## Peter Zaboĵ Kellner-Hostinský, ein slowakischer Philosoph

Von DMITRIJ TSCHIŽEWSKY (Heidelberg)

### 1.

Peter Kellner (1823—1873) gab sich als Student des Preßburger Lyzeums den slawischen Vornamen „Záboĵ“ und slawisierte auch seinen Familiennamen zu „Hostinský“. Bekannt ist er jedenfalls, im Gegensatz zu seinen Freunden und Zeitgenossen, unter dem Doppelnamen P. Z. Kellner-Hostinský, sein slawischer Name vermochte nicht, seinen deutschen zurückzudrängen.

Seine dichterischen Werke werden in jeder Geschichte der slowakischen Literatur behandelt, seine Philosophie jedoch meist nur kurz erwähnt. Und man muß sagen: gerade seine philosophischen Werke und Fragmente verdienen Beachtung, vielleicht auch außerhalb des engeren Rahmens der slowakischen Philosophiegeschichte<sup>1)</sup>. Seine Persönlichkeit steht vor uns nicht so klar wie die seines Meisters L'udovít Štúr oder seiner Zeitgenossen J. M. Hurban und M. M. Hodža und selbst der einsamen Einzelgänger Samo Bohdan Hroboň oder Janko Král'. Freilich war Kellner-Hostinský ein Mann,

<sup>53)</sup> Kaffee, Tabak und Haschisch sind dem Morgenländer eng zusammengehörige Begriffe. Wir erinnern an das Verslein

ad-uchân bilâ qahva ka'l-dschimâ' bilâ schahva,

al-qahva bilâ barsch ka'd-dâr bilâ farsch,

al-barsch bilâ uchân ka'd-dâr bilâ hitân

„Tabak ohne Kaffee ist wie ein Beischlaf ohne Sinnenlust,

„Kaffee ohne Haschisch ist wie ein Haus ohne Bett,

„Haschisch ohne Tabak ist wie ein Haus ohne Wände.“

Vgl. H. J. Kissling, Aus der Geschichte des Chalvetijje-Ordens S. 277.

<sup>1)</sup> Daß man von einer Geschichte der Philosophie in der Slowakei mit vollem Recht sprechen darf, das zeigen die Werke der deutschen und slowakischen Theologen des 17. Jh.s, die meist in Eperies wirkten (vgl. meine Berichte über neuere Arbeiten über einige dieser Männer in den SOF.), dann die Tätigkeit mancher Tyrnauer Philosophen und Theologen im 17.—18. Jh. und endlich die Schriften Štúrs und seiner Jünger (womit sich S. Št. Osuský beschäftigte, vgl. meine Besprechung seiner Schriften in der ZfsPh. XII 1936, 423—435 und der zweiten Ausgabe seines Buches über Štúr in „Slovenské Pohl'ady“ 1936, 10, 560—563, sowie mein Buch „Štúrova filozofija života“ Preßburg. 1941).

dem im Laufe seines Lebens der eine oder andere Wurf gelang: so schrieb er neben mehreren zweitrangigen Gedichten ein in seiner Art glänzendes kleines Poem „Silvestrova noc“<sup>2)</sup>, neben dem langwierigen, spannungslosen Drama: „Svätoslavičovci“ und einem fantastischen Buch über die Religion der alten Slawen, einige inhaltlich nicht uninteressante philosophische Abhandlungen. Im Archiv des Nationalen Museums in Turčianský Sv. Martin liegen umfangreiche Manuskripte seiner nicht abgeschlossenen philosophischen Arbeiten, die ebenfalls Aufmerksamkeit verdienen.

Daß Keller-Hostinský von seinen Zeitgenossen und vor allem von Štúr geschätzt war, zeigt der Umstand, daß er als Redaktionsmitglied der Zeitschriften Štúrs sich betätigen durfte. Seine philosophischen Werke zeigen unter anderem, daß die verbreitete Vorstellung von der Štúr-Gemeinde als von einer Gruppe der orthodoxen Hegelianer keinesfalls zutrifft. Hodža, der allerdings Štúr persönlich nie besonders nahestand, war Schellingianer, und die theologischen Interessen überwogen bei ihm weit die philosophischen. Aber auch andere junge Männer, die Štúr allem Anschein nach besonders gerne hatte, waren keinesfalls Hegelianer: das war gerade unser Kellner-Hostinský und der bereits erwähnte S. B. Hroboň<sup>3)</sup>.

Den philosophischen Ansichten Kellner-Hostinskýs ist eine kleinere Abhandlung von S. Št. Osuský gewidmet<sup>4)</sup>. Die Handschriften Hostinskýs hat er aber nicht benutzt, und es lohnt sich, auch auf deutsch mindestens eine kürzere Nachricht von dem philosophischen (gedruckten wie handschriftlichen) Nachlaß dieses Mannes zu geben. Die Handschriften Hostinskýs habe ich vor zwanzig Jahren (1936—37) durchgearbeitet und meine umfangreichen Auszüge kann ich hier neben den veröffentlichten Werken einer kurzen Charakteristik seiner philosophischen Ansichten zugrundelegen<sup>5)</sup>.

<sup>2)</sup> Št. Krčméry bezeichnet dieses Gedicht als einen der „Gipfel“ der slowakischen Dichtung bis heute (Stopäťdesiat rokov slovenskej literatúry. I. Turč. sv. Martin. 1943, S. 163).

<sup>3)</sup> Darüber mein Buch „Štúrova filozofia“, besonders S. 61—73.

<sup>4)</sup> „Kellner-Hostinský filozof“ in Sborník Matice Slovenskej XIII 1935, II, 3, S. 163—182.

<sup>5)</sup> Die philosophischen Aufsätze Hostinskýs waren mir alle zugänglich dank der Existenz einer ausgezeichneten Sammlung der alten slowakischen Drucke in Harvard (vgl. meinen Aufsatz „The Slovak Collection of the Harvard College Library“ in „Harvard Library Bulletin“ VII 1953, 3, S. 299—311 und einzeln, s. S. 308—9).

Ich muß zunächst betonen, daß, den uns zugänglichen Quellen nach zu urteilen, Kellner-Hostinský einer der belesensten Vertreter seiner Generation war. Wie er zu der mannigfaltigen, vor allem philosophischen Literatur kam, die er in seinen Handschriften, zum Teil auch in seinen gedruckten Werken zitiert, ist schwer zu sagen. Jedenfalls beschäftigte er sich mit der modernen Philosophie, neben den Werken Hegels vor allem mit denen der „Schellingschen Schule“, er studierte die ältere Mystik, und wenn man seine Werke liest, findet man auf Schritt und Tritt Anspielungen auf philosophische Klassiker oder auch auf Philosophen zweiten und dritten Ranges. Und dabei entbehren seine eigenen philosophischen Überlegungen nicht der Originalität, wenn er auch seine Gedanken meist nur andeuten, verkündigen, und nur selten entwickeln und begründen kann.

Auch die Dichtung Kellner-Hostinskýs will meist philosophische Dichtung sein. Oder mindestens versucht er in seinen Gedichten und seinem Drama irgendwelchen Ideengehalt dem Leser zu übermitteln. Doch ist er kein echter Dichter und seine Gedichte und vor allem sein Drama leiden an dem Mangel, der gerade in der philosophischen Dichtung schwerwiegend ist: es fehlt ihm die Fähigkeit, seine Gedanken in klare, zugespitzte und schön formulierte Ausdrücke zu prägen. Aber wie gesagt, manchmal gelingt ihm ein kühner Wurf, und so konnte er als Dreiundzwanzigjähriger seine „Silvesternacht“ („Silvestrova noc“ 1846<sup>6)</sup>) dichten, ein Gedicht, das trotz Mangel an Klarheit eindrucksvoll wirkt und bei seinen Zeitgenossen und auch jetzt noch als ein schönes Werk aufgenommen wird. Die Szenerie (vielleicht von den „Dziady“ Mickiewiczs beeinflusst) ist unheimlich: ein Prophet zusammen mit einer Gemeinde der Gläubigen erwartet in einer kleinen Kapelle den Angriff der bösen Geister. Die tapferen Jünger wehren den Ansturm ab. Sicherlich ist das eine Anspielung auf die politische Situation jener Zeit, als die junge slowakische Generation sich verpflichtet und berufen fühlte, gegen die feindlichen politischen und kirchlichen Kräfte die Zukunft ihres Volkes zu verteidigen. Doch ist es nicht der Inhalt, der den Wert eines Gedichtes ausmacht. Wie gesagt, gibt das Gedicht eindrucksvoll und einprägsam die unheimliche Atmosphäre der finsternen Nacht, und den Zauber wechselnder Stimmung wieder ... Man kann das Gedicht vom dichterischen Standpunkte aus, auch vom Inhalt abgesehen, als eine schöne Ballade betrachten.

<sup>6)</sup> Almanach „Nitra“ II, 1846.

Auch ein anderes fast gleichzeitig mit „Silvestrova noc“ entstandenes Gedicht Kellner-Hostinskýs entbehrt nicht des Reizes, und zwar wegen der dem Verfasser sonst nicht gelingenden Prägnanz der Formulierungen. Es ist ein slavophiles Gedicht, und zwar „slavophil“ in dem Sinne des romantischen fantastischen Slavophilentums, zu welchem damals freilich nicht Štúr selbst, aber manche seiner Jünger Neigung hatten. Das Gedicht heißt „Duma na Tatrách“<sup>7)</sup>. Das Gedicht geht von der Vorstellung aus (die auch S. B. Hroboň teilte), daß das Tatragebirge die Urheimat der Slawen ist und daß die zentrale Lage in der slawischen Welt dem Volke, das dieses Gebiet bewohnt, eine besondere Mission unter den Slawen (und folglich auch unter allen Völkern der Erde) zuteilt. Das Gedicht gipfelt in den lapidar geprägten, oft zitierten Sätzen: Die Tatra war von jeher die Wiege der Völker, in der Zukunft wird über die Tatra die Morgenröte der neuen Ideen aufleuchten. Diese Ideen werden von einem eingeborenen Sohn der Tatra an einen auserwählten Helden verkündet. Die Natur der Tatra ist „das Lied des Volkes“ und dieses Lied wird einst zu der Stimme des Lebens werden<sup>8)</sup>. So kann man die nicht restlos klaren, aber für unseren Dichter ungewöhnlich scharf formulierten Gedanken dieses Gedichtes wiedergeben.

Čím ste v pravekoch boly, Tatry naše?  
 Kolískou národom.  
 Čím budu svetú sväte hradby vaše?  
 Myšlienok východom.  
 Kdo vaších duchov tajomstva vyveští?  
 Zrodený syn Tatier.  
 A kto rozumie slová tých poviestí?  
 Vybraný bohatier.  
 Čo vaše víchry, blesky, vody, šumy?  
 Chóry, pesní ľudu.  
 Či vaše túžby ostanú len dumy?  
 Hlasom žitia budú!

<sup>7)</sup> Orol Tatranský II 1845, Nr. 12—13.

<sup>8)</sup> Welche Bedeutung der Begriff „Leben“ (in deren Behandlung Štúr sich übrigens Ranke nähert) in der Geschichtsphilosophie Štúrs spielt, habe ich in meinem Buch (Anm. 1) zu zeigen versucht, s. die S. 35—40 und 61—65.

Diese Ideen verließen den Autor bis zum Ende seines Lebens nicht mehr. Aber ihnen einen gleich schönen Ausdruck zu verleihen, war ihm nicht beschieden<sup>9)</sup>.

## 2.

Von den philosophischen Ideen Kellner-Hostinskýs erweckt zunächst unsere Aufmerksamkeit die Erkenntnistheorie, die er in der Polemik mit Ctiboh Zoch (Cochius) entwickelte. Die Polemik wurde eigentlich durch einen Aufsatz J. M. Hurbans hervorgerufen, der 1846 die Intuition als die Erkenntnisquelle der „slawischen Wissenschaft“ bezeichnete: „ein slavischer Gelehrter soll mit dem slavischen Auge die Wahrheit sehen ... Sehen und so wissen“<sup>10)</sup>. Zoch erwiderte darauf mit der Aufstellung eines anderen Ideals der „slawischen Wissenschaft“: sein Ideal (auch bei Russen vertreten)<sup>11)</sup> ist die Synthese der romanischen und germanischen Wissenschaft und das weitere Bauen auf dieser Grundlage. Auf den Aufsatz Zochs antwortete nun die Replik Kellner-Hostinskýs und auf die kritische Antwort Zochs die „Duplik“, die die in dem ersten Aufsatz Hostinskýs entwickelten Ansichten genauer zu formulieren versucht<sup>12)</sup>.

Den Standpunkt Hostinskýs kann man als eine Art „Intuitivismus“ bezeichnen. Seine Darstellung ist leider durch die übermäßige Hervorhebung der Frage nach der „slawischen Wissenschaft“ etwas verdunkelt. Aber seine rein philosophischen Gedanken lassen sich auch mit Umgehung dieser fantastischen und manchmal etwas zu anspruchsvollen und daher peinlich wirkenden Gedankengänge formulieren. Hostinský stellt seinen erkenntnistheoretischen Standpunkt zwei früheren entgegen: erstens dem Sensualismus und Empirismus,

<sup>9)</sup> Über die späteren Formulierungen der slawophilen Ideen durch Kellner-Hostinský vgl. weiter unten § 5.

<sup>10)</sup> Vgl. darüber O s u s k ý : Hurbanova filozofija. Myjava. 1928, S. 170. Daß hier Hurban sehr weit von Hegel abweicht, ist ja klar. Darum ist seine Bezeichnung als Hegelianer kaum berechtigt!

<sup>11)</sup> Zunächst klingt dieses Motiv, wie es scheint, bei K. Z e l e n e č k ý j (1835), später bei B e l i n s k i j, in der Puškin-Rede D o s t o j e v s k i j s und in dem berühmten Gedicht A. B l o k s „Skify“ wieder.

<sup>12)</sup> H u r b a n s Aufsatz erschien in „Slovenské Pohladi“ (sic!) I 1846, 1; die Antwort Z o c h s in „Orol Tatranský“ II 1846, Nr. 51 ff. die Replik Kellner-Hostinskýs ebendort, Nr. 59—61, der zweite Aufsatz Zochs ebendort, Nr. 66—67, die Duplik Hostinskýs ebendort III 1848, Nr. 76—78. Ich ziehe zu meiner Darstellung auch die späteren Aufsätze Hostinskýs (s. § 5) heran. Der Aufsatz „Prvotini vedi slovanskej“ (Slov. Pohladi II 1851, S. 121 ff., 161 ff.) enthält im Vergleich zu den anderen Werken Hostinskýs nichts wesentlich Neues.

die von manchen griechischen Philosophen und in der neueren Zeit bei den romanischen Völkern und Engländern vertreten waren, zweitens der idealistischen Metaphysik (die Eleatten, Sokrates, Plato und die deutschen Philosophen Fichte und Hegel sind ausdrücklich genannt). Die erste Richtung konzentrierte ihre Aufmerksamkeit auf die Natur, die zweite — auf den Geist. Der dritte und höhere Standpunkt, der bei den Slawen vertreten wird (und bis jetzt nur angedeutet war), sei eben der Hurbans und Hostinskýs. Von den slawischen Denkern erwähnt Hostinský als Vorverkünder dieses neuen Standpunktes Comenius, Cieszkowski, Trentowski und Kollár, neben einigen weiteren Namen, darunter Mickiewicz und anderer polnischer Messianisten.

Die Grundzüge des „Intuitivismus“ Hostinskýs weichen jedoch stark von der Lehre Schellings über die „intellektuelle Anschauung“ ab. Man muß allerdings einerseits anerkennen, daß die Lehre Schellings vermutlich doch die Ideen Hostinskýs angeregt hat, andererseits aber darauf hinweisen, daß die „Intuition“ (videnie = das „Sehen“), wie Hostinský sie auffaßt, der „Anschauung“ (hl'adenie, názor) scharf gegenübergestellt wird<sup>13</sup>). Die „Anschauung“ der deutschen spekulativen Philosophie betrachtet Hostinský als einen Prozeß, während dieser Prozeß nur ein Element, ein Bestandteil des ganzen „Sehen“, sei. Die Anschauung ist noch nicht Wissen, das „Sehen“ zugleich ein Wissen, und zwar ein vielseitiges Wissen: das Wissen von dem, was ist, was war und was sein soll. Im „Sehen“ sollen alle Erkenntnismomente vereinigt sein: vor allem die Erkenntnis durch die Sinne und durch die Vernunft. Das Wissen ist (so auch bei Hurban) das Bewußtsein, aber das Bewußtsein darf nicht auf die Sphäre des Geistes allein beschränkt werden. Das wäre A b s t r a k t i o n ; das Wissen = Bewußtsein soll aber den Eingang zur vollen Wirklichkeit eröffnen (hier folgt Keller-Hostinský offensichtlich den

<sup>13</sup>) Große Schwierigkeit macht bei der Wiedergabe der Gedanken Kellner-Hostinskýs seine Terminologie. Unter seinem „Sehen“ (videnie) versteht er sicherlich eine Art „Intuition“, aber da er die „intellektuelle Anschauung“ Schellings ablehnt, kann er die Termini, die er für den Schellingschen Begriff kennt (intuition, visio, Anschauung) für seinen Begriff der Intuition nicht verwenden. Schellings Intuition wirft er einerseits spekulativ-rationalistischen, andererseits mystischen Charakter vor (was ja kein Widerspruch ist!). Aber für seinen Begriff gebraucht er einmal den möglichst unpassenden Ausdruck „animadversio“, der allerdings den „lebendigen“ Charakter der Tat wiedergeben kann, nur wenn man das Wort in seinem b u c h s t ä b l i c h e n Sinne nimmt. Am besten wäre „hl'adenie“ und „videnie“ als „Betrachtung“ und „Sehen“ wiederzugeben.

Gedankengängen Cieszkowskis und dessen „Philosophie der Tat“). Dem deutschen Idealismus stellt Hostinský den Ideal-Realismus<sup>14</sup> entgegen; leider sind seine Formulierungen des „ideal-realistischen“ philosophischen Programms recht unbestimmt. Der Ideal-Realismus sei das Streben, die völlige Einheit und Ganzheit (celost') der beiden einem Philosophen vorliegenden Gebiete: der Natur und des Geistes zu begreifen. Hostinský geht auch zu der philosophischen Anthropologie über: er will offensichtlich durch ein zu schaffendes ideal-realistisches System die beiden Seiten des menschlichen Wesens — den Körper und den Geist — befriedigen. Da der Mensch durch diese beiden Seiten seines Wesens an dem Reich der Natur und dem Reich des Geistes teilnimmt, muß er auch die beiden ihm zur Verfügung stehenden Erkenntniskräfte, die Sinne<sup>14</sup>) und die Vernunft für den Aufbau der echten („slawischen“) Wissenschaft (dieses Wort gebraucht Kellner-Hostinský im gleichen Sinne, wie „Philosophie“) betätigen.

Einige Male gebraucht Hostinský in den Handschriften auch das Wort des Comenius „Pansophia“ als Bezeichnung der zukünftigen „slawischen Wissenschaft“. Ein Entwurf dieser slawischen Wissenschaft, vielmehr ihrer „Anfänge“ (prvotiny) bietet nur Andeutungen, die in den handschriftlichen Fassungen (weiter § 4) ausführlicher dargelegt sind.

Das ist freilich nur ein Programm und zwar ein utopisches, soweit keine näheren Hinweise auf die konkreten Aufgaben und Wege der Philosophie gegeben werden. Die schönen Worte von dem „Auge des Geistes“ neben dem „Auge der Natur“, die der Mensch besitze und gebrauchen solle, können nicht als Antwort angesehen werden. Jedenfalls klingt aus den Aufsätzen Hostinskýs die romantische Sehnsucht nach dem „ganzheitlichen Wissen“. Er betont (in seinem zweiten Aufsatz), daß sein „Sehen-Wissen“ auch den Glauben (die Offenbarung) und das Wissen (die Wissenschaft) versöhnen soll. Und er betont außerdem, daß das „Sehen-Wissen“ unbedingt zur Tat führe, und also im „Leben“ sich verwirkliche. Auch das ist ein romantisches Motiv: „das lebendige Wissen“.

Wir ließen die „slavophilen“ und in diesem Zusammenhang wenig berechtigten Ergüsse Hostinskýs beiseite. Betonen muß man je-

<sup>14</sup>) Die „Sinne“ versteht Hostinský nicht immer als „sensus“: die Sinne gipfeln für ihn im „Verstand“, während die „Vernunft“ ein Organ der spekulativen Erkenntnis des Geistes ist.

denfalls, daß er sich weder zu Hegel noch zu Schelling bekennt<sup>15)</sup> und neben den beiden konstruktiven Prinzipien des deutschen Idealismus, Bewußtsein und Selbstbewußtsein, auch die „Selbst t a t“ („se-badej“ oder „sebaskutok“) stellen will, wohl nach Cieszkowski.

Wie unklar mancher Punkt dieser Gedankengänge auch sein mag, man muß anerkennen, daß Hostinský einige vom deutschen Idealismus nicht gelöste Probleme gesehen hat. Er merkte vor allem, daß der Transzendentalismus, der doch das Allgemeingut aller Richtungen der idealistischen Philosophie ist, daran leidet, daß er entweder Wirklichkeit, die der Vernunft zugänglich ist, „ärmer“ als das absolute Sein sein läßt, oder umgekehrt, das absolute Sein zum immanenten Inhalt des philosophierenden Geistes macht. Das Programm Hostinskýs ist romantisch — und wir können hier verschiedene Anklänge an die — ihm jedenfalls unbekannten — Programme der russischen Slavophilen (z. B. Kireevskij) oder selbst Vladimir Solovjevs finden. Inwieweit sein „Intuitivismus“ den entsprechenden späteren russischen Richtungen (vor allem von N. O. Losskij und S. Frank) verwandt ist, kann man bei der Unbestimmtheit des Programms Hostinskýs nicht entscheiden.

### 3.

Hostinský hat sich später noch zu einigen philosophischen Fragen äußern können. Seine Handschriften zeigen, daß er sein Leben lang, oder mindestens bis in die späteren Jahre hinein, sich mit der Ausarbeitung der Lehre vom „Sehen“ (Vidboslovie) beschäftigt hat. Doch hat er sich in seinem bekanntesten Aufsatz „Eine Eintragung im Album“<sup>16)</sup> mindestens zu einer konkreten philosophischen Frage äußern können. Die Gedankengänge dieses Aufsatzes sind, trotz seines großen Umfangs, leichter zu fassen und darzustellen, als die „intuitivistische“ Erkenntnistheorie Kellner-Hostinskýs.

Es handelt sich hier um einen Kommentar zu dem Zitat aus Goethes Faust, das er im Album einer Dame eingetragen fand. In Form der Briefe an die Besitzerin des Albums, entwickelt Hostinský

<sup>15)</sup> Hostinský kannte damals die „Philosophie der Offenbarung“ nicht, sie war ja auch nicht veröffentlicht; aber er hätte von der späteren Philosophie Schellings, wenn nicht aus der von Paulus 1842 veröffentlichten Darlegung, so doch mindestens aus den Erzählungen S. B. Hroboň's, der die Vorlesungen Schellings in Berlin besuchte und darin die ihm willkommene Widerlegung des Hegelianismus fand, etwas erfahren.

<sup>16)</sup> „Jeden zápisok do pamätnika“ in „Sokol“ I, 1862, Nr. 7—12.

nun Gedanken, die ausdrücklich als seine eigenen bezeichnet werden<sup>17)</sup>. Die neun Briefe, die mit dem J. 1850 datiert sind, gehören zu dem Klarsten und Durchsichtigsten, was Kellner-Hostinský geschrieben hat: es ist ihm wiederum ein Wurf gelungen. Auch die zahlreichen geistesgeschichtlichen Hinweise sind einfach und an passenden Orten angebracht. Freilich kann man nicht ohne weiteres den Interpretationen Hostinskýs zustimmen.

Im „Faust“ ist in einer Person „deutsche Subjektivität im Lichte ihres Bewußtseins“ dargestellt. Die Gestalt des Faust ist vom deutschen Volk geschaffen und ist eine anschauliche Verkörperung der „deutschen Subjektivität im Lichte ihres Bewußtseins“ oder die verkörperte „Idee der deutschen Weltanschauung“. Hostinský gibt eine wirklich hübsche Charakteristik des „faustischen Charakters“ mit seiner ewigen schöpferischen Unruhe ... Aber Faust wird von dieser Unruhe und der rastlosen Bewegung errettet: errettet durch Glauben und Demut. Und die Errettung kommt durch das „Ewig-Weibliche“. Die Briefe (besonders der III. und weitere) sind der Klärung dieses Begriffes gewidmet.

Das weibliche Prinzip hat eine erhabene Aufgabe in der Welt: die Beruhigung der menschlichen Seele, der dadurch „die Pforte des Himmels geöffnet wird, die keine männliche Kraft zu eröffnen imstande ist“. Das Ewig-Weibliche sei bei Goethe dasselbe, was er ein anderes Mal „Gott-Natur“ nennt. Im Wesen des Menschen gibt es Elemente des göttlichen Seins, neben dem rein menschlichen. Die Stärkung des göttlichen Elements im Menschen bedeutet seine Annäherung an das „Ewig-Weibliche“ (später behauptet Kellner-Hostinský einfach, daß das weibliche Prinzip dem „echten“ menschlichen Wesen näher sei, als das männliche Prinzip). Ohne das Element des Ewig-Weiblichen wäre der Mensch nur „Sohn der Natur“. Der ganze Lebensweg Fausts ist ein Versuch, das Göttliche mit den männlichen Kräften zu erreichen. Dieses Ziel scheint auf diese Weise unerreichbar zu sein. Vielmehr zeigt sich dieser „männliche“ Weg als der Weg des Abfalls von Gott. So ist es für Faust, so ist es für die ganze Menschheit. Der Weg des Abfalls, auf dem die Menschheit wandelte, wird aber „nach oben“ umgebogen: durch die Geburt Christi von einer Frau. Die historische Tat Christi ist die

<sup>17)</sup> A. P r a ž á k bringt in seinem etwas chaotischen Buche „Literární Slovensko let padesátých až sedmdesátých“, Prag 1932, eine Liste der Faust-Kommentare, die Hostinský angeblich gebraucht hat. Ich habe alle diese Bücher durchgesehen, keines von ihnen hat mit dem Artikel Hostinskýs etwas zu tun.

Wendung des menschlichen Strebens „nach innen“. Hier findet der Mensch Ruhe: wiederum redet hier Hostinský von der ganzen Menschheit wie von einem einzelnen Menschen.

Kellner-Hostinský entwickelt nun in diesem Zusammenhang einige geschichtsphilosophische Gedanken. Die ganze Geschichte des Christentums sei das Streben der Verbindung der Welt mit Gott in einer „geistlichen Ehe“ (nach dem „Hohen Lied“). Die Verehrung der Muttergottes hält er für einen kennzeichnenden Zug des Christentums (bemerkenswert ist es, daß das ein Lutheraner schreibt!<sup>18</sup>) Im Mittelalter blüht die Frauenverehrung auf. Die Lyrik verdankt derselben Frauenverehrung ihren Inhalt. Milton, Byron und Petrarca sind Zeugen der Bedeutung der idealen Liebe für die Entwicklung der Literatur. So spielt die Frau eine große Rolle im Kulturleben der Menschheit, wie auch im Leben eines jeden einzelnen Menschen.

Die ganze Kulturentwicklung hängt mit dem weiblichen Prinzip zusammen. Hostinský geht dann die einzelnen Künste durch, wobei er besonders den christlichen Charakter der Malerei, Poesie und Musik hervorhebt, um zu zeigen, daß das Wesen der Schönheit ebenfalls dem „Ewig-Weiblichen“ nahe stehe.

Die Frau stehe der Natur näher als der Mann. Die ganze Welt des Geistes sei vom Manne geschaffen. Die Natur sei aber ein positives Prinzip, während der Geist negativ sei (hier nähert sich Hostinský selbst der „Neuromantik“, etwa eines Klages). In der Sphäre des Geistes sei erst die Welt des Christentums von der Frau geschaffen, oder mindestens stehe sie unter dem entscheidenden Einfluß des weiblichen Prinzips. Alle Kräfte des Christentums strebten immer nach der Vereinigung und Versöhnung des Menschlichen und des Göttlichen, nach dem „Gott-Menschentum“ (das Wort kommt hier auch vor). Aber diese noch nicht ganz erreichte Einheit zerfalle z. Zt.: auf einer Seite stehe jetzt Abstraktion (Hostinský meint wohl die idealistische Philosophie), auf der anderen — Materialismus. Die Welt sei ohne Ideal geblieben und das Leben der Völker trage nicht mehr das christliche Gepräge. Die Darstellung des Ewig-Weiblichen in der Kunst nenne man jetzt verächtlich „Mystik“.

Goethe sei aber ein durchaus christlicher Dichter, meint Hostinský, und versucht das an der Analyse des „Faust“ zu zeigen, worin wir ihm nicht folgen werden. Nur einige Punkte seien hervor-

<sup>18</sup>) Im 5. Brief steht ein Satz, der vermuten läßt, daß die Besitzerin des Albums, an die die Briefe gerichtet sind, katholisch war. Das erklärt aber das Vorkommen solcher Stellen in den Briefen keinesfalls.

gehoben. Die ganze Geschichte des Christentums hat romantischen Charakter. Die Menschwerdung Christi, das Streben des Menschen nach der Seligkeit im Himmel, die Verehrung der Muttergottes, ja das ganze Mittelalter waren romantisch. Und die romantische Sehnsucht hat zwei Ideale: Christus und Muttergottes. Faust versucht seine Sehnsucht zunächst in der Sinnlichkeit zu befriedigen, dann in der „natürlichen Welt“ der Antike (Helena), um durch diese beiden Sphären hindurch zu der christlichen Wirklichkeit zu kommen.

Bezeichnend ist es, daß Hostinský jetzt mindestens von manchem Punkte der Philosophie Schellings mit Verständnis spricht. Die Identitätsphilosophie Schellings sei eine Parallelerscheinung zu der Versöhnung von Natur und Geist in Goethes „Faust“. Das „Ewig-Weibliche“ Goethes ist eine Parallele zu der „absoluten Identität“ Schellings, die dichterische Vision Goethes — zu der „intellektuellen Anschauung“. In der Politik war Napoleon Vertreter desselben Strebens nach dem „Gleichgewicht“: das war die Versöhnung der sozialen und politischen Gegensätze in der Anerkennung der gleichen Rechte aller Menschen, ein Ideal, das Napoleon von der französischen Revolution übernommen habe. Dieses Gleichgewicht ist allerdings (1850!) zerfallen. Nach Schelling und Goethe kommen als Vertreter der neuen Zeit Hegel und Byron, und das politische Gleichgewicht fehlt völlig.

Die beiden Teile des „Faust“ faßt Hostinský auch als Schilderung des Weges zu Gott seitens des einzelnen Menschen (der erste Teil) und der ganzen Menschheit (der zweite Teil) auf. In den beiden Teilen kämpfen die Natur und der Geist, das Subjektive und Objektive, das Ewig-Weibliche und das Männliche. Sie kommen zu Versöhnung und zu Gott. Aber die Dichtung über das Ideal des „ganzen Menschen“ bleibt die Aufgabe für einen zu erwartenden „slawischen Dichter“.

Wie wir sehen, gab diese (zum Schluß recht willkürliche) Faust-Interpretation Hostinský Gelegenheit, seine Geschichtsphilosophie darzulegen. Wie nach seinen ersten Aufsätzen zu erwarten war, zeigt er sich auch hier als Romantiker, und bekennt sich zur allerdings sehr weit verstandenen Romantik: zur Romantik als der Seinsform der christlichen Welt überhaupt. Die Gedanken Hostinskýs sind fast alle für die Romantik sehr typisch: hier sehen wir — bei einem Protestanten! — sogar eine hohe Bewertung des Katholizismus, die Verherrlichung des Mittelalters, endlich eine so hohe Einschätzung der Frau und des weiblichen Wesens, die ja selbst unter den Roman-

tikern nicht oft zu treffen ist<sup>19)</sup>. Die slavophilen Motive treten nur in einem einzigen Schlußsatz des letzten Briefes auf. Aber, wie wir sehen werden, hat Hostinský das Slavophilentum keinesfalls aufgegeben<sup>20)</sup>. Das Problem des „Ewig-Weiblichen“ hat er aber vielleicht nicht ganz zufällig behandelt: es steht in Verbindung mit seinem ganzen Gedankensystem<sup>21)</sup>.

#### 4.

Wie bereits erwähnt hat Keller-Hostinský einen umfangreichen handschriftlichen Nachlaß hinterlassen<sup>22)</sup>. Hier sind zunächst verschiedene Vorarbeiten zu den veröffentlichten Werken. Dann aber aus verschiedenen Zeiten stammende, nicht abgeschlossene Werke. Neben historischen und einem nicht ganz fertigen recht schwachen slavophilen Gedicht, erwecken unsere Aufmerksamkeit die philosophischen Fragmente. Das sind vor allem: verschiedene Fassungen des Werkes „Die Anschauungs-Wissenschaft“ — „Vidboslovie“, für die Hostinský auch verschiedene andere Namen (sogar „Ophthalmologie“) vorschlägt, und der für eine Naturphilosophie vorbereitete

<sup>19)</sup> Will man mit dem Wiener „Anthropos-Kreis“ bei verschiedenen modernen Völkern die Reste der „matriarchalen“ Ansichten sehen, so kann man den Standpunkt Hostinskýs aus dem matriarchalen Charakter der slowakischen Volkskultur erklären. Die Überschätzung des weiblichen Prinzips ist jedenfalls für Romantiker kennzeichnend.

<sup>20)</sup> Auch 1851 veröffentlichte Hostinský einen durchaus slavophilen Aufsatz „Prvotini vedi slovanskej“ (sic!) „Slovenské Pohľady“ (sic!) II. 1851. S. 121 ff., 161 ff.

<sup>21)</sup> Die ruhige Beurteilung der Philosophie Schellings und Hegels spricht keinesfalls für eine Wendung Kellner-Hostinskýs zum deutschen Idealismus. Mir ist es unbegreiflich, wie O s u s k ý (a.a.O. S. 170) bei Hostinský eine solche Neigung selbst in seinen ersten Aufsätzen sehen kann! Wenn er Hegels „Phänomenologie“ des Geistes als ein „heiliges Buch des deutschen Volkes“ (Orol Tatranský, III, 612) bezeichnet, so kennzeichnet er nur die Einstellung der Deutschen diesem Werk gegenüber. Noch weniger kann man die „Intuition“ (videnie) Hostinskýs mit der „intellektuellen Anschauung“ Schellings identifizieren (O s u s k ý, ebendort). Auch die hohe Einschätzung Goethes und seines „Faust“ spricht nicht im mindesten dafür, daß Hostinský seine Utopie der „slawischen Philosophie“ aufgegeben hat.

<sup>22)</sup> Angaben über den Nachlaß Kellner-Hostinskýs gab zunächst P. D o b š i n s k ý (Letopis Matice Slovenskej. Nr. 18, 1869). Die Handschriften, die sich jetzt im Archiv des Museums in Turč. Sv. Martin befinden, entsprechen nicht ganz der Liste D o b š i n s k ý s. Ich vermerke weiter die Titel der wichtigsten Handschriften. Ihre Datierung, wenn auch nur ungefähr, ist nach ihrer Orthographie möglich. Ein paar ältere Handschriften sind noch tschechisch geschrieben, dann folgen die Handschriften in der ursprünglichen Orthographie Štúrs mit nachfolgenden Veränderungen. Die Seiten der Handschriften sind nicht numeriert, was ihre genaue Zitierung unmöglich macht.

Stoff („Trudoviny k naukam přírodným“). Manchen philosophischen Stoff findet man auch in anderen, z. T. recht umfangreichen Handschriften: Kellner-Hostinský plante eine Geschichte der „slawischen Kirche“ in Ungarn usw.

Das erste, was uns beim Durchlesen der Handschriften überrascht, ist die umfangreiche Literatur, die er durchgearbeitet hat oder durchzuarbeiten beabsichtigte. Genaue Zitate zeigen, daß er das betreffende Buch in Händen und gelesen hatte. Zunächst sind das die Philosophen aus der Antike Plato und Plotin, erwähnt werden auch Plutarch, Porphyrius und Jamblich. Von den Kirchenvätern begegnet uns nur Tertullian. Von der neuen Philosophie: Pomponatius, Baco, Leibnitz, Hamann, Kant, Schelling, Baader, Schleiermacher und Hegel. Von Schelling werden zitiert „Philosophie und Religion“ (1804), „Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit“ (1808) und die Abhandlung über die Gottheiten von Samothrake, von Hegel die „Religionsphilosophie“. Auch Schopenhauer und Trendelenburg kamen ins Gesichtsfeld Hostinskýs. Verschiedene moderne philosophische Literatur wird in großer Anzahl erwähnt oder zitiert: Friedrich Schlegel, Oken, Rosenkranz und M. Carriere, neben Eschenmeyer, Windischmann, J. J. Wagners „Mathematische Philosophie“ und Molitors „Philosophie der Geschichte“, Oerstedts „Geist in der Natur“, der tschechische Hegelianer Klacel, die Philosophiegeschichten Tiedemanns und Th. A. Rixners, endlich die Vertreter der romantischen Mythologie und der „psychologischen Schule“: von Schubert, Kluge, Kieser, Justinus Kerner, Kanne, der romantische Astrologe (Prof. der Astronomie!) Pfaff. Was Hostinský von den „slawischen Philosophen“ (die beide deutsch schrieben), Cieszkowski und Trentowski gekannt hat, kann man beim Fehlen der Zitate nicht feststellen, jedenfalls kannte er das Buch über die „slawische Philosophie“ von J. J. Hanuš. Was er von den Schriften des Comenius gelesen hat, kann man auch nicht feststellen. Das große Interessengebiet Hostinskýs war weiter die heidnische und christliche Mystik. Wenn er das antike Mysterienwesen auf Grund mannigfaltiger Literatur von verschiedenem Wert studiert hat, so wandte er sich bei der neueren Mystik den ersten Quellen zu: er nennt oder zitiert Paracelsus, Sebastian Franck, Valentin Weigel, Jakob Boehme, Angelus Silesius, Fludd (de Fluctibus), Pordage, van Helmont, Svedenborg, P. Poiret, Martinez, St. Martin und Jung-Stilling, verschiedene fragwürdige neuere Werke, wie die Kleuckers oder die „Geschichte der Magie“ von Ennemoser, aber auch die

„Geschichte der Mystik“ von J. Görres. Von den Dichtern erwähnt er mehrmals Lessing, Schiller, Novalis, Byron, E. Th. A. Hoffmann, Heine. Jakob Grimm, Tholuck und Fallmeyer sind ihm auch bekannt. Später notiert er sich gelegentlich den Namen Richard Wagners.

Diese Literatur hängt aufs engste mit der Beschäftigung mit seiner „Vidboslovie“ zusammen. Die Arbeit an diesem Werk begann er wohl 1847, hat den Plan mindestens dreimal geändert, kam aber zum Schluß zu der Dreiteilung. Der erste Teil sollte die Geschichte der Magie und Mystik in der alten Welt umfassen, der zweite die Geschichte der „videnie“ (die er hier manchmal noch als „Anschauung“ bezeichnet), der dritte die Vorgeschichte des „videnie“ in der slawischen Welt.

Manche Teile sind ausgeführt, befriedigten aber offensichtlich den Verfasser selbst nicht, und so bearbeitet er zum zweiten Male dasselbe Kapitel. Uns interessiert auch nicht die doch nur referierende Darstellung solcher Kapitel, wie die über Kabbala, über die germanische Mythologie, den Magnetismus und die Prophetie usw. Interessanter sind diejenigen Stellen, an denen uns Versuche Kellner-Hostinskýs begegnen, seine eigenen Gedanken zu entwickeln oder mindestens die fremden in einer selbständigen Form darzulegen.

Zunächst muß man betonen, daß Kellner-Hostinský keinesfalls ein naiver gläubiger Okkultist ist: er steht dem Stoff über Magie, Hellsehen usw. etwas skeptisch gegenüber und will diesen Erscheinungen eine natürliche Erklärung geben, allerdings in der Richtung, in welcher es die romantische Psychologie tat. Er stellt sogar in sehr scharfer Form die christlichen Visionen (die „Ekstase“) den „parapsychischen“ Erscheinungen entgegen, welche er aus seinen (z. T. fragwürdigen) Quellen kennt. Das Heidentum (die „natürliche Welt“) ist für ihn eine Vorahnung des Christentums, daher will er die Grenze zwischen den beiden nicht zu scharf ziehen<sup>23)</sup>. Er beschäftigt sich ja überhaupt mit den Grenzerscheinungen des psychischen Lebens, die die Romantiker so überaus interessierten. Eine Abhandlung widmet er der „Magie des Wortes“, wie man jetzt sagen würde, und zwar interessiert ihn besonders die Psychologie und die Wirkung des Gebets.

<sup>23)</sup> Das ist auch der Gedanke Schellings in seiner „Philosophie der Mythologie und der Offenbarung“. Diese Auffassung finden wir auch bei manchen modernen russischen Religionsphilosophen.

In einer früheren Fassung von „Vidboslovie“ (1849) spielt er darauf an, daß die Anschauung auf der höchsten Stufe eine Art Lichtvision sei.

Interessant sind verschiedene philosophische Gedanken, die in den gedruckten Schriften Hostinskýs nicht ausgesprochen sind und die z. T. in seinen späteren Handschriften wiederholt werden. Die Natur bezeichnet er als einen Organismus, hier ganz offensichtlich Schelling folgend. Schelling allein habe „tief die innere Ganzheit des Weltalls begriffen“. In der Natur, ja vielleicht in der ganzen Welt, sieht Hostinský wenn nicht direkt eine dialektische Bewegung, so doch mindestens Dynamik und den Kampf der Gegensätze „Ja“ und „Nein“. In diesem Zusammenhang werden Schelling und Hegel erwähnt. Allerdings sei besonders von Hegel die Bewegung nicht in der Natur, sondern nur im Geiste gesehen. Hostinský aber schlägt sogar vor (in einer Handschrift, die wohl nach 1850 entstanden ist) das Wort „příroda“ durch „prjeroda“ (etwa „der Übergang“, „die Veränderung“) zu ersetzen. In der Welt herrsche jedenfalls der Dualismus: den Naturkräften stehen die göttlichen Kräfte gegenüber. Und so auch bei den Menschen: man muß das geistige Leben eines gewöhnlichen Menschen und das eines „Heiligen“ unterscheiden. Mit der Idee des Dualismus ist bei Kellner-Hostinský auch die romantische Vorstellung verbunden, daß die Natur jetzt, wie der Mensch nach dem Sündenfall, auf ihre Errettung, Erlösung warte. Die Natur symbolisiert er auch als eine „verzauberte Jungfrau“ (wir lesen das bereits in einer Jugendschrift Hostinskýs, in seinen — noch tschechisch geschriebenen — nicht abgeschlossenen „Briefen an meine jungen Altersgenossen“, wohl um 1843—44 geschrieben). Wie Christus den Menschen erlöste, so wird die Natur durch die Slawen erlöst, — jedenfalls in der romantischen Idealwelt (diesen Gedanken finden wir auch bei den russischen Romantikern und den modernen Vertretern der russischen „religiösen Philosophie“). Die Einheit der Natur ist für Kellner-Hostinský dadurch gewährleistet, daß es eine „Weltseele“ gäbe (wohl von Schelling hat er diesen Gedanken übernommen). Die Weltseele scheint für ihn mit der „Jungfrau Sophia“ identisch zu sein: diesen Begriff notiert er sich mit Hinweis auf Jakob Boehme. Das Vorkommen dieses Begriffs in den frühen Schriften Hostinskýs zeigt uns auch, weshalb er einen besonderen Wert auf die Veröffentlichung seiner Artikelreihe über das Ewig-Weibliche legte. Immerhin steht bei ihm dieser Begriff in der Nähe der christlichen Vorstellungen von der Muttergottes.

Nicht wenige einzelne Bemerkungen und ausgeführte Darstellungen beziehen sich auf die Geschichtsphilosophie. Zunächst spricht Hostinský mehrfach seit seiner Jugendzeit von den „Stufen der geschichtlichen Entwicklung“, die durch verschiedene Völker vertreten werden. Der Gedanke ist nicht neu und damals, besonders nach Hegel, allgemein verbreitet. Hostinský macht nun einige wichtige — und auch für seine Art des Slavophilentums kennzeichnende — Bemerkungen. Wenn er auch daran glaubt, daß das Abendland seine führende Stelle an die Slawen abzutreten habe, so finden wir bei ihm keinesfalls die für manche russische Slavophilen kennzeichnenden Vorstellungen von dem vollen Niedergang des Westens, von dem „verfaulenden Europa“ und ähnlichem. Vielmehr betont er, daß kein Volk nach der Erfüllung seiner Mission von der Weltbühne verschwindet; es bleibt weiter als ein „Moment“ (der Hegelsche Ausdruck, man würde jetzt sagen „ein Teilnehmer“) der historischen und kulturellen Entwicklung (vgl. so schon in einer Jugendschrift Hostinskýs: „Charakteristik des Slaventums auf Grund seiner Poesie“, wohl auch um 1843—44 entstanden). Auch das Schicksal des Slawentums sieht er nicht nur optimistisch an: die slawischen Völker sterben und stehen wieder auf, das ist für sie charakteristisch. Natürlich finden wir bei Hostinský die Vorstellungen von dem hohen Sinn der primitiven Urkultur, der „Vorgeschichte“: diese Vorstellungen sind für Romantiker typisch, führten aber Hostinský in den letzten Jahren seines Lebens auf recht gefährliche Abwege. Der allgemeinen Charakteristik der „geschichtlichen Gestalten“ und ihrer historischen Bedeutung sind ein paar Seiten gewidmet, die zu den besten in dem philosophischen Nachlaß Hostinskýs gehören, wenn sie auch keinesfalls original sind, — hier klingen die Ideen Hegels nach. Die Charakteristik einer solchen geschichtlichen Gestalt, der Slawen, ist im Geiste der slavophilen Utopie gehalten. Hervorzuheben ist vielleicht nur die Betonung der moralischen Einstellung der Slawen, die das „Gute“ im Gegensatz zu den anderen Völkern vor allem schätzen und dieses Gute zu verwirklichen beufen sind und verwirklichen werden. Die geistesgeschichtliche Entwicklung stellt er sich anders als Hegel vor: der objektive Geist geht von der Kunst über das Wissen zur Religion.

In einigen Fällen können wir nicht sagen, ob Hostinský den einen oder anderen Gedanken lange beibehielt, oder ob er nicht manchen nur aus einer vorübergehenden Stimmung heraus sich notiert hat. Dazu gehört vor allem der Gedanke der „Metempsy-

chose und Palingenesie", die er ein Mal notiert, vielleicht von einem der polnischen Denker angeregt. Ob er auch die Gedanken einer seiner frühen Entwürfe über die guten und schlechten Eigenschaften der Slawen später teilte, wissen wir nicht<sup>24</sup>).

## 5.

In den letzten Jahren seines Lebens veröffentlichte Hostinský zwei Schriften, die wiederum mindestens zum Teil philosophischen Charakter haben: ein Buch über die „Alte slawische Religion“ („vieronauka“, was man aber nicht als „Theologie“ übersetzen kann, denn dafür gebraucht Hostinský das Wort „bohoveda“<sup>25</sup>) und einen Aufsatz über die slawische Kunst<sup>26</sup>).

In beiden kommt jetzt nunmehr in ganz fantastischen Formen die verspätete romantische Wissenschaft, das Slavophilentum und die Utopie der slawischen Wissenschaft zum Ausdruck.

Die alte slawische Religion schildert Hostinský sehr ausführlich, der veröffentlichte Teil behandelt nur die Kosmogonie. Die slawischen Götter sind für ihn einerseits sehr wenige wirklich bezeugte, und dann unzählige, die er aus den Märchen, Liedern und Volksbräuchen herauslesen zu dürfen glaubt. Jede Gestalt aus einem Märchen verwandelt sich unter seiner Feder in einen „Gott“ oder eine mythische Gestalt — und dann in ein metaphysisches Prinzip. Die Darstellung beginnt allerdings mit einem anschaulichen Bild der Natur, wie sie vor den Augen eines primitiven Menschen stand.

<sup>24</sup>) Nicht ausgeführt bleibt die Geschichte des „videnie“ in der slawischen Welt. Da Hostinský Leibniz und Lessing, ja sogar Kant (und an einer anderen Stelle Guttenberg!) für Slawen hält, sieht sein Plan der Geschichte der „slawischen Philosophie“ so aus: die 1. Stufe: Kopernick, Mickiewicz, 2. Comenius, Kolár, Šafárik, 3. Cieszkowski, Trentowski, Hurban. Der Sinn dieses Schemas ist nicht ganz klar. Anderswo erscheinen als die „Vorstufen“ der slawischen Philosophie: 1. Boehme, Angelus Silesius, 2. Leibniz, Lessing, Kant. — Sonst ist die Entwicklung der Lehre von der „videnie“ (die „Vorstufen“!) im folgenden Schema dargestellt: 1. van Helmont, Boehme, Svedenborg, 2. Eschenmeyer, Justinus Kerner, Schelling, 3. Hegel. Daß Hegel als Vertreter der „Anschauungs-Lehre“ genannt wird, ist kennzeichnend. Vgl. dazu mein Buch über Štúr S. 83 f., auch 65 ff., 71 ff., 99.

<sup>25</sup>) P. Z. Hostinský: Stará vieronauka slovenská. Vek prvý: kniha prvá. Pest. 1871, S. 122.

<sup>26</sup>) Rozpravy večernie o umení staroslovenském. Orol II (1871, Nr. 11, S. 344—348, III (1872), 88—93, 124—6, 158—9, 176—80, 279—81, X (1879), Nr. 5—7, 152—7, 184—8, 219—221.

Aber dann erwächst daraus ein ganzes System der Mythologie. Die Welt entstand aus dem L i c h t und der Materie (vielleicht im Anklang an die Schellingsche Naturphilosophie). Er schildert die Herkunft der Menschenwelt nach der Vorstellung der slawischen Ur-ahnen: hier treten bei ihm die Riesen und Zwerge auf (beide spielen in der slawischen Folklore eine geringere Rolle, aber vielleicht sind sie der germanischen Mythologie entnommen). Nach verschiedenen menschenähnlichen Urwesen erscheinen dann — statt Adam und Eva — ein slawisches Menschenpaar: Janko und Anička.

Das alles war damals nicht so unmöglich wie heute. Auch P. D o b š i n s k ý (1872) und W. P a u l í n y - T h ó t (1876) betätigten sich auf dem Gebiete der slawischen Mythologie in ähnlicher Weise. Man darf auch nicht vergessen, daß damals das nicht weniger fantastische dreibändige Werk N. A f a n a s j e v s „Poetičeskie vozzrenija slavjan na prirodu“ (1865—69) noch fast allgemein anerkannt war!

Die Methode der symbolischen Auslegung aller Märchen und Legenden hängt natürlich zusammen mit den mythologischen und volkskundlichen Werken der romantischen Schule. Selbst Schelling und Creutzer standen vielleicht Pate an der Wiege dieser wilden Fantastik: Romantiker-Germanisten und klassische Philologen hatten es viel einfacher, denn sie besaßen wirklich viel Material, das ihre Arbeiten auch jetzt noch lesenswert und nützlich macht, während die slawischen Forscher zunächst und zuletzt auf ihre Fantasie angewiesen waren.

Jedenfalls durfte man auch damals nicht mehr derart fantastisch etymologisieren, wie Kellner-Hostinský es hier tut, und noch weniger Slawen für die Ureinwohner von Kleinasien „vor Homer“ oder für die Erfinder des ältesten Alphabets halten. Selbst die griechische Mythologie wird zum Teil auf die Slawen zurückgeführt. Das erinnert alles eher an die Bücher der älteren Romantiker, wie etwa K a n n e. Selbst die volkskundlichen Fragmente, die Hostinský als Grundlage für seine Konstruktionen braucht, scheinen in diesem Zusammenhang zweifelhaft zu sein, wenngleich wir nicht vergessen dürfen, daß Hostinský daneben ein fleißiger Historiker war und die Kleinarbeit auf diesem Gebiete nicht scheute.

Man muß allerdings sagen, daß wir nicht ganz klar sehen, ob der Verfasser dieses Buch als w i s s e n s c h a f t l i c h e Untersuchung oder nicht vielmehr bloß als D i c h t u n g geschrieben hat. Die Darstellung, vor allem die Nacherzählung der Märchen ist schön und

bei der symbolischen Auslegung jeder Einzelheit scheint dem Verfasser kein Zweifel an ihrer Berechtigung in den Sinn gekommen zu sein<sup>27)</sup>.

Verständlicher für uns ist das letzte Werk Hostinskýs: seine Abhandlungen über die slawische Kunst, deren letzte Teile erst nach seinem Tode erschienen sind (1879). Aber auch hier finden wir neben den ästhetischen Betrachtungen über die einzelnen Künste (manches, wenn auch nicht vieles, stammt aus der Ästhetik Hegels — oder den Darstellungen der Hegelschen Schule), „Rekonstruktionen“ der uralten slawischen Kunst mit Hilfe einer etwas anders gefärbten, aber zu nicht weniger fantastischen Ergebnissen führenden Methode. Hostinský selbst ist sich voll bewußt, daß seine Schlußfolgerungen fragwürdig sind: denn wenn hier seine theoretischen Grundsätze sicherer sind, fehlt ihm doch ein solcher, den er für die Rekonstruktion der slawischen Mythologie in der Folklore zu haben glaubte. Die Überzeugung, daß die slawische Kunst eine große Zukunft hat und daß sie als einzige der heutigen Kunst Genesung bringen wird, ist bei ihm auch jetzt fest geblieben<sup>28)</sup>. Und es ist schade, daß diese seine letzten Werke, in welchen die Gedanken seiner frühen „Duma na Tatrách“ wieder erklingen, die Erinnerung an einzelne gelungene und in der slowakischen, ja überhaupt in der slawischen Dichtung und Philosophie auch jetzt noch lesbare Werke überschatten.

Jedenfalls sind die philosophischen Werke dieses slowakischen Denkers eine nicht uninteressante Seite der slawischen Romantik. Neben dem wiedererstandenen wirklich großen romantischen Dichter Janko Král' ist Kellner-Hostinský sicherlich eine kleine Gestalt. Aber auch solche Gestalten dürfen nicht vergessen werden<sup>29)</sup>.

---

<sup>27)</sup> Vgl. Schellings „Philosophie und Religion“ 1804, S. 76: „Wahre Mythologie ist eine Symbolik der Ideen“: diese Symbolik wollte Hostinský aufdecken (die Bedeutung der „symbolischen Methode“ erwähnte er mehrere Male in seinen Handschriften).

<sup>28)</sup> Sachlicher scheinen einige Bemerkungen Hostinskýs über die Geschichte des Gewerbes zu sein.

<sup>29)</sup> Die ausführlichste Biographie Hostinskýs schrieb P. Dobšínský in Národní Hlasník. VI 1873, Nr. 8. Der zit. Aufsatz Osuskýs (S. Anm. 4) ist leider in der Darstellung, wie in der Beurteilung der (nur veröffentlichten) Schriften Hostinskýs unzureichend.

## Transnistria: A Rumanian Claim in the Ukraine

By DEMETRIUS DVOICHENKO-MARKOV, M. A.

(Nonmouth College, West Long Branch, New Jersey)

This paper will make an attempt to shed new light on the origin of one of the current major geopolitical problems and area of tension in Central Eastern Europe i. e. a territory in the Ukraine (Little Russia, „Malorossia“)<sup>1)</sup> known also as „Transnistria“. The keystone to the present efforts to maintain peace in this atomic age lies in a better understanding of the nationalities in Central Eastern Europe, their past, and the true origin of their often tangled problems and areas of tension. For a better understanding of these involved conditions, of the numerous nationalistic and political combinations and the long series of national rivalries, knowledge of the geopolitical background is indispensable. The origin of this controversial area in the Ukraine will take us back to the time of the greatest expansion of the Ottoman Empire in Europe.

Under the Sultan Mahomet IV (1648—1687) and his able Grand Viziers Ahmed Küprülü (1661—1676) and Kara Mustapha (1676—1683) the Ottoman Empire reached the zenith of its power and prestige<sup>2)</sup>. The expansion of the Empire from the Near East into the heart of Central Europe engulfed the Rumanian Principalities of Wallachia and Moldavia, along with Transylvania, Hungary, part of the Ukraine, and was blocked only at the gates of Vienna in 1683. It was during this time when the Ottoman Turks and their christian

---

<sup>1)</sup> George V. Vernadsky, Political & Diplomatic History of Russia, Boston, 1936, p. 13. Most German scholars refer to Ukraine as Ruthenia including also the Ukrainians (Little Russians, „Malorossy“, or Ruthenians) in Bessarabia, Bukovina, Galicia, and Carpatho-Russia. It is interesting to note that the Carpatho-Russians (Karpatorossy) refuse to consider themselves as Ukrainians or Ruthenians. On numerous occasions during personal contacts with Carpatho-Russians in Europe, Canada, and the U.S.A. the author of this paper was led to believe that the Carpatho-Russians consider their dialect not Ukrainian, but the old Kievan Russian. It might be possible that due to their geographical isolation in the valleys of the Carpathian Mountains located in the eastern tip of Czechoslovakia, recently ceded to the Soviet Union, this people were able to preserve the old Russian language of the Kievan period. An interesting and similar thing took place also on the North American Continent in the case of the French Canadians, who were able to maintain the French language spoken during the reign of Louis XIV or the Americans isolated in the Ozarks and the Kentucky Hills, who were able to preserve the English language of the Elizabethan age.

<sup>2)</sup> Edward S. Creasy, History of the Ottoman Turks, London, 1878, p. 273.

satellites in their wars with Poland and the Russian Tsardom reached Lemberg (Lwów) in 1672 in the Polish Ukraine and even forced their way into Galicia in 1676<sup>3</sup>). During this period Ukraine was divided along the river Dnieper between Poland and the Russian Tsardom by the Peace Treaty of Andrussovo in 1667<sup>4</sup>). Of the two sections, one, the so called Right Bank Ukraine under the suzerainty of Poland was dreadfully decimated and depopulated by several succeeding wars between Poland and the Ottoman Empire. The Russian Tsar Alexei, who assumed the title of „Tsar of all the Great, the Little and the White Russias“, joined Poland in the defense of its half of the Ukraine (Little Russia) the so called Left Bank Ukraine. His successor Tsar Feodor III (1676—1682) was able to stop the Turkish armies by an armistice for twenty years signed in Bakhchisarai, capital of the Tartar Khanate of Crimea, in 1681<sup>5</sup>). The new Russian frontier was established stretching from Kiev on the Dnieper to the Sea of Azov blocking the exit to the Black Sea and leaving Southern Russia at the mercy of the Ottoman Turks and their satellites the Tartars of the Khanate of Crimea and the Bugeac<sup>6</sup>).

King John Sobieski of Poland (1674—1696)<sup>7</sup>), however, was forced to cede the greater part of his Right Bank Ukraine including Kamienec and the province of Podolia to the Ottoman Empire. Due to the mediation of King Louis XIV of France, the war between Poland and the Ottoman Turks came to an end, and peace was concluded at Zurawna (Zurawno) on October 27, 1676<sup>8</sup>). Thus the

<sup>3</sup>) Ibid., pp. 287—290.

<sup>4</sup>) Vernadsky, Op. cit., p. 221.

<sup>5</sup>) Ibid., p. 209, and pp. 217—218.

<sup>6</sup>) Toward the middle of the sixteenth century the Tartars reappeared in the steppes of the Bugeac near the Danube delta. This region occupied by the Tartars up to the Cogâlnicu river was also cited in the historical documents of the seventeenth and eighteenth centuries under the name of Bessarabia i. e. the country of the Bessarabs, an ancient dynasty coming originally from the Rumanian Principality of Wallachia. In course of time the name of Bessarabia as applied to Wallachia fell into disuse and came to designate only the country of Bugeac. In 1812 the Russian Empire conquered this region from the Ottoman Empire and applied the name of Bessarabia to the whole territory of the former Rumanian Eastern Moldavia located between the rivers Prut, Dniester, and the Danube delta.

<sup>7</sup>) George S. Bandtke, *Istoria Gosudarstva Polskogo*, St. Petersburg, 1830, Vol. II, p. 363.

<sup>8</sup>) Nicolae Iorga, „Ucraina Moldovenească“, *Analele Academiei Române*, Seria II, Tomul XXXV, *Memoriile Secțiunii Istorice*, Bucharest, 1912—1913, p. 347.

Ukraine found itself divided between three powers with three competing ruling Hetmans who were claiming control over a united Ukraine. The land was terribly devastated. Russia, Poland, and the Ottoman Turks were supporting the claims of their Hetmans, angling for the support of the Ukrainian Cossacks and the Zaporozhian Sich fighting one another. The Ukrainians swung from side to side with appalling rapidity, handicapping their more able Hetmans, who were trying to establish an independent or at least autonomous Ukraine under the protection of one of their powerful neighbours.

Among the forced allies and satellites of the Ottoman Empire in its devastating campaigns in the Ukraine we find among others also the Hospodars (Voevod, Domn), the ruling Princes (Dukes), of the Rumanian Principalities of Wallachia and Moldavia. One of the most interesting Hospodars was George Duca (Duka), of Greek origin, who ruled several times in Moldavia under the suzerainty of the Ottoman Empire 1665—1666, 1668—1672, and 1678—1684, and once in Wallachia 1673—1678<sup>9)</sup>. He became the Turkish choice to take over the responsibility of administration and colonization of the ruined Turkish part of the Right Bank Ukraine in 1681. For the first time in the Rumanian history the Hospodar of Moldavia was able to add the proud title of a Ukrainian Hetman and call himself „Lord of Moldavia and the land of the Ukraine“ („Domn al Țării Moldovei și al Țării Ucrainei“)<sup>10)</sup>. The Turkish choice was not a pure coincidence. The Rumanian Principality of Moldavia enjoyed friendly relations with its neighbour the Ukraine for a long time. The fact that the Rumanians<sup>11)</sup> had the same Orthodox religion and were using the same Slavic (Kirilika) alphabet contributed a great deal to a better understanding and cooperation between the two neighbours in their frequent common struggle against the incursions of the Polish Roman Catholics and the Ottoman Turkish Moslems who sometimes tried to impose their religion on others. This was also an effort by the Sublime Porte in Constantinople to counterbalance the growing prestige and the influence of Moscow as the champion and the protector of the Greek Orthodox Church in

<sup>9)</sup> Constantin C. Giurescu, *Istoria Românilor*, Bucharest, 1944, Vol. III, pp. 124—126 and pp. 139—152.

<sup>10)</sup> Ibid., see also Iorga, *Op. cit.*, p. 354 or Michael S. Hrushevsky, *A History of Ukraine*, New Haven, Conn., 1941, p. 341.

<sup>11)</sup> In some documents mentioned also as Moldavians, Wallachs or Olahs.

the Ukraine, the Rumanian Principalities, and the numerous nations of the Balkans.

According to the contemporary Rumanian chroniclers the rule of Hospodar George Duca in Moldavia was not very popular. This ambitious Greek was often cruel in his financial demands and carried the taxation of the people and the Rumanian nobility to the extreme in order to maintain the luxury and the splendor of his court and to finance his frequent participation in the war campaigns of the Ottoman Empire<sup>12</sup>). By promising a long period of freedom from taxation and leaving the local administration intact in the Ukraine, Duca was able to attract new settlers in great numbers. The devastated area was colonized according to the old principles of Ukrainian Cossack organization by regiments leaving the highest judicial court decisions to be made in Jassy (Iași), the capital of Moldavia<sup>13</sup>). Quite a few Universals (Manifestos) inviting people to settle were issued<sup>14</sup>). The promise of all kind of liberties and privileges attracted settlers not only from other parts of the Ukraine still under the domination of Poland or in the Russian Tsardom, but also from the Rumanian Principality of Moldavia. The old ruined sites awoke to a new life and planted the foundation of a new minority in the Ukraine.

The Rumanians of Moldavia were well known in the Ukraine before they settled in great numbers under their Hospodar Duca. One of the early Rumanian-Ukrainian contacts took place as early as the reign of the Moldavian Hospodar Stephen-the-Great (Ștefan-cel-Mare) 1458—1504. During that period the Rumanian men of arms were charged with the protection of the trade routes between the rich Ukrainian province of Podolia and the Genoese colonies on the Black Sea. The Ukrainian black soil (Chernozyem) attracted the settlement of several Moldavian Hospodar families and landed gentry in the districts of Tiraspol, Ananiev, Balta, and Kherson. Among them we find such well known families as Luca Stroici, Balica, Costin, and Movila (Mohyla, Mohila, Mogila)<sup>15</sup>). By bringing

<sup>12</sup>) Giurescu, *Op. cit.*, pp. 146—149 see also Iorga, *Op. cit.*, p. 354.

<sup>13</sup>) *Ibid.*, see also Iorga, *Op. cit.*, p. 357.

<sup>14</sup>) Dmitro Doroshenko, *History of the Ukraine*, Edmonton, Canada, 1939, p. 324.

<sup>15</sup>) D. Draghicesco and Murgoci, *Les Roumains d'Ukraine*, Paris, 1919, pp. 18—21. See also Nistor, Ion I., *Die rumänisch-ukrainischen Beziehungen in ihrem geschichtlichen Werdegang*, Südostdeutsche Forschungen, Munich, Germany, Jahrgang IV, 1939, pp. 229—235 and p. 238. This study by Prof. Nistor

along their courts, kinsmen, serfs, and slaves these families formed the early nucleus of Rumanian settlements in the Ukraine. In the first half of the seventeenth century the noble Rumanian family Movila became closely associated with the Ukraine and played a very important role in the affairs of the Ukraine. According to an old Rumanian legend, well known to every Grammar School student in Rumania, the founder of this family was „Aprodul Purice“, a herold at the court of the Moldavian Hospodar Stephen-the-Great, mentioned above. He was granted nobility on the battlefield of Racova (Podul Înalt) in 1475 when he gave his horse to the Hospodar whose own horse was shot from under him by the Turks. In order to help the Hospodar to mount the horse „Aprodul Purice“ got on his fours making a mound out of himself. „Movila“ in Rumanian means mound and that became the new family name<sup>16)</sup>. Three brothers, the direct descendants of this family, Ieremia, Simeon, and George Movila were forced to flee their native Principality of Moldavia around 1580<sup>17)</sup> and found asylum in Poland and the Ukraine. With the help of Poland and the Ukrainian Cossacks, Ieremia Movila succeeded to become the Hospodar of Moldavia 1596—1606<sup>18)</sup> and

based on primary source material available in Rumania, establishes the fact that Rumanian settlements could be traced in the province of Podolia and around the mouth of the rivers Dnieper and the Bug in the vicinity of the Ottoman Turkish fortress Ochakov as early as the sixteenth century. The Ukraine was at that time also an asylum for a great number of Moldavians who wished to escape the military service and the exorbitant taxation to cover the yearly tribute to the Ottoman Empire. It is interesting to note that the Rumanians of the Ukraine did not hesitate to fight for the independence of the Ukraine under Hetman Bogdan Khmelnytsky against the Polish oppressors in the middle of the seventeenth century. A historical document of that period mentions for the first time the term „Transnistria“ by calling the Rumanian units „Veteranae Dacorum Transnistrianorum Cohortes“. During the Roman Empire the territory of present day Rumania was known under the name of „Dacia“. The Rumanians are very proud to consider themselves as the direct descendants of the Roman legionaires and the conquered Dacians.

<sup>16)</sup> Stefan T. Golubev, *Kievskij Mitropolit Petr Mogila* (The Kievan Metropolitan Peter Mogila), Kiev, 1883, p. 3. According to this source „Aprodul Purice“ was an „Armaş“ (Judge) and the event took place much later during a battle fought against the invading Hungarian forces under their General Kraiut on March 6, 1486. General Kraiut defeated and pursued by the victorious Moldavian forces was slain by Purice who brought his severed head to the Hospodar Stephen-the-Great.

<sup>17)</sup> A. D. Xenopol, *Histoire des Roumains*, Paris, 1896, p. 411.

<sup>18)</sup> Ibid.

shortly afterwards he conquered the Rumanian Principality of Wallachia for his brother Simeon, the former „Pârcălab“ (Governor) of Hotin, who was able to rule only for eight months 1600—1601. After the death of Ieremia Movila, his brother Simeon ruled in Moldavia 1606—1607, but his reign was cut short by the Poles who poisoned him because of his too friendly relations with the Ottoman Turks<sup>19</sup>). Another source, however, maintains that he was poisoned by his sister-in-law Elisabeth the wife of the Hospodar Ieremia Movila because she wanted to insure the rule of Moldavia for her son Constantin<sup>20</sup>). The third brother George Movila became the Metropolitan of the Orthodox Church in the Rumanian Principality of Moldavia and is well known as the champion of one of a long series of attempts directed towards a possible Union with Rome<sup>21</sup>). The family ties with Catholic Poland and Orthodox Ukraine remained very close. A big estate at Ustie (Uście) comprising 21 villages and two towns was acquired in the Ukrainian province of Podolia in the vicinity of the river Dniester by the Movila family. According to Rumanian sources the original purchase of this estate was made by the Hospodar Ieremia Movila<sup>22</sup>) but a Russian source maintains that the purchase of this estate was made by Constantin Movila his son after his second return from Turkish captivity<sup>23</sup>). The daughters of Ieremia Movila married into the Polish nobility and one of them Raina was the Grandmother of the Polish King Michael Wisnowjecky (1669—1673). She was also an active protector of the Orthodox Church<sup>24</sup>) despite the fact that her husband was from a Ukrainian noble family which went over to the Roman Catholic Church in order to preserve their rights and privileges. One of the most outstanding members of the Movila family who played a very important role in the Ukraine and in Russian Orthodox Church history was Peter Movila who became the Metropolitan of Kiev in 1632<sup>25</sup>). Rumanian as well as the Russian sources agree that Peter Movila was one of the five sons of Simeon Movilă, Hospodar of Wallachia and Mol-

<sup>19</sup>) Ibid., p. 412.

<sup>20</sup>) Golubev, Op. cit., p. 35.

<sup>21</sup>) Ibid., p. 6 and p. 23.

<sup>22</sup>) Iorga, Op. cit., p. 352.

<sup>23</sup>) Golubev, Op. cit., p. 45.

<sup>24</sup>) Brockhaus, F. A. & Efron, I. A. ed., Enciklopedičeskij slovar', St. Petersburg, 1891, Vol. XIX—A, p. 567.

<sup>25</sup>) C. A. Manning, The Story of the Ukraine, New York, 1947, p. 51.

davia mentioned earlier<sup>26</sup>). For some time Peter Movilă was suspected by the Ukrainian Cossacks of scheming with the Poles and the Jesuits of the Roman Catholic Church and may be the fact that his mother was a Roman Catholic who changed her name Margareta or Marghita to Melania after her marriage to Simeon Movilă, had something to do with it<sup>27</sup>). Anyway later after he was elected Metropolitan of Kiev, Peter Movilă became a zealous champion of the Orthodox Church in the Ukraine<sup>28</sup>).

Another member of this family who played an important role in the Ukrainian history later was Ion (Ivan) Movilă Hetman of the Polish Right Bank Ukraine 1684—1688 with his residence in Nemirov on the Bug river<sup>29</sup>). The contemporary Rumanian chronicler Miron Costin maintains that he was the son of Bogdan Movilă and a grandson of Ieremia Movilă the Hospodar of Moldavia mentioned earlier<sup>30</sup>). One of the Ukrainian historians, however, maintains that the Hetman of the Polish Right Bank Ukraine, replacing Hetman Kunitski at that time, was a certain Andrew Movilă<sup>31</sup>). It is certain that it was a member of the Movilă family who became a Ukrainian Hetman, but there is a doubt as to exactly who he was. The author is inclined to go along with the contemporary Rumanian chronicler Miron Costin, who is also supported by some Ukrainian sources that it was Ion (Ivan) Movila and not Andrew Movila.

In addition to his Turkish banner of two horse tails as the Hospodar of Moldavia, George Duca received an additional horse tail as the Hetman (Sanjak Bey) of the Turkish Right Bank Ukraine together with the traditional symbol of Hetman authority the „Bulava“ (a mace) set in gold and precious stones from the Sultan himself. During a splendid reception in Constantinople Duca and eighteen Moldavian Boyars received expensive robes („Kaftan“) while the eight Ukrainian Cossacks accompanying him received loose wide trousers („sarvanele“ possibly the equivalent of the Ukrainian

<sup>26</sup>) Golubev, Op. cit., p. 6 see also Giurescu, Op. cit., p. 14 and Iorga, Op. cit., p. 352.

<sup>27</sup>) Giurescu, Op. cit., p. 14 see also Hrushevsky, Op. cit., pp. 265—266.

<sup>28</sup>) Hugh F. Graham, „Peter Mogila — Metropolitan of Kiev“, The Russian Review, Hanover, N. H., Oct. 1955, Vol. 14, No. 14, pp. 345—356.

<sup>29</sup>) B. Krupnyckyj, Geschichte der Ukraine, Leipzig, 1943 p. 141 see also Iorga, Op. cit., p. 359.

<sup>30</sup>) Iorga, Op. cit., p. 359. It is interesting to note that Peter Movila, the Metropolitan of Kiev, had a brother with the same name Ion (Ivan) Movila.

<sup>31</sup>) Doroshenko, Op. cit., p. 325.

„sharovary") and caps („calpace")<sup>32</sup>). Duca appointed another Greek as his „Caimakan" (representative) in the Ukraine a certain Draginici and followed him soon into his new domain across the Dniester river. The first documentary record of Duca's arrival in the Ukraine, which was preserved in the Rumanian National Academy in Bucharest, is an order issued by Duca in the Ukrainian village of „Postruga" in 1681<sup>33</sup>). At „Pestera" near Nemirov, a small Zaporozhian town on the Bug river, Duca made his residence and the new capital of his domain<sup>34</sup>). Most of his time was spent in the Ukraine and rumors started in the Rumanian Principality of Moldavia that their Hospodar Duca was contemplating to remain in the Ukraine and was planning with the help of the Russian Tsar to escape from the capricious and unstable policy of the Ottoman Turkish suzerainty. The Ottoman Empire conscious of the danger of the mounting influence of the Russian Tsardom from previous experience with native Rumanian Hospodars, believed it to be safe to appoint Duca, a Greek related to the Moldavian nobility only by marriage. It was trying to avoid a repetition of an earlier attempt to secure the protection of the Russian Tsardom made by Gheorghe Ștefan (George Stephen) Hospodar of Moldavia 1654—1658, who negotiated a treaty with the Russian Tsar Alexei on May 17, 1656, in Moscow<sup>35</sup>). This treaty was never put into effect, but nevertheless it marked the beginning of Russian active diplomatic influence in the affairs of the Rumanian Principalities and their destiny. The attempt to secure Russian protection was repeated again by the envoy of George Duca, at that time Hospodar of Wallachia 1673—1678, and Dumitrașcu Cantacuzino, Hospodar of Moldavia 1673—1675, a monk Teodor in March of 1674 in Moscow<sup>36</sup>). This time it never came to a treaty, but it seems that later Duca as the Hospodar of Moldavia 1678—1684 and the Hetman of the Turkish Right Bank Ukraine in 1681 for the first time reaching the border of the Russian Tsardom, tried to continue his previous effort to secure the protection of the Russian Tsar. Tsar Feodor III, mentioned earlier, was ruling in Moscow at that time. His reign was marked by continuing rise of

<sup>32</sup>) Giurescu, Op. cit., p. 148 see also Iorga, Op. cit., pp. 354—355.

<sup>33</sup>) Iorga, Op. cit., p. 356.

<sup>34</sup>) Ibid.

<sup>35</sup>) Giurescu, Op. cit., p. 13 see also Vernadsky, Op. cit., p. 209 and p. 218.

<sup>36</sup>) Xenopol, Op. cit., p. 91.

foreign cultural influences, both Greek and Polish, and it is quite safe to assume that Duca was engaged in secret negotiations with Moscow. A confirmation of this fact can be found in the contemporary chronicle of Nicolae Costin:

„He was contemplating to move there,” states N. Costin „as the word spread among his men of how he was to leave Moldavia and to move with his entire household to the Ukraine and from there to go over to Moscow ...<sup>37)</sup>).

The new fortified residence of the Hospodar of Moldavia and the Hetman of the Turkish Right Bank Ukraine George Duca was also visited by another contemporary Rumanian chronicler Neculce<sup>38)</sup>. An act dated in 1683 reveals a new additional residence, a palace of Duca in the Ukraine at Tzikunovka (Ticănauca) located across the river Dniester facing the fortress of Soroca in Eastern Moldavia<sup>39)</sup>. Both contemporary Rumanian chroniclers Costin and Neculce agree that Duca organized several promising and money making enterprises in the Ukraine in the field of husbandry, agriculture, and a monopoly on beer, brandy (Khorylka), and mead. All the inns of the Ukraine at that time were serving the popular drink mead made out of the honey produced on the extensive land estates of Duca<sup>40)</sup>. The real final goal of Duca was to establish profitable enterprises in the Ukraine in order to replenish his depleted treasury. This seemed to have been successful not only for him, but also to his henchman Draginici who has also grown rich and prosperous in the Ukraine during his relatively short stay. A document has been preserved in the Rumanian archives in Bucharest regarding the purchase of hay and a mill in Koshnitsa (Coșnita) in the Ukraine by Draginici. Several Ukrainian Cossack have signed the document as witnesses to this bill of sale such as the „Khorundzhyi” (Cornet in the Cossack Cavalry) Ivan Goguma, the „Sotnik” (Senior Lieutenant of Cossack Cavalry) Vuvkarenko, and the Rumanian „Generalnii Pisari” (the General Secretary) of the office of the Hetman Ursachi (Ursaki) who was also the former personal notary of Hospodar Duca<sup>41)</sup>.

<sup>37)</sup> Iorga, Op. cit., p. 358. „Ori că avea de gând să se mute acolo” spune N. Costin „cum și era cuvânt între oamenii lui cum să părăsească Moldova și să se mute cu toată casa lui la Ucraina și de acolo să se tragă la Moscova ...”

<sup>38)</sup> Ibid., p. 356.

<sup>39)</sup> Ibid., p. 357.

<sup>40)</sup> Ibid.

<sup>41)</sup> Ibid., p. 358.

In about a year the administration and colonization policy of Duca in the Ukraine showed remarkable progress. According to another Rumanian chronicler Constantin Capitanul the Ukrainian Cossacks returned in great numbers and settled down on the sites of their destroyed hamlets, villages, and towns<sup>42</sup>). It was unfortunate that Duca was not able to continue his administration and rule of the Ukraine much longer. His duty to the Turkish Sultan Mahomet IV, his legal suzerain, required Duca to raise an army of Rumanians and Ukrainian Cossacks and join the huge Turkish host of the Grand Vizier Kara Mustapha in its famous siege of Vienna in 1683. After the route of the Turkish armies at the gates of Vienna, Duca followed the defeated remnants under Kara Mustapha to Belgrade. From there he proceeded through the Principality of Transylvania and through the Carpathian mountain pass „Oituz“ back to Moldavia. He found refuge at the village of Domnești on the estate of his sister near Putna in December of 1683.

During Duca's absence the conditions in the Rumanian Principality of Moldavia and in the Ukraine underwent a drastic change. On 31 March, 1684, the Pope of Rome gave his blessings and his ample financial support to a newly formed coalition called „The Holy League“ with the ultimate aim to drive the Ottoman Turks out of Europe and to liberate the subjugated christian nations under their yoke<sup>43</sup>). King John III Sobieski of Poland was entrusted with the task of liberating the Rumanian Principalities of Transylvania, Wallachia, and Moldavia as well as the liberation and the recuperation of the Ukrainian lands lost to the Ottoman Empire earlier. The domains of Duca were invaded by the christian liberation armies. The Poles brought along with them a former Moldavian Hospodar Ștefan Petriceicu (1672—1673) who was trying to recuperate his lost position and the Ukrainian Cossacks under their new Polish sponsored Hetman Kunitski. All the Ukrainian estates and any property of Duca were confiscated and his regent in the Ukraine Dorohin<sup>44</sup>) was deposed. The Polish army occupied the capital of Moldavia Jassy (Iași) on 19 December 1683<sup>45</sup>), and the Ukrainian Cossacks under Hetman Kunitski together with Ștefan Petriceicu invaded Moldavia near Soroca. Taking advantage of the absence of the Tartar Khan

<sup>42</sup>) Ibid., p. 357. See also Nistor, *Op. cit.*, p. 235.

<sup>43</sup>) Giurescu, *Op. cit.*, p. 161.

<sup>44</sup>) Iorga, *Op. cit.*, p. 358.

<sup>45</sup>) Giurescu, *Op. cit.*, p. 149.

of the country of Bugeac, Kunitski and his ally penetrated into the Bugeac, massacred the Tartar families, and conquered and burned down the Turkish fortress ("Vilayet") of Bendery (Tighina). However, the return of the Tartar Khan of Bugeac with his army from the siege of Vienna forced the christian armies back until the Rumanian Principality of Moldavia was returned under the suzerainty of the Ottoman Empire<sup>46</sup>).

Duca was not able to assert his rule again and was taken prisoner by a 500 man detachment under the command of a Polish Captain Bainski on 4 January, 1684<sup>47</sup>). He lived in Polish captivity over a year, hoping that his wife would be able to send him the ransom of 180 purses with gold. These purses, however, never reached him because they were captured on their way in Transylvania. When Duca found out about it he suffered a stroke and died within a week on 10 April, 1685, in Lemberg on the Ukrainian soil at that time still under Polish rule<sup>48</sup>). Duca continued to live in a Rumanian historical legend which was written down in prose for the first time by the famous Russian poet Pushkin in 1823 during his exile in Bessarabia<sup>49</sup>).

The administration and colonization policy of Duca in the Ukraine had a far reaching effect and influenced quite a few important events in Ukrainian history. By opening the gates wide to a mass migration of Rumanians and Ukrainians from the neighbouring lands the colonization policy of Duca prompted the Polish Kingdom to reconsider and considerably improve their policy of repression in their portion of the Ukraine. In 1685, the same year that Duca died, the Polish Sejm (Diet) granted the Ukrainian Cossacks the same rights and privileges they had enjoyed during the Polish Republic.

<sup>46</sup>) Ibid.

<sup>47</sup>) Ibid., pp. 149—151.

<sup>48</sup>) Ibid., p. 152.

<sup>49</sup>) Eufrosina Dvoichenko-Markoff, "Puškin and the Rumanian Historical Legend", *The American Slavic and East European Review*, New York, N. Y., April, 1948, Volume VII, pp. 144—149. According to the legend the brutal "silver-loving" Duca was overthrown by the insurgent boyars. As a prisoner he was driven in a four-wheeled car through a village and asked a passing woman for some milk to slake his thirst. Taking him for one of Duca's possible victims the woman gave him some milk and while doing so complained about the evil destroyer Hospodar Duca wishing that the sweet drink should turn for him into poison. The milk turned into poison and Duca died. His body was buried on the bank of the Dniester and on his tumulus flowers do not bloom and close to it pigeons and turtle-doves do not fly. Only snakes abound in the tall grass, and occasionally an owl perched on a fragment of an old cross utters his cry.

As the result of this policy the Ukrainian territories of Korsun, Cherkassy, Chikhirin, Lisyanka, and Uman were successfully repopulated and the former Cossack regiments were reestablished<sup>50</sup>). The Russian Left Bank Ukraine felt also the effects of the successful colonization policy of Duca. Large numbers responded to the tempting invitation of the Moldavian Hospodar and the Russian sponsored Hetman Samoilovich had great difficulties trying to stop the exodus of the Ukrainians from his Left Bank Ukraine into the Turkish Right Bank Ukraine under Duca<sup>51</sup>). The proud title of Hospodar of Moldavia and Hetman of the Ukraine survived Duca only for a short period. It was used only by his successor in Moldavia Dumitrașcu Cantacuzino (1684—1685)<sup>52</sup>). This Hospodar did not have the actual control of the Ukrainian domain of Duca, but he continued to use the title only in his official documents.

The Rumanian settlements in the Ukraine which later spread out as far as the Urals, Altai and the Turkestan, did not present a serious problem to the Russian Empire until the awakening of the Rumanian national awareness. In order to combat this feeling of kinship with the Rumanian Kingdom, which has succeeded in course of time to unite the Rumanian Principalities of Transylvania, Wallachia, and Moldavia into a „Greater Rumania” (România Mare), some Russian scholars tried and are still trying to prove that the Rumanians in the Ukraine are not Rumanians at all. According to many Russian and Soviet sources the Rumanians in the Ukraine are „Moldavians” who have nothing in common with their brothers in the former Rumanian Principality of Moldavia. They were also helped along this wrong assumption by a few Rumanian („Moldavian”) renegades like for example the member of the Russian Imperial Duma from Bessarabia, Purishkevitch<sup>53</sup>). Purishkevitch was even a member of the Russian extreme nationalist „Black Hundreds” (Chernosotentsy) and he coined some well known and often repeated unflattering remarks about the Rumanians in general<sup>54</sup>). Unfortunately these insulting remarks about the Rumanians found a widespread circulation in the Russian

<sup>50</sup>) Krupnyckyj, Op. cit., p. 141.

<sup>51</sup>) Hrushevsky, Op. cit., p. 341.

<sup>52</sup>) Jorga, Op. cit., p. 359.

<sup>53</sup>) R. W. Seton-Watson, Transylvania: A Key Problem, Oxford, 1943, p. 17.

<sup>54</sup>) „Eto ne Natsia a Professia” („This is not a Nation but a Profession”) „Kto so Smychkom a kto s Otmychkoi” („Some go around with a Violin Bow, others with a Crowbar”)...

Empire and very few realized that its author was originally a Rumanian himself who changed his original name Purice into Purishkevitch.

The Soviet Government created a Moldavian Autonomous Republic with the capital at Balta and kept the old Rumanian Slavic (Kirilika) alphabet which was replaced in Rumania by a Latin alphabet as late as the second half of the nineteenth century by the disciples and followers of the so called „Latin School“ of Transylvania<sup>55</sup>).

In Rumania the Rumanian scholars became interested in the Rumanian minority in the Ukraine and some nationalist extremists went even so far as to claim for Rumania the former Ukrainian domain of their Moldavian Hospodar Duca. The territory thus claimed took in the Ukrainian lands between the river Dniester and the Bug and became gradually known in Rumania under its new name of Transnistria. This visionary dream was realized during World War II when the Rumanian Government under Marshall Antonescu with the active assistance of the German Wehrmacht and its allies was able to annex Transnistria officially to the Kingdom of Rumania on 18 October, 1941<sup>56</sup>). This region included also the important sea port of Odessa and the strategically important shipyards of Nikolaev on the Bug. It was strange for the author at that time to hear over radio Bucharest that Odessa was founded by the Rumanians and that the best proof of that is the suburb of Odessa still known under the name of „Moldovanka“. There is, however, no proof in official records about this farfetched declaration by the Rumanian propaganda. The majority of the Rumanian villages bearing such typical Rumanian names as Botuşani, Dubasari, Butur, Slobozia, etc. . . are located along the left bank of the Dniester south of Mogilev., Mogilev, Balta, Ovidiopol, and Ananiev had originally a Rumanian majority of population<sup>57</sup>).

The tide of World War II having eventually turned we find the Kingdom of Rumania fighting their former German allies together

<sup>55</sup>) The author, „A Rumanian Priest in Colonial America“, The American Slavic and East European Review, New York, N. Y., October 1955, Vol. XIV, p. 388.

<sup>56</sup>) R. Betts, ed., Central and South East Europe, 1945—1948, London & New York, 1950, p. 2.

<sup>57</sup>) C. C. Giurescu, Istoria Românilor din cele mai vechi timpuri pâna la moartea regelui Ferdinand, Bucharest, 1944, p. 381 See also Grigore Nandris, „Rumanian exiles in 18th Century Russia“, Revue des Études Roumaines, Paris, Vol. I, 1953, pp. 44—70.

with their Communist enemies of the Soviet Union. This sudden change was made possible only after the arrest of Marshal Antonescu by the young King Michael I on August 23, 1944. After this an armistice was concluded with the Allies on September 12, 1944, in Moscow and until the total defeat of Nazi Germany, Rumania was forced to keep from 16 to 20 divisions fighting alongside the Soviet troops<sup>58</sup>). Following the Peace Treaty signed in Paris on February 10, 1947<sup>59</sup>), Rumania lost Transnistria and in addition to this also Bessarabia and the northern part of Bukovina to its new ally the Soviet Union. The Soviet Union was quick in consolidating its gains by creating a new Moldavian Republic in Bessarabia with its capital in Kishinev (Chişinău). This new Soviet Moldavian Republic obtained also a few land strips on the left bank of the river Dniester in the Ukraine. The remaining portion of Transnistria along with southern Bessarabia, the steppes of the Bugeac, northern Bessarabia, and northern Bukovina were incorporated into the Soviet Ukrainian Republic.

## **Siedlung und Wirtschaft im oberen Sawegebiet (Nordwestslowenien)**

**während des 16. Jahrhunderts und heute**

Eine grundherrschaftliche und kulturlandschaftliche Quellenstudie

Mit einer Karte.

Von GUNTER GLAUERT (München)

Südlich der Hochstuhlgruppe, mit der die Karawanken ihre mächtigste Entfaltung erreichen, erstrecken sich die *L a n d s c h a f t e n* der Radmannsdorfer Bucht und des Neumarkter Tertiärhügellandes. Die tiefe Furche der Sawetalung beginnt sich bei Moste und Scheraunitz (Žirovnica) zum ersten Male zu weiten. Wurzener und Wocheiner Sawe durchfließen das Veldes-Radmannsdorfer Becken in bis 80 m tief in eiszeitliche Schotter und Nagelfluhbildungen eingeschnittenen, schluchtartigen Tälern. Dieses Becken ist als oberster Teil des Einbruchsgebietes der oberkrainischen Ebenen noch stark von eiszeitlichen Kräften geformt worden. Der Hauptgestalter des Beckens

<sup>58</sup>) *B e t t s*, Op. cit., pp. 3—4.

<sup>59</sup>) *Ibid.*, p. 13.

ist der Wocheiner Gletscher<sup>1)</sup>, ein Hauptast des 55 km langen Sawegletschers gewesen, dessen Endmoränen bei Radmannsdorf (Radovljica) liegen. Seine Schmelzwässer haben zwischen der Jelovica und den Karawanken eine derartig breite, ebenmäßige Schotterflur angelegt, daß sie den Eindruck einer ebenen Platte erweckt<sup>2)</sup>. In den fluvioglazialen Schottern<sup>3)</sup> dieser Ebene versiegen nach kurzem Lauf zahlreiche Bäche, die vom Gebirgsrand kommen. So ist die Flußdichte dieses Gebietes nur gering und ganze Teile der Radmannsdorfer Bucht mit den am besten verkalkten Schottern sowie die hydrographisch zugehörigen Flächen der Jelovica sind ohne oberirdische Entwässerung<sup>4)</sup>. Die Schotterplatte ist heute größtenteils waldfrei und von Kulturland eingenommen. Sie weist die geringste relative Bewaldung in Oberkrain auf. Das ganze, gut durchsiedelte Gebiet trägt Parklandschaftscharakter, zumal die Befeuchtung noch recht erheblich ist, so daß das Wiesenland wesentlich stärker vertreten ist als das Ackerland<sup>5)</sup>. Abgesehen von Veldes (Bled) mit seiner Burg der Brixener Bischöfe auf steilem Dolomitifels liegt der zweite Siedlungskern des Veldes-Radmannsdorfer Beckens am südlichen Rande der Ebene unweit der Vereinigung der beiden Sawequellflüsse hoch über dem Engtal. Es ist die Marktsiedlung Radmannsdorf (Radovljica), in deren Bereich die Verkehrsadern von mehreren Tälern sich sammeln. Das tiefe Sawetal trennt die Radmannsdorfer von der Veldeser Plattenlandschaft.

Den tiefeingeschnittenen Engtälern der Wurzener und Wocheiner

<sup>1)</sup> Anton Melik, Bohinjski ledenik. Geografski Vestnik V. 1929. S. 1—39.

<sup>2)</sup> Viktor Paschinger, Die Teillandschaften Oberkrains. Carinthia II. Mitt. des Vereins Naturkundl. Landesmuseum für Kärnten. Klagenfurt 1942. S. 40/41. Ders. Savekärnten ein Alpenland. Carinthia II. 1941 S. 10.

<sup>3)</sup> Im wesentlichen jüngere Aufschüttung, entsprechend Brückners Niederterrasse mit verschiedenen Phasen. Von älteren Aufschüttungen nur Brückners Hochterrasse. In den „Dobrave“ zwischen Radmannsdorf und Krainburg sind höhere Konglomeratterassen stark vertreten, entsprechend Brückners älterem u. jüngerem Deckenschotter. Die Hauptterrasse der jüngeren Aufschüttung bildet als Fortsetzung der Ebene von Radmannsdorf an der Neumarkter Feistritz einen breiten Talboden. vgl. Svetozar Ilešič, Terase na Gorenjski ravnini. Geografski Vestnik XI., 1935 S. 166.

<sup>4)</sup> V. Paschinger, Flußdichte und Abfluß im Savegebiet Oberkrains. Carinthia II. 1943 S. 12, 13.

<sup>5)</sup> Nach V. Paschinger, Die geographische Struktur Oberkrains in Sektorendarstellung. Deutsches Archiv für Landes- u. Volksforschung VII. 1944, S. 444 nimmt das Grasland in der Radmannsdorfer Bucht sogar 80% der Bodennutzungsfläche ein.

Sawe bleibt die Siedlung fern, sie bevorzugt die Lage am Karawanenrand und an den Zuflüssen der Sawe, besonders am Austritt derselben aus dem Gebirge (Vigaun-Begunje). Inmitten der Schotterplatten finden sich die meist geschlossenen Ortschaften seltener<sup>6)</sup>.

Das tertiäre Hügelland zwischen Vigaun (Begunje) und Neumarktl (Tržič) überragt die Ebene nur um rund 100 m. Die durch das dichte Netz der Patenzabäche<sup>7)</sup> reich gegliederte, viel waldreichere Landschaft ist von zahlreichen Weilern und Streusiedlungen erfüllt, welche Höhenlagen von 700 m nicht erreichen. Das Kulturland tritt dort nur inselhaft auf, stärker ausgedehnt nur an der Neumarktl Feistritz (Tržiška Bistrica), längs der sich Dorfsiedlungen ziemlich dicht aufreihen.

Mittelalterliche Burgsiedlungen, Sitze von Grundherrschaften finden sich über das ganze Gebiet verstreut. Meist handelt es sich um Wegeschutzburgen am Gebirgsrand, wie Katzenstein bei Vigaun (Ruine), vor dem Austritt der Begunschitza (Begunjsica) in die Ebene, Altgutenberg (Ruine) über dem Austritt der Loiblstraße in die Ebene, Wallenburg (Ruine) schräg gegenüber von Radmannsdorf unter dem Abfall des Jelovicaplateaus und hoch über dem Sawe-Engtal.

Im großen und ganzen herrschen im gesamten Gebiet altartige, regellose Siedlungsformen<sup>8)</sup> vor, wie sie der alpenlawischen Sippensiedlung entsprechen. So gehören im oberen Abschnitt die Dorfsiedlungen Moste, Scheraunitz (Žirovnica), Selo, Bresnitz (Bresnica), Velben (Vrba), Studentschitz (Studenčica), Hraschach (Hraše), Lees (Lesce), Neudorf (Nova vas) und Werbnach (Vrbnje) zu den Haufenorten. Bei Sabresnitz (Zabresnica) zeigt sich die Tendenz zur Bildung einer, wenn auch gebogenen Reihe oder Zeile, noch stärker bei Doslowitsch (Doslovič) und Rodein. Besonders Hlebitz bietet das Bild einer gebogenen, krummen Zeile. Hofdorf (Dvorska vas) erscheint dagegen als ziemlich normaler Zeilenort. Von ganz echten Straßendörfern kann hier im Unterschied zur Krainburger und Steiner Ebene und zum Zeierfeld (Sorško Polje) wohl nirgends die Rede sein. Einen Sonderfall stellt Smokutsch (Smokuč) dar, das rund-

<sup>6)</sup> Günter Glauert, Siedlungsgeographie von Oberkrain. Südosteuropäische Arbeiten Nr. 32. München 1943, S. 23.

<sup>7)</sup> Viktor Paschinger, Carinthia II. 1943, S. 14.

<sup>8)</sup> Nach der österr. Spezialkarte 1:75000, Bl. Radmannsdorf, da der Franziszeische Kataster (Indikationsskizzen) seinerzeit nicht erreichbar war. vgl. auch A. Melik, Kmetska naselja na Slovenskem. Geografski Vestnik IX. 1933, S. 141—43. G. Glauert, a.a.O. 1943, S. 85.

lingartige Form zeigt. Ausgesprochene, langhingezogene Bachuferdörfer erkennen wir in Vigaun (Begunje), Sgosch (Sgoše) und Sapusch (Zapuše), aber wohl auch in Möschnach (Mošnje). Weiter im Süden erkennen wir in Gutenfeld (Dobropolje) und Globoko wieder Haufenorte und auch der große Ort Laufen (Ljubno) ist durchaus haufenförmig angelegt.

Im Tertiärhügelland zwischen Vigaun, Neumarktl und Laufen bilden Palowitsch (Palovice), Leschach (Leše), Brdo und Praproče geradezu wirre Haufendörfer bzw. -weiler. Das kleine Popovo könnte auf einen planmäßig gegründeten Weiler zurückgehen, zeigt regelmäßige Zeilenanordnung. Nahe der Neumarktl Feistritz sehen wir in Kaier (Kovor) und Hudo wieder Haufenorte. Es möchte fast scheinen, als ob sowohl Kaier (Kovor) wie auch Laufen (Ljubno) ehemals als Tabore gedient hätten (vgl. den Ort Tabor nördl. von Freithof-Britof). Bei Swirtschach (Zvirče) scheinen sich zwei Zeilen zu kreuzen, doch ist auch hier wohl die Grundlage haufenartig, wenn es sich auch um eine Durchgangssiedlung an der Loiblstraße handelt. Freithof (Britof) bildet einen locker gereihten Ort, viel stärker haufenartig-wirr erscheint Unter-Birkendorf (Podbrezje-Dolenja Vas). Dagegen erkennen wir im Mitter-Birkendorf (Podbrezje-Srednja Vas) wieder einen ziemlich regelmäßig angelegten Zeilen- bzw. Reihenort an einer Durchgangsstraße. Jenseits der Sawe bilden Otoče, Dobrava, Salosche (Saloše) und Prezrenje ganz locker angeordnete Haufenorte. Im Tertiärhügelland dominieren im allgemeinen blockflurartige Furtypen, während in der Ebene außerdem noch gewannartige bzw. gewannähnliche (Streifenfluren) auftreten.

Die K u l t u r l a n d s c h a f t der Radmannsdorfer Bucht und des Neumarktl Tertiärhügellandes erfuhr ihre Gestaltung nach einer ausgebreiteten, jedoch noch schütterten alpenlawischen Besiedlung im wesentlichen durch die deutschen Grundherrschaften des Hochmittelalters, von denen in erster Linie die Grafen von Ortenburg genannt seien, welche zu Beginn des 13. Jhs. Schloß Wallenburg besaßen<sup>9)</sup>. In der zweiten Hälfte des 13. Jhs. (1263) wird Schloß Wallenburg, Schloß Stein bei Vigaun und das linke Ufer der Wurzener Sawe (außer Lengenfeld) bis zum Wurzenpaß als Ortenburger Besitz aufgeführt und blieb dies auch noch im 14. Jh.<sup>10)</sup>. Aus der ehe-

<sup>9)</sup> Martin W u t t e, Zur Siedlungsgeschichte des südlichen Vorlandes der Karawanken. Carinthia I. Mitt. des Geschichtsvereins für Kärnten. Klagenfurt 1941.

<sup>10)</sup> D e r s., Geschichte der deutschen Siedlung in Krain in: Handwörterbuch des Grenz- u. Auslandsdeutschtums Bd. III. 1939. S. 320/21.

maligen Landgrafschaft (Krain) lösten sich im 14. Jh. die beiden ortenburgischen Landgerichte Wallenburg und Radmannsdorf, welche im 15. Jh. zu einem Landgericht vereinigt wurden. Von den Ortenburgern kam die Herrschaft an die Grafen von Cilli, nach deren Aussterben 1456 an die Habsburger (Kaiser Friedrich III). In die Zeit des 16. Jhs. nun führt uns ein im Archiv des Laibacher Nationalmuseums befindliches Urbar von 1579<sup>11)</sup>. Die Zeit der windischen Bauernkriege (1503, 1513 1514—16), deren einer Führer ein Radmannsdorfer Bauer gewesen ist, war damals ein halbes Jahrhundert vergangen, aber das Zeitalter der Türkenabwehr dauerte noch an.

Das besiedelte Gebiet der Herrschaft Radmannsdorf erstreckt sich ungefähr als Dreieck, dessen nördliche Spitze bei der Saweenge von Moste liegt, zwischen der schluchtartig eingetieften Wurzener und der anschließenden vereinigten Sawe im Südwesten, dem scharfen Südwest-Abfall der Karawanken (Sawelinie) im Nordwesten und der Neumarkter Feistritz im Osten. Es handelt sich dabei um ein verhältnismäßig geschlossenes Herrschaftsgebiet, nicht um ganz locker verbundenen Streubesitz. Das ermöglicht uns überhaupt erst eine wirtschafts- und siedlungsgeschichtliche Betrachtung der Herrschaft vorzunehmen, wenn wir uns auch nicht verhehlen, daß trotzdem gelegentliche Lücken im Material nicht zu vermeiden sind<sup>12)</sup>.

Der Radmannsdorfer Besitz gliedert sich in 2 Ämter, von denen das erste, das obere, nicht wörtlich als solches bezeichnet wird, von dem aber ein „Nider Ampt“ ausdrücklich unterschieden wird. Letzteres lag an der unteren Neumarkter Feistritz, das obere umfaßte mithin das Radmannsdorfer Becken und den größeren, nördlichen Teil des Neumarkter Tertiärhügellandes. Während das ebene Radmannsdorfer Becken sich in einem ziemlich weit vorgeschrittenen

<sup>11)</sup> Vrbar Vber die Herrschaft Radtmanstorf und Wallenburg 1579. Altes Gültbuch 9. Band. Staatsarchiv. Nationalmuseum Laibach (Ljubljana).

<sup>12)</sup> Es bedeutet natürlich einen Nachteil, wenn die Orte und Huben nicht ganz restlos erfaßt werden konnten, weil der Kriegausbruch 1939 die Beendigung der Urbardurchsicht verhinderte. Immerhin bildet das erfaßte Herrschaftsgebiet eine geographisch geschlossene Einheit und das noch Ausstehende fällt nur noch wenig ins Gewicht. Naturgemäß wohnten auch noch Untertanen anderer Herrschaften im Radmannsdorfer Bereich, diese aber sind als solche angegeben und dürften ziemlich vollständig im Urbar erfaßt sein, da ja u. a. jeder zinspflichtige Besitzer von Gärten, Mühlen, Stampfen, Sägen, Hammerwerken usw. aufgeführt wird, wenn er im übrigen auch Untertan fremder Herrschaften ist.

Stadium der Rodung befindet<sup>13)</sup> (weite Rodungsflächen mit Waldresten) und große, geschlossene Dorfsiedlungen aufweist, ist das unruhige Relief des Neumarktler Tertiärhügellandes (ähnlich dem Tertiärhügelland von Stein) von der Rodung viel schwächer aufgeschlossen, zeigt nur Rodungsflecken und -inseln mit Streusiedlungen, Weilern und kleinen Haufenorten.

Innerhalb des gesamten erfaßten Radmannsdorfer Herrschaftsgebietes wohnten 1579 zusammen 327 Huben oder sonstige Grundstücke, ferner einige Mühlen, Sägen usw. innehabende Untertanen. Von diesen saßen immerhin 179 auf Huben, während 115 Keuschler (Häusler, Söldner, Kleinbesitzer) waren. Betrachten wir zunächst die hubsässigen Untertanen nach ihren Besitzverhältnissen, so fällt uns auf, daß alle erwähnten Huben ganze Huben waren, also eine Zersplitterung in Halb- oder Viertelhuben (noch) nicht eingetreten war. Das ist an sich schon ein günstiger sozialer Umstand. Bei einer Reihe von Untertanen wird außerdem noch angegeben, daß es sich um Kaufrechthuben handelt, die die günstigsten Bedingungen für den Inhaber boten. Die Verkaufrechthubung ging bereits auf die Grafen von Cilli zurück<sup>14)</sup>, war damals also über 120 Jahre in Gebrauch. Es kam außerdem nicht allzu selten vor, daß ein und derselbe Untertan 2—3 Huben innehatte<sup>15)</sup>.

Die ganzen Huben waren hauptsächlich vertreten in den Dörfern Smokuč (12 von 17 Untertanen), Craschach (Hrasě) (7 von 9 Untert.) usw. im Radmannsdorfer Becken, stärker aber noch im Tertiärhügelland in Leobm (Laufen-Ljubno) (22 von 33 Untertanen), Guettenfeld (Dobropolje) (6 von 7 Untert.) und in Ober Podwresiach (Podbrezje) (12 von 15 Untert.). Die Verödung war auffallend gering; nur 5 von

<sup>13)</sup> Zu dem Rodungsstadien siehe Otto Maull, Die rodungsgenetische Methode am Beispiel der Kulturlandschaftsentwicklung im Profil Dachau-Wolfratshausen (Oberbayern). Mitt. Geogr. Ges. München. 35. 1950, ferner ders; Anthropogeographische und länderkundliche Probleme der Alpen. "Die Erde". 1951/52, S. 276/277.

<sup>14)</sup> Z. B. in Leobm (Laufen): Pangratz Andreyz 1 Kaufrechthube, Jacob Juchart 1 Kaufrechthube, Kaufrecht von Graf Ulrich von Cilli, 1454. Zu Egken ob Leuffl (Brdo): Wolfgang Weriez Erben, Petter und Mathiasch 1 Kaufrechthube, Kaufrecht von 1497. Nider Podbresiach (Podbrezje. Dol. Vas): Achatz Babitsch 1 Kaufrechthube, Kaufrecht von Graf Ulrich von Cilli usw.

<sup>15)</sup> Ulrich Schibot in Sabreßnitz u. Sell (Zabreznica u. Selo) hatte 3 Huben, von denen eine dem Herrn Catzianer in Vigaun, eine „S. Lorenzen Khirchen geen Vigaun“ und die dritte der Herrschaft Radmannsdorf gehörte. Andre Khölbl ebendort hatte 2 Huben, von denen eine öd war, Matheus Khofler „in der Peroschitz“ hatte eine ganze Hube und eine öde Hube.

den 171 Huben lagen öd. Einen Übergang von den großen Besitzen zu den Klein- und Kleinstbesitzen gab es, wie erwähnt, nicht. Vielmehr folgten auf die Ganzhübler gleich die Keuschler. Diese besaßen außer ihrem „vndersäß Heusl“ nur noch ein „Gärtl“ oder „Krautgärtlein“, in dem sie das zum Lebensunterhalt notwendige Gemüse zogen. Das Keuschlerwesen war damals schon ziemlich stark entwickelt; gab es doch 115 „vndersäß Heusl“, zu denen 97 „Gärtl“ gehörten<sup>16)</sup>. Seine Hauptverbreitung hatte das Keuschlertum einmal im Norden der Herrschaft, am Eintritt der Sawe in das Radmannsdorfer Becken sowie am ganzen Karawankenrand, zum anderen in einigen größeren Orten des Neumarkter Tertiärhügellandes. So hatten „An der Hohen Prukhen“ (Moste) 5 von 8 Untertanen „Untersäß Heusl“, in „Sernaunitz“ (Scheraunitz-Žirovnica) 7 von 14 Untertanen, in „Vigaun und Sgush“ (Zgoše) waren sogar alle 11 Untertanen Keuschler. In den großen Dörfern „Kheyer“ (Kovor) und „Leobm“ (Laufen-Ljubno) am Rande des Tertiärhügellandes gehörten 7 von 12 bzw. 11 von 33 Untertanen zu den Kleinstbesitzern. Häufig finden wir die Hauptsitze dieser Bevölkerungsschicht an Flüssen oder Bächen, deren Wasserkraft Gelegenheit zum Betrieb von Mühlen, Sägen, Hammerwerken usw. gab, wofür besonders die Orte am Austritt von Bächen aus den Karawanken (Moste, Vigaun u. Sgosch) Beispiele zeigen. Eine gewisse, wenn auch sehr beschränkte Erweiterung des Nährraumes lieferten die verhältnismäßig selten angelegten Gereute bzw. Neubrüche, von denen es 26 gab. Sie finden sich hauptsächlich in den dicht beieinanderliegenden Dörfern „Sernaunitz“ (Žirovnica) „Sabreßnitz und Sell“ (Zabreznica u. Selo), sowie in „Widoslabitsch“ (Doslovice), alle am Gebirgsrand der Hochstuhlgruppe.

Innerhalb des Radmannsdorfer Herrschaftsbezirkes finden wir natürlich auch Untertanen fremder Herrschaften wohnen, die aber beispielsweise für ihre Gereute der Herrschaft Radmannsdorf zinsbar waren, wie dies in Sabresnitz und Sell mehrfach der Fall war<sup>17)</sup>. Die bedeutendsten dieser Nachbarherrschaften waren die Herren von Lamberg zum Stein und der Herr Catzianer zu Vigaun. Von geistlichen Herrschaften seien die Kirche St. Bartholomä und unsere

<sup>16)</sup> Von letzteren waren 5 „Krautgärtlein“ und 14 „Garten“.

<sup>17)</sup> Sabreßnitz und Sell: Jacob Khorbar, Der Khirchen Paur S. Bärthlmee dient von einem Gereut, Petter Tschechel, unnser Frauen khirchen in der Cronau Paur dient von ainem Gereudt Vndter dem Stuell (Hochstuhl-Stol), Petter Ragger, der Herren von Lamberg zum Stain Paur, hat ain gereudt am Endt der Albm ...

Frauen Kirchen in Kronau erwähnt. Für alle erwähnten Keuschen, Gärten und Gereute wurden nur Geldabgaben bezahlt. Da nun auch ein großer Teil der Getreideabgaben bei den Ganzhüblern in Geld abgelöst war, so ist es schwierig aus den Abgaben ein Bild über den A c k e r b a u in der Herrschaft zu gewinnen. Von 179 ganzen Huben waren bei nicht weniger als 105 die Naturaldienste in Geld abgelöst, nur 74 zahlten in Naturalien. Von 37 Ortschaften dienten bereits 20 keine Naturalien mehr und nur in zweien (Smokutsch u. Mitterpodbresiach) wurden noch ausschließlich Naturalabgaben geleistet. Dabei sehen wir natürlich ab von den Kleinrechten-Hühnern und Eiern, die überall gedient wurden. In den 17 Ortschaften, in denen noch Getreide abgeliefert wurde, waren die Abgaben und dementsprechend wohl auch der Anbau von Hafer am größten. Pro Hube wurden 6—15 Hofmaß gedient, durchschnittlich 12 Hofmaß und mehr<sup>18)</sup>. In den ganz seltenen Fällen, in denen nur 6 Hofmaß gedient wurden (Swiertschach, Nadobraui, Breserinach), kann es sich vielleicht doch um kleinere Huben gehandelt haben. Die nächstwichtige Getreideart war der Weizen, dessen Abgabenhöhe zwischen 3 und 6 Hofmaß schwankte<sup>19)</sup>. Egken ob Leuffel gab nur 1 1/2 Hofmaß (kleinere Huben?), am meisten dagegen Craschach, Clebitz, in der Peroschitz mit 6 Hofmaß. Ungefähr in der gleichen Höhe wie der Weizen (3—6 Hofmaß) wurde auch das „Khünkorn“ bzw. „Khünkorn“ abgegeben<sup>20)</sup>. Glawokham gab nur 3 Hofmaß, in Leobm (Ljubno) schwankten die Abgabenhöhen zwischen 3 und 5 Hofmaß, im allgemeinen aber wurden 4 bis 5 Hofmaß abgeleistet. Auffallenderweise wird das „Khünkorn“ in einigen Orten durch Roggen ersetzt. Die Ortschaften Egken ob Leuffel, Swiertschach, Nadobraui und Breserinach gaben Roggen statt „Khünkorn“ ab und zwar Egken ob Leuffel 8 1/2 bzw 9 1/2 Hofmaß, die übrigen jeweils 6 Hofmaß. Großenteils wurde die Mischfrucht „Greiß und Ponn“ (Bohnen) angebaut und abgeliefert, wie in 14 verschiedenen Ortschaften. Von der Herrschaft Veldes empfing Radmannsdorf jährlich 6 Radmannsdorfer Stär an Gerichtshafer. In der bäuerlichen Kulturlandschaft herrschte also anschei-

<sup>18)</sup> In Salloschach wurden 9 Hofmaß gedient. Sonst wurden überall 12 bzw. 15 Hofmaß Hafer abgeliefert, nur Egken ob Leuffel gab 13 1/2 Hofmaß.

<sup>19)</sup> In ein und demselben Ort wie in Leobm, konnte die Höhe der Weizenabgabe zwischen 3 und 5 Hofmaß schwanken. Durchschnittlich wurden 4—5 Hofmaß Weizen gedient.

<sup>20)</sup> Ortschaftsweise war die Höhe der Abgaben von Weizen und Khünkorn ganz gleich.

Tabelle 1  
Übersicht über die Besitzverhältnisse in der Herrschaft Radmannsdorf 1579

Ort	ganze Huben	Keuschen (Untersäß Häusl)	Gärten	Gereute	Summe der Untertanen
An der Hohen Prukhen (Moste)	—	5	6	—	8
Sernaunitz (Scheraunitz-Žirovnica)	2 (dv. 1 Lehnh.)	7	5	5	14
Sabreßnitz u. Sell (Zabresnica u. Selo)	5 (dav. 1 öde)	5	5	8	14
Velbin (Vrba)	4	—	1 (Krautg)	—	5
Smokutsch (Smokuč)	12	5	3	2	17
Widoslabitsch (Doslovice)	3	3	2	6	9
Fresnitz oder Nabresnitzi (Breznica)	2 (dav. 1 un- besetzte)	1	1	—	3
Vigaun u. Sguesch (Begunje u. Zgoše)	—	11	13	—	11
Craschach (Hraše)	7	2	2	—	9
Clebitz (Hlevica)	5	—	—	—	6
Savelschach	4	—	—	—	3
Görtz (Gorica)	1	2	1	—	3
Vrbnach (Werbnach-Vrbnje)	1	2	2	—	3
Leschach (Leše)	11	8 (u. 1 Haus)	9 (dav. 2 Kraut- gärten und 2 Gärten)	1 (Neubr.)	25
In der Peroschitz (Piraschitz-Pirašica)	3 (dav. 1 öde)	—	—	—	2
Pallabitschach (Palowitsch-Palovice)	1	2	—	—	3
Poveu (Popovo?)	2	—	—	1	3
Kheyer (Kovor)	2	7	4 (dav. 1 Gart.)	—	12
Chudin (Hudo)	3 (dav. 1 öde)	—	—	—	2
Swiertschach (Zvirče)	9	4	3	1	13
Leobm (Laufen-Ljubno)	22	11	7	—	33
Zu Egken ob Leuffel (Brdo)	2	1	—	—	3
Prapratisch (Praproče)	2	—	1 (Garten)	—	3

Ort	ganze Huben	Keuschen (Untersäß Heusl)	Gärten	Gereute	Summe der Untertanen
Am Passautz (Posautz-Posavica)	2	2	4 (dav. 1 Gart.)	—	4
Guettenfeld (Dobropolje)	6	1	1 (Krautgart.)	—	7
Glawokham (Globoko)	2	—	1 (Garten)	—	2
Bresiach (Brezje)	6	3	2	—	9
Dollenach	3	2	1	—	4
Moschnach (Mošnje)	2	7	5 (davon 1 Krautgarten)	1	12
<b>Nider Ampt</b>					
Am Freidthof (Britof)	6	4	5 (dav. 4 Gart. in d. Gemain)	1	15
Ober Podwresiach (Podbrezje, Gornja Vas)	12	3	—	—	15
Mitterpodbresiach (Podbrezje, Srednja Vas)	6	5 (u. 1 Hofst.)	5 (dav. 2 Gart.)	—	12
Nider Podbresiach (Podbrezje, Spodnja Vas)	8	4	—	—	12
Ottotschach (Otoče)	6	2	—	—	7
Saloschach (Saloše)	4	1	1	—	6
Nadobraui oder am Hard (Dobrava)	8 (dav. 1 öde)	4	6 (dav. 2 Gart.)	—	13
Breserinach (Prezrenje)	5 (dav. 1 öde)	1	1	—	5
Summe:	<b>179</b> (dav. 5 öde) (u. 1 Lehnhuben)	<b>115</b> (dazu 1 Haus) (dazu 1 Hof- stätte)	<b>97</b> (dav. 5 Kraut- gärten und 14 Gärten)	<b>26</b>	<b>327</b>

nend, dem hier bereits verhältnismäßig rauhen und feuchten Gebirgsklima entsprechend, der Haferanbau überall gleichmäßig vor. Es folgten Weizen und „Khünkorn“ zu gleichen Teilen, Roggen wurde anscheinend selten abgeliefert. Mit Ausnahme der Kleinrechte aus der Geflügelzucht werden tierische Produkte überhaupt nicht erwähnt. Man darf daraus natürlich keineswegs auf das Zurücktreten der Viehzucht im Radmannsdorfer Gebiet schließen. Die genauen Beschreibungen der Weide- und Almnutzungsrechte widersprechen einer solchen Auffassung ganz entschieden. Von der Viehzucht im engeren Sinne erfahren wir aus unserem Urbar nur etwas aus der benachbarten Herrschaft Veldes (Bled). Dem Landgericht Radmannsdorf stand aus dieser Herrschaft der dritte Teil der Gerichtsfrischlinge zu<sup>21)</sup>, der nicht unbeträchtlich war und also auf eine bedeutende Schafzucht zumindest im angrenzenden Gebiet der Wocheiner Sawe schließen läßt. An Kleinrechten wurden ausschließlich Hühner und Eier gezinst und zwar auch in solchen Orten, in denen sonst sämtliche übrigen Abgaben in Geld abgelöst waren. Die Hühnerabgaben schwankten zwischen 2 und 6 Hühnern, die Eierabgaben zwischen 5 und 25 Eiern. Weitaus vorherrschend war ein Satz von 6 Hühnern und 25 Eiern, selten ein solcher von 2 Hühnern und 15 bzw. 17 oder 25 Eiern. In einigen Fällen wurden auch nur Eier allein gedient.

<sup>21)</sup> „Weitter hat die Herrschaft Veldes Alwegen am dritten Jar Zuuersteen nach dem Kheffer Jar die Gerichts Frischling Ab Zufordern Auß denen Dörfern. wie hernach volgt. vnd alls oft dasselb beschiecht, wird dauon der dritte Theill ins Landtgericht Radtmanstorf gereicht.

Erstlichen am Hardt (Dobrava), Khärnerisch Vellach (Koroška Bela) vnd

Zu Pach (Potok) werden geraicht ...	Frischling	13.	Lemper	13
Zu Sernaunitz (Scheraunitz-Žirovnica) Gerichts	„	13.	„	13
Zu Sellach (Zellach-Selo)			„	5
Zu Reiffen (Ribno), Khoreitten (Koritno),				
Nider- u. Ober Wodeschitz (Vodešica) Gerichts	Frischling	10.	„	10
Zu Wocheiner Vellach (Bohinjska Bela)	„	10.	„	10
Zu Radbein (Rotwein-Radovina) und Poglascitz	„	4.	„	4
In der Wochein Zu Feistritz (Bohinjska Bistrica)	„	12.	„	10
Zu Sautz (Savica), Furtten (Brod), am Veld (Polje)				
Zu Mitterdorf (Srednja Vas), Vnd Neuming (Nomen)		16.	„	22
(Nomen)				

Tabelle 2

## Getreidebau in der Herrschaft Radmannsdorf 1579 nach den Abgaben in Hofmaß je Hube. Kleinrechte

Ort	Weizen	Roggen (Rockhen)	Hafer (Habern)	Khünkhorn	Greiß u. Ponn	Hühner	Eier
Vigaun u. Sguesch (Begunje u. Zgoše)	nur Geldabgaben						
Craschach (Hraše) <sup>22)</sup>	6	—	12	6	$\frac{1}{2}$	6	25
Clebitz (Hlevica) <sup>23)</sup>	6	—	12	6	$\frac{1}{2}$	6	25
Savelschach	nur Geldabgaben						
Görtz (Gorica)	nur Geldabgaben						
Vrbnach (Vrbnje)	nur Geldabgaben						
Leschach (Leše) <sup>24)</sup>	5	—	15	5	$\frac{1}{2}$	6	25
Leschach, 6 weitere Huben	4	—	12	4	$\frac{1}{2}$	6	25
In der Peroschitz <sup>25)</sup> (Piraschitz-Pirašica)	6	—	15	6	$\frac{1}{2}$	6	25
Pallabitschach (Palowitsch-Palovice)	nur Geldabgaben						
Poveu (Popovo?)	nur Geldabgaben						
Kheyer (Kovor)	nur Geldabgaben						
Chudin (Hudo)	nur Geldabgaben						
Swiertschach (Zvirče) <sup>26)</sup>	—	6	6	—	$\frac{1}{2}$	6	25
Leobm (Laufen-Ljubno) <sup>27)</sup>	5	—	15	5	$\frac{1}{2}$	6	25
" "	3	—	15	3	$\frac{1}{2}$	6	25
" "	4	—	15	4	$\frac{1}{2}$	6	25
Zu Egken ob Leuffel (Brdo)	$1\frac{1}{2}$	$8\frac{1}{2}$ ( $9\frac{1}{2}$ )	$13\frac{1}{2}$	—	—	6	25
Prapratisch (Praproče)	nur Geldabgaben						
Am Passautz (Posautz-Posavica)	nur Geldabgaben						
Guettenfeld (Dobropolje)	nur Geldabgaben						
Glawokham (Globoko) <sup>28)</sup>	3	—	12	3	—	6	25
Bresiach (Brezje)	nur Geldabgaben					2	10
Dollenach	nur Geldabgaben					6	25
Moschnach (Mošnje)	nur Geldabgaben					—	

Fußnoten siehe Rückseite

Ort	Weizen	Roggen (Rockhen)	Hafer (Habern)	Khünkhorn	Greiß u. Ponn	Hühner	Eier
<b>Nider Ambt</b>							
Am Freidthof (Britof)	nur Geldabgaben					2	17
Ober Podwresiach <sup>29)</sup> (Podbrezje. Gornja Vas)	5	—	15	5	—	6	25
Mitter Podbresiach <sup>30)</sup> (Podbrezje. Srednja Vas)	5	—	15	5	1/2	6	25
(Podbrezje. Srednja Vas) oder	4	—	12	4	1/2	6	25
Nider Podbresiach (Podbrezje. Spodnja Vas)	5	—	15	5	1/2	6	25
Ottotschach (Otoče)	nur Geldabgaben						5
Salloschach (Saloše) <sup>31)</sup>	5	—	9	5	1/2	6	25
Salloschach (Saloše) oder	4	—	9	4	1/2	6	25
Nadobraui od. a. Hardt (Dobrava) <sup>32)</sup>	—	6	6	—	1/2	6	25
Breserinach <sup>33)</sup> (Prezrenje)	—	6	6	—	1/2	6	25

<sup>22)</sup> 6 Huben geben nur Geld und Kleinrechte

<sup>23)</sup> 3 Huben geben nur Geld und Kleinrechte

<sup>24)</sup> 3 Huben geben nur Geld und Kleinrechte

<sup>25)</sup> Die anderen 2 dienen nur Geld

<sup>26)</sup> 3 Huben geben nur Geld

<sup>27)</sup> 7 Huben geben nur Geld

<sup>28)</sup> Die andere Hube dient nur Geld

<sup>29)</sup> 6 Huben geben nur Geld und Kleinrechte

<sup>30)</sup> 4 Huben geben nur Geld und Kleinrechte

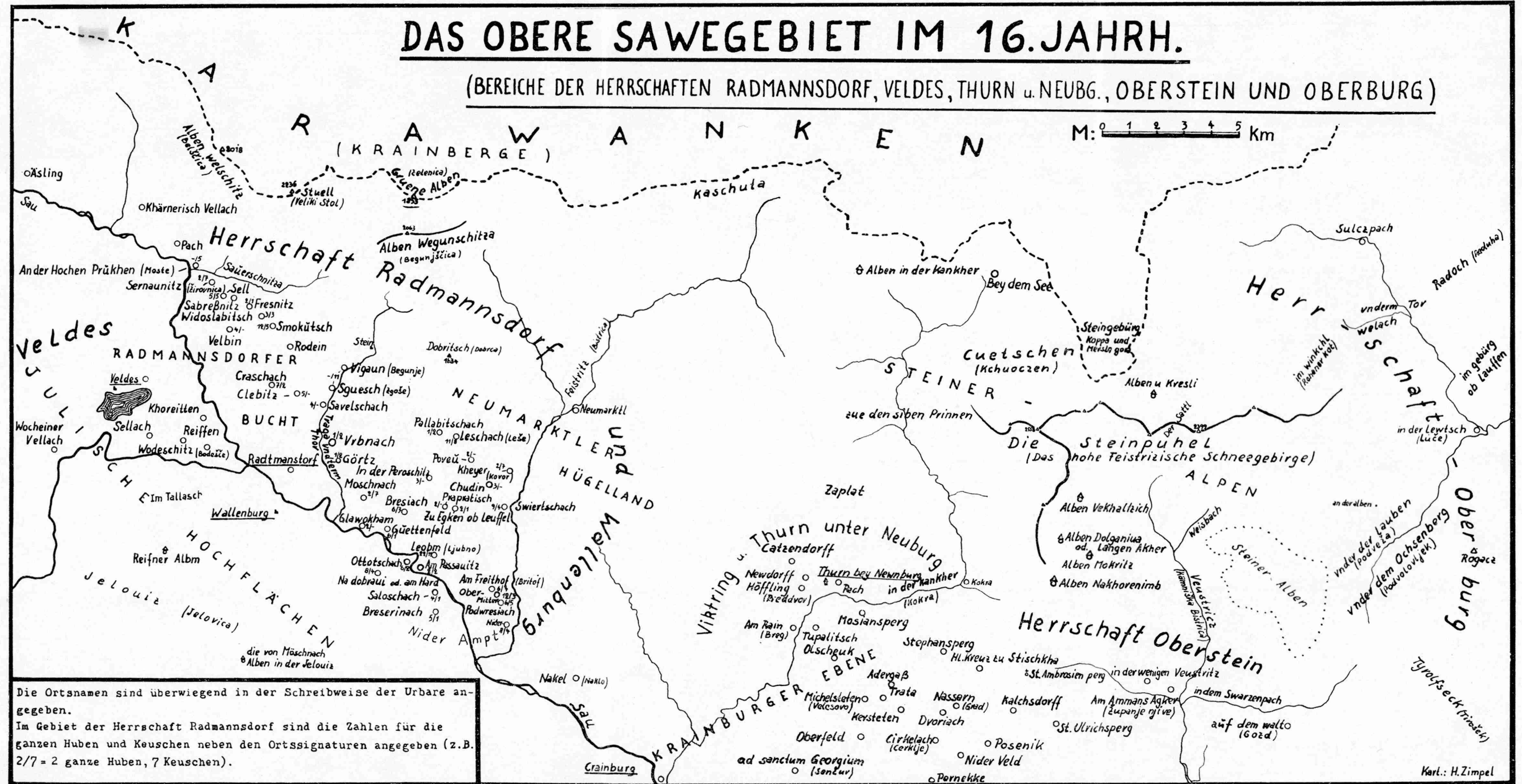
<sup>31)</sup> 2 Huben geben nur Geld

<sup>32)</sup> 4 Huben geben nur Geld

<sup>33)</sup> 3 Huben geben nur Geld und Kleinrechte

# DAS OBERE SAWEGEBIET IM 16. JAHRH.

(BEREICHE DER HERRSCHAFTEN RADMANNSDORF, VELDES, THURN u. NEUBG., OBERSTEIN UND OBERBURG)





Für die Ernährung und den Viehwirtschaftsbetrieb der kleineren und größeren dörflichen Siedlungen war die Weidennutzung von großer Bedeutung. Wir finden deshalb in den Quellen ziemlich ausführliche Angaben über die „Gemain“ der verschiedenen Dörfer. Die Nutzung des Weidelandes geschah gemeinschaftlich durch die Dorfgenossen, ja häufig war eine Gemain im Besitze mehrerer Dörfer. Dies war beispielsweise der Fall am Karawankenrand bei Hohen Prukhen (Moste) und Sernaunitz<sup>34)</sup> (Scheraunitz-Žirovnica), bei Smokutsch, Wreßnitz (Breznica), Widoslabitsch (Dosloviče) und Rodein<sup>35)</sup> (Rodnje (?), im Tertiärhügelland, bei Pallabitschach (Palo-vice) und Leschach (Leše<sup>36)</sup> im Gebiet zwischen Sawe und Neumarkter Feistritz bei Leobm (Ljubno) und Am Passautitz<sup>37)</sup> (Posautz-Posavec), Am Freidhof (Britof) und Podwresiach<sup>38)</sup> (Podbrezje), endlich bei Ottoschach (Otoče), Salloschach (Saloše) und Breserinach<sup>39)</sup> (Prezrenje). Die Weidegründe befanden sich überwiegend in der Ebene, häufig längs Bächen und Flüssen<sup>40)</sup>, die auch meist als Abgrenzung dienten. Auch Berge<sup>41)</sup> und Straßen bildeten die Grenzmar-

<sup>34)</sup> An der Hohen Prükhen: „... Vnd haben Allerdings die Gemain Ausserhalb waß bei der Sau gelegen. sambt dem Holzbesuech. mit denen Huebsässigen vnderthanen Zu Sernaunitz. Zugleich Zugebrauchen“.

<sup>35)</sup> „Die Vnderthanen Zu Smokhutsch, Wreßnitz vnd Widoslabitsch Haben neben vnd mit den Vrderthanen Zu Radein Ir gemain vn Zerthailt vnd vnuerschaidenlich gegen einander Zugebrauchen“.

<sup>36)</sup> Pallabitschach: „Dises Dorf, hat die Gemain vnd Pluembbesuech. Neben vnd mit denen von Leschach (Ausser der Albm fardt) gleich Zugebrauchen“.

<sup>37)</sup> Am Passautitz: „Die vnderthanen haben Ir gemain vnd Pluembbesuech. Allenthalben Inmassen die von Leobm Vnd Neben Inen geleich Zugebrauchen“.

<sup>38)</sup> „Die vnderthanen Am Freithof. haben mit denen von Podwresiach Ir gemain“.

<sup>39)</sup> „Die von Ototschach. Salloschach. vnd Breserinach haben Ir gemain vnzerthailter. vnd geth Ir Viech Ains Zu den andern.“

<sup>40)</sup> An der Hohen Prükhen: „... ain ... waid bey der Sau (Sawe) Auf der Eben.“ „Die von Sabreßnitz haben Ir Gemain von Velben abwerths nach der Eben So man Pod Jescha nennt.“ — „Die von Kheyer haben Ir Gemain nach Ainer Eben. die man Dobrau nendt. gegen Swiertschach.“ — Glawokham: „Dise Zwen underthanen haben Ir Gemain von Iren Häusern Aufwerts in Möschnacher Pach ... Mer haben Sy Ir gemain bey der Sau (Sawe) Aufwerz biß Zu dem Pach Sguesch“ (Zgoša).

<sup>41)</sup> Sernaunitz: „Dises Dorfs underthanen haben Iren Viechtrieb vom Dorf aus Nach der Landtstrassen Auf die höch Pruckh vnd zwischen der Hohen Prukhen vnd dem Dorf Ir Gemain, geradt Vber dem Perg Wenndin Varech genandt Vnd Aber gegen dem Pach Sauerschnitza (Završnica) auf die Eben.“ — Vigaun und Sguesch: ... „haben die vnderthanen vom Dorf aus Iren Viehtrieb ... gegen der Höch der Dobritsch (Dobrca) vnd auf der anderen seittenn Illau Khlanz ... durch

ken solcher Gemeinschaftsweiden. Neben Auen<sup>42)</sup> wurden auch Wälder als Waldweide und zur Holzgewinnung genutzt<sup>43)</sup>. In einem Fall wird besonders bemerkt, daß die Weide nur für Großvieh, nicht für Schafe bestimmt war<sup>44)</sup>. Des öfteren war die Qualität dieser Weiden auf Grobschotter- und Sumpfböden sehr gering, ihr Ertrag dürftig<sup>45)</sup>. Deshalb waren von der Weidenutzung auch allgemein keine Abgaben an die Grundherrschaften zu zahlen, was bei vielen Dorfgemeinden ausdrücklich betont wird<sup>46)</sup>. Ganz selten einmal war für ein Stückchen Wiese ein Geldbetrag zu entrichten, wie bei dem vermuteten Anger von Vrbnach<sup>47)</sup> (Werbnach-Vrbnje).

Anders als die Bewirtschaftung der auf Schotterflächen und im Auengebiet der Flüsse oder auch gelegentlich im Bergwald liegenden Hutweiden gestaltete sich die *Almwirtschaft* unseres Gebietes. Über den ausgedehnten Acker- und Wiesenflächen der Radmannsdorfer Bucht erheben sich ziemlich unvermittelt die Südhänge der mittleren Karawanken, unten von dichten Mischwald, weiter oben aber von steilen, begrünten Almflächen eingenommen, die an der Begunschitza (Begunjšica) bis zum Kamm reichen, in der Hochstuhlgruppe aber noch von kahlen, grauweißen Kalkfelsen überragt

---

Thisoudol Zum Preuol gollo werdo ... Zum Tolste Verch." Craschach: „Dises Dorfs vnderthanen Zu Craschach. Haben Ir waid und Pluembbesuech nach Ainer Eben Vom Dorf aus gegen ainer Stainwandt, die man Lesitscha Petsch nenndt ..."

<sup>42)</sup> Görtz: „Die underthanen Haben ir Waid und Pluembbesuech in zwaian Auen U(a)delnitz und Wratinitz ...“ — „Deren von Mitterpodbresiach Gemain ... ligt in der Ebene ... Sy haben auch ain Auen und Pächl Zugeniesen.“

<sup>43)</sup> Vigaun und Sguesch: „... haben die underthanen vom Dorf aus Iren Viehtrieb ... Iren Holz und Pluembbesuech“. — In der Peroschitz: „Dise zwen underthanen haben Iren Viehtrieb. Waid und Pluembbesuech in Peroschitzer Forst ...“ — Swiertschach: „Dise Nachberschafft hat Ir Gemain ... Auf die Dobraua ... dar Innen haben Sy Iren Pluemb, Holz: und Farmach (Farnkraut) besuech“.

<sup>44)</sup> Sabreßnitz: „Auf dieser Gemain haben Sy allain das Groß Vieh. Ausserhalb der Schof zu waidnen ...“

<sup>45)</sup> An der Hohen Prükhen: ... „Auch etwas ain Dürre waid bey der Sau ...“ Savelschach: „Dise unnderthanen haben gar ain Spöre (spärliche) waid in ainer Auen, in der Nadelnitz genandt“ ... Bei Görtz heißt es ausdrücklich „Das ist gar ain schlechte waid“ (in 2 Auen). — Poveu: „Dise vnderthanen haben Iren Pluembbesuech an Ainem Spören orth und vnfurchtParen Graben. Stroßnikh genandt.“

<sup>46)</sup> Sernaunitz: „... dienen nicks von der Gemain“. — Smakütsch: „... vnd diennen weder von der Gmain. Holzbesuech ... nichts“. — Swiertschach: „... dar Innen haben Sy Iren Pluemb, Holz: vnd Farmach besuech. diennen dauon nichts ...“ Moschnach: „... diennen nichts dauon“.

<sup>47)</sup> „Der Anger Zu Vrbnach dient Jarlichen 45 Schilling. Ist aber bey etlichen Jaren heer von wasser verschutt worden ... 30 kr.“

werden. Von Vigaun (Begunje) ostwärts schaltet sich das teritiäre Hügelland zwischen Ebene und Hochgebirge ein, das auch noch weiter im Osten als Tertiärhügelland von Stein (Kamnik) wiederauftritt. Über der reichbebauten Krainburger und Steiner Ebene aber steigen treppenförmig mit ausgedehnten Hochflächen die hellen Kalkklötze der Steiner Alpen gen Himmel. Die steilen Almhänge der Mittelkarawanken von der Belschitza (Belšica, Bevšica) bis zur Begunschitza (Begunjsica) sind seit langem der Schauplatz einer ziemlich bescheidenen Almwirtschaft, während die weiten Hochflächen der südlichen Steiner Alpen (Kamniške plan.) in ihrem östlichen Teil die größten Almen Sloweniens beherbergen (Velika planina). Über dem engeren Wirtschaftsraum der Dorf- und Weilersiedlungen gelegen werden sie zwar von diesen aus befahren, gehörten aber b e s i t z r e c h t l i c h ebenfalls großen Grundherrschaften, wie z. B. der Herrschaft Radmannsdorf und den Herren von Lamberg zum Stein <sup>47a)</sup> im Westen, der Herrschaft Oberstein im Osten. Jenseits der Sawe rechneten noch die weiten, welligen großenteils schütter bewaldeten Hochflächen des steilabfallenden Jelovicaplateaus zum Radmannsdorfer Herrschaftsgebiet und wurden almwirtschaftlich genutzt. Fast bei allen diesen Almen handelt es sich um Weidegemeinschaftsalmen. Zwischen Alm und dörflicher Talsiedlung eingeschaltete Einzelhöfe gibt es in diesem Gebirgsabschnitt nur sehr selten<sup>48)</sup>. Wohl die am meisten westlich gelegenen Almen der Radmannsdorfer Herrschaft wurden von den Bewohnern von Aßling (Jesenice) befahren (Almauftrieb). Möglicherweise handelt es sich dabei um die Aßlinger Alpe (1176 m) unter dem Hahnkogel (Petelin, 1754 m), um die Südhänge des narzissenreichen Kahlkogels (Golica, 1835 m) und um die Südwesthänge der Kotschna (Kočna) <sup>49)</sup>. Auf den Berg Belschitza (Belšica, 1941 m) wurde von den Dörfern Sernaunitz (Scheranunitzer Alm-Žirovniška planina, 1195 m), Velbin (Vrba), Craschach (Hraše) und Clebitz (Hlevica) aufgetrieben<sup>50)</sup>. Die „alben welschiz“ (Belšica) galt infolge ungünstiger (lokal)klimatischer Verhältnisse als eine „geferliche“ Alm. Plötzlich auftretende, ziemlich starke som-

<sup>47a)</sup> Almen in der Draga und auf der Begunschitza.

<sup>48)</sup> Diese treten weiter westl. um Aßling (Jesenice) und ostwärts der Loiblstraße häufiger auf.

<sup>49)</sup> Diese wahrscheinlicher im Besitz der Herrschaft Weissenfels.

<sup>50)</sup> Sernaunitz: ... „Vnd von dem Confin, der die Herrschaft Radtmanstorff Vnd Weissenfels scheidt, Vber sich bis auf die Höch der Alben welschiz.“ Craschach: „Ir Albm farth haben Sy in der welsitsch ...“ — Clebitz: „Dises Dorf Clebitz Hat die Albm farth auch mit denen von Craschach ...“

merliche Schneefälle bewirkten, daß viel Vieh abstürzte und umkam. Daher wurde die Alm nur von verhältnismäßig wenigen Bauern genutzt<sup>51)</sup>. Eine ganze Anzahl von Dorfgemeinden und einzelnen Bewohnern hatten ihr Almgebiet in der Hochstuhlgruppe. Die Ortschaften An der Hohen Prükhen (Moste), Sabreßnitz (Zabresnica) und Sell (Selo) trieben ihr Vieh auf den „Stuell“ (Stol, Stou-Hochstuhl, 2236 m)<sup>52)</sup>; Smakütsch (Smokuč), Widoslabitsch (Dosloviče), Fresnitz (Bresnica) und Rodein hatten ihre Almfahrt ebendort und auf der „gruenen Alben“ (Zelenica, bzw. Vrtača; Zelenica planina, 1364 m)<sup>53)</sup>. Die Dorfgemeinden Vigaun und Sguesch (Begunje u. Zgoše) zogen mit ihrem Almvieh auf die dem Hauptkamm der Karawanken vorgelagerte Begunschitza<sup>54)</sup> (Begunjšica, 2063 m). Die Leute von Savelschach (Zapuše), das weiter vom Gebirgsrand entfernt liegt, sowie von Neudorf (Nova Vas) führten ihre Tiere in die Draga „undterm Thor“<sup>55)</sup>, wohl das Gebiet des Grabens, der von S gegen die Begunschitza führt. Alle bisher genannten Dörfer gehörten dem nordwestlichen, gebirgsnahen Teil des Radmannsdorfer Beckens an. Der Ort Leschach (Leše), von dem aus die benachbarte Dobrca<sup>56)</sup>, 1634 m, befahren wurde (Lešanska planina) liegt im östlich angrenzenden Tertiärhügelland. Östlich des Loiblpasses zieht der langhingeogene Wall des Koschutazuges gegen den Seeberg. Fast bis zum Kamm reichen von Süden herauf begrünzte Almhänge. Auch in diesem Gebiet waren die Almen lange Zeit größtenteils in herrschaftlichem Besitz. Quellen über ihre Befahrung standen uns bisher noch

<sup>51)</sup> Velbin: „Ist aber dermassen ain gefערliche Albm. Das wenig vnderthanen dieselb gebrauchen. Dan es oft mitten In Summer Schneibt. das Viel Vieh daselbst verdirbt. und sich erfelddt.“ (abstürzt) — Craschach: „... und ist dies gar Ain gefערliche halddt. Also das nit halber Thaill underthanen dieselb Albm gebrauchen.“

<sup>52)</sup> Daran konnten auch Untertanen fremder Herrschaften beteiligt sein wie bei Hohen Prukhen: „Dise vndersassen vnd Müllner Haben Urbar der gantzen Dorfmenig. darvndter Anderer Herrschaft Vndterthanen sein. Ir Albm vnd Pluembbesuech vndter dem Stuell“. — Sabreßnitz und Sell: „... haben Ir Albm des gePürges Stuell ...“

<sup>53)</sup> „Die Vnderthanen Zu Smokhutsch, Wreßnitz udn Widoslabitsch Haben neben vnd mit den Vnderthanen Zu Radein Ir gemain ... biß in alle höch des geburges Stuell Vnd der gruenen Alben. daselbst haben Sy Ir Albm fardt.“

<sup>54)</sup> Vigaun und Sguesch: „Ir Alben haist Wegunschitza ...“

<sup>55)</sup> Savelschach: „... vnd Ir Albm fardt in der Traga Vndterm Thor Ueber denen von Neudorff Zugebrauchen ...“

<sup>56)</sup> Leschach: „Dises Dorf hat Albmfarth an der höch des gePürges Dobritsch.“

nicht zur Verfügung. Noch mehr als die Begunschitza ist das Kalkmassiv des Krainer Storschitz (Storžič) vom Hauptkamm des Gebirges abgesondert. Hoch ragt er über der Krainburger Ebene empor<sup>57)</sup>. Seine Almen gehörten im 16. Jh. der Herrschaft Thurn unter Neuburg und wurden von den Dorfsiedlungen aus der Gegend von Höflein (Preddvor) und vom Kankertal aus befahren. In den südlichen Steiner Alpen waren die 8 Almen alle im Besitz der Herrschaft Oberstein<sup>58)</sup>. Sie lagen auf (z. T. pontischen) Ebenheiten und in Karmulden des vom westlichen Hauptkamm gegen Süden ziehenden Gebirgsastes zwischen Kanker und Steiner Feistritz (Kamniška Bistrica). Oberhalb der Bergkirche St. Ambrosi befindet sich die Alm Na Jezeru<sup>59)</sup> (Seealpe), in der Nähe des Blek die „Alben Golli Dolini“<sup>60)</sup> und dieser benachbart die „Alben Nasebesselim“<sup>61)</sup>. Über dem Feistritztal, anscheinend gleichfalls unweit des Blek ist die „Alben Nackhorenimb“<sup>62)</sup> (Kurent-Alm, wohl von Koren-Wurzel) zu suchen. Im Kar Kalce, unter dem Grebén, dürfte die „Alben Vekhaltzich“<sup>63)</sup> gelegen haben, während die „Alben Mokritz“<sup>64)</sup> am Berge Mokrica sich befand. Die „Alben Vaniui“<sup>65)</sup> ist im Steiner Feistritzgebiet zu suchen; vielleicht, aber nicht sehr wahrscheinlich lag sie im Bereich der Steiner Almen auf der großen Ebenheit der Velika planina. („Vaniui“ etwa entsprechend der Njivica auf dem erwähnten Plateau?). Eine größere Rolle spielte die Alm Dolga njiva<sup>66)</sup> auf der gleichnamigen Ebenheit. Sie wurde auch als „Alben ... in der Kan-

<sup>57)</sup> Das hatte schon auf Krains berühmten Landesbeschreiber und Historiographen Johann Weikhard von Valvasor Eindruck gemacht. Er schildert den Storschitz als einen „spitzigen Berg“, der über Krainburg aus der Ebene in die Wolken einsteht, siehe Johann Weikhard von Valvasor, Die Ehre deß Herzogthums Crain. Laibach 1689.

<sup>58)</sup> Siehe Neu Reformiert Urbar der Herrschaft Oberstain Anno 1571.

<sup>59)</sup> „Die Alben Nayereserim ligt oberhalb Sant Ambrosi Khirchen Sauitschinzim“. Urbar Oberstain 1571.

<sup>60)</sup> „Die Alben Golli Dollini (Kahles Tal) ligt Sablakham“ (etwa hinter dem Blek) Urbar Oberstain 1571.

<sup>61)</sup> „Die Alben Nasebesselim raint an die Alben Golli Dolini“. Urbar Oberstain 1571.

<sup>62)</sup> „Die Alben Nackhorenimb liegt gegen der Feistritz in der Höch gegen dem orth Nablackham“. Urbar Oberstain 1571.

<sup>63)</sup> „Die Alben Vekhaltzich liegt zwischen Feistritz und Nablockham“. Urbar Oberstain 1571.

<sup>64)</sup> „Die Alben Mokritz liegt oberhalb der Feistritz“. Urbar Oberstain 1571.

<sup>65)</sup> „Die Alben Vaniui ligt ain guttab von Stain in die Feistritz hinein“. Urbar Oberstain 1571.

<sup>66)</sup> „Die Alben Dolganuua ...“ Urbar Herrschaft Oberstain 1571.

kher" bzw. auch als „Langen Agkher" bezeichnet<sup>67)</sup>. Die Almen des Steinerlpengebiets wurden von den umliegenden Gebirgsrandsiedlungen wie z. B. St. Martin bei Zirklach (Cerklje), Poschenik (Poženik), Michelstetten (Velesovo), Wisterschitz (Bistričica) usw. befahren. Jenseits der Sawe zinsten der Herrschaft Radmannsdorf eine Reihe von Almen auf dem Jelovicaplateau<sup>68)</sup> der Julischen Vor-alpen. Diese waren größtenteils erst frisch gerodet wie das „Gereudt in der Eißgrueben", das von der Nachbarschaft zu Lees (Lesce) im Jahr 1522 zinsbar gemacht worden war<sup>69)</sup> und die Reifner Alm, bei welcher dieses 1567 durch die Nachbarschaften zu Wodoschitz (Vodešica), Reiffen (Ribno) und Khoreitten (Koritno) erfolgte. Bei dieser Alm waren insgesamt 32 Huben<sup>70)</sup> der drei Nachbarschaften, die übrigens zum Bereich der Brixner Herrschaft Veldes gehörten, beteiligt. Um Rodungen handelte es sich ferner bei dem „gereut vnder der Linouiza"<sup>71)</sup> und bei jenen beiden „im Tallasch", welche Thomasch Marolt innehatte<sup>72)</sup>. Die Möschnacher Untertanen hatten gemeinsam mit denen von Görtz (Gorica) die Möschnacher Alm (Mošenska planina) „in der Jelouiz"<sup>73)</sup>. Bemerkenswerterweise mußten die Bewohner von Lees, Möschnach und Görtz mit ihrem Vieh über die Sawe, um ihre Almen zu erreichen. Endlich war noch die „Alben Toschitza"<sup>75)</sup> der Herrschaft Radmannsdorf zinspflichtig. Sie war damals im Besitze des Moritz von Diettrichstain<sup>76)</sup>. Auch auf der Jelo-

<sup>67)</sup> Lehenbrief König Maximilians vom 15. Juni 1502 an Jörg von Egkh über „ain Alben genandt in der Kankher, Zu nächst bey Neuburg ... die man sunst Dulga Niua — oder Langen Agkher nennt". Siehe I.O.A. Nr. 4. Landesregierungsarchiv Graz.

<sup>68)</sup> „Albm So der Herrschafft Radtmanstorff Zins Par". Urbar Radmannsdorf 1579.

<sup>69)</sup> „Die Nacht perschafft Zu Leeß. haben im 22. Jar Ain gereudt. in der Eißgrueben genandt. in der Jelouiz gelegen ... Zins Par gemacht." ebendort.

<sup>70)</sup> „Die Nachperschafft Wodoschitz, Reiffen, vnd Khoreitten, haben miteinander die Reifner Albm des 6. Januari im 67. Jar Zins Par gemacht. Sein 32 Hueben". vnder der Linouiza genandt. ebendort.

<sup>71)</sup> „Thomasch Marolt von ainem gereudt. So Zuuor des Potzer gewest."

<sup>72)</sup> „Mer dient Marolt von ainem gereudt. So des Jannesch Suppan von Wodoschitz gewest. im Tallasch (Otalež) gelegen ... Item von ainem gereudt. So des Gregorn Suppans Sun Zu Wodoschitz gewest. auch im Tallasch gelegen". ebendort.

<sup>73)</sup> „Die von Möschnach haben ain Albm in der Jelouiz sambt denen von Görtz". ebendort.

<sup>75)</sup> Doch wohl nicht die Alm unter dem Tosec im Triglavgebiet(?).

<sup>76)</sup> „Von der Alben Toschitza So Moriz von Diettrichstain von Jerny Khrälen Erkhauft ..."

vica waren die Almen mit einer Ausnahme Nachbarschafts- bzw. Weidegemeinschaftsalmen, die Rodungen dagegen im Besitze von Einzelpersonen.

Über die Ausdehnung bzw. über die Grenzen der einzelnen Almgebiete erfahren wir hin und wieder etwas. So verlief die Grenze der Scheraunitzer Alm Belschitza (Bevšica) teilweise längs der Wasserscheide und an einer Holzriesen<sup>77)</sup>; Sabreßnitz<sup>78)</sup>, Smokutsch, Wreßnitz, Widoslabitsch und Rodein weideten bis zum Kamm des Hochstuhls bzw. der Zelenica, Leschach bis zur Höhe der Dobrca. Wenig genug wird uns von der Bonität der Almen berichtet, doch wissen wir, daß die Almen der südöstlichen Kalkalpen wegen ihrer Verkarstung und Wasserlosigkeit sowie der steilen, schlechten Auftriebswege noch heute größtenteils zu den schlechtesten der Ostalpen gehören. Bessere, tonig-mergelige Böden finden sich nur in den Aufbrüchen paläozoischer Schiefer oder Werfener bzw. Wengener Schichten inmitten der Triaskalke, welche beispielsweise zwischen Mittagskogel und Hochstuhl, im Seeberggebiet oder im Gebiet der Steiner Almen (Velika planina) auftreten. Von der Belschitza erfuhren wir bereits, daß Neuschnee mitten im Sommer viel Vieh umkommen ließ. Auf den Almen der südwestlichen Steiner Alpen gab es nur „enge und schlechte Gmain“, zudem waren diese nur klein und wenig ertragreich<sup>79)</sup>. Von den Almwegen, sowie von den Auf- und Abtriebszeiten berichten unsere Quellen nichts. Es ist jedoch ziemlich sicher anzunehmen, daß diese schon vor Jahrhunderten dieselben oder ganz ähnliche waren wie heute. Mehr als zwei Tagesmärsche dürften die längsten Auftriebswege nicht in Anspruch genommen haben wie diejenigen von Clebitz und Craschach auf die Belschitza oder von Lees auf die Jelovica. Von der Art des aufgetriebenen Viehs erfahren wir wenig. So weideten die Bewohner von Sabreßnitz ihr Kleinvieh (Schafe und Ziegen) bis in die

<sup>77)</sup> Die Grenze fiel teilweise mit der Herrschaftsgrenze zwischen Weissenfels und Radmannsdorf zusammen und verlief sodann „biß auf die Höch der Alben welschiz. Vnd nach der Höch und Zwerges des gePürges. biß auf die Risen Mali Pläß und SoruPa ...“

<sup>78)</sup> Sabreßnitz: „... vnd Vom Dorf vber sich gegen S. Larennzen khirchen in gebürg. und in das Thal Smorch (? Zavrsnica ?) biß durchs gehültz daselbs. haben Sy Ir Albm des gePürges Stuell. Vnd biß in die Höch des Stuells.“

<sup>79)</sup> „Nachdem Sy aber der orthen Enge und schlechte Gmain haben Zudem die Albm auch Clain Dauon Sy nit hoch geniessen ...“ Siehe Relation über die Herrschaft Oberstain. 1572. I.O.A. Nr. 127. Landesregierungsarchiv Graz.

Gipfelregion des Hochstuhls<sup>80)</sup>, die von Velbin trieben Pferde und anderes Vieh auf die Belschitza<sup>81)</sup>. Besser unterrichtet sind wir über die Almgrößen bzw. über deren K a p a z i t ä t. Acht Bauern mit all ihrem Vieh fanden den ganzen Sommer hindurch auf der Dolga njiva (Steiner Alpen) die notdürftige Weide<sup>82)</sup>. Auf die Reifner Alm in der Jelovica (Julische Voralpen) trieben die Besitzer von 32 Huben aus 3 Dörfern ihr Vieh. Eine weitere Alm auf der Jelovica wurde von 15 Untertanen bzw. 3 ganzen Huben zweier Dörfer befahren<sup>83)</sup>. In den Karawanken weideten 25 Untertanen bzw. 11 ganze Huben ihr Vieh auf der Dobrca<sup>84)</sup>, 4 ganze Huben in der Traga<sup>85)</sup> und 26 Untertanen bzw. 12 ganze Huben von 4 Dörfern auf der Begunschitza<sup>86)</sup>. 19 Untertanen bzw. 7 ganze Huben aus 2 Dörfern trieben auf die Belschitza auf<sup>87)</sup>. Der größte Auftrieb ging in die Hochstuhlgruppe. Dort wurde das Vieh von 51 Untertanen bzw. von 22 ganzen Huben aus 6 Dörfern gesömmert<sup>88)</sup>. In einem einzigen Fall erfahren wir etwas über die A l m s i e d l u n g e n. Im Hochstuhlgebiet hatten die gemeinschaftlich auftreibenden Bauern von Smokutsch, Wreßnitz, Widoslabitsch und Rodein ihre Almhütten an vier verschiedenen Stellen<sup>89)</sup>. Mit der Almnutzung war öfters auch die Berechtigung

<sup>80)</sup> Sabreßnitz: „... Vnd biß in die Höch des Stuells das Khlain Vieh zu waidnen“. Urbar Radmannsdorf 1579.

<sup>81)</sup> Velbin: „Ir Albm fardt haben Sy auf der welschiz mit Rossen und anderem Vieh.“ ebendort.

<sup>82)</sup> Dolga niua: „Dieselb Alben hab ein soliche weitte das 8 wohlbehauster wierdt mit allen Iren Vieh auf ainen gantzen Summer notturftige waid alda haben mugen, Sy sei an etlichen Orthen stickhl und Eben“. Rel. Oberstain 1572.

<sup>83)</sup> 12 Untertanen bzw. 2 ganze Huben von Moschnach und 3 Untertanen sowie eine ganze Hube von Görtz. Urbar Radmannsdorf 1579.

<sup>84)</sup> Von Leschach. ebendort.

<sup>85)</sup> Von Savelschach. ebendort.

<sup>86)</sup> 11 Untertanen von Vigaun und Sguesch, 9 Untertanen von Craschach und 6 Untertanen von Clebitz bzw. 7 ganze Huben von Craschach und 5 ganze Huben von Clebitz. — ebendort.

<sup>87)</sup> 14 Untertanen von Sernaunitz sowie 5 Untertanen von Velbin bzw. 3 ganze Huben von Sernaunitz und 4 ganze Huben von Velbin. — ebendort.

<sup>88)</sup> 8 Untertanen von Hohen Prükhen. 14 Untertanen von Sabreßnitz und Sell, 17 Untertanen von Smokutsch, 9 Untertanen von Widoslabitsch und 3 Untertanen von Fresnitz bzw. 5 ganze Huben von Sabreßnitz und Sell, 12 ganze Huben von Smokutsch, 3 ganze Huben von Widoslabitsch und 2 ganze Huben von Fresnitz. — ebendort.

<sup>89)</sup> „... biß in alle höch des geburges Stuell Vnd der gruenen Alben. daselbst haben Sy auch ... Ire Albm Stännndt oder Huetten. An vier Vnnderschiedlichen ortten“. — ebendort.

zum H o l z s c h l a g bzw. zur Brennholzgewinnung verknüpft, wie wir das bei 6 Dörfern im Karawankengebiet finden. Im Belschitzagebiet hatten die Bauern von Scheraunitz (Sernaunitz) und Sabreßnitz zwei Holzriesen zum Holz schleifen<sup>90</sup>). In der Hochstuhlgruppe dürften die Untertanen von Smokutsch, Widoslabitsch und Rodein ihr Holz gewonnen haben<sup>91</sup>). A b g a b e n f ü r d i e A l m n u t z u n g, besonders Naturalabgaben, wurden verhältnismäßig wenig gegeben. Am bedeutendsten waren die Käsedienste, welche die Bewohner von Aßling (Jesenice) zu leisten hatten. Diese mußten im Jahr 228 Pfund Käse im Schloß Wallenburg abliefern<sup>92</sup>). Da man durchschnittlich 3 Käse jährlich pro Untertan rechnen kann und jeder Käse etwa 3 Pfund gewogen haben dürfte, entsprechen die 228 Pfund Käse etwa der Leistung von 25 auftreibenden Untertanen. Die Leute von Vigaun und Sguesch, welche auf die Begunschitza auftrieben, mußten dem Herrn von Lamberg je einen Käse abliefern, der der Milchmenge entsprach, die jeder Untertan auf einmal von seinem Vieh gewann<sup>93</sup>). Demselben Grundherrn mußten die Bewohner von Savelschach für die Benutzung der Alm „in der Traga vndterm Thor“ Naturaldienste leisten; und zwar mußte jede ganze Hube 12 Eier, 1 Huhn und einen Käse abgeben. Wenn kein Auftrieb erfolgte, brauchten auch keine Abgaben geliefert zu werden<sup>94</sup>). Bei der Möschnacher Alm (Mošenjska planina) in der Jelovica waren die jährlich zu leistenden 3 Käse bereits in Geld abgelöst. Der Käsedienst der dorthin auftreibenden Möschnacher und Görtzer Untertanen betrug 120 Schilling = 1 fl. 20 kr. jährlich<sup>95</sup>). Gleicherweise waren für die anderen Almen und

<sup>90</sup>) Alben welschiz: „... biß auf die Riesen Mali Plaß vnd SoruPa genandt, Nach wellicher Risen die von Sernaunitz vnd Sabreßnitz Ir Holz schlaipfen ... Vnd der Holzbesuech zugebrauchen ...“ — ebendort.

<sup>91</sup>) „Holzbesuech“. — ebendort.

<sup>92</sup>) „Die von Äsling. Dienen Järlichen Zu dem Schloß Wallenburg Khäß Phundt 228“. — ebendort.

<sup>93</sup>) „welcher aus dieser Dorfmenig darein sein Vieh treibt. Mueß dem von Lamberg Ain Khäß Alls vill ain Jeder underthan von seinem Viech Auf Ainmal milcht, geben“. — ebendort.

<sup>94</sup>) Savelschach: „Allain wann Sy geen Alben faren. Ist jede gantze Hueben dem von Lamberg zum Stain. zwelf Ayr. Ain Huenn und Ain Khäß Zuraichen. So Sy aber dieselb nit geniessen Vnd darein treiben nichts Zugeben schuldig.“ — Urbar Radmannsdorf 1579.

<sup>95</sup>) „... wellicher darein treibt. Soll Yeder geben drey Khäß. Dieweill aber offft etliche geen Albm fahren Vnd Zu weillen woll gar anhaimbs bleiben Ist umb der gewißhait willen der Khäß diennst in geltt angeschlagen worden. Sy fahren nun geen Albm oder nicht. So sollen bemelte zwei Dörfer Järlichen dienen (doch alles auf widerrueffen) Benänndtlichen 120 Schill. = 1 fl. 20 kr.“ — ebendort.

Gereute auf der Jelovica Geldabgaben zu entrichten<sup>96</sup>). Von den 7 Almen der Herrschaft Oberstein in den Steiner Alpen (außer der Dolga njiva) wurde pro auftreibenden Untertan ein Albrecht von je einem Käse und eine Schüssel Schotten jährlich zum Schloß Oberstein gereicht<sup>97</sup>). Wie der Verfasser eines Berichtes über die Herrschaft Oberstein bemerkt, war man von Seiten der Herrschaft bestrebt, von jedem Stück Groß- oder Kleinvieh ein ordentliches Albrecht zu erhalten. Jedoch habe man es wegen des schlechten Zustandes und des geringen Ertrages der an sich kleinen Almen sowie wegen der starken Robotbelastung der Untertanen beim bisherigen Zustand bewenden lassen<sup>98</sup>). Von der Alm Dolga njiva wird ausgesagt, daß der Auftrieb dort ursprünglich frei war, daß aber später der Herr von Egkh die Alm an sich gebracht und „Zinßweise ausgelassen“ habe für 3 Dukaten bzw. für 1 Kreuzer pro Stück Vieh jährlich<sup>99</sup>). Die Erben des Herrn Georg von Lamberg hatten von der „Alben Dobritsch“ (Dobrica in den Karawanken) 2 Pfund Pfennig = 2 fl. 40 kr. zu zahlen<sup>100</sup>). Auf einer einzigen Alm, der Begunschitza, ist von Mähwiesen die Rede. Wer dort mähte, mußte dem Herrn von Lamberg eine Bürde Heu abliefern<sup>101</sup>). Für die Nutzung der Hochstuhl- und Belschitzaalmen brauchten keine Abgaben entrichtet

<sup>96</sup>) Diese betragen bei dem „Gereudt in der Eißgrueben“ 64 Schilling = 42 kr. 2 *℔*, bei der „Alben Toschitza“ jährlich 24 Schilling = 16 kr. Für das Gereut „vdnter der Linouiza“ hatte der Thomasch Marolt 12 Schilling = 8 kr. zu zahlen, von 2 weiteren Gereuten je 16 Schilling = 10 kr. 2 *℔*. — ebendort.

<sup>97</sup>) „Von diesen obbenannten Alb(m)en ist ain yeder, so sein viech darein treibt jürlich Zu dem Schloß Oberstain ain Khäß und aine Schotten zu raichen chuldig soviel dessen aines tags von Seinem Viech gemacht wird“. Relation über die Herrschaft Oberstain. 1572. I.Ö.A. 127. Landesregierungsarchiv Graz.

<sup>98</sup>) „Nachdem Sy aber der orthen ... schlechte Gmain haben ..., Dauon Sy nit hoch geniessen, Vnd dann mit dern Dienst und Roboth ziemblich beladen dartzuo an yetzo in daz Kaufrecht Eingegangen, haben wir es bei dem bißher Erhaltenen gebrauch ... unverändert beleiben lassen.“ — ebenda.

<sup>99</sup>) „Alben der Herrschaft Oberstain gehörig“. Akten Herrschaft Oberstain. I.Ö.A. 127. Landesregierungsarchiv Graz.

<sup>100</sup>) „Herr Hannß Georgen von Lamberg Erben vnnd Motschnickh mit seiner gesellschaft dienen von Ainer Alben Dobritsch genandt Zwai Phundt Phening = 2 fl. 40 kr.“ — Urbar Radmannsdorf 1579.

<sup>101</sup>) Vigaun und Sguesch: „Welcher auch in gemeldter Alben das Heu Abmädt. ist schuldig dem von Lamberg ain Purden hey zu raichen“. ebenda.

werden, wie mehrfach ausdrücklich vermerkt wird<sup>102</sup>). Östlich des Sgoschbaches im Tertiärhügelland von Vigaun und Neumarktl hatten die Siedlungen keine Almnutzung, wie dies bei Swiertschach ausdrücklich erwähnt ist<sup>103</sup>). Auch im „Nider Ambt“, im Gebiet der Neumarktler Feistritz hatten die Bewohner keine Alm zur Verfügung. Das trifft auf insgesamt 22 dörfliche Siedlungen zu<sup>104</sup>). Von jeher ist es im Auengebiet der Ebene und im schwer übersichtlichen Almgebiet des Hochgebirges zu langwierigen Besitzstreitigkeiten gekommen. So wie die Untertanen von Bresiach mit ihren Nachbarn in einem langandauernden Streit um die „Gemain“ lagen<sup>105</sup>), war auch die Alm Dolga njiva in den Steiner Alpen zwischen der Herrschaft Oberstein und dem Herrn von Egkh bzw. Egg (Thurn unter Neuburg) strittig. Als Zeugen in diesem Besitzstreit wurden Untertanen der Herrschaften Michelstetten, Flödnig und Egkh vernommen<sup>106</sup>).

Wenn auch das Schwergewicht des damaligen Wirtschaftslebens unzweifelhaft in der Landwirtschaft lag, so darf man doch nicht vergessen, daß gerade in diesem Teil Oberkrains die gewerbliche Wirtschaft eine erhebliche Rolle spielte. Wir denken dabei an den Spateisensteinbergbau um Aßling und an der Begunschitza, der, einem oberkarbonen Aufbruch entstammend, die Grundlage für die lebhafteste Kleineisenindustrie des obersten Sawetales geliefert hat. Daneben hat die Wasserkraft der Sawe und ihrer gefällsreichen alpinen Seitenbäche zur Anlage von Mühlen, Sägen und Hammer-

<sup>102</sup>) Sernaunitz bzw. Hohen Prukhen: „... diennen nichts von der Gemein noch Albm fardt.“ Sabreßnitz: „... diennen nichts von der Albm noch gemein.“ Smakütsch: „... vnd diennen weder Von der Gemein. Holzbesuech oder Albm nichts.“ Velbin: „... Dienen nichts Von dieser Albm noch gemein“. Leschach: „... von dieser Albm fardt vnd Pluembbesuech dienen Sy nichts.“ (Dobrca) ebenda.

<sup>103</sup>) Swiertschach: „... haben aber khain Albm Fardt.“ ebenda.

<sup>104</sup>) Keine Almnutzung hatten: Vrbnach, In der Peroschitz, Pallabitschach, Po-veu, Kheyer, Chudin, Swiertschach, Leobm, Egkhen ob Leuffel, Prapratisch, Am Passautz, Guettenfeld, Bresiach, Dollenach. Im „Nider Ambt“: Am Freidthof, Ober Podwresiach, Mitterpodbresiach, Nider Podbresiach, Ottotschach, Salloschach, Nadobraui oder am Hardt, Breserinach. — ebenda.

<sup>105</sup>) Siehe Urbar Herrschaft Radmannsdorf von 1579.

<sup>106</sup>) Jury Motschnickh, ein Mann von 80 Jahren, erinnert sich, daß man vor vielen Jahren von der Dolga njiva Käse nach Oberstein gedient habe. „... seine Eltern haben daselbst vnd der Alben gewaidt bey Sandt Ambrosien genandt.“ Dann hätte der von Egkh auf irgendeine Weise die Alm an sich gebracht und um 3 Dukaten an ein oder zwei Leute in Sand Merten (St. Martin) und Poschenitz (Poženik) (in) „bestand verlassen“ (verpachtet). — Akten Herrschaft Oberstain 1572. I.O.A. 127. Landesregierungsarchiv Graz.

werken angelockt. M ü h l e n befanden sich in 12 Ortschaften, öfters sogar mehrere in einem Dorf. So hatte Leschach 5 Mühlen aufzuweisen, Hohen Prükhen und Am Passautitz deren 3, Savelschach, Kheyer, Glawokham und Moschnach je 2, der Rest nur je 1 Mühle. Insgesamt standen 24 Mühlen im Radmannsdorfer Herrschaftsbereich. Auch eine ganze Anzahl von S t a m p f e n (Pressen) finden wir, größtenteils mit Mühlen verknüpft, an den gleichen Orten. Von den 25 Stampfen waren 3 Walkstampfen<sup>107)</sup>, 8 Prein-(Hirse)Stampfen<sup>108)</sup> und 1 „Lachstampf“<sup>109)</sup>. Die beiden ersteren dienten der Loden-erzeugung und der Gewinnung von Hirse. In Leschach, wo 5 Mühlen waren, befanden sich auch 5 Stampfen, in Hohen Prükhen und Savelschach je 4, in Passautitz, Glawokham und Moschnach je 2, an den übrigen Orten nur je 1 Stampf. Sägen, welche das Holz der Bergwälder verarbeiteten, waren selten anzutreffen. Je eine hatte ihren Standort in Smokutsch sowie in Vigaun. An größeren Flüssen und Bächen hatte sich eine bescheidene Kleineisenindustrie entwickelt (die Hauptwerke lagen weiter saweaufwärts), welche lokale Braun- bzw. Spateisensteinvorkommen verarbeitete. In Hohen Prükhen an der Sawe gab es 2 H a m m e r w e r k e. Bei beiden handelte es sich um „Streckhämmerl“, gleichfalls bei dem Hammer in Leschach<sup>110)</sup> und bei dem in Kheyer an der Neumarktler Feistritz. In Glawokham, an der Mündung des Sgoschbaches (Zgoša) in die Sawe befand sich ein „Zag Hamer“<sup>111)</sup>. Insgesamt zählte man 5 Hammerwerke, außerdem 2 Schmieden, die in Ober- und Mitterpodbresiach im Gebiet der Neumarktler Feistritz lagen. Zu diesen gewerblichen Anlagen gehörten öfters Keuschen oder Gartengrundstücke für die Besitzer und Werksarbeiter usw. Manchmal hatten auch Hubenbesitzer noch Mühlen oder Stampfen<sup>112)</sup> inne. Von den Gewerbebetrieben, die öfters zu mehreren in einer Hand lagen, wurden ausnahmslos G e l d a b g a b e n erhoben. Für eine Mühle wurden meist 24 (Savelschach)<sup>113)</sup> bis 32 Kreuzer (Kheyer)<sup>114)</sup>, gelegentlich aber auch

<sup>107)</sup> Davon 2 in Hohen Prukhen, 1 in Leschach. Urbar Radmannsdorf 1579.

<sup>108)</sup> Davon 7 in Savelschach, 2 in Passautitz, 2 in Glawokham, ebenda.

<sup>109)</sup> im Nider Podbresiach, ebenda.

<sup>110)</sup> „Juri Gropper dient von 1 Streck Hamerlen ...“ ebenda.

<sup>111)</sup> „Gregor Lantschickh dient von ... 1 neuen Zag Hamer ...“ ebenda.

<sup>112)</sup> Z. B. Petter Jelbin in Smokutsch 1 Säge, Lucan Wacheiner in Leschach 1 Walkstampf sowie 1 Mühle mit 1 Stampf usw. ebenda.

<sup>113)</sup> Cristoff Apparnickh Zu Neudorff, 1 Mühle am Pach ober Sguesch. 24 kr. ebenda.

<sup>114)</sup> Thomasch Ziegler ... 1 Mühle an der Feistritz ... 32 kr. ebenda.

nur 8 kr. = 12 Schilling (Leschach)<sup>115)</sup> oder sogar 1 fl. (Kheyer)<sup>116)</sup> gezahlt. Die Abgaben für einen Stampf bzw. Walkstampf (Leschach) wurden mit 12 Schilling = 8 kr. (Leschach)<sup>117)</sup> bewertet; für eine Mühle am Sgoschbach (Zgoša) mit 4 Preinstampfen in Savel-schach gab man 32 kr.<sup>118)</sup>; für eine Mühle samt Stampf und Gärtl in Moschnach 1 Gulden 10 kr.<sup>119)</sup>; in Salloschach dafür 96 Schilling = 1 fl. 4 kr.<sup>120)</sup>. Die Abgaben für die Säge in Vigaun beliefen sich auf 26 kr. 2<sup>121)</sup>, für die Schmiede in Ober Podwresiach auf 24 Schilling = 16 kr.<sup>122)</sup>. In Kheyer stellten sich die Steuern für einen Streckhammer auf 16 kr.<sup>123)</sup>; in Hochen Prukhen aber auf 48 kr.<sup>124)</sup>.

Versuchen wir uns einen Überblick über den Zustand der Kulturlandschaft unseres Gebietes in der zweiten Hälfte des 16. Jh.s nach den vorliegenden Quellen zu verschaffen, so zeigt sich etwa folgendes Bild. Als verhältnismäßig schmaler Streifen erstreckt sich das Kulturland des Radmannsdorfer Beckens und des Tertiärhügellands von Vigaun-Neumarktl (Begunje-Tržič) zwischen den mächtigen Bergwaldgebieten der Karawanken und der Julischen Voralpen (Jelovica). Über den Bergwäldern ragen die steilen, unproduktiven Triaskalkkämme und -plateaus beider Gebirge empor. In diesem ziemlich eingeeengten Wirtschaftsraum, der nur nach oben hin in den ausgedehnten Wald- und Almgebieten eine jahreszeitlich begrenzte Erweiterung erfuhr, spielte sich ein im großen und ganzen noch ziemlich autarkes Wirtschaftsleben ab. Zwar war die Geldwirtschaft schon ziemlich tief eingedrungen — nur etwa 40% der Herrschaftsuntertanen leisteten noch Naturalabgaben —, doch waren vor allem die bäuerlichen Besitz- und Nutzungsgemeinschaften (an Wald und Weide) unversehrt. Neben dem besitzrechtlich nicht ungünstig gestellten Bauernstand hatte sich bereits ein zahlenmäßig bedeutendes

<sup>115)</sup> Juri Gropper ... 1 Mühle 12 Schilling = 8 kr. ebenda.

<sup>116)</sup> Rethia, des Vlrich Müllner an der Feistritz wittib, 1 Mühle ... 1 fl. ebenda.

<sup>117)</sup> Juri Gropper von 1 Stampf 12 Schilling = 8 kr.; Lucan Wacheiner von 1 „walg stampf“ ... 12 Schilling = 8 kr. ebenda.

<sup>118)</sup> Vrban Furian (= Furlan, Friauler) dient ... von ainer Mühle an der Sguesch mit 4 Prein Stampfen ... 32 kr.“ ebenda.

<sup>119)</sup> Herr Mathes Gröschl, 1 Mühle samt 1 Stampf und Gärtl ... 1 fl. 10 kr.

<sup>120)</sup> Janesch Pogatschnikh, 1 Mühle am Leibnizer Pach samt 1 Stampf und 1 Gärtlen ... 96 Schilling = 1 fl. 4 kr. ebenda.

<sup>121)</sup> Urbar Radmannsdorf von 1579.

<sup>122)</sup> ebenda.

<sup>123)</sup> ebenda.

<sup>124)</sup> ebenda. (Urbar Radmannsdorf 1579)

Tabelle 3  
Die gewerbliche Wirtschaft in der Herrschaft Radmannsdorf

Ort	Mühlen	Stampfen	Hammer	Schmieden	Sägen	Abgaben in Geld
An der Hohen Prükhen (Moste)	3	4 (2 Walkst.)	2 (Streckh.)	—	—	1 Streckhämmerl = 48 kr.
Velbin (Vrba)	1 (m 3 Paar Stein)	1	—	—	—	—
Smakütsch (Smokuč)	—	—	—	—	1	
Vigaun u. Sguesch (Begunje, Zgoša)	1	1	—	—	1	1 Säge = 26 kr. 2 $\mathcal{P}$ .
Savelschach	2	4 (Hirse)	—	—	—	1 Mühle m. 4 Stampfen = 32 kr.
Leschach (Leše)	5	5 (dav, 1 Walkst.)	1 (Streckh.)	—	—	1 Mühle = 12 Sch = 8 kr. 1 Stampf = 12 Sch = 8 kr. 1 Streckham. = 24 Sch = 16 kr. 1 Walkstampf = 12 Sch = 8 kr.
Kheyer (Kovor)	2	—	1 (Streckh.)	—	—	je 1 Mühle = 32 kr. 1 Streckh. = 16 kr.
Am Passauitz (Posavec)	3	2 (Hirse)	—	—	—	
Glawokham (Globoko)	2	2 (Hirse)	1 (Zaghamer)	—	—	
Bresiach (Brezje)	1	1	—	—	—	
Moschnach (Mošnje)	2	2	—	—	—	1 Mühle samt 1 Stampf u. Gärtl. = 1 fl. 10 kr.
<b>Nider Ambt</b>						
Ober Podwresiach (Podbrezje. Zg. Vas)	—	—	—	1	—	1 Schmiede = 24 Sch. = 16 kr.
Mitter Podbreziach (Podbrezje. Sr. Vas)	—	—	—	1	—	—
Nider Podbreziach (Podbrezje. Sp. Vas)	—	1	—	—	—	—
Salloschach (Zaloše)	1	1	—	—	—	1 Mühle samt 1 Stampf u. 1 Gärtl. = 96 Sch. = 1 fl. 4 kr.
Breserinach (Prezrenje)	1	1	—	—	—	
Summe:	24 Mühlen 25 Stampfen 5 Hämmer 2 Schmieden 2 Sägen					

Keuschlertum (Zwergbesitzer) entwickelt. Der A c k e r b a u dürfte eine bedeutendere Rolle gespielt haben als heute. Wenn wir aus der Höhe und Verbreitung der Getreideabgaben mit einiger Vorsicht Schlüsse ziehen dürfen, so überwog der Haferanbau bei weitem. Es wurde im allgemeinen mehr als doppelt soviel Hafer abgeliefert, wie Roggen, Weizen und Futterpflanzen zusammen<sup>125</sup>). Bei den heutigen Brotgetreidearten überwog der Weizen stark. Wenn uns auch keine Angaben über den V i e h b e s t a n d des Gebietes vorliegen, so können wir doch aus den Schaf- und Lämmerabgaben der benachbarten Veldeser Herrschaft sowie besonders aus den Verhältnissen der Ostkarawanken (Seeländer, Vellacher und Sulzbacher Gebiet der Herrschaften Kappel bzw. Oberburg)<sup>126</sup>) schließen, daß die Rindvieh- und besonders die Kleinviehzucht eine bedeutende Rolle spielte. Letztere hatte eine ganz wesentlich stärkere Verbreitung als heute. Auch die bedeutende Ausdehnung der Gemeindeweiden im Auengebiet der Flüsse und im Bergwald spricht für eine ansehnliche Viehzucht. Noch viel mehr aber lassen die zahlreichen Hinweise auf eine lebhaft e A l m w i r t s c h a f t im Belschitza- (Belšica), Hochstuhl- (Stol) und Begunschitza- (Begunjsica) gebiet auch Rückschlüsse auf die Bedeutung der Viehzucht zu. Mit Ausnahme des weiter aufwärts im Sawetal gelegenen Aßling (Jesenice) erfolgte der Viehauftrieb von den geschlossenen Dörfern am Karawankenrand zwischen Moste und Vigaun (Begunje). Die Streusiedlungen des im Osten anschließenden Tertiärhügellandes zwischen Vigaun (Begunje) und Neumarktl verfügten über keine Almen. Hauptnutzungsgebiete der Almwirtschaft waren die Südhänge der Hochstuhlgruppe mit 51 auftreibenden Untertanen (bzw. von 12 ganzen Huben) aus 6 bzw. 10 Dörfern, dann die Belschitza (Belšica) mit Auftrieb aus 4 Dörfern, die Zelenica mit Auftrieb aus 4 Dörfern, die Begunschitza (Begunjsica) mit Auftrieb aus 2 Dörfern und die Dobrca mit einem auftreibenden

<sup>125</sup>) Bei den einzelnen Huben ergab sich ein durchschnittliches Verhältnis von Hafer zu Weizen + Futterpflanzen wie 2 : 1 bzw. 3 : 2, von Hafer zu Weizen wie 3 : 1, sonst zwischen 2 : 1 bis 5 : 1, von Hafer zu Roggen (selten) wie 1 : 1 und von Hafer zu Futterpflanzen wie 2 : 1 bis 4 : 1.

<sup>126</sup>) Urbare des landsfürstlichen Amtes Kappel von 1524 und 1573, Kärntner Landesarchiv Klagenfurt, Urbar des Benediktinerstiftes Oberburg von 1426, veröffentlicht von Ignaz O r o ž e n, Das Benediktinerstift Oberburg. Marburg 1876. Urbar Stift Oberburg (Salbuch) von 1601. Steierm. Landesarchiv Graz, Gülterschätzung Oberburg von 1542, ebenda. Vgl. G. G l a u e r t, Zur Besiedlung der Steiner Alpen und Ostkarawanken. Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung I. 1937, ders. Siedlungsgeographie von Oberkrain. München 1943. S. 73—75.

Dorf. Vergleichsweise wurden die 8 Almen der Krvavec-Gruppe der Steiner Alpen von zahlreichen Dörfern und Streusiedlungen des Gebirgsrandes und des anschließenden Tertiärhügellandes von Stein (Kamnik) mit Almvieh beschickt. Auf eine von ihnen, die hochgelegene Dolga njiva („Langen Agkher“) wurde von 8 Bauern aufgetrieben. Die Almen des großenteils bewaldeten Jelovica-Plateaus waren z. T. erst im 16. Jh. gerodet worden. Sie wurden von den Ortschaften jenseits der Sawe, z. T. schon in Veldeser Herrschaftsgebiet gelegen, beschickt. So zogen 32 Bauern von 3 Dörfern auf die Reifner Alm (Ribniška pl.) und 15 Untertanen (bzw. 3 ganze Huben) von 2 Dörfern auf die Möschnacher Alm (Mošenjska planina). Fast alle Almen (mit Ausnahme der höchstgelegenen der Krvavecgruppe) lagen an und unter der Waldgrenze; es handelt sich zum Teil um ausgesprochene Rodungsalmen. Ein großer Teil der hochgelegenen Almen wurde von dem damals so zahlreichen Kleinvieh (Schafe und Ziegen) genutzt; am Hochstuhl wird die Kleinviehweide ausdrücklich erwähnt. Von der Milchviehzucht bzw. der Sennerei erfahren wir nur auf dem Umweg über die Käsezinse etwas, jedoch müssen wir dabei berücksichtigen, daß in jener Zeit auch Schaf- und Ziegenkäse hergestellt wurde. Auf die Belschitza (Belšica) wurden Pferde „und anderes Vieh“ aufgetrieben. Bergmähder bzw. Mähwiesen hat es schon damals sowohl in Rodungsinseln unter der Waldgrenze, als auch auf ausgesprochen glatten Steilhängen an und über derselben gegeben. Sie konnten vom Vieh wegen ihrer Steilheit nicht mehr begangen werden. Die Heugewinnung von solchen Bergmähdern wird von der Begunschitza (Begunjsica) ausdrücklich bezeugt. Die Käseerzeugung spielte nach den Abgaben nur im Gebiet von Abling (Jesenice) eine größere Rolle (Abgabe von 228 Pfund Käse); sonst werden geringfügige Käsedienste nur noch von der Begunschitza (Begunjsica), von der Draga, sowie aus der Krvavecgruppe der Steiner Alpen (außerhalb des Radmannsdorfer Herrschaftsgebiets) berichtet. Mit Ausnahme der Dobrca (Geldabgaben) werden bei den Karawankenalmen keine Almzinse bzw. „Albrechte“ erwähnt. Geldabgaben wurden sonst nur noch auf der Dolga njiva (Pachtalm) und von den Jelovicaalmen gezahlt.

Die gewerbliche Wirtschaft ist im oberen Sawegebiet auf Grund der vereinzelt vorkommenden Eisenerzvorkommen im Karawankengebiet sowie der Wasserkraft der Sawequell- und Nebenflüsse und endlich auf der Basis des großen Waldreichtums schon frühzeitig entwickelt gewesen. Ihr Hauptsitz befand sich allerdings schon da-

mals im Gebiet von Aßling (Jesenice) und Jauerburg (Slov. Javornik) sowie an der Loiblstraße bzw. an der Neumarkter Feistritz (Tržiška Bistrica). Ausläufer der Aßlinger Kleineisenindustrie reichten bei Moste, solche des Feistritzgebietes bei Kaier (Kovor) und Leschach (Leše) in das Radmannsdorfer Herrschaftsgebiet. Insgesamt zählte man 5 Hammerwerke sowie 2 Schmieden, 24 Mühlen, 25 „Stampfen“ (Pressen zur Lodenherstellung, für Hirsegewinnung usw.) und 2 Sägewerke. Für alle diese gewerblichen Anlagen wurden Geldzinse gezahlt.

Die Kulturlandschaft dürfte damals flächenmäßig (nicht kulturgattungsmäßig) schon einen dem heutigen ziemlich nahekommenden Umfang besessen haben; die erwähnten Gereute am Karawankenrand und auf der Jelovica sind späte Nachrodungen. Hinsichtlich der Ausdehnung der Almwirtschaft dürfte damals, wenn nicht sogar noch früher, ein Optimum erreicht worden sein. Von der Waldwirtschaft erfahren wir so gut wie nichts, außer von Weide- und Holzservituten von Dorfgemeinschaften bzw. Nachbarschaften im Herrschaftswald. Doch dürfte die Nähe zahlreicher Hammerwerke mit ihrem großen Holzbedarf auch hier, wie z. B. im Eisenkappler Gebiet<sup>127)</sup> eine starke Waldnutzung zur Folge gehabt haben. Von einer Nachwirkung der Bedrohung durch die Türkeneinfälle (Nähe der öfters zum Einfall nach Kärnten benutzten, 1575 gerade wieder erneuerten Loiblstraße) bemerkt man nichts; von 171 erwähnten ganzen Huben lagen nur 5 öd. Viel ungünstiger lagen etwa zur selben Zeit die diesbezüglichen Verhältnisse im benachbarten Kärntner Jauntal (vgl. die Urbare der Herrschaft Bleiburg von 1524 und 1570<sup>128)</sup>). Angaben über die Dichte der bäuerlichen Bevölkerung erlaubt uns das Urbar kaum zu machen. Wenn wir aber feststellen, daß ein ziemlich abgelegener Ort wie Leschach (Leše) im Tertiärhügelland 25 und das größere Laufen (Ljubno) an seinem Südrande 33 Untertanen hatte, Smokuč am Karawankenrand deren 17, so kann die Dichte nicht so gering gewesen sein.

Wie hat sich nun die Kulturlandschaft des oberen Sawe-

<sup>127)</sup> G. Glauert, Ein Kärntner Grenzmarkt in den Karawanken im 17. und 18. Jahrhundert. SOF IV, 1939, S. 656.

<sup>128)</sup> 1524 überwog die Zahl der öden Huben die der bebauten z. B. in Penk, Feistritz, Pirkdorf, St. Michael beträchtlich (12:5, 16:9, 14:9 usw.) siehe Stockurbar der Herrschaft Bleiburg von 1524. vgl. auch G. Glauert, Landschaftsbild und Siedlungsgang in einem Abschnitt der südöstlichen Kalkalpen. Südostdeutsche Forschungen III, 1938, S. 522.

gebietes zwischen Karawanken und Julischen Voralpen seit Ende des 16. Jhs. weiterentwickelt? Es handelt sich dabei im Talgebiet weniger um größere Ausdehnungsschwankungen der an und für sich nicht sehr bedeutenden Kulturlandschaft<sup>129)</sup> — im ganzen (im Radmannsdorfer Becken heute 21—35% der Gesamtfläche, ein kleiner Streifen hat 36—50%; im Tertiärhügelland 11—20%)<sup>130)</sup> — als um Veränderungen in der Fläche der Kulturarten. Der Ackerbau und vor allem auch die extensive Weidewirtschaft erscheint eingeschränkt zugunsten einer intensiven Wiesenwirtschaft. Heute herrschen im Radmannsdorfer Dauersiedlungsgebiet Wiesen weitaus vor und das Ackerland tritt stark zurück. Dabei handelt es sich um eine ganz junge Veränderung. Als Folge der sozialen Reformen (um die Mitte des vorigen Jahrhunderts), vor allem seit der Aufhebung der grundherrschaftlichen Untertänigkeit in Österreich ist es im Laufe des 19. Jhs. vielfach zu einer Aufhebung, ja Zerschlagung der alten bäuerlichen Agrargemeinschaften gekommen. An vielen Orten wurden die Gemeindeweiden oder „gmajne“ aufgeteilt. Gleichzeitig begann man die Landwirtschaft zu rationalisieren, die extensive Weidewirtschaft aufzugeben, den Boden mit Kunstdünger zu düngen, zu mähen und so zu einer intensiven Wiesenwirtschaft überzugehen<sup>131)</sup>. Freilich war damit an manchen Orten auch die Stallfütterung verbunden, deren Nachteile man später erkannt hat. Heute strebt man auch dort wie im bayerischen Alpenland die Mähweidewirtschaft an. Wo wir heute noch Weideland in großen Komplexen haben, handelt es sich meist noch um Gemeindebesitz<sup>132)</sup>. Von der noch zu Beginn der Neuzeit und später überwiegenden Kleinviehzucht ging man zu einer vorwiegenden Rinderhaltung, viel seltener aber auch zu einer ausgeprägten Milchviehhaltung und zu einer marktorientierten Milchwirtschaft über. Letztere ist in Slowenien erst eine Erscheinung der neuesten Zeit. Die Rationalisierung und Technisierung der Landwirtschaft hat die *Almwirtschaft*, eine der konservativsten Wirtschaftsformen, erst am letzten erfaßt, besser gesagt, sie be-

<sup>129)</sup> Eine Gebirgsrandgemeinde wie Dosloviče z. B. hat gegenüber 13,5% unproduktiver Fläche (Felsen, Odland) nur 5,9% bearbeitetes Kulturland. Bei dem Rest handelt es sich um Wald und Weide. Siehe Bogdan Jordan, Planine v Karavanah. Geografski Vestnik XVII. 1945, S. 57—58.

<sup>130)</sup> Anton Melik. Slovenija. Geografski Opis. I. 2. Laibach 1936. S. 406, Karte IV.

<sup>131)</sup> Anton Melik, Slovenija. Geografski Opis. I. — 2. S. 420.

<sup>132)</sup> Anton Melik, 1936, ebenda.

ginnt sie zu erfassen. Dieser Vorgang, wie auch besonders die Konzentrierung der Rinderhaltung auf die Milchviehzucht ist von Westen, von der Schweiz her in die Ostalpen eingedrungen, kein Wunder, wenn er ihre östlichsten Ausläufer erst zuletzt erreicht. Von den Alpengruppen Sloweniens aber gehören die Karawanken, eine Wald-Felslandschaft, almwirtschaftlich zu den zurückgebliebensten. Die Almwirtschaft ist hier, wie auch anderswo nicht nur in der Bodenbenutzung gegenüber den Talwirtschaftszweigen zurückgeblieben, nein sie ist direkt erheblich zurückgegangen. Wie in anderen Teilen der Ostalpen, speziell Innerösterreichs, haben mannigfaltige Gründe dazu beigetragen. Zu der allgemeinen Landwirtschaftskrise am Beginn der Neuzeit kam in den Karawanken das Aufhören des alten Eisengewerbes (vgl. dazu die Entwicklung von Eisenkappel in den Ostkarawanken)<sup>133</sup>). Das Aufkaufen der Bauern durch den Großgrundbesitz, vor allem im Laufe der letzten 70—100 Jahre spielt in den mittleren Karawanken eine geringere Rolle, weil es dort fast keine Einzelhöfe gibt wie in den Ostkarawanken und weil die Almen dort bis heute gemeinschaftlich genutzt werden. Freilich gab es von jeher dort schon adeligen Großgrundbesitz. Auch die Höhenflucht kann wegen des scharfen Abschneidens der Siedlungsgrenze mit dem Gebirgsrand keine besondere Rolle spielen, wohl aber die allgemeine Landflucht und mit ihr der zunehmende Mangel an Almpersonal. Gerade in unserem Gebiet ist die zunehmende Industrialisierung eine der Hauptursachen der Landflucht. Haben sich doch an Stelle der zahlreichen Hammerwerke des oberen Sawetals vor allem die mächtigen Eisen- und Stahlwerke der Krainischen Industriegesellschaft in Aßling (Jesenice) und Jauerburg<sup>134</sup>) (Slovenski Javornik) entwickelt, die zu den leistungsfähigsten Jugoslawiens gehören. (Weitere Industrien, besonders Textilfabriken sind in Neumarktl-Tržič, und besonders in Krainburg-Kranj entstanden). Dort hat sich in dem engen Alpentale der Wurzener Sawe eine richtige Industrielandschaft entwickelt, die ihren Einflußbereich weit talauf- und abwärts, bis nach Lengenfeld (Dovje) und Radmannsdorf (Radovljica) erstreckt. Die ganzen Dörfer im Einzugsbereich der Aßling-Jauerburger Werke

<sup>133</sup>) G. Glauert. Ein Kärntner Grenzmarkt in den Karawanken ... SOF IV, 1939, ebenda.

<sup>134</sup>) In der zweiten Hälfte des 19. Jh.s (ab 1870—71) auf der Grundlage der Wasserkraft und Tradition, aber mit fremden Erzen. 1938 zählte der Aßlinger Großbetrieb 3446 Arbeiter. Vgl. Mirko Novak, Razmestitev industrije v Sloveniji. Geografski Vestnik XV 1939, S. 85, 96.

stellen Industriearbeiter für diese und somit hat sich die Bevölkerungsstruktur weiter Gebiete von Grund auf verändert. Vielfach ist die Landwirtschaft dort nicht mehr die vorherrschende Wirtschaftsform und damit gibt es dort auch wenig Vieh<sup>135</sup>). Wegen des vergrößerten Lebensmittelverbrauchs der Siedlungsbaltungen und auch wegen der Intensivierung der Wiesenwirtschaft, die genügend häusliche Fütterung erlaubt, bleibt das Milchvieh im Tal. Die Industriezentren und Städte werden durch Milchgenossenschaften, von denen die in Naklas (Naklo) die bedeutendste ist, beliefert<sup>136</sup>). Auch der Fremdenverkehr, der in anderen Gebieten (z. B. Vorarlberg, Tirol) zur Erhaltung der Almwirtschaft beiträgt, spielt in den Karawanken keine fördernde Rolle. Es fehlen nennenswerte Höhenluftkurorte und Sommerfrischen innerhalb des Gebirges; außerdem deckt sich die Hauptreisezeit wie andernorts mit der Almnutzungszeit. Auch dies ist ein Grund, das Milchvieh im Tal zu behalten<sup>137</sup>). So kommt der infolge der Industrialisierung und des Fremdenverkehrs vergrößerte Verbrauch an Milch und Milchprodukten nur den Talsiedlungen, nicht der Almwirtschaft zugute. Abgesehen davon ist es in den Karawanken wegen ihrer ungünstigen naturlandschaftlichen Ausstattung (Steilheit, Wasserarmut, schlechte Zugänglichkeit) auch zur Zeit des Hochstandes der Sennalmwirtschaft niemals auch nur annähernd in dem Maße zur Errichtung reiner Sennalmen gekommen wie in der Schweiz, in Vorarlberg und im Allgäu. Wohl aber gab und gibt es noch heute in beträchtlichem Umfange gemischte Almen, auf denen der Anteil der Milchkühe allerdings ein ziemlich bescheidener ist. Auf der großen Belska planina, rd. 1300 m, die von den Talorten Jauerburg (Slov. Javornik) und Karner Vellach (Koroška Bela) betrieben wird, ist etwa ein Drittel Milchvieh, die Hälfte Galtvieh und der Rest Pferde. Auf den anderen Almen aber, wie auf der Žirovniška planina (Scheraunitzer Alm), 1195 m, der Zabreška planina und der Zelenica, 1364 m, beträgt der Anteil des Milchviehs nur etwa ein Sechstel, auf der Dosloviška planina (Doslowitscher Alm)

<sup>135</sup>) Bogdan J o r d a n , Planine v Karavankah. Geografski Vestnik XVII. 1945, S. 101.

<sup>136</sup>) Bogdan J o r d a n , ebenda.

<sup>137</sup>) Bogdan J o r d a n , ebenda. — Die Erholungsorte Seeland (Jezersko) und Sulzbach (Solčava) gehören bereits zu dem Gebiet der Steiner Alpen. Immerhin werden auf Almen in der Nähe größerer Turistenhütten ein paar Milchkühe für den Bedarf der Gäste gehalten.

etwa ein Siebtel des gesamten Viehs, ja er sinkt auf Préval, 1309 m, an der Begunschitza (Begunjšica) und auf der Lešanska planina (Leschacher Alm) an der Dobrca auf etwa ein Achtel<sup>138)</sup>. Das ganze restliche Almvieh besteht aus Galtvieh und zwar größtenteils aus Jungvieh. In der Krvavecgruppe der südlichen Alpen weiden heutzutage etwa 410 Stück Rindvieh, von denen etwa ein Drittel Milchkühe sind. (Jezerska planina-Seealpe, 1420 m, Križka pl.-Kreuzer Alpe, 1500 m)<sup>139)</sup>. Die übrigen Alpen liegen meist zwischen 1700—1800 m und sind nur als Schafalmen nutzbar. Von den großen Schafherden des Mittelalters und der Neuzeit sind dort im ganzen nur 190 Stück übriggeblieben. Auch auf den Karawankenalmen (im mittleren Süd-Abchnitt) ist der Anteil der Schafe auf einigen gemischten Alpen nicht größer als ein Drittel (Žirovniška pl., Zelenica), ja er sinkt stellenweise auf ein Fünftel (Préval) oder gar ein Zehntel (Lešanska pl.). Die übrigen Alpen unseres Gebietes haben gar keine Schafe mehr. Trotzdem ist das Kleinvieh in den gesamten Karawanken mit der guten Hälfte des Gesamtbestandes noch die am besten vertretene Viehart. In früheren Zeiten war die Anzahl des Kleinviehs unverhältnismäßig viel größer<sup>140)</sup>; man käste aus Schaf- und Ziegenmilch. Noch vor dem ersten Weltkrieg hielt man z. B. auf der Belšica (Bevsiča) über 500 Schafe, nach dem Kriege immerhin noch 200 Stück, heute gar keine mehr. Auch auf der Zelenica hielt man früher 400—500 Stück. Der katastrophale Rückgang der Schafzucht — eine allgemeine Erscheinung — wurde durch die Konkurrenz billigerer überseeischer Wolle und durch die Aufgabe der Heimweberei ausgelöst bzw. beschleunigt<sup>141)</sup>. Die Teilhaber der Belšica-Alm beispielsweise gaben einfach größtenteils die Schafzucht auf, ließen die für Schafweide ausgezeichnet geeignete Alm öd liegen, warfen sich auf die Milchviehzucht und gründeten eine Molkerei, die sich nicht rentierte. Die Bewohner von Werbnach (Vrbnje), die an der Alm beteiligt

<sup>138)</sup> vgl. die Übersichtskarte bei Bogdan J o r d a n, Planine v Karavankah. Geografski Vestnik XVII. 1945, S. 104. — Auf den 92 Alpen der Südseite der Karawanken gab es 1938 442 St. Milchvieh = 6,2%, 2501 St. anderes Rindvieh = 35,2%, 248 Pferde = 3,4%, 3808 St. Kleinvieh — 53,6% u. 111 Schweine = 1,6%. ebenda S. 80, 104.

<sup>139)</sup> Edvard Č e r č e k, Planine v južnih Kamniških Alpah. Geografski Vestnik XX—XXI. 1948—1949. S. 39—48.

<sup>140)</sup> Milko K o s, Zgodovina Slovencev od naselitve do reformacije. S. 184. J o r d a n a.a.O., S. 95.

<sup>141)</sup> Č e r č e k, a.a.O., S. 46.

waren, verkauften dazu noch die Mehrzahl ihrer Gemeindeweiden zur Anlage eines Golfplatzes. Daher sind dort heute viele Bauern gezwungen ihre Rinder und ihre Schafe auf viel entferntere Almen (im Koschutagebiet und auf die Pokljuka) zu schicken<sup>142</sup>). Besonders auf den Servitutsalmen (mit Weiderechten im Herrschafts- bzw. Staatswald) sieht man — wie so häufig in unseren Ostalpen<sup>143</sup>) — den Verfall der Almwirtschaft an den eingefallenen Hütten und Ställen. Vielfach zeugen nur noch die Namen „stare koče“ (alte Hütten) oder „stara planina“ (alte Alm) von früherer Almwirtschaft<sup>144</sup>). Mit diesen Rückgangerscheinungen ist wie in den übrigen Ostalpen eine Erniedrigung der Grenze der zeitweiligen Siedlungen verknüpft, da im Zuge der Entwicklung des 19. Jhs. das Milchvieh erst auf die Almen herauf und mit fortschreitender Intensivierung der Talwirtschaft wieder herunter wanderte. Dabei wurden niedrig gelegene, günstig ausgestattete Senn- bzw. hier meist gemischte Almen zu reinen Galtviehalmen, hochgelegene und dürftige Galtalmen aber wurden vernachlässigt und aufgelassen<sup>145</sup>). Weniger aus den Feldern, Wiesen und aufgelassenen Bauernhöfe, als aus Gereuten und Bergwäldern entstanden in den mittleren Südkarawanken Almen, wie z. B. die jetzige Zabraška planina, an deren Stelle 1915 noch Gereute („rovti“) gewesen sind (die alte Alm lag 150 m höher; vgl. auch die Entstehung der Potoška planina)<sup>146</sup>). So erweitert sich der Almgürtel nach unten, in die Sphäre der Bergmähder, die in vergangener Zeit viel mehr genutzt (gemäht) worden sind und heute mehr die Rolle von Voralmen übernommen haben; tritt doch im Hochstuhlgebiet mit seinen beträchtlichen Höhenunterschieden sogar die Staffelmwirtschaft

<sup>142</sup>) J o r d a n, a.a.O., S. 103.

<sup>143</sup>) Wegen der Verfallserscheinungen der Almwirtschaft vgl. G. G l a u e r t, Die Almwirtschaft als landschaftsgestaltender Faktor in den Ostalpen. Deutscher Geographentag Frankfurt 1951. Tagungsbericht u. wiss. Abhandlungen. Remagen 1952. S. 240—241.

<sup>144</sup>) In den mittleren Südkarawanken zwischen Belšica und Zelenica gibt es allein 8 ödliegende, aufgelassene Almen. vgl. die Übersichtskarte bei Bogdan J o r d a n, a.a.O.

<sup>145</sup>) Vgl. dazu die Arbeit von Jos. S p a n n, Der Rückgang der Alpsennerei ... im bayerischen Allgäu. 1919 sowie G. G l a u e r t, Almwirtschaft und Almgeographie in Bayern. Berichte zur deutschen Landeskunde. 6. 1949.

<sup>146</sup>) B. J o r d a n, a.a.O. S. 98. — Die jetzige Potoška pl. unter der Belšica entstand nach 1918 aus 6 Gereuten.

in Erscheinung<sup>147)</sup>. Das letzte Entwicklungsstadium der Almwirtschaft in Slowenien wird durch zwei Dinge gekennzeichnet: durch die Grenzzerreissungsschäden bei der Festlegung der österreichisch-jugoslawischen Grenze (1920) und durch die nach dem ersten Weltkrieg einsetzende Agrarreform. Da die Staatsgrenze bis zum Ostende der Koschuta der alten krainisch-kärntnerischen Landesgrenze folgt, ist in den scharf scheidenden mittleren Karawanken nicht allzuviel geschadet worden. Anders verhält es sich im Einzelhofgebiet der Ostkarawanken, in welchem die Grenze — manchmal zickzackförmig — vom Südzuge des Gebirges auf den nördlichen (Petzen) überspringt. Dort sind öfters Almen im Wasserscheidengebiet zerrissen worden. Die Agrarreform sollte den noch in Händen des alten adeligen und kirchlichen Großgrundbesitzes befindlichen Wald- und Almbesitz, besonders in Grenznähe durch Aufteilung und Verpachtung an bäuerliche Genossenschaften beseitigen, doch scheint bis zum zweiten Weltkrieg praktisch nicht allzuviel geschehen zu sein<sup>148)</sup>. Erst die soziale Umwälzung nach dem zweiten Weltkrieg wirkte durchgreifend. Bereits vorher hatten sich an vielen Orten moderne bäuerliche Agrargemeinschaften gebildet in Form von Weidegenossenschaften, an die die Almen vom Staat verpachtet wurden. Heute ist die Mehrzahl der slowenischen Almen ebenso wie die Weiderechte in den Wäldern zum Volkseigentum geworden. Dasselbe gilt für die Mehrzahl der Wälder. Das Land der bisherigen Agrargemeinschaften bildet jetzt den Bauernfonds, der ehemal. Großwaldbesitz den Waldfonds.<sup>148a)</sup> Ob diese moderne Wirtschaftsreform mit staatlicher Hilfe dem weitgehenden Rückgang der Almwirtschaft — in den gesamten Karawanken soll sich die Zahl der Almen annähernd um ein Drittel vermindert haben<sup>149)</sup> — noch Einhalt gebieten kann, wird die Zukunft lehren.

Die Waldwirtschaft spielt in den Siedlungen des Karawankenrandes (wie auch bei jenen des Steiner-alpenrandes und unter der Jelovica eine nicht unwichtige Rolle. Allerdings handelt es sich

<sup>147)</sup> Am Hochstuhl dehnt sich der Almgürtel von ca. 1200 m (Žirovniška pl.) bis 2236 m aus, da am Gipfel des Hochstuhls noch Schafe weiden. Bei einer Weidezeit von 112 Tagen (Durchschnitt in den Südkarawanken 90 T.) unterscheidet man dort 3 Weidestufen, 1.) Gemeinschaftsweiden um die Dörfer, 2.) Bergwiesen u.-mäher im Waldgürtel. 3.) richtige Almen. vgl. Jordan S. 64, 88—92.

<sup>148)</sup> Jordan, a.a.O. S. 100.

<sup>148a)</sup> A. Pirč, Gospodarski pomen planine v Sloveniji. Geogr. Vestnik XXVI. 1945. S. 111, 97, 98.

<sup>149)</sup> B. Jordan, a.a.O. 1945, S. 96.

beim Waldbesitz<sup>149a)</sup> hier in der Regel nicht um Privatwald der Einödbauern, der in den Ostkarawanken erhebliche Ausmaße annimmt<sup>150)</sup> und dort nicht nur als Sparkasse und Existenzreserve der Bauern, sondern manchmal fast als Haupterwerbsquelle zu werten ist. Die geschlossenen Ortschaften des Karawankenrandes zwischen Moste und der Neumarktl Feistritz haben fast durchweg Gemeindewälder oder auch Holzservitute im Staatswald bzw. im früheren Großwaldbesitz. Damit können die berechtigten Bauern zum mindesten ihren Bedarf an Heizmaterial und an Streu (Schneiteln) decken. Holzschlag, Holztransport und Sägearbeit geben einer ganzen Anzahl von Bauern und Arbeitern Verdienst. Auf der ausgedehnten Jelovica-Ebene wie auf der Pokljuka verwendet man auch Drahtseilbahnen neben den allgemein verbreiteten Riesen zum Holztransport<sup>151)</sup>. Der Holzexport richtete sich früher in der Hauptsache nach Oberitalien. Die Holzverarbeitende Industrie war vor dem ersten Weltkrieg unbedeutend und auch später nahm sie keinen besonders starken Aufschwung<sup>152)</sup>. Eine große Stuhlfabrik (in Duplica bei Stein) und eine Parkettfußbodenfabrik liegen außerhalb des Gebietes. Auch die an fließendes Wasser gebundene Papierindustrie war zumindest bis 1939 in Slowenien nicht sehr vorgeschritten. Die nächste Papierfabrik befindet sich in Neumarktl (Tržič)<sup>153)</sup>.

Die b ä u e r l i c h e n B e s i t z v e r h ä l t n i s s e (nach dem Stande von 1902) waren im Radmannsdorfer Bezirk, der das ganze Quellgebiet der Sawe bis in die Gegend von Radmannsdorf umfaßt, relativ günstig. 40—45% der Bauernwirtschaften hatten weniger als 5 ha Fläche, 20—25% weniger als 2 ha. Die restlichen 30—40% dürften über 5 ha groß sein. Im östlich anschließenden Krainburger Bezirk betrug der Anteil der Besitze mit weniger als 5 ha 45—50%, derjenige der Zwergbesitze unter 2 ha 25—34%<sup>154)</sup>. Die verbleibenden 16—30% der Bauernwirtschaften dürften über 5 ha Fläche besessen haben.

<sup>149a)</sup> Im Bez. Radmannsdorf waren 1902 nur 20—24% d. Bauernwirtschaften nicht am Waldbesitz beteiligt, im Krainburger Bezirk sogar weniger als 20%. s. A. Melik a.a.O. 1936, Karte auf S. 455.

<sup>150)</sup> G. Glauert, a.a.O. 1937 u. 1938

<sup>151)</sup> A. Melik, Slovenija I. 2. S. 435—437.

<sup>152)</sup> Mirko Novak, Razmestitev industrije v Sloveniji. Geogr. Vestnik XV. 1939. S. 76/77.

<sup>153)</sup> Mirko Novak, a.a.O. S. 78/79.

<sup>154)</sup> A. Melik, a.a.O. 1936, Karte auf S. 452.

Die Entwicklung der Bevölkerung ist wesentlich durch die Industrialisierung des 19. und 20. Jh.s bestimmt worden, die zu ausgeprägten Ballungerscheinungen im Tal führte, während die Höhen zum mindesten bevölkerungsmäßig stagnierten (bzw. sich in den Kärntner Ostkarawanken entvölkerten). Das Dekanat Radmannsdorf, welches das ganze Sawequellgebiet abwärts bis Radmannsdorf umfaßt, wuchs von 17500 Einwohnern am Ende des 17. Jh.s auf 36 400 im Jahre 1931, verdoppelte sich also. Die mehr ländlichen Pfarren Radmannsdorf und Möschnach (Mošnje) allein steigerten ihre Bevölkerungszahl von 6126 Einwohnern im Jahre 1854 auf 7453 im Jahre 1921,<sup>155)</sup> also gar nicht besonders erheblich. Vergleichsweise betrug dagegen der Zuwachs der Industriesiedlung Aßling (Jesenice) zwischen 1880 und 1900 sogar mehr als der des ganzen Dekanats Radmannsdorf. Seit der Mitte des 19. Jh.s bestand in den ländlichen Siedlungen Gesamtkrains fast eine Überbevölkerung, die eine starke Auswanderung zur Folge hatte<sup>156)</sup>.

In den letzten Jahrzehnten ist die Verdichtung der Bevölkerung in den industriellen Zentren des obersten Sawetals und im Laibacher Becken weiter fortgeschritten. Zu den Gebieten mit stärkster Zunahme im Zeitraum von 1931—48 gehören wieder das Aßlinger Industriegebiet sowie die Umgebungen der städtischen Mittelpunkte Laibach, Krainburg und Stein mit einem durchschnittlichen Wachstum von 40—60%<sup>157)</sup>. Bezeichnenderweise sind es nicht mehr die Städte bzw. Stadtkerne, welche am meisten zunehmen (Krainburg 61%, Stein nur 19%), sondern die industrialisierten Außenbezirke mit z. T. weit über 100% Wachstum, wie Scheraunitz (Žirovnica) bei Aßling mit 182%, die um Krainburg liegenden Dörfer Čirčice mit 114%, Huje mit 473%, Klanec und Primskau (Primskovo) mit 136%<sup>158)</sup>. Im Steiner Einflußbereich hat Perau (Perovo) um 119%, Steinbüchel (Zaprce) um 177%, Münkendorf (Mekinje) um 118% zugenommen<sup>159)</sup>. Der bauliche und soziologische Charakter der früher rein landwirtschaftlichen Dörfer des Steiner Feistritztals und des Tertiär-

<sup>155)</sup> Marijan Dobovšek, O gibanju prebivalstva Kranjske in posebej radovljiške dekanije od Valvasorja do danes. Geografski Vestnik X. 1934, S. 111, 115.

<sup>156)</sup> Marijan Dobovšek, ebenda S. 116.

<sup>157)</sup> St. Zrimec, Gibanje prebivalstva Slovenije v razdobju 1931—48. Geografski Vestnik. XXII. 1950. S. 79.

<sup>158)</sup> St. Zrimec, 1950. S. 80.

<sup>159)</sup> St. Zrimec, 1950. S. 79, 80.

hügellands von Stein ist durch den Übergang der Bevölkerung zum industriellen Pendlertum z. T. weitgehend umgestaltet worden<sup>160</sup>). Das dürfte auch für das oberste Sawetal gelten. Eine erhebliche Bevölkerungszunahme weisen auch die Fremdenverkehrsorte auf wie Gozd-Martuljek um 96%, Höflein (Preddvor) um 53% (möglicherweise auch Wisterschitz-Bistriča um 62%<sup>181</sup>). Dieser Aufwärtsentwicklung der bereits relativ dichtbesiedelten Talandschaften steht eine fortgesetzte Entsiedlung der Höhen, speziell der verkehrsfernen Bergbauerngemeinden gegenüber. So nahm Plavški Rovt (Rodungsiedlung), am Südhang der Westkarawanken um 16% ab, Gozd im südl. Vorland der Steiner Alpen um 30%, die östlichen Steiner Alpen um 5—15%, die Hochbergsgemeinde Sulzbach (Solčava) in diesem Gebirge sogar um 40—60%<sup>162</sup>).

Wir sehen also, daß sich der bevölkerungsgeographische Gegensatz zwischen dichtbesiedelten Tal- und Beckenlandschaften und siedlungsarmen, verkehrsfernen Hochgebirgslandschaften auch in Slowenien unter dem Einfluß des Maschinenzeitalters und seiner Folgeerscheinungen (Industrialisierung, Verstädterung und Landflucht bzw. Höhenflucht) verstärkt.

<sup>160</sup>) VI. Klemenčič, Urbanizacija okolice Kamnika. Geografski Vestnik XXV. 1953. S. 91, 92.

<sup>161</sup>) St. Zrimec, 1950. S. 76, 75, 80. Ferner auch Mojstrana und Kronau (Kranjska gora).

<sup>162</sup>) St. Zrimec, 1950. S. 78, 69. Bevölkerungskarte S. 80.

## Mitteilungen

### Zur Verbreitung alter rumänischer Druckschriften in Siebenbürgen

Wenige alte rumänische Druckschriften haben sich gleich nach ihrem Erscheinen einer so weiten und raschen Verbreitung erfreut, wie das vom Moldauer Metropolit Varlaam verfaßte und 1643 in der „fürstlichen Druckerei“ von Jassy gedruckte „Rumänische Lehrbuch“ (*Cartea Românească de Invăţătură*).

Im Vorwort, in der „Vorrede an den ganzen rumänischen Stamm, überall wo sich Rechtgläubige in dieser Sprache finden“, betont der Verfasser, da er ein „Geschenk“ von 75 Predigten auf 1011 Seiten darbietet. Es waren dies nicht Worte in die Leere gesprochen, sondern Worte, die auf eine seelisch-kulturelle Realität Bezug nahmen. Tatsächlich hat damals der „ganze rumänische Stamm“ eine erstaunlich große Liebe für dieses Kirchenbuch an den Tag gelegt. Vor allem wurde es verständnisvoll aufgenommen von den orthodoxen Christen in den Tälern und Hängen der Karpaten „überall nicht als eine irdische Sache, sondern als eine himmlische Gabe“, wie es vom Verfasser selbst im Vorwort ausgedrückt wird. Als sich 300 Jahre seit der ersten Auflage des Buches von Varlaam erfüllten, hat Prof. Florea Mureşan aus Klausenburg sich die Mühe genommen, festzustellen, wieviel Exemplare dieser Auflage noch in den Kirchen Nordsiebenbürgens sich erhalten haben. Er kam zu folgenden Feststellungen: „Ich habe nicht mit Sicherheit feststellen können, in wieviel Exemplaren das Buch des Varlaam 1643 gedruckt worden ist. Jedoch ist es sofort nach seinem Erscheinen bis in diese Gegenden gelangt und es gibt Beweise, daß die vorhandenen Exemplare das Bedürfnis der Gläubigen, die unübertroffenen Predigten mit Genuß aufzunehmen, nicht zufriedenstellen konnten. Ein Beweis dafür ist das Vorhandensein von Handschriften, durch die man versuchte, die ungenügende Anzahl der gedruckten Exemplare zu ersetzen. Als sich 1943 drei Jahrhunderte seit der Drucklegung des Buches von Varlaam erfüllten, habe ich von diesem Buch in Nordsiebenbürgen 24 Exemplare feststellen können. Von diesen waren nur 4 Exemplare den Bibliotheken der rumänischen Bistümer von Klausenburg zur Aufbewahrung übergeben worden. Die übrigen 20 Exemplare befinden sich unter den kirchlichen Büchern, teils mit Sorgfalt aufbewahrt, teils in einen Winkel verbannt, ohne, daß man von ihrem Vorhandensein etwas wußte.“ (Fl. Mureşan: *Cazania lui Varlaam, 1643—1943. Prezentare în imagini*. Klausenburg 1947. S. 184—202).

Es wäre aufschlußreich, die Gesamtzahl der in Siebenbürgen vorhandenen Exemplare zu kennen. Wir bringen drei authentische Zeugnisse darüber, wie das Buch von Varlaam in den Dörfern der Mitte und im Nordwesten Siebenbürgens geschätzt worden ist. Die Zeugnisse stammen aus den J. 1645, 1689 und 1736.

Auf einem Exemplar, das sich in der Kirche von Bonţida bei Klausenburg erhalten hat, kann man auf S. 131—143 folgende schriftliche Aufzeichnungen entziffern: „Dieses Buch hat Mihuş Crăstea mit seinem Sohn Suciu Mihoc gekauft. Es soll ihnen dienen zur Vergebung ihrer Sünden und zur Erleichterung ihrer Seelen

und der Seelen ihres Stammes bis zur siebenten Generation. Wir haben uns erbarmt im Blick auf unsere Herzen, daß wir mit Gottes Hilfe und mit Hilfe guter Leute diese heilige Kirche in Bonțida gebaut haben. Somit schenke ich, Mihai Crăstea und mein Sohn Suci Mihoc dieses heil. Evangelienbuch dieser Kirche. Es soll für uns „pomană“, Gebet und Sündenvergebung sein am Tag des Gerichtes, vor dem wir alle gleicherweise erscheinen müssen<sup>1)</sup>. Verflucht soll aber sein, wer dieses Buch entfernt ohne unser Wissen oder ohne Wissen des Pfarrers oder des Kirchenvolkes. Dieser Flucht soll nicht einmal durch die 318 Heiligen des Nizäner Konzils aufhebbar sein. Der Täter aber soll gleich dem Judas geachtet werden. Ein Bauer und sein Sohn, namens Gavril, haben dies Buch verehrt. Und er hat gezahlt, daß erwähnt werden die Eltern und Brüder und Schwestern bis zur siebenten Generation. Wer aber dies Buch aus der Kirche von Bonțida entfernt, dessen Leib soll nicht verwesen, wenngleich das Eisen rostet und verwest<sup>2)</sup>.

20 Jahre später, 1689, kam es zu einem Prozeß wegen des Besitzrechtes an einem Exemplar des Buches von Varlaam, das im J. 1666 für 16 Gulden — viel Geld für die damalige Zeit — gekauft worden war. Dieser Prozeß entbrannte zwischen zwei Gemeinden im Nordwesten Siebenbürgens: Lăpușul românesc und Rogoz. Um diesen Prozeß zu beenden, mußte der damalige orthodoxe Metropolit von Siebenbürgen persönlich an Ort und Stelle erscheinen. Er war Nachfolger des Märtyrerbischofs S. Brancoviciu. Der Text des bischöflichen Urteils, das am 4. Dezember 1689 gefällt wurde, wurde auf den Seiten des Streitobjektes selbst, dem Exemplar des Buches von Varlaam, festgehalten. Mit eigener Hand schrieb der friedentiftende Bischof: „1689, Dezember 4 — Wir, Metropolit Varlaam<sup>3)</sup>, haben eine Eparchialversammlung abgehalten der Gegend von Lăpuș in dem Dorf Rogoz. Da kamen in Gegenwart einiger Erzpriester, Pfarrer und anderer ehrwürdiger Männer vor uns Viscu Alec von Lăpușul românesc und die Dorfleute von Rogoz und brachten einen Streitfall, wegen dieses Predigtbuchs („Ocitelna“) vor. Nachdem die Sache nach allen Seiten hin erörtert worden ist, kam es zu einer Einigung, gemäß welcher das Buch in der Kirche von Rogoz verbleiben soll. Genannt aber sollen werden in feierlicher Weise bei Benützung des Buches der Văscu Tomașcu und der V. Alexe.

„Wer sich nun gegen diese Einigung wenden und wegen dieses Buches einen Prozeß beginnen will, muß zuerst 200 Gulden hinterlegen, 100 für den Bischof und 100 vor dem Ortsvorstand. Auf dieses haben sie sich verpflichtet und sich vor uns die Hand gereicht. Jahr und Monat wie oben genannt. Metropolit Varlaam<sup>4)</sup>).

Eine dritte Eintragung, die auf den Blättern eines Exemplares des Buches von Varlaam zu finden ist, das von 10 Hirten aus den Bergen um Someșul cald bei Klausenburg der Kirche von diesem Gebirge geschenkt wurde, hat folgenden, noch aufschlußreicheren Inhalt: „Dieses Buch, das Menschen belehren soll, nämlich dies

<sup>1)</sup> „Pomană“ ist ein Wohltätigkeitsmahl, das bei feierlichen Anlässen von den Gläubigen gereicht wird.

<sup>2)</sup> Gavril Hango: „Notițe istorice privitoare la unele parohii din Arhidieceasa gr. ort. română a Transilvaniei“ in: Telegraful român din Sibiu, Nr. 16 din 11—24 Bebr. 1903 S. 67.

<sup>3)</sup> Er hat zufällig denselben Namen, wie der Verfasser des behandelten Buches.

<sup>4)</sup> Siegel in grünem Wachs. Revista teologică din 1930, S. 31: Pricina pentru o carte bisericească. Soborul Vlădicului Varlaam la 1689 de Sebastian Stanca.

Predigtbuch, haben gekauft die Abrudaner aus dem Somesch-Gebirge. Sie sind 10 Männer gewesen und haben dafür 10 Schafe und 8 Lämmchen gegeben dem Inspektor, Erzpriester Georgie von Juc, mit der Versicherung, daß es ihnen ewiglich gehören möge. Amen. Dieses sind die Männer, die dieses Predigtbuch gekauft haben, damit sie ewiglich genannt werden: Erstens der Mann Mariş Ion, ein Schaf und ein Lämmchen, zweitens der Mann Purcel Luca ein Schaf und ein Lämmchen, drittens der Mann Purcel Florea ein Schaf und ein Lämmchen, viertens der Mann Purcel Ion ein Schaf und ein Lämmchen, fünftens der Mann Danciu Simion ein Schaf und ein Lämmchen, sechstens der Mann Pleştea Ion ein Schaf und ein Lämmchen, siebentes der Mann Roşu Ion ein Schaf mit Lämmchen, achtens der Mann Rus Ion ein Schaf mit Lämmchen, neuntens der Mann Dip Mihaiu ein Schaf ohne Lämmchen, zehntens der Mann Măiş Onuţ ein Schaf ohne Lämmchen. Diese 10 Schafe mit den Lämmchen sind auf 20 Gulden geschätzt worden. Und diese Männer haben das Buch der Kirche des Gebirges von Someşul cald übergeben, damit sie feierlich genannt werden sollen. Und es soll immer dort bleiben, solange Leute und Kirche auf dem Gebirge von Someş cald sich befinden. Kein Pfarrer, kein Lehrer soll es aus dieser Bergkirche verkaufen. Wenn jemand diesem Buch Schaden zufügt, so soll er verflucht sein, verdammt soll er werden von den 318 Heiligen, die auf der Kirchenversammlung zu Nizăa anwesend gewesen sind. Er soll in eine Reihe mit Judas gestellt werden, dem Verräter des Herrn.

Herr erbarme dich Deiner Knechte: Ion, Măria, Dumitru, Nuţiu, Andreiu, Toma, Luca, Simion, Angelina, Chirilă, Rusandra, Cristina, Irimie, Cristea, Alexa, Ion, Măria, Niculae, Nedea, Paraschie, Florea, Alexă, Costin, Mărian, Todoră, Măria, Onuţ, Todoră, Mihaiu, Grigor, Antonie, Georgie, Ilie, Simion, Toader, Gavril, Rusanda, Toader, Costin, Cristina, Simion, Onuţ, Gavrilă, Onuţ, Onuţ, Ioană, Mărie, Teodoră, Parască, Niculae, Mihaiu, Mărie, Ighean, Ion, Ion, Gavril, Rusul, Cristin, Pătru, Todor. Diese Urkunde habe ich, Popa Ursan, geschrieben, damals als ich Pfarrer in Someşul cald war und an der Bergkirche. Ich bin der Anreger und Förderer gewesen, als man diese heil. Kirche neu gebaut hat, sowohl die Kirche im Dorf, als auch die Bergkirche. Und ich habe die Leute angeeifert, daß wir die Kirche mit Büchern ausgestattet haben und was es noch im Innern braucht. Amen. Von der Geburt 1736, Monat April, 24 Tage<sup>5)</sup>.

Diese Fälle bäuerlicher Gebefreudigkeit und geistlichen Verständnisses für das rumänische Buch aus Jassy verdient besondere Aufmerksamkeit. Diese Haltung war nicht auf das Gebiet der westlichen Randgebirge begrenzt. Man hätte diese Haltung in jedem rumänischen Dorf Siebenbürgens finden können, unter der Voraussetzung, daß ein eifriger, von Pflichtgefühl durchdrungener Geistlicher nicht fehlte. Ein solcher war Pfarrer Ursan aus Someşul cald. Er war ein eifriger Geistlicher, der seine gläubigen Schafhirten aneiferte, sie sollten nicht zaudern, schöne Geschenke zu machen, um die Bergkirche auszustatten mit Büchern und allem, was es darinnen braucht.

Die politischen Verhältnisse am Anfang des 17. Jh.s waren sehr stürmisch, als Michael der Tapfere, der auf dem Torenburger Feld ermordet wurde, seine Reihen der Schafhirten zu verhindern.

<sup>5)</sup> Tel. Rom. 1903. S. 71.

Diese Verhältnisse waren aber nicht imstande, die Verbreitung des „rumänischen Lehrbuches“, das ein talentierter und außergewöhnlich fleißiger Kirchenführer, wie es Varlaam war, den Rumänen von „überall“ schenkte, bis tief in die Reihen der Schafhirten zu verhindern.

J. Lupaş

## Die Mundarten der albanischen Sprache

(Heutiger Stand der Forschung)

Cimochowski, Waclaw, *Le Dialecte de Dushmàni, Description de l'un des parlers de l'Albanie du Nord*, Poznań (Nakładem po znańskiego Towarzystwa przyjaciół nauk z zasiłkiem ministerstwa szkol wyszyk i nauki, La Société des Amis des Sciences et des Lettres de Poznań, 1951,) 233 S., bietet die Beschreibung des nordalbanischen Dialektes der Berglandschaft Dushmani, die 30 km Luftlinie östlich von Shkodra am rechten Drinufer liegt, nicht umfangreich ist und aus den Teilen Malaggja und Klllogjën besteht. Über den Bajrak Dushmani, seine Geschichte, seinen Namen, Personen namens Dushmani, die Unterteile und die Einwohnerzahl zu verschiedenen Zeiten orientiert jetzt G. Valentini, *Il Diritto delle Comunità nella tradizione giuridica Albanese*, Palermo, 1956, S. 127. Cimochowski hat das Material für seine Monographie 1937 gesammelt, er weilte in Nordalbanien, um linguistische Studien zu machen. In Shkodra war sein ständiger Gewährtsmann Gjok(ë) Pjetri(t), geboren und aufgewachsen in Dushmani, damals in Shkodra wohnend. Der Dialekt von Dushmani war seine Muttersprache, er war ein bejahrter Malcore mit guten Zähnen, daher einwandfreier Artikulation, natürlicher Intelligenz und ausgezeichnetem Gedächtnis, dazu vollkommener Analphabet, daher ganz unberührt von jedem Schul- oder Bucheinfluß. Acht Monate hindurch arbeitete C. mit diesem Mann aus dem Volke mindestens zehn Stunden täglich und konnte so ein sehr reiches sprachliches Material sammeln. In der zweiten Hälfte des August 1937 begab sich C. mit seinem Gewährsmann nach Dushmani, prüfte sein Material an Ort und Stelle nach, entschied zweifelhafte Punkte, stellte sprachliche Differenzen zwischen Malaggja und Klllogjën fest und nahm sie auf, ebenso Unterschiede in der Sprechart der drei lebenden Generationen. Hauptsächlich gewann er die Zuversicht, daß sein Gewährsmann Gjokë Pjetri ihn einwandfrei informiert hatte. Er setzte daher auch nach der Rückkehr nach Shkodra die Arbeit mit dem Gewährsmann fort. In seine Heimatstadt Wilna zurückgekehrt, arbeitete C. während des Jahres 1938 und der ersten Hälfte 1939 sein Material aus, da brach der Krieg aus, und sein Manuskript blieb zehn Jahre liegen. Der treuen Sorge seiner Mutter ist es zu danken, daß das Ms. die Kriegswirren überdauerte. Die Monographie ist gewissenhaft und mit Sachkenntnis gearbeitet, und eine wertvolle Bereicherung der Literatur über albanische Dialekte. Das ist erfreulich, denn an Monographien über albanische Mundarten sind wir nicht reich, auch das Institut der Wissenschaften in Tirana steht erst im Anfang seiner systematischen Aufnahme der zahlreichen Mundarten Albaniens. C. wählte den Dialekt von Dushmani, weil Dushmani eine abgelegene, von der Außenwelt abgeschlossene Berggegend ist, wo er einen altertümlich erhaltenen Zustand der Sprache zu finden erhoffte, zweitens weil der glückliche Zufall ihm in Gjokë Pjetri aus Dushmani einen brauchbaren und ihm stets zur Verfügung stehenden Ge-

währsmann bescherte. C. ist kundiger Phonetiker, daher der erste Teil der Arbeit über die Lauteigenheiten des Dialektes besonders gründlich gearbeitet. Auch der morphologische Teil ist sehr lehrreich, besonders der Abschnitt über die Pluralformen der Nomina, und das reiche Verbalverzeichnis dankenswert. Dushmani liegt ziemlich zentral in Nordalbanien, daher nimmt der Dialekt eine zentrale Position ein, und die Monographie C.s ist auch wertvoll zum Verständnis der anderen nordgegischen Mundarten, auch der nordgegischen Koiné, in der die Kurzepen der Berge meist gesungen werden, und in der Gjergj Fishta seine „Laute des Hochlandes“ gedichtet hat. (Vgl. meine Rezension des Buches von C. in Zeitschr. f. Phonetik u. allgemeine Sprachwissenschaft, 7, 1953, 417—422).

Dargestellt sind bis jetzt an nordgegischen Dialekten, der von Borgo Erizzo bei Zara, der Klementiner in Kroatien, der Dörfer Djevnjeskoje, Gjeorgjevka, Gamovka in der Ukraine, von mittelalbanischen Dialekten der von Tirana, von südalbanischen (toskischen) der çamische von Konispoli, von Premeti, ferner die albanischen Mundarten in Griechenland und Unteritalien. Ich stelle die Mundartenliteratur zusammen: Holger P e d e r s e n, Abhandlungen der philolog.-histor. Classe der Kgl. Sächs. Ges. d. Wschen XV, 1895, Albanesische Texte mit Glossar (und Grammatik), behandelt den çamischen Dialekt bei Konispoli, Tullio E r b e r, La colonia Albanese di Borgo Erizzo presso Zara, Ragusa 1883, Gustav W e i g a n d, Der geg. Dialekt von Borgo Erizzo bei Zara in Dalmatien, Jahresberichte d. Instituts für Rumän. Sprache in Leipzig 17/18, 1911, 177 ff., schließlich erschöpfend Carlo T a g l i a v i n i, L'Albanese di Dalmazia, contributi alla conoscenza del dialetto Ghego di Borgo Erizzo, in Biblioteca dell' Archivum Romanicum, serie II, vol. 22, Firenze 1937, behandeln die Ma von Borgo Erizzo, Carlo T a g l i a v i n i Le parlate albanesi di tipo Ghego orientale, Dardania e Macedonia nord-occidentale in Schriften der Reale Accademia d'Italia, Centro Studi per l'Albania, Roma 1942, Norbert J o k l, Vorläufiger Bericht über die im Auftrage der Balkankommission der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien durchgeführten nordostgeg. Dialektstudien, im Anzeiger d. phil.-hist. K. d. Kais. Akademie d. Wiss. in Wien, Wien 1915, XIII, 2, Über den Dialekt von Vrapčišta, St. M l a d e n o v, Bemerkungen über die Albaner und das Albanische in Nordmakedonien u. Altserbien in Balkan-Archiv I, 1925, 43 ff., Gl. E l e z o v i ć, Arhiv za Arbanasku starinu, Belgrad 1923, 54 ff., über den Dialekt von Vučitrn, /phonetisch getreue Rhapsodie über die Schlacht auf dem Amselfeld/, derselbe über die Ma. von Dibra in Glasovne osobine arbanaskog dijalekta Debra i njegove okoline. Belgrad, Acad. Serbe des Scienses 1950, S k o k, Lingvistička proučavanja neslovenskog stanovništva Skopske kotline (Etude linguistique de la population non-slovène des alentours de Skoplje), Godišnjak Muzeja Južne Srbije 1 (1941), 209—230, vgl. Rez. v. T a g l i a v i n i, Indog. Jahrb. 27 (1948), 174, behandelt die phonetischen Charakteristika der alban. Dialekte des Beckens von Ūsküb, mit Vokabular, auf Grund einer Reise i. J. 1929, J. G. v o n H a h n, Albanesische Studien, Jena 1854, tosk. Dialekt der Riça südöstl. von Tepelen, Auguste D o z o n, Manuel de la langue Chkipe ou Albanaise, Paris 1879, über die Ma. von Premeti an der Vojusa, Gustav W e i g a n d, Albanesische Grammatik im Südgeg. Dialekt, Leipzig 1913, Ma. von Tirana und Elbasan, dazu Gustav W e i g a n d, Albanes. Wörterbuch, Leipzig 1914, Julius P i s k o, Kurzgefaßtes Handbuch der nordalbanes. Sprache, Wien 1896, Ma. von Shkodra, K u r i l a s, Alwaniké meléte, Saloniki 1933 und Petros A. F u r i k i s, I en Attiki

Ellinalwanikí Dhiálektos, Athen 1932, über die alban. Mundarten in Griechenland, Furikis speziell über den in Attika gesprochenen alban. Dialekt, Max Lambertz, Zschr. f. vgl. Sprachforschung 51, 259 ff., 52, 43 ff., 53, 66 ff., und 282 ff., Italoalbanische Dialektstudien 1921, 1922, über die italoalbanischen Mundarten, speziell über die von Villa Badessa und der provincie di Campobasso und di Foggia, Luigi Bruzzano, Il dialetto di Vena, Catanzaro 1882, über die kalabres.-albanische Ma. von Vena. Vgl. Max Lambertz, Die Mundarten der alban. Sprache und ihre Erforschung, in Leipziger Vierteljahrsschrift für Südosteuropa, 7, 1943, 123—160. Zu den dort besprochenen Schriften kommen seitdem Selim Islami, Material gjuhësor nga kolonitë Shqiptarë të Ukrainës, in Buletin per Shkencat Shoqerore des Instituti i Shkencave, Tiranë, 1955, 2, 163—180, über die Mundart der drei Dörfer Djevnjeskoje (Taz), Gjeorgjevka (Tujushki), Gamovka (Xhandran), im Süden der Ukraine, 10 km entfernt vom Asowschen Meer, 40 km von der Eisenbahnstation Melitopol, im SO dieser Stadt. Islami hat 1949 die 3 Dörfer besucht und mundartliches Material gesammelt. Im Jahre 1925 war N. S. Djerzhavin dort gewesen und hat 1933 in Sbornik Miletič, Sofia, „Studien über die albanische Emigration auf das Gebiet des früheren Rußland und der sozialistischen Sowjetrepublik Ukraine“ und 1948 in Sovjetskaja Etnografia 3 „Die Shqiptaren-Arnauten von Priazowie in der Ukraine“ veröffentlicht.

Die albanischen Kolonien der Ukraine sind vor etwas mehr als 90 Jahren gegründet worden. Albanische Greise in den Dörfern erinnern sich, daß die Albaner der Ukraine am Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jh.s in Bulgarien nahe bei Varna in dem Dorfe Djevna wohnten, von wo sie im ersten Viertel des 19. Jh.s auswanderten und sich in Bessarabien, im Kreis Odessa, ansiedelten, wo sie das Dorf Kara-Kurt gründeten, das noch heute von Albanern bewohnt wird. Die Auswanderung erfolgte infolge der russ.-türk. Kriege 1806—1812 und 1828—1829. In Kara-Kurt lebten 1850 nach P. Koppen (Die Bollgaren in Bessarabien, Mitt. d. hist.-phil. Kl. d. Akademie d. W. v. St. Petersburg, St. Petersburg-Leipzig 1854, Bd. 11, 13—14, 113—115) 109 Familien mit 1060 Seelen. K. teilt dort mit, daß es Albaner auch in den Städten Bollgrad (10 Familien mit 37 Seelen) und Komart (28 Familie mit 9 Seelen), Vollkanesh (3 Familien mit 41 Seelen), Çader-Lunga (1 Familie mit 8 Seelen), Besh-gjoz (2 Familien mit 9 Seelen) gebe, die alle aus Kara-Kurt stammten. Die Albaner aus Kara-Kurt wanderten 1861 nach den drei ukrainischen Dörfern. Das Siedeln aus Bessarabien in die Ukraine haben die dortigen Albaner noch gut im Gedächtnis, nur verblaßtes Gedenken haben sie an Varna; über die Zeit des Auswanderns aus Albanien und die albanische Gegend, woher sie ursprünglich stammten, wissen sie nichts mehr; hierüber gibt die Sprache der Kolonien Anhaltspunkte, die Verwandtschaft zu den Dialekten der Arbëreshët in Unteritalien, der Çamerija, von Dardha u. Korça zeigt: kl und gl für kj und gj (in klumësht klan klishë gluhë glu glate glim Milch weint Kirche Zunge Knie lang Topf), l für j im Auslaut wie in Gjirokastër (val fëmilë golë bilë Ol Kind Mund Tochter), Monophthongismus von ua ie ye wie in Montecilfone und Campobasso (provincia di Molise, Italien: du muj dur gru dill kry will Monat Hände Frau Sonne Kopf), e wird zu a in Praepositionen, Artikeln, Pronominibus wie in Campomarino (Molise: ma ta a mit in die), Rhotazismus wie im Toskischen, Schluß-ë wie im Toskischen, i für ë (ishte er ist, wie in Unteritalien), beliebter Gebrauch des Admirativs für das Perfekt, Passivbildung mit n wie in Gjirokastër (bënet wird gemacht), Plurale auf -ra wie in Korça und Gjirokastër (golëra punëra,

Münder Arbeiten) u. a. Diese Eigenheiten weisen auf toskische Heimat, speziell die Gegend am oberen Shkumbi zwischen Polisi Pogradec Korça Opari. Die Dialekte haben in der neuen Umwelt slawische Elemente aufgenommen (Adjektiv und Possessiv vorangestellt, Genetiv vor dem regierenden Nomen, vete ich gehe mit praepositionslosem Zielakkusativ, prothetisches j vor e und i im Anlaut, Wandel von f in h in hort sehr, hurrë Backofen, gëzoh Pelz). Die Sprache ist gut erhalten, die Volkslieder sind meist bulgarisch, die Jugend singt russische und ukrainische Lieder, auch die Tänze, die Musikinstrumente, die Melodien sind russisch und ukrainisch. Die Hochzeitsriten bewahren albanischen Brauch, Kleider und Hausbau sind der Umwelt angepaßt. Islami bringt ein Märchen aus Gjeorgjevka, 11 Lieder, eine kurze Erzählung, 16 umgangssprachliche Redensarten und nach Sinngruppen geordnete Wörter (288 an Zahl).

Im selben Hefte des Buletini des Istituti i Shkencavet (1955, Nr. 2, Tiranë, S. 181—190) hat Dhimitër S. Shuteriqi zusammengestellt, was wir über die Albanerkolonien in Slawonien wissen, unter dem Titel: „Tekste të Shqiptarëve të Sllavonisë“. 1737/38, während des österr.-türk. Krieges, wanderten viele Kelmendas nach Syrmien aus und siedelten sich in den Dörfern Nikinci und Hrtkovci an und bewahrten dort ihre Sprache und Bräuche. Bis 1921 gab es noch vier Personen in Nikinci und fünf in Hrtkovci, die gut albanisch sprachen, wie L. Ashiku, Dy fjalë historijet mi Kelmendast e Ninkicit e të Hrtkovicit në Slavoni (Zwei Worte Geschichte über die Kelmendi in N. u. H. in Slavonien), in der Zeitung Shqipëria e re, Konstanca 1930, berichtet. Ob heute dort noch albanisch gesprochen wird, ist uns unbekannt. Der erste, der sich mit den Kolonien befaßte, war K. G. von Windisch, in „Die Klementiner in Syrmien“, Ungarisches Magazin, Preßburg 1782, 77—89. Er schreibt über Herkunft, Leben, Brauchtum, Kleider, Sprache der Kolonien. Den Namen des Bajraks Kelmendi leitet er von Klement, einem Mitkämpfer Skanderbegs, oder von einem Missionar Klement ab, der den Stamm zum Christentum bekehrt habe. Über die Kelmendi vgl. jetzt G. Valentini Il Diritto delle Comunità nella tradizione giuridica albanese, Palermo 1956, passim: die Kelmendi (Clementi) besonders kämpferisch gegen die Türken 23, zerfallen in vier Bajraks (Selce, Vukli, Nikçi, Boga) 91, die aber nur einen Bajraktar haben (122, 175), ihre militärische Disziplin ist berühmt (175), sie sollen aus Kuçi oder Gusí stammen (207), im 15. Jh. finden sich unter den nach Griechenland gewanderten stradioti Männer namens Kelmendi (212, 283). Nach Windisch hatten sich 300 albanische Personen in Syrmien, geführt von einem Priester Suma, angesiedelt. 1782 gab es sechs Familien, drei in jedem Dorfe, jede Großfamilie mit mehr als 30 Personen. Sie sangen Lieder über Gjergj Kastriot und nannten ihre Sprache nicht shqip noch arbërisht, sondern kelmendisht. Das kelmendische Sprachmaterial von Windisch veröffentlicht Dhimiter Shuteriqi als erster. Er hat es 1952 in Budapest in der Bibliothek Seiszenye, Abt. 9, Handschriften Nr. 23.464 abgeschrieben. Von Windisch hatte sein Material aus dritter Hand, vom Lehrer Daniel Cornides, dem es fünf Jahre vorher in Hrtkovci der italienische Franziskanermissionar P. Candido diktierte. Das Material ist voll phonetischer Fehler, aber doch von Wert als Dokument des Albanischen aus d. 18. Jh. Der Dialekt ist nordgegisch. Shuteriqi druckt auch 7 Volkslieder aus der Zeitschrift Albania, Brüssel, 1902, S. 50, 74, 138 ab, die phonetisch gut geschrieben sind (Titel des Artikels: Shqyptart n'Sllavoni), schließlich 10 Lieder (mit kommentierenden Anmerkungen), einige Alltagsredensarten und ein Dutzend Vokabeln

aus der Zeitschr. *Shqypëria e re* 1930. Eigenartig ist: *asht i pa shqyp* 'er ist nicht ehrsam', in *s përzihe mi ta se janë të pa shqyp* 'wir geben uns mit ihnen nicht ab, denn sie sind nicht ordentlich'. Es erinnert an die bei den Shqyptaren der Ukraine übliche Frage: *ti shqypton si ne? sprichst du wie wir?* 'woraus Islami die Etymologie des nationalen Namen Shqyptar ableiten will, nämlich 'der die Sprache versteht'. Das ist unwahrscheinlich; *shqypton*, wohl romanisches Wort, heißt 'er spricht deutlich aus' 'davon sekundär entnommen das Adjektiv *shqyp* 'deutlich, klar, ordentlich'. Der Name *Skupedar* ist bis in die Zeit verfolgbar, wo der Adler (*shqype*) das Wappentier albanischer Feudalherren war, die Ableitung von *shqype* Adler mit Formans des Nomen *agentis* (Adlerträger) eher zu glauben, als zu *shyptonj-shqypëtar*<sup>1)</sup>. Parallel die zahlreichen Ethnika nach Tiertabus: *Picentini*, *Picentes* 'die Jungspechte', *Hirpini*, Itali zu *vituli* vgl. Fr. Altheim Röm. Gesch. 9 und Altheim-Mattingly *A History of Roman Religion* 64 f. Texte (Märchen und Sprichwörter) in guter Ma. Shen Sofias in Kalabrien bringt *Giuseppina Già m p i e t r o* in *Favole calabro-albanesi con una appendice sui proverbi*, Diss. Rom 1956, veröffentlicht in *Shêjzat I* 1 (1957) 22. Lyrische Poesien, auch gut mundartlich, aus Prizren, Rogovë, Deçan, Kamenicë veröffentlicht Lorenc Antoni, *Mbi poezin lirike mahitare* (Scherzlieder) të Shqiptarëve të Kosovë-Metohis im *Glasnik Muzeja Kosova i Metohije*, *Buletini i Muzeumit të Kosovë-Metohis*, Prishtina 1956, S. 301—309 (mit den Melodie-Noten). Mit den Mundarten der Dörfer der krahina Opari (zwischen Berat und Korça) befaßt sich Jorgji Gjinar, *Një vështrim mbi të folmet e Oparit* (Eine Studie über die Mundarten von Opari) in *Buletin i Universitetit shtetëror të Tiranës*, *Seria Shkencat Shoqërore* 1 (1957) 160 ff. Volkslieder in Mundart legt neuerdings vor Qemal Haxhihasani, *Këngë popullore legjendare*, *Instituti i Shkencave*, Tiranë 1955, u. zw. der Albaner in Slavonien (s. o.) S. 92, Nr. 27, mehrere aus Dibra und Prishtina.

Das Institut der Wissenschaften in Tirana arbeitet systematisch an der Aufnahme der albanischen Mundarten. Es hat Fragebogen ausgeschickt. Der Fragebogen zerfällt in einen allgemeinen Teil (*Kuestionar i përgjithshëm*) und einen für besondere Bezirke (*Kuestionar për krahina të veçanta*). Der erste enthält 64 Fragen, über fonetikë 20, morfologji und sintaksë 30, leksik 13. Die Fragen sind gut gewählt, so daß durch die Antworten der Dialekt ausreichend charakterisiert ist, z.B. wie werden die Nasalvokale ausgesprochen?, spricht man *e* oder *ë*?, wird *ie* oder *i* gesprochen?, braucht die Ma. *ua*, *uo* oder *u*?, *ye* oder *y*?, wird im Inlaut *y* oder *i* gesprochen?, hört man intervokalisches *j*?, heißt es im Anlaut *vo* oder *va*?, wie werden die Konsonantengruppen *kl*, *gl*, behandelt?, usw. Das Spezialkuestionar

<sup>1)</sup> Vgl. *Buletin për Shkencat Shoqërore*, Tiranë, 1956, 3, 189—219, Dh. S. Shuteriqi „Mbi disa çeshtje t'Arbërit dhe mbi emrin Shqipëri“ (Über einige Fragen des Namens Arbër und über den Namen Shqipëri) mit reicher Literatur Als Familiennamen im 14. Jh. faßt er *Schepudar*, *Schipudar*, *Schapudar*, *Schibudar* in *Drishti in Acta et diplomata res Albaniae mediae Aetatis illustrantia coll. Thalloczy, Jireček, Sufflay* II 252. 269. 385. 482. 615. 701. 'don Petro Scapuder de Drivasto' aus den Jahren 1368, 1370, 1383, 1392, 1399, 1402. Ferner spricht über die Etymologie jetzt G. Valentini, *Appunti di Storia Culturale Albanese*, Palermo 1956, 42.

bezieht sich auf die Mundarten der Mirdita, Dibras, Shkodras. Ich besitze die Antworten aus Ishulli i Lezhs, 5 km n. von Lesh (Gewährsmann Nikoll Losh Leka, 83 jähriger Analphabet mit guten Zähnen und gutem Gehör), Kashnjet i. d. Mirdita (Gewährsmann der 78 jährige Kolë Prenga, analphabetischer Hirt, kam nie aus seinem Dorf), Dajç i. d. Zadrima (Gewährsmann Gjergj Gaspri, 78 Jahre, Hirt, Analphabet), dann aus toskischen Gegenden Dukat bei Vlora, Vuno i. d. Himara (Gewährsmann Taso Pilo Panaj, Bauer, 70 Jahre), Ramiçë im Bezirk Smokthine bei Vlora (Gewährsmann Ali Elezaj, 60 Jahre, immer in seinem Dorf geblieben). An anderer Stelle werde ich auf die Eigenheiten dieser Mundarten eingehen.

Ein dialektgeographischer albanischer Sprachatlas wie ihn C. Tagliavini (Tomori I, 32, 1940) und B. Dema (Hylli i Dritës XVI, 1940, 110 ff.) ankündigten, bereitet sich also vor, wenn auch noch weite Wege bis dahin sind. Ein linguistischer Atlas der albanischen Mundarten Unteritaliens (Atlanti Linguistik të dialektevet arbëreshe) wurde von N. Ressuli auf der Tagung der Qendra Ndërkombtare e Studjimevet Shqiptare (24.—26. Oktober 1954) in Palermo vorgeschlagen und soll bald durchgeführt werden (vgl. Shpirti Shqiptar-L'Anima Albanese — The Albanian Soul, e përkohëshme politike dhe letrare, Turin, redigiert von Namik Ressuli I, 1954, Nr. 2, S. 43).

Leipzig

M. Lambertz

### **Neuer Beitrag zur inneren Geschichte Südalbanien in den 60er Jahren des 19. Jh.s**

Ich veröffentliche im Folgenden aus dem Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien einen Bericht des österreichischen Konsuls in Janina aus dem Jahre 1868. Der Bericht stammt laut Amtsschematismus von Julius Zwiedineck von Südenhorst, der in diesem Jahre österreichischer Konsul in Janina war. Der Bericht gibt auf Grund unmittelbarer Reisebeobachtungen ein sehr anschauliches Bild der agrar-sozialen Verhältnisse, der Justizpflege, des Unterrichtswesens, des Verkehrs und des Handels sowie der Probleme der politisch administrativen Reformen in dem Gebiet von Tschamuria, Chimara, Berat. Er bietet so eine wichtige Ergänzung zu Theodor Ippens „Beiträge zur inneren Geschichte Albanien im 19. Jahrhundert“ Illyrisch-albanische Forschungen, hrg. von L. v. Thallóczy I. Band (1916) S. 342 weiter, insb. zu 369 ff; ferner zu M. Lambertz, Die Albaner, ihre Sprache und ihre Kultur. Blick nach Osten, hrg. v. J. Matl und H. F. Schmid, II (1949) 3 ff.

Graz

Josef Matl

### **Bericht**

des k. k. Consuls in Janina de dato 24. Juni 1868.

Bei Schilderung des politisch-sozialen Zustandes, in welchem ich die Bevölkerung der von mir durchreisten Gegenden des Epirus gefunden habe, muß ich zunächst zwischen drei Hauptgebieten unterscheiden. Das erste davon umfaßt die Tshamuria mit den größeren Ortschaften Filates, Margarithi und Delvinö und ihrem administrativen Mittelpunkt in Argyrokastro, das der Sitz eines Mutesarif's ist. Wegen Gleichartigkeit der Bevölkerung, ihrer Sitten und Interessen muß auch Paramythia hierzu gerechnet werden, obgleich es nach der administrativen Einteil-

lung zum Verwaltungsbezirke von Janina gehört; ebenso auch Parga, das wie ich glaube, mit Unrecht dem Mutesarif von Prevesa unterstellt wurde.

Dieses erste Gebiet umfaßt die schönsten und üppigsten Gegenden des ganzen Epirus. Kaum betritt man, aus den kahlen Regionen Janina's kommend, die ersten Höhen der Tshamuria so nimmt die Natur eine andere Gestalt an. An die Stelle der nackten Steine tritt üppiger Baumwuchs, die Ebenen, von zahlreichen Gewässern belebt und mit gutem Erdreiche bedeckt, versprechen dem Ackersmanne ergiebige Ernte. Während in den höheren Regionen die Getreide- und Obstgattungen des nördlich gemäßigten Klimas gedeihen, liefern die Niederungen alle Produkte der wärmeren Zone. Die Landstriche von Paramythia Margarithi, Filates und Delvino überraschten mich durch den Reichthum und die Üppigkeit ihres Bodens und das Territorium von Parga mit seinen Olivenwaldungen, seinen ausgedehnten Orangen- und Citronengärten, seinen Redra- und Granatbäumen ist vielleicht eine der schönsten und bevorzugtesten Stellen der Erde. Nichts destoweniger ist der Kulturzustand dieses Gebiethes noch sehr zurück, der Wohlstand der Bevölkerung selbst in steter Abnahme begriffen, so daß dem Reisenden trotz aller Fruchtbarkeit des Bodens, in den Städten und Ortschaften nur das Bild des Verfalles und der Verarmung entgegentritt. Der nächste und hauptsächlichste Grund dieser Erscheinung ist in der hier noch in voller Blüthe stehenden Lehenwirtschaft zu suchen. In der ganzen Tshamuria nämlich ist der Boden nicht ausschließliches Eigenthum dessen, der ihn bebaut, sondern er gehört den sich zum Islam bekennenden albanischen Begs und Agas, theilweise auch der Regierung und die darauf ansässigen christlichen Bauern haben nur die erhebliche Nutznießung. Während der albanische Grundherr, der früher, als im Kriege die rohe Kraft noch mehr zur Geltung kam, den größten Theil seines Lebens entweder als Vasall des Sultans oder auch in fremden Solde in Kriegsdiensten verbrachte, jetzt müßig in seinem alten Stammhause sitzt und die Einkünfte seiner Güter verpraßt, ohne auf die Verbesserung derselben einen Pfennig zu verwenden, sucht der Regierungspächter aus seinem kurzen Pachtvertrage den größtmöglichen Nutzen zu ziehen, ohne auf den Schaden zu achten, den er dabei den hörigen Bauern zufügt. Die nachtheiligen Folgen einer solchen Lehen- und Pachtwirtschaft für die Bodenkultur im Allgemeinen sind von der Wissenschaft bereits hinlänglich nachgewiesen, hier aber machen sie sich umso fühlbarer, als die Behörde nicht selten mit dem Lehnsherrn und dem Pächter einverstanden ist und deshalb ihren Erpressungen freien Lauf läßt. Die Unfreiheit des Bodens unterstützt die Trägheit des Türken und paralisiert die Anstrengungen des thätigeren Christen. Auf diese Weise erklärt sich die eigenthümliche Erscheinung, daß in vielen Gegenden dieser Provinz der e i n e m Religionsbekenntnisse angehörende Theil der Bevölkerung in vollkommener Unthätigkeit nur von den Früchten des Fleißes seiner andersgläubigen Mitbürger lebt. In Paramythia, das 700 Häuser, in Margarithi, das 450, in Filates, das 200 und Delvino, das deren 400 zählt, wovon überall mehr als die Hälfte türkischen Familien angehören, gibt es keinen einzigen Muselman, der sich mit dem Ackerbau beschäftigt, keinen der ein Gewerbe ausüben oder Handel treiben würde. Sie hängen mit allen ihren Lebensbedürfnissen von der Thätigkeit der Christen ab, die jedoch unter dem harten Druck der Abgaben nur geringen Lohn für ihre Anstrengungen ernten und es daher an vielen Orten vorziehen, auszuwandern und im Auslande unter günstigeren Bedingungen ihren Hausstand zu begründen. So hat die ungerechte Vertheilung des Grund und Bodens gleichzeitig

die Abnahme der Bevölkerung zur Folge und während in anderen Provinzen der europäischen Türkei wohl eine stete Verminderung des türkischen Elements (eine Folge der übermäßigen Rekrutierung und der entnervenden Haremwirtschaft) hingegen eine Zunahme des christlichen bemerkbar ist, geht es hier mit beiden gleichmäßig rückwärts.

Fragt es sich nun, welchen Standpunkt die Regierung diesen Zuständen gegenüber einnimmt und in wie ferne sie auf Abhilfe bedacht ist, so ist zunächst nicht zu verkennen, daß ihre Aufgabe hier eine besonders schwierige ist. Nur wenige Jahrzehnte sind verflossen, seit sie ihrer Herrschaft über diese Landstriche, die früher gegenüber den übermächtigen, albanesischen Vasallen nur eine nominelle war, entschiedene Geltung zu verschaffen gewußt hat. Allein sie vermochte wohl den Trotz und den Ungehorsam der albanesischen Beys mit der Gewalt der Waffen zu brechen, sie konnte aber nicht mit einem Male den Charakter derselben, ihre auf Jahrhunderte alte Traditionen gestützten Ansichten und Gewohnheiten ändern und diese Classe der Bevölkerung, deren Sinn bisher nur auf Krieg und Beute gerichtet war, plötzlich in ruhige, arbeitsliebende, industrielle Bürger umwandeln. Für die Folgen der Vergangenheit kann die gegenwärtige Regierung nicht verantwortlich gemacht werden, was man aber von ihr verlangen kann, ist, daß sie die bestehenden Übel erkennend für die Zukunft denselben soviel als möglich zu steuern suche.

Erste Bedingung hierfür wäre eine gerechtere Vertheilung der Abgaben. Nach den bestehenden Normen gebührt dem Grundeigenthümer  $\frac{1}{3}$  des Reinertrages des Bodens. Von den übrig bleibenden zwei Dritteln hat der ansässige Bauer alle mit der Erhaltung und Bewirtschaftung des Gutes verbundenen Auslagen zu bestreiten, den auf ihn entfallenden Theil des Zehents und außerdem noch eine Vermögenssteuer (wergi) zu entrichten, bei welcher der ganze Ertrag seines Gutes in Anschlag gebracht wird. Letzteres ist entschieden ungerecht, denn da der Grundherr  $\frac{1}{3}$  des Reinertrages des Bodens bezieht, so wäre es der Natur der Sache gemäß, wenn er auch (!)  $\frac{1}{3}$  aller damit verbundenen Lasten tragen würde. Zu dieser prinzipiellen Ungleichheit kommt aber noch die Willkür in der Praxis. Der türkische Grundherr begnügt sich nicht mit dem ihm gesetzlich zukommenden Drittel, er zwingt außerdem seine Bauern zu einer Reihe von Naturalleistungen, welche zu verweigern Niemand den Muth hat, da die Gerichte derlei Erpressungen keinen genügenden Schutz bieten. Nachdem auf diese Weise der Landmann nicht die Hälfte dessen, was sein Fleiß hervorbringt, sein eigen nennen kann, ist es nicht zu wundern, wenn ihm schließlich die Lust zur Arbeit selbst abhanden kommt und er in stumper Resignation ein elendes Dasein hinschleppt. Hier kann nur durch ein kräftiges Einschreiten der Regierung abgeholfen werden, sie muß einsehen, daß ihr Interesse nicht mit dem der unthätigen Grundherrn, sondern mit jenem der arbeitenden Bauern zusammenfällt. Das Los dieser Letzteren muß sie vor Allem zu verbessern, sie vor ungesetzlichen Übervorteilungen zu schützen suchen, da gerade die Landbevölkerung zur Begründung des Wohlstandes des Landes am meisten beitragen kann. Bisher war das Vorgehen der Regierung in dieser Beziehung kein glückliches. Abgesehen davon, daß nahezu die ganze Last der Grundsteuer auf den christlichen Bauern ruht, wurde auch bei der Abschätzung der Häuser und übrigen Baulichkeiten so willkürlich verfahren, daß die Christen im Durchschnitt um das Doppelte mehr bezahlen als die Türken. Um nur ein Beispiel unter vielen anzuführen, will ich hier erwähnen, daß Melik Pascha, einer der

reichsten Grundbesitzer in Albanien, für die vielen Häuser, die ihm gehören, nur 250 Piaster jährlich entrichtet, während es Christen gibt, die für ein Haus, das kaum 6 000 Piaster werth ist, dieselbe Steuer bezahlen müssen. Die Pforte hat zwar bereits vor 9 Jahren die Abfassung eines neuen Katasters angeordnet. Es ist damit eine Kommission beschäftigt, die bei 30 Personen zählt und deren Gehalte jährlich nahezu 50 000 fl. betragen. Da aber die neue Bodenabschätzung nicht im Interesse der Vornehmen des Landes gelegen ist, so haben sie dieselbe im ganzen Umfange des Paschaliks von Argyrokastro und Berat hintanzuhalten gewußt, indem sie theilweise lähmend auf die Entschlüsse der Regierung wirkten, theils sich mit Drohnungen den Arbeiten der Kommission widersetzen. Selbst da übrigens, wo der neue Kataster wirklich eingeführt wurde, nämlich im Paschalik von Janina und dem größten Theile des Mutesarifliks von Prevesa ist die Abschätzung und Beschreibung des Bodens auf eine so oberflächliche und gesetzwidrige Weise geschehen, daß sie durchaus nicht als Basis einer gerechten Besteuerung angesehen werden kann.

Besondere Erwähnung verdienen noch die Bodenverhältnisse von Parga, da sie einen unwiderleglichen Beweis dafür bieten, welch geringes Verständnis die Regierung hier bis jetzt für ihre Pflichten und Interessen gehabt hat. Die Leiden Pargas zur Zeit der Herrschaft Ali Paschas sind aus der Geschichte hinlänglich bekannt. Entschlossen sich unter keiner Bedingung jenem Satrapen zu unterwerfen, sahen sich die Einwohner dieses damals so blühenden Territoriums genöthigt, gegen eine ärmliche Entschädigung Haus und Hof ihrem Erbfeinde zu überlassen und selbst in die Fremde zu wandern. Nach dem Untergange Ali Paschas trat die Pforte in die von ihm erworbenen Rechte, erklärte die Stadt Parga samt dem umliegenden Gebiete für ihr ausschließliches Eigenthum, auf dem sie später einer Anzahl aus der Morea vertriebener Türken und einigen aus dem Exil heimgekehrten Pargiotischen Familien die Ansiedlung unter der Bedingung erlaubte, daß sie an den kaiserlichen Schatz  $\frac{4}{10}$  des Bodenertragnisses entrichten sollten. Im Jahre 1836 wurde zu diesen  $\frac{4}{10}$  noch  $\frac{1}{20}$  hinzugefügt, so daß die Abgaben der Pargioten gegenwärtig 45 von 100 betragen. Im Jahre 1847 verpachtete die Pforte das ganze Territorium von Parga mit Ausnahme des Kastells an Reschid Pascha, Rifaat Pascha und zwei andere hochgestellte Türken, mit der Verpflichtung für sie und ihre Erben dem kaiserlichen Schatze jährlich die Summe von 115 000 Piastern zu bezahlen. Obgleich nun die 45% des Bodenertragnisses, welche die Pargioten an ihre Grundherren zahlen, einen Werth von 50 000 Piastern repräsentieren, hat die Pforte dennoch vor drei Jahren an Rauf Bey, den Sohn Rifaat-Paschas, gegen Vorausbezahlung des 12jährigen Pachtschillings, also gegen den Erlag von kaum  $\frac{1}{2}$  Million ihre grundherrlichen Rechte im Territorium von Parga ein für alle Male abgetreten. Auf diese Weise benahm sie den Einwohnern jede Hoffnung, das drückende Verhältniß, das Handel und Agricultur in ihrer Entwicklung behindert, beseitigt zu sehen, sie selbst aber machte gleichzeitig ein sehr schlechtes Geschäft, da die erhaltene Summe mit dem Verkaufsobjekte in keinem Verhältnisse steht. Um eine derartige Transaktion zu erklären, muß man annehmen, daß die Pforte den Werth der Ländereien von Parga entweder nicht kannte oder nicht kennen wollte.

Doch verlassen wir jetzt das Gebiet der Tshamuria und betreten wir die zweite Gruppe der von mir besuchten Orte nämlich die *Chimara*. Von den 33 Dörfern, die einst die Höhen und Täler der akrokeraunischen Berge schmück-

ten, bestehen jetzt nur mehr 7, welche wenigstens einen Theil ihrer früheren Unabhängigkeit und alten Vorrechte bewahrt haben. Diese sieben Ortschaften (Kiparu, das Dorf Chimara, Vonno, Drymades, Paliassa, Piluri und Kendesi) sind frei von allen Abgaben und bezahlen als Entgelt dafür eine ganz unbedeutende Pauschalsumme an den Staatsschatz. Im Falle eines Krieges sind sie verpflichtet Soldaten zu stellen, deren Zahl aber 1000 Mann nicht übersteigen darf; hingegen ist die Leitung ihrer inneren Angelegenheiten ihnen unbeeinträchtigt überlassen, bisher weilte nicht Ein türkischer Civilbeamter auf ihrem Gebiete. Erst jetzt hat die Pforte beschlossen, besonders behufs Hintanhaltung des hier sehr florierenden Schmuggels in dem Dorfe Chimara einen Mudir zu bestellen. Obgleich die Natur hier viel rauher als in dem Bezirke des Shamuria ist und der Anbau von Getreide nur in den spärlichen Ebenen am Gestade möglich, während auf den steilen, selbst im Mai noch mit Schnee bedeckten Höhen nur Föhren und Tannen gedeihen, zeugt doch schon das äußere Aussehen dieser Dörfer von größerem Wohlstande, weiter vorgeschrittener Entwicklung der Bevölkerung. Von keinem Drucke behindert, bestellen sie mit Eifer ihre Felder. Wo es an kulturfähigen Boden gebricht, da fällen sie die Bäume ihrer Wälder, verarbeiten sie zu Brettern, die sie in das Innere des Landes versenden; selbst den Schnee, der ihre Berge bedeckt, wissen sie zu verwerten, da sie ihn im Sommer mit kleinen Barken nach Corfu bringen, wo sie ihn zu guten Preisen verkaufen. Ihre Frauen weben im Winter mannigfache Teppiche, die dem Stoff und der Farbmischung nach selbst mit den Fabrikaten Smyrnas rivalisieren können, nur sind die Dimensionen zu klein, als daß sie auch auf auswärtigen Märkten Absatz finden könnten. Die Männer dieses Distriktes sind kräftige, waffentüchtige Leute, mit ihrem gegenwärtigen Loose zufrieden und der türkischen Regierung treu ergeben. Die Versuche, die von Corfu aus gemacht wurden, diese Gegend in einen Aufstand zu verwickeln, haben deshalb hier keinen günstigen Boden gefunden. Von allen Seiten von türkischen Dörfern umgeben, haben die Chimarioten keine Lust ihre bevorzugte Existenz in einem ungleichen Kampf zu riskieren. Sie sind klug genug einzusehen, daß die türkische Oberherrschaft keine Last, sondern ein Vortheil für sie ist, da, wenn jemals die Hellenen Herren der Chimara werden sollten, es mit den Vorrechten derselben bald ein Ende haben würde. Die türkische Regierung hat sich also im vorigen Jahre von der Gefahr, welche aus der Nachbarschaft Corfus für die Ruhe dieser Gegenden entspringen könnte, eine übertriebene Vorstellung gemacht. Sie kann überzeugt sein, daß so lange es nicht an den Vorrechten rüttelt, die diese Dörfer seit der türkischen Eroberung besitzen, sie die Bewohner derselben nicht zu Feinden haben wird, sondern diese stets bereit sein werden, für die Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Ordnung auch mit den Waffen in der Hand einzutreten. Gegen einen Überfall von der Seeseite aus ist übrigens durch die in Porto Palermo befindliche, mit Kanonen und Munition wohl versehene Citanelle hinlänglich Vorsorge getroffen.

Die dritte Gruppe der von mir besuchten Theile des Epirus, nämlich das Mutesariflik von Berat befindet sich, was die wirthschaftlichen Zustände anbelangt, so ziemlich in derselben Lage, wie die Tshamuria. Die Ebene von Musakia könnte eine Kornquelle für Albanien und die angrenzenden Provinzen sein, allein es fehlt an Arbeitskräften und ein großer Theil der Felder liegt brach und dient im Winter den Schafherden zur Weide. Doch zeigen sich hier wenigstens die Anfänge einer besseren Zukunft. Einige der größeren türkischen Grundbesitzer,

wie namentlich Selim Pascha, der Statthalter von Berat, Kahrیمان Pascha, Mitglied des Medschlis schura in Constantinopel, von der Überzeugung geleitet, daß eine Verbesserung der Lage ihrer Bauern auch in ihrem eigenen Interesse gelegen ist, wenden jetzt ihre Aufmerksamkeit einer rationelleren Bewirtschaftung ihres Grundbesitzes zu, indem sie für Anschaffung neuer Ackergeräte, Ankauf von Samen, Errichtung von Magazinen etc. aus eigenen Mitteln Sorge tragen und sie ihren Bauern zur Benützung überlassen. Während meines dreitägigen Aufenthaltes in Berat hatte ich vielfach Gelegenheit mit Kahrیمان Pascha, in dessen Haus ich wohnte, über die wirtschaftliche Lage dieser Provinz und die Mittel, der überhand nehmenden Armuth zu steuern, mich zu besprechen. Ein Sohn des berühmten Omer Vrionas hat Kahrیمان P. den scharfen Blick und die Tatkraft seines Vaters geerbt, damit verbündet er ferner eine hier zu Lande seltene Gerechtigkeitsliebe. Nicht nur allein in Folge seiner hervorragenden Herkunft und seines großen Reichtumes sondern Dank auch seinem leutseligen, liebenswürdigen Charakter genießt er ein hohes Ansehen in Albanien. Die Pforte hat einen glücklichen Griff gemacht, indem sie ihn zum Mitgliede des neuen Staatsrathes ernannte. Leider dürfte ihm ein Fußübel nicht erlauben (die Folge einer alten, nie vollständig geheilten Wunde), lange an den, mit seiner neuen Stellung verbundenen Arbeiten sich zu betheiligen.

Kahrیمان Pascha war unter dem früheren General-Gouverneur Mutesarif von Janina. Er konnte sich jedoch mit der Schöpfung des Vilajets und besonders mit der Art und Weise, wie dieselbe hier eingeführt werden sollte, nicht befreunden und gab deshalb seine Entlassung. Kahrıma Pascha sprach mir gegenüber die auch von mir getheilte Ansicht aus, daß die Einführung der neuen politischen Organisation bisher im Epirus eher ein Übel als ein Vortheil gewesen sei. Die alte Ordnung ward umgestürzt, es ist aber nicht gelungen, die neue praktisch einzuführen. Der Charakter des Albanesen ist nicht darnach angetan, um sich durch gedruckte oder geschriebene Verordnungen imponieren zu lassen, er gehorcht nur der Kraft, einem entschiedenen, eisernen Willen. Da aber die Regierungsbeamten, welchen die Durchführung der neuen Organisation im Innern der Provinz anvertraut wurde, vollkommen unfähige Leute sind, so vermochten sie die neue Maschine nicht in geregelten Gang zu bringen. Man hat allerdings die verschiedenen neuen Conseils wählen lassen, aber da man denselben nicht den Geist der neuen Institutionen klar zu machen im Stande war, so besteht das alte Unrecht unter der neuen Form fort. Die Kadis, welche in den Justiz-Conseils den Vorsitz führen, sind noch immer gewillt, das geistliche Gesetz zur Anwendung zu bringen. Die türkischen Mitglieder leihen ihnen dabei bereitwillig ihre Unterstützung und die christlichen bleiben in der Minorität, wenn sie auch den Muth haben sollten, gegenüber ihren Herrn und Meistern eine selbständige Meinung auszusprechen. Die Klage der Christen über diese Einrichtung ist allgemein und ich glaube die Pforte wird diesen Modus wieder aufgeben oder wenigstens abändern müssen, wenn es ihr wirklich darum zu thun ist, ihren Unterthanen eine unparteiische Gerechtigkeitspflege zu sichern. Als man den Mehkemes die Civilgerichtsbarkeit, die sie bisher zum großen Theile inne hatten, fast gänzlich entzog und diese den Temjizi-Hukuk-Medschlis (das ist Justizconseils) übertrug, suchte man offenbar nach einem Ausweg, um einer allzustarken Opposition der strenggläubigen Parthei gegen diese Maßregel vorzubeugen und übertrug deshalb den Kadis den Vorsitz in dem neuen Tribunale. Würde es sich dabei allein um ein Ehrenrecht handeln,

wäre die Sache nicht gefährlich, allein da die Stimme des Vorsitzenden bei sonstiger Parität der Voten den Ausschlag gibt, haben die Christen nicht Unrecht zu behaupten, daß sie früher, als ihre Angelegenheiten von einem Conseil gerichtet wurden, in welchem unter Vorsitz des Gouverneurs auch der Bischof Sitz und Stimme hatte, eher auf ein gerechtes Urtheil hoffen konnten als jetzt. In vielen Bezirken des Epirus wird von den Tribunalen das Zeugnis der Christen gegen Muselmanen nicht zugelassen, ebenso wurden mir Fälle erzählt, wo Kadis (wie z. B. jener von Paramythia) den Urkundenbeweis für ungesetzlich erklärten und das Tribunal dieser Erklärung beistimmte. Bei der neuen Gerichtsorganisation hat man also nichts anderes getan, als das geistliche Gesetz, dessen Einfluß auf die Civiljurisdiktion man beseitigen wollte, bei der einen Thür hinausgeführt um es bei einer anderen unbemerkt wieder hereinzulassen. Aufgabe der Regierungsbeamten sollte es sein, solchen Übergriffen und Gesetzesverletzungen mit Energie entgegenzutreten, es geschieht aber in den seltensten Fällen, weil der Mutesarif, Kaimakam oder Mudir es für angemessen hält, mit dem Kadi auf gutem Fuße zu leben, da, wie man wissen will, eine solche entente cordiale für ihre Privatinteressen am zuträglichsten ist. Freilich wäre es unrichtig, behaupten zu wollen, daß die Unregelmäßigkeiten in der Justizpflege die christlichen Unterthanen der Pforte allein treffen, — die muselmanischen sind davor ebenso wenig sicher, doch finden letztere in den Tribunalen wenigstens leichter einen Anwalt ihrer Sache als die Christen. Es kamen mir während meiner Wanderung eine Reihe von Fällen neuen Datums zur Kenntnis, in welchen Familien, die 40 Jahre und länger in dem ungestörten Besitze eines Grundstückes sich befunden hatten, auf Grundlage eines von ihren Gegnern durch Bestechung erworbenen Jlams aus ihrem Eigenthume verdrängt wurden und gegen diese schreiende Ungerechtigkeit umsonst bei den verschiedenen Instanzen dieser Provinz Schutz und Hilfe suchten. So zeigt es sich denn, daß es nicht genügend ist, neue Institutionen auf dem Papiere zu entwerfen und sie dann zur Durchführung an Organe hinauszugeben, welchen dazu die Fähigkeit und oft auch der Wille fehlt. Hätte die Pforte gleichzeitig mit dem Organisationsplane des neuen Vilajets auch die zur Aktivirung desselben nöthige Anzahl befähigter Beamter hieher senden können, dann vielleicht hätte das Reformwerk ein wirklich nützliches werden können, so aber hat sie hier damit nichts geschaffen als eine größere Rechtlosigkeit und Unordnung.

Ich glaube, was ich bisher über die von mir besuchten Gegenden des Epirus gesagt habe, genügt um nachzuweisen, daß bei einer so ungleichen Vertheilung der Abgaben und der noch so allgemein verbreiteten Rechtsunsicherheit an einen irgendwie erheblichen Aufschwung des Landes nicht zu denken ist. Ich habe aber auch darauf hingewiesen, wie ein Teil dieser Übelstände auf Rechnung der vorausgegangenen Geschichte dieser Provinz kommt und deshalb Reformen hier nicht plötzlich und gewaltsam, sondern nur allmähig und mit kluger Berücksichtigung der bestehenden Verhältnisse eingeführt werden können. Auf zwei Zweige der Verwaltung hätte deshalb die Regierung noch ein ganz besonderes Augenmerk zu richten, um ihrem Reformwerke einen befriedigenden und ungestörten Fortgang zu sichern, nämlich auf eine zweckmäßigere Organisierung der Unterrichtsanstalten und die Verbesserung der Kommunikationen. Bis in die allerjüngste Zeit hat die Regierung jedoch hier in diesen beiden Richtungen nichts gethan. Gegenwärtig wendet sie wenigstens der Errichtung von Schulen einige Aufmerksamkeit zu, nur thut sie dies mit einer Partheilichkeit, welche nicht geneigt ist,

ihr die Sympatien des christlichen Theils der Bevölkerung zu sichern. Ich habe in Argyrokastro und Berat neue aus Staatsmitteln dotierte türkische Mittelschulen (mektebi rüşdie) und in verschiedenen größeren Ortschaften türkische Elementarschulen gefunden, deren Lehrer von der Regierung bezahlt wurden, während alle christlichen Lehr-Anstalten nur durch Beiträge der Gemeinden und fromme Widmungen erhalten werden. Warum diese Ungleichheit, während man doch hier vor Allem darauf bedacht sein sollte, den feindlichen Gegensatz zwischen den beiden Bevölkerungsklassen so viel als möglich auszugleichen? Wahr ist es, daß das muselmanische Element dem christlichen hier an Bildung noch weit nachsteht, türkische Schulen daher zunächst noth thun; das sollte aber die Regierung nicht abhalten, auch den christlichen Gemeinden, dort, wo sie dessen bedürftig sind, mit entsprechenden Beiträgen für Schulzwecke unter die Arme zu greifen.

Besonders wünschenswerth für diese Provinz wäre die Errichtung einer gemischten Gewerbeschule, in welcher sowohl türkische als christliche Kinder in den hauptsächlichsten Handwerken unterrichtet würden. Durch eine derartige Anstalt könnte es gelingen, auch die Jugend der ärmeren türkischen Classe, welche bisher jede nützliche Beschäftigung verachtete, demzufolge der Türke hier noch glaubt, er sei nur zum Befehlen, der Christ aber zum seinem Dienste geschaffen.

Während auf diese Weise durch Vermehrung und Verbesserung der Schulen für die zeitgemäße Ausbildung der jungen Generation gesorgt würde, könnten gleichzeitig durch Entwicklung und Vervollkommnung der Communicationen die einzelnen Teile der Provinz unter sich und mit dem Auslande in innige Verbindung gebracht werden, um die raschere Verbreitung neuer Anschauungen und Ideen zu ermöglichen. Die Straßen und Brücken, die zu Ali Paschas Zeiten im Epirus bestanden, sind zerstört und verfallen, und keine Hand rührt sich, um dem immer zunehmenden Ubel mangelnder Verbindung abzuhelpen. Die Regierung behauptet, sie habe nicht das nötige Geld dazu. Mag sein, warum aber weist sie dann die Hilfe der Privaten zurück, warum begünstigt sie nicht die Gründung von Aktiengesellschaften, zum Behufe der Errichtung von Brücken und Straßen. — Die natürliche Eschelle von Berat ist Valona. Zwischen diesen beiden Städten dehnt sich die fruchtbare Ebene der Musakia aus, welche durch die Vajussa durchschnitten wird. Über diesen Fluß führt keine Brücke, der Reisende übersetzt ihn im Sommer auf gebrechlicher Barke, im Winter muß er auf weitem beschwerlichem Umwege das Gebirge aufsuchen. Die Kaufleute von Berat sind deshalb genöthigt der um vieles entlegeneren Echelle von Durazzo vor jener von Valona den Vorzug zu geben. Nur im Sommer nimmt ein Theil des Personen- und Warenverkehrs seinen Weg nach der letztgenannten Eschelle, trotz der sehr bedeutenden Fährtegebühr, welche den Barkenführern auf der Vogussa zu entrichten ist. Könnte der Bau einer Brücke über diesen Fluß unter solchen Umständen nicht zu einem sehr einträglichen Geschäft gemacht werden?

Ebenso geringe Aufmerksamkeit, wie dem Baue von Straßen wendet die Regierung der Verbesserung und Instandhaltung der Häfen zu. Die Küste des Epirus besitzt eine Reihe kleinerer Seeplätze welche bei geringer Nachhilfe seitens der Behörden als passende Verkehrspunkte zwischen dem Innern der Provinz und dem Auslande dienen könnten. Die Regierung bleibt aber unthätig, läßt das Land in seiner Abgeschlossenheit und beraubt sich so eines sehr wirksamen Mittels, die verrotteten Ansichten und Gewohnheiten der Bevölkerung, welche der Einführung

der Reformen so nachtheilig sind, durch die Aufklärung zu verdrängen, welche die Folge eines gesteigerten Verkehrs mit weiter vorgeschrittenen Ländern sein würde. Ich muß die nähere Beleuchtung dieses Gegenstandes meinem diesjährigen Handelsberichte vorbehalten, doch möge es mir gestattet sein, hier wenigstens ein Beispiel zur Bekräftigung des Gesagten anzuführen.

Zwischen Porto Palermo und Gomenitza liegt der Hafen von Aji Saranta, wo selbst größere Schiffe zu allen Jahreszeiten sicher ein- und auslaufen können. Dieser Hafen ist der best und nächst situirte Seeplatz für das ganze Paschalik von Argyrokastro. Der Export- und Importhandel des ganzen von Natur so reich ausgestatteten Gebietes der Städte Delvino, Argyrokastro, Tepeleni etc. müßte naturgemäß durch diese Eschelle vermittelt werden. So wichtig ist dieser Platz, daß sogar der österreichische Lloyd sich entschlossen hat, denselben mit seinen Schiffen der dalmatinisch-albanesischen Linie ein Mal wöchentlich zu berühren. Leider aber mangelt es in Aji Saranta an allen Nebenerfordernissen eines Hafenplatzes. Der ganze Ort besteht aus der Wohnung des Sanitätsarztes, einem kleinen Mauthgebäude mit einem Magazine, das kaum 20 Ballen Ware aufzunehmen im Stande ist und einem elenden Han. (?) Reisende und Waaren sind daselbst allen Wechselfällen der Witterung ausgesetzt und so kann sich der Verkehr an diesem Punkte trotz dessen günstiger Lage nicht entwickeln, der Handel wird von seiner natürlichen Richtung abgelenkt, wählt den namhaften Umweg über Prevesa, wodurch der Preis der vom Meere kommenden Waaren sehr vertheuert, ihr Absatz ein schwieriger wird. Einige bemittelte Kaufleute von Argyrokastro haben sich deshalb bereit erklärt, die zur Unterbringung der Waaren in Saranta nöthigen Magazine aus eigenen Mitteln zu errichten und nach einem Zeitraum von 15—20 Jahren, während welcher sie das Recht hätten, eine bestimmte Gebühr für die Benützung der Magazinne zu erheben, diese selbst der türkischen Regierung als Eigenthum zu überlassen. So vorteilhaft ein solcher Antrag für den türkischen Staatsschatz erscheint, wurde er doch von der Lokalregierung bis jetzt unberücksichtigt gelassen. Ich bin aber überzeugt, daß, wenn der Antrag jener Kaufleute angenommen oder in einer anderen Weise für die Erleichterung des Verkehrs in der erwähnten Eschelle Vorsorge getroffen würde, im Verlaufe von kaum einem Jahrzehnt eine ansehnliche Reihe von Häusern und Niederlagen in dem jetzt verlassenem Hafenplatze entstehen würde.

Wie rasch die erleichterte Verbindung mit dem Auslande zu dem Aufblühen der Städte auch im Epirus mitwirkt, davon ist Valona ein entsprechendes Beispiel. Trotz seiner ungesunden Lage und des ungünstigen Umstandes, daß die Stadt von der Eschelle beinahe eine Wegstunde entfernt ist, hat dieser Ort doch, seit ihn die österreichischen Lloyd dampfer besuchen, einen wesentlichen Aufschwung genommen. Eine ansehnliche Vermehrung der Bevölkerung hat stattgefunden, neue Verkaufsgewölbe sind entstanden, selbst ein Theil des verderblichen Sumpfbodens, der die Stadt umgibt, ward trocken gelegt und in Gärten umgewandelt. Was könnte also erst aus dieser Stadt werden, wenn die Hindernisse hinweggeräumt würden, die jetzt noch ihrer Verbindung mit dem Innern entgegenstehen!

Bei der neuen Organisation der Vilajets hat die türkische Regierung die kommerzielle Wichtigkeit dieses Platzes gänzlich außer Acht gelassen. Indem sie den Sitz des Paschas nach Berat verlegte und in Valona selbst nur einen Kaimakam beließ, ist der Ort ohne ein zur Schlichtung von Handelsstreitigkeiten

geeignetes Tribunal geblieben. Ich habe die Aufmerksamkeit des Mutesarifs von Berat und bei meiner Rückkehr nach Janina auch jene des neuen General-Gouverneurs der Provinz auf diesen Ubelstand gelenkt. Selim Pascha in Berat versprach mir den tatsächlichen Mangel von seiner Seite durch strenge Überwachung der Thätigkeit des Civilgerichtshofes in Valona (welchem der Kadi vorsitzt) möglichst zu steuern und der hiesige General-Gouverneur sagte mir die Nothwendigkeit eines Handelstribunals im genannten Hafenamte einsehend, die Errichtung eines solchen binnen Kurzem zu. Um die Erfüllung dieses Versprechens zu beschleunigen, dürfte ein Collectiv-Einschreiten der in Valona befindlichen Konsular-Vertreter, das auch von meinen hiesigen Kollegen unterstützt würde, das geeignetste Mittel sein. Ich bin deshalb im Begriffe ein solches Einschreiben durch Herrn Calzavara hervorzurufen.

Bas Bild, welches ich somit in allgemeinen Umrissen von dem von mir besuchten Theile des Epirus entworfen habe, kann, ich bin mir dessen wohl bewußt, keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen. Reisen im Innern des Landes sind eben hier mit ganz besonderen Schwierigkeiten verbunden und bei der inneren Abgeschlossenheit orientalischen Lebens ist selbst dem eifrigst forschenden Reisenden der Einblick in das innere Getriebe der sozialen Existenz nur unter vielfachen Beschränkungen möglich. So manche Details übrigens, die ich über Verwaltung und Justizpflege noch gesammelt und die ich nicht in den engen Rahmen dieser allgemeinen Darstellung zu fassen vermocht, werde ich im Verlaufe meiner politischen Berichterstattung noch zu verantworten in die Lage kommen. Jedenfalls hat mich die gemachte Reise über den Charakter und die Culturstufe der Bevölkerung dieser Provinz hinlänglich aufgeklärt, um die Hindernisse nicht zu verkennen, mit welchen die Regierung bei der Anbahnung besserer geregelterer Zustände hier zu kämpfen hat. Dennoch ist eine wesentliche Vorbedingung solcher Besserung bereits geschaffen. Die Macht und der Übermuth der albanischen Beys ist gebrochen, sie, die einst die Geißel und der Schrecken der christlichen Rajas der Pforte waren und jedem Gesetze, jeder Ordnung Hohn sprechen, wagen es nicht mehr oder wenigstens nur in den seltensten Fällen sich den Anordnungen der Regierungsorgane zu widersetzen, sobald diese nur mit Energie auftreten. Auch von dem christlichen Theile der Bevölkerung hat die Pforte, die an Griechenland angrenzenden Distrikte vielleicht ausgenommen, keine ernstlichen Ruhestörungen zu besorgen, da die in den Waffen ungeübte Landbevölkerung die Übermacht der kriegsgewohnten Grundherrschaft fürchtet. Die Regierung kann sich deshalb in dieser Provinz von nun an dem Reformwerke mit ungetheilter Aufmerksamkeit widmen. Gelingt es ihr die träge Indolenz, in der sich jetzt die albanesischen Grundherrschaften gefallen, zu brechen und wenigstens in der heranwachsenden Generation die Liebe zur Arbeit, zu höherer Cultur zu wecken, vermag sie ferners der Corruption Einhalt zu thun, die gegenwärtig noch in den Reihen ihrer Beamten herrscht und die besten Absichten der Regierung paralysiert, dann wird der äußern Ruhe auch die innere Rechtssicherheit folgen, dann wird diese Provinz dem wirthschaftlichen Verfall entgehen, welchem sie jetzt mit raschen Schritten entgegen eilt. Die Möglichkeit dazu ist gegeben, der Bevölkerung fehlt es nicht an Begabung und Bildungsfähigkeit, sie bedarf nur einer sicheren, besonnenen Leitung.

## KASHCHEY

In Russian heroic poetry and folklore we find a name of an avaricious, malicious and mysterious elderly man, who possessed supernatural abilities, Kashchey or Koshchey, the Immortal, whose life (i. e. soul) depended on the magic egg hidden in a box buried under the green oak tree growing on the Buyan island in the middle of the sea<sup>1</sup>).

The background of this character of the Russian fairy tales has remained quite dark until now. Most likely this personage is of eastern origin.

The purpose of this study is to explore the problem with the help of Oriental sources and to propose a tentative solution of it.

In the second millennium B. C. in the western part of Iran and then in the eastern part of Turkey and Iraq of to-day there arose a tribe, which is known in the historical and Orientalistic literature under the name „Kassites“ or „Kashshu“<sup>2</sup>), Glimpses of Kassitian history became known thanks to the Babylonian and Assyrian sources, and at present the main trends of it became clear, especially on regards to the period after the arrival of the Kassites in Mesopotamia and their invasion of the ancient Babylonia<sup>3</sup>).

The Kassite language remains after all unknown except for a few words, several proper names and one lexical fragment. Nevertheless it appears that it was an agglutinant one, and from this point of view this language has been related to the Turanian or Uralo-Altaian languages; in the opinion of some scholars it was at the same time connected with the Caucasian languages as well<sup>4</sup>). At any rate we have a list of proper names of Kassite gods in two different versions: in Kassitian proper and in an Akkadian (Babylonian) conformable reading.

The great national Kassitian god bore the eponymical tribal name „Kashshu“<sup>5</sup>) and these people themselves related their origin, of course, to this national god.

It is quite probable that it was at first the name of the tribe and that after a period it changed its meaning and became the title of the tribal ruler<sup>6</sup>) and after that — the name of the main tribal god. This proper noun was borrowed into the Hittite language and was used in the latter in the form of the word „ha-ash-shu-us“, „king“<sup>7</sup>).

<sup>1</sup>) Miller, Vs., „Koshchey“, Encyclopedia of Brokhauz and Efron, St. Petersburg, t. XVI, pp. 478—479, (in Russian).

<sup>2</sup>) Ghirshman, R., „L'Iran des origines à L'Islam“, Paris 1951, pp. 50—51; Sykes, Sir Percy, „A History of Persia“, London, 1951, t. i., pp. 78—79; Albright, W. F., „From the Stone Age to Christianity“, Baltimore, 1946, p. 152.

<sup>3</sup>) Frankfort Henri, „The Birth of Civilisation in the Near East“, London, 1951, p. 77.

<sup>4</sup>) And by other's, „d'origine asianique“, Ghirshman, R., „L'Iran etc.“, p. 48.

<sup>5</sup>) Idem, p. 50.

<sup>6</sup>) In Babylonian period „King of the Kashshu“, see Carleton Patric, „Buried Empires“, London, 1948, p. 272.

<sup>7</sup>) Sturtevant, Edgar H., „A comparative Grammar of the Hittite Language“, vol. i., New Haven, 1951, p. 2.

According to the oral tradition the Kassites arrived in Babylonia from the place named „Kashen“, situated in the mountaineous part of Iran<sup>8</sup>). It is known that the Iranian town of today „Kashan“ (or „Qasan“) is a toponymical name of the ancient birthplace of Kassites<sup>9</sup>), and it is also quite probable that the Qashjai<sup>10</sup>) and the Kashkuli<sup>11</sup>), both tribes living at present in Fars, southern county of Iran, are the turkified descendants of this ancient tribe.

The main phonological variations in pronunciation of the name of this tribe are as follows: — Kasi or Kassi, Iranian sibilant alveolar spelling<sup>12</sup>), and Kashi or Kashshu, a Semitic sibilant — palatal one, just the same variations as in the different pronunciations of the name Asir or Asur (Iranian reading), As-siria (Greek) on the one side, and Ashur or Ashshur (Arabic) on the other<sup>13</sup>), or as Sumer (Iranian) and Shumer (Semitic).

Because of the fact that Greek and Latin both are deprived of sibilant — palatal sounds of „sh“ and „zh“, this kinds of sounds are normally replaced in Greek and Latin by complex sounds „sk“ or „ks“ and in this case the pronunciation of the proper noun Kashi in the sibilant — palatal version may be changed to \*Kask- or \*Kaks —.

It appears that the Russian Kashchey is the old god Kashshu of the Kassites and the location of his hidden life or soul may be placed in the islet of the ancient lake Van or Biayna (for pronuntiation of Urartian epoch<sup>14</sup>) — one of the sacred places in the ancient times<sup>15</sup>); the proper noun of Biayna appears

<sup>8</sup>) Y a s e m i, Rashid, „Kord va payvastagi-e nezhadi va tarikhi-e u“, Tehran, (no date), p. 37, (in Persian).

<sup>9</sup>) G h i r s h m a n (Idem, 51) indicates another ancient toponymical name related to Kassites- „Kar-Kass“, near Hamadann; there are also several other toponymical names which need not be mentioned here.

<sup>10</sup>) „First List of Names in Persia (South)“, Published for the Permanent Committee on Geographical Names by the Royal Geographical Society, London, 1928, p. 13.

<sup>11</sup>) K e y h a n, Mas'ud, „Geoghrafia-ie Mofassal-e Iran, v. ii, p. 79, (in Persian).

<sup>12</sup>) Y e s e m i, Rashid, „Kord ... etc., p. 37 and Pirnia, Hasan (Moshir-od-Dovleh), „Iran-e Bastan“, Teheran, 1311 (1932—33), vol. i, p. 124, (both in Persian).

<sup>13</sup>) Some scholars mention that it has also a Semitic proper sibilant-alveolar branch and from this point of view they divide the Semitic languages into two branches: sibilant-palatal, and sibilant-alveolar (Y u s h m a n o v, N. B. „Assiriyskiy Yazyk i ego pismo“, Sbornik „Pismennost' i revolutsia“, Moskva-Leningrad, 1933, p. 112, in Russian). But it seems to me that sibilant-palatal pronunciation prevails practically in all the northern Semitic languages.

At the same time Prof. H r o z n ý mentions that the name of this tribe is registered in Hittite as „Gashgash“ and in Assyrian as „Kaskaya“. See, H r o z n ý, Bedrich, „Histoire de L'Asie anterieure, de L'Inde et de la Crète“, Paris, 1947, p. 79.

<sup>14</sup>) P i o t r o v s k i y, B. B. „Urartru“, Sbornik, „Po sledam drevnikh Kultur“, Moskva, 1951, p. 86, (in Russian).

<sup>15</sup>) G r o u s s e t, René, „Histoire de l'Armenie des origines à 1071“, Paris, 1947, p. 25.

in Old Russian as Buyan, a name of a sea or an island, and also as an appellative noun which denoted: isle, islet, shore, wharf, strand (unusual in Modern Russian).

At the same time the Russian ecclesiastical term „koshchunnstvo“, — blasphemy — at first probably denoted worship of Kashshu as god. It seems, that the sacrifices offered to the god Kashshu were in the early time accompanied by smoking „hashish“<sup>16)</sup> (an Arabian word) and „kashkhash“ (a Persian word, denoting „the seeds of the Opium Poppy, *Papaver somniferum*“<sup>17)</sup> as incense; this kind of religious services remained till now among several groups of Iranian dervishes.

Such a religious service was performed by a „kashish“, — sacrificer, druid; in modern Persian the word denotes „Christian priest“. The victim was offered to the god Kashshu in the early time on the „kasaka“, a semiprecious stone (Old Persian derivation)<sup>18)</sup>.

It may be remembered that using hashish provokes a homeric laughter while the smoking of kashkhash (= opium) evokes fanciful, even mystical dreams, and the exaggeration of both sometimes ends in a quite long fainting fit. This enables us to suppose that the Russian word „koshchunnstvo“, and likewise the Perso-Arabic word „ghashsh“, and the Arabic „gheshsh“, illusion, simulation — primarily referred to the performance of the sacred service to the god Kashshu and that all of these terms were derived from the proper noun of this god.

At the later historical stages the northern branch of this tribe, via ancient Armenia<sup>19)</sup> and Transcaucasia<sup>20)</sup>, passed the Caucasian Mountains and settled in the northern slopes of this ridge<sup>21)</sup>.

<sup>16)</sup> Mohammad Bin Yoosoof, „The Buhr-ool Jawahir — a Medical Dictionary“, Calcutta, 1830, p. 100, (in Arabic).

<sup>17)</sup> Aitchison, Y. E. C. (Naturalist with the Afghan Delimitation Commission), „Notes on the Products of Western Afghanistan and of North-Eastern Persia“, Edinburgh, 1890, p. 117.

<sup>18)</sup> Kent, Roland G. „Old Persian“, New Haven, 1950, p. 180.

<sup>19)</sup> Cf. the old toponymical name of valley and river „Kassakh“, South of Aragöz mountain (Grousset, René, „Histoire de l'Arménie etc.“, p. 34), the same river is also mentioned under the name „Kasagh“ (idem, 60) and Qasakh (idem, 297); these are toponymical remnants of the passage of this tribe across the Little Caucasus ridge.

<sup>20)</sup> Cf. the another toponymical name of a small town „Kazakh“ in the northern slopes of the Little Caucasus ridge; it is an other remnant of the passage of this tribe across Transcaucasia.

<sup>21)</sup> See „Ketab-e Hohud-ol-Alam men al— Mashreq ela-l—Maghreb“, Tehran, 1352 (1932—33) p., 109 (Persian text), and Minorsky, V., „Hudud-el-'Alam, the Regions of the World“, a Persian Geography, 372 A. H. — 982 A. D., London, 1937, p. 161 (English translation).

In the more recent time the remnants of this branch, under the name of Kosogians<sup>22)</sup> (or Kasak, or Kashak, or *Κασαχία* or Kasogi)<sup>23)</sup>, played an important rôle at the dawn of the Russian history. Later, as a result of the Mongolian invasion, they in their turn were wiped away from the pages of world history. [Their remnants in the Caucasus are known as the Circassians.]

It is very probable that remembrance of Kashchey as an eponymical god entered to the Russian epical tradition through the medium of the Caucasian Kosogi; for it was an enemy god, a maliocous and hostile being.

The proper noun of the Kosogian tribe reappeared in the form of the name of the Russian and Ukrainian Cossacks<sup>24)</sup> with their „koshevoy“, chief of the Cossack military commune<sup>25)</sup>; it is another lexical derivation of the original name of this tribe.

This name also served in the form of the tribal name Kazakh, adapted quite recently by one of the Turkish tribes (of the South-East portion of Russia), formerly named Kirghiz<sup>26)</sup>.

It seems, that in the Mongol period one of the subdivisions of the northern branch of the Kosogians mixed with the Kirghizian clans and headed some of them<sup>27)</sup>. After the Russian revolution and the banishment of the tribal aristocracy

<sup>22)</sup> Vernadsky, George, „Ancient Russia“, New Haven, 1946, pp. 147 sqq. and the same author, „Kievan Russia“, New Haven, 1951, pp. 44 sqq.

<sup>23)</sup> Minorsky, V. „Hudud al-Alam etc.“, p. 446.

<sup>24)</sup> Vernadsky, George, „Kievan Russia“, p. 78; Vernadsky notices that there exist two opinions about this case: interpretation of the Ukrainian scholars of the seventeenth century who derived the name Cossack or Kozak (= Russian — Kazak) from that of the Kosogians; and the derivation of the term, by some modern scholars, from the Turkish word Kazak, which denotes a free frontiersman. [Cf. G. Vernadsky, *The Mongols and Russia*, p. 289].

From the point of view of the author of the present paper, it is doubtless that the Ukrainian „Kozak“ and Turkish „Kazak“ or „Qazaq“ (with the secondary derivation „Qazaq Vilaieti“, literally „frontier country“ or „Kazak country“, plainly — Ukraine) (see, Biancki T. X. — Kieffer, J. D., „Dictionnaire turc-français“, Paris, MDCCCL, tom ii, p. 472) — both derive from this proper noun, and I am thus entirely in accord with the Ukrainian scholars of the seventeenth century.

Of course later Turkish derivations are quite recent, but even some of the early similar words, like the Uratryan „gash“, which denotes, „to conquer“ (Meshshainov, I. I., „Khaldovedenie“, Baku, 1927, p. 243, — in Russian), also derive from the proper noun — the name of the aforementioned tribe.

<sup>25)</sup> Cf. „qashubi“, denoted, „I vanquished“, „I conquered“ (Meshshainov, I. I., *idem*, p. 243).

<sup>26)</sup> Vernadsky, G., „Kievan Russia“, p. 108. Cf. G. Vernadsky, *The Mongols and Russia* (New Haven, 1953), pp. 291—292.

<sup>27)</sup> One of Kirghizian hordes was known before revolution as „Kirghiz — Kaysaks“, or more correct „Kazak — Kirghiz“ (Cf. Melioranskiy, P. M. „Kratkaia grammatika Kazak-Kirgizskago Yazzyka“, St. Petersburg, 1897).

cracy, their old proper tribal name was re-established on the basis of the nomadic annals and traditions.

While restoration of historical tribal and place names occurred at times in the past, nowadays it seems to have become quite usual and far more frequent than in all the bygone epochs of human history.

Bushire (Iran)

N. A. Rast

### **Radoslav M. Grujić (1878—1955)**

Binnen anderthalb Jahren hat die serbische Geschichtswissenschaft die meisten ihrer führenden Vertreter der älteren Generation verloren: am 25. März 1955 starb Radoslav Grujić, am 10. Oktober 1955 Dušan Pantelić, kurz darauf, am 18. desselben Monats Grgur Jakšić und am 25. November 1956 Jovan Radonić, dazu am 4. November 1956 der Archäologe M. Vasić (vgl. S. 157 ff.) und am 14. desselben Monats der Kunsthistoriker Vlada R. Petković.

Mit Radoslav M. Grujić ist einer der liebenswürdigsten serbischen Historiker dahin gegangen, der sich insbesondere auf dem Gebiet der Kirchengeschichte verdient gemacht hat. Wie ein Großteil der älteren serbischen Historiker war auch Grujić ein sogen. prečanin, d. h. aus dem serbischen Gebiet der ehemaligen österr.-ungar.-Monarchie jenseits von Donau und Save stammend. Am 28. Juni 1878 in Semlin geboren, besuchte er in seiner Heimatstadt die Volks- und Bürgerschule. Nach Abschluß seiner theologischen Studien in Karlowitz war er zunächst eine zeitlang in der Seelsorge und als Religionslehrer tätig. Von entscheidender Bedeutung für seine spätere Entwicklung war es, daß er damals mehrere Jahre in Semlin als Vertreter des als Historiker bekannten Prota Dimitrije Ruvarac wirkte, dessen Bruder, Ilarion Ruvarac, zu den bedeutendsten serbischen Historikern seiner Zeit zählte. Grujić studierte in der Folge in Wien Rechtswissenschaften und in Agram, wo er 1919 den Dokortitel erwarb, Geschichte und Geographie. Seit Errichtung der philosophischen Fakultät in Skoplje im J. 1920, an deren Organisation er maßgeblich beteiligt war, wirkte er daselbst bis 1937 als ordentlicher Professor der nationalen Geschichte. In dieser Zeit erwarb sich Grujić größte Verdienste um die Erforschung des damals amtlich „Südserbien“ genannten Mazedonien. So war er u. a. Gründer und später Vorsitzender der „Wissenschaftlichen Gesellschaft“ (Skopsko Naučno Društvo) in Skoplje, deren Organ, der „Glasnik Skopskog Naučnog Društva“ unter Grujićs Leitung zu einer der besten wissenschaftlichen Zeitschriften Jugoslawiens wurde. Während seiner Wirksamkeit in Skoplje gründete Grujić ferner das dortige Museum, dessen Lapidarium im alten Kuršumli Han zweifellos eines der reizvollsten Museen in Südosteuropa ist. Die geplante Herausgabe eines eigenen Jahrbuchs des Museums, des „Godišnjak Muzeja Južne Srbije“, wurde durch die Kriegseignisse verhindert, zumal auch Grujić unterdessen, 1937, als ordentlicher Professor der serbischen Kirchengeschichte an die Belgrader orthodox-theologische Fakultät berufen wurde. Es gelangten lediglich die Sonderdrucke der ersten Arbeit zur Ausgabe. Grujić hat sich während seiner Wirksamkeit in Mazedonien auch als Ausgräber betätigt, so in der mittelalterlichen Kirchenruine Sv. Arhandjeli in Bistrica bei Prizren, wo interessante Skulpturen zutage traten, und in den Ruinen des Klosters Lešak bei Tetovo. Grujić hat sich aber nicht nur selbst als Ausgräber betätigt, sondern auch

die Arbeiten anderer Archäologen jederzeit mit größter Hilfsbereitschaft unterstützt. Dankbar gedenkt der Verfasser der weitgehenden Förderung, die er bei seinen Grabungen in der Bischofskirche und im antiken Theater von Stobi durch den Verewigten erfahren hat. In Belgrad gründete Grujić das Museum der serbischen orthodoxen Kirche, dem er seine wertvollen Sammlungen letztwillig vermacht hat.

Die Zahl der wissenschaftlichen Arbeiten des Verstorbenen ist bedeutend. Sie beschäftigen sich zunächst mit theologischen und juridischen Fragen und seit 1905 meist mit Problemen der serbischen Kirchen- und Kulturgeschichte. Als ehemaligem Juristen lagen ihm insbesondere die wirtschaftlichen und sozialen Probleme am Herzen. Auch seine letzte Arbeit über die dem russischen Athoskloster St. Panteleimon in Serbien verliehenen Ländereien (*Istoriski Časopis* V, 1954—55, 53 ff. [Radonić-Festschrift]) liegt auf dieser Linie. Von seinen wichtigeren kirchengeschichtlichen Arbeiten seien genannt seine Geschichte der Eparchie Pakrac (*Pakračka eparhija. Istorijsko-statistički pregled*, 1930) und seine Geschichte der Metropole Skoplje (*Skopska Mitropolija. Istoriski pregled do obnovljenja Srpske Patriaršije* 1930 g. [Die Metropole Skoplje. Geschichtlicher Überblick bis zur Erneuerung des serbischen Patriarchats 1920] 1935). Unter dem Sammelnamen „Problemi istorije Karlovačke mitropolije“ veröffentlichte Grujić 1929 im *Glasnik Istoriskog Društva u Novom Sadu* eine Reihe wertvoller Studien zur Kirchengeschichte der Serben. Seine Geschichte der christlichen Kirche (*Istorija hrišćanske crkve*, 2 Bde. 1920) war in erster Linie als Lehrbuch für die Theologiestudenten gedacht. Aus dem Gebiet der Kulturgeschichte seien u. a. erwähnt: *Srpske škole u Beogradsko-karlovačkoj mitropoliji 1718—1739 god.* (Die serbischen Schulen in der Belgrad-Karlowitzer Metropole in den J. 1718—1739 [1906]), *Prilozi za kulturnu istoriju srpskoga naroda* (Beiträge zur Kulturgeschichte des serbischen Volkes), Bd. I 1910, Bd. II 1913, *Gradja za kulturnu istoriju Slavonije* (Materialien zur Kulturgeschichte Slawoniens [1913]), *Prilozi za istoriju Srbije u doba Austriske okupacije (1718—1739)* (Beiträge zur Geschichte Serbiens in der Zeit der österreichischen Okkupation 1718—1739) (*Spomenik d. Serb. Akad.* LII 1914), *Konavli pod raznim gospodarima od XII do XV veka* (Konavli unter verschiedenen Herrschern vom 12. bis zum 15. Jh.) (*Spomenik* LXVI, 1926) und *Duhovni život Srba u Vojvodini* (Das geistige Leben der Serben in der Woiwodina, 2 Bde. 1939 und 1941). Durch den bekannten Agrarer Hochverratsprozeß veranlaßt war seine Schrift „*Apologija srpskog naroda u Hrvatskoj i Slavoniji i njegovih glavnih obeležja*“ (1909), die starken Widerhall fand. Es würde zu weit führen, die zahlreichen Abhandlungen im Einzelnen anzuführen. Die von Lj. Nikić verfaßte Bibliographie im *Zbornik Matice Srpske* Bd. 12, 1956, zählt 270 Titel auf, ungeachtet eine große Anzahl kleinerer Artikel in der *Narodna Enciklopedija*. Manche wichtige Arbeit aus seinem Nachlaß harret noch der Veröffentlichung.

Am 25. Mai 1955 verschied Grujić unerwartet auf der Insel Hvar nach einem arbeitsreichen, der Wissenschaft und seinem Volke gewidmeten Leben.

Graz

Baldwin Saria

### Claudiu Isopescu (1894—1956)

Der rumänische Italienist **Claudiu Isopescu**, Professor für rumänische Sprache und Literatur an der Universität Rom, wurde am 1. April 1956 im 62. Lebensjahr mitten in der Arbeit dem Leben entrissen. Gerade in den letzten Jahren seines Lebens entfaltete er eine umfangreiche publizistische Tätigkeit. Sein im April 1954 in Rom gehaltener Vortrag: „Difesa della cristianità e della latinità dei Romeni“ (erschieden in „vita e pensiero“, fasc. IV, 1955) kann in gewisser Hinsicht als sein geistiges Testament betrachtet werden.

Isopescu stammte aus einem alten Bukowiner Geschlecht und wurde am 18. April 1894 auf dem Familiengut in Frătăuții Vechi, unweit von Radautz, geboren. Sein Universitätsstudium begann er in Czernowitz mit den Alt Sprachen, wechselte aber unter dem Einfluß Sextil Pușcariu zur romanischen Philologie über und ging zu Meyer-Lübke nach Wien. Inzwischen brach der erste Weltkrieg aus, und Isopescu wurde eingezogen. Als österreichischer Offizier nahm er 13 Monate lang an den Kämpfen gegen die Russen teil und wurde zweimal ausgezeichnet. Als sein Regiment an die italienische Front verlegt wurde, geriet er bald in Gefangenschaft. Im April 1918 gelang es ihm und anderen Rumänen „die Rumänische Legion in Italien“ ins Leben zu rufen und beteiligte sich somit an dem Kampf Rumäniens für die nationale Einheit.

1919 nahm Isopescu seine Studien in Bukarest wieder auf, legte im gleichen Jahr das Lizenz- und 1920 das Staatsexamen ab und wurde anschließend zum Studienassessor für Deutsch und Italienisch an einem Bukarester Gymnasium ernannt. Nach drei Jahren erhielt er einen Ruf an das „Rumänische Institut“ nach Rom, wo er von 1923 bis 1925 unter der Leitung des großen Historikers Vasile Pârvan eigene Forschungen zur Geschichte der italienisch-rumänischen Kulturbeziehungen unternahm. Im Jahre 1926 übernahm er das rumänische Lektorat an der Universität Rom, das 1934 auf eine Anregung Iorgas hin in einen Lehrstuhl umgewandelt wurde. Isopescu bestand das Examen und lehrte dort bis zu seinem Lebensende.

Seit seiner Ankunft in Rom entfaltete Professor Isopescu eine reiche und mannigfaltige publizistische und kulturelle Tätigkeit in Italien und Rumänien selbst in enger freundschaftlicher Zusammenarbeit mit Nicolae Iorga. Unter seiner Leitung erschienen zahlreiche (über 65) Übersetzungen aus dem Rumänischen, auf seine Anregung hin entstanden neue rumänische Lektorate an den Universitäten Turin, Florenz, Neapel und Rom selbst. Die Bibliographie seiner Schriften zählt weit über hundert Titel. Isopescu beschränkte sich nicht auf die italienisch-rumänischen Kulturbeziehungen, sondern dehnte seine Forschungen auch auf die französische, spanische, portugiesische, ja selbst auf die englische, kanadische und amerikanische Literatur aus. Auch über die deutsch-rumänischen Kulturbeziehungen lieferte er 1953 einen Beitrag mit wertvollen bibliographischen Hinweisen.

Es war seine Absicht, alle diese Beiträge im Sinne der vergleichenden Literaturwissenschaft auszuarbeiten, doch war es ihm nur vergönnt, einen Bruchteil davon in zwei Bänden zusammenzufassen, und zwar:

1. La stampa periodica romeno-italiana in Italia e in Romania, Roma 1937;
2. Saggi romeno-italo-ispanici, Roma 1943,

beide im Rahmen einer von ihm herausgegebenen Reihe „Piccola Biblioteca Romana“ erschienen. In dieser Sammlung nahm Isopescu auch die Doktorarbeiten

seiner Schüler auf, die nun seine Arbeit in Italien fortsetzen. Die bekanntesten und aktivsten von ihnen sind: Mario Ruffini, Marcello Camilucci und Mariano Baffi.

Claudiu Isopescu gehörte zu den ständigen Mitarbeitern der Vatikanzeitung „L'Osservatore Romano“, die Rumänien über die kirchlichen Belange hinaus großes Interesse entgegenbringt.

Wiesbaden

D. C. Amzăr

### Constantin Rădulescu-Motru (1868—1957)

Am 6. März 1957 verstarb in Bukarest im 90. Lebensjahr der bekannte Philosoph C. Rădulescu-Motru, der seit 1897 einen Lehrstuhl für Philosophie und Psychologie an der Universität der rumänischen Hauptstadt innehatte. Motru wurde am 2. Februar 1868 a. St. als Lehrersohn in Butoești/Mehedinți geboren. Nach Studien an den Universitäten Bukarest, Paris, München und Leipzig promovierte er 1893 bei Wilhelm Wundt mit der Arbeit „Zur Entwicklung von Kants Theorie der Naturkausalität“, die im Band IX der von Wundt herausgegebenen „Philosophischen Studien“ erschien.

Seine erste bedeutendere Schrift in rumänischer Sprache hieß „Friedrich Nietzsche, sein Leben und seine Philosophie“ (1897, 3. Aufl. 1922). Nach mehreren Beiträgen über Fragen der Psychologie und Logik, die auch in Buchform zusammengefaßt wurden, veröffentlichte Rădulescu-Motru 1904 seine berühmte Schrift „Cultura română și politicianismul“, die ihn weit über die Fachkreise hinaus bekannt machte. Der von ihm geprägte Begriff des „Politikastertums“ (*politicianismul*) wurde zum geflügelten Wort und verschwand nicht mehr aus den öffentlichen Debatten über Entwicklung und Sinn der rumänischen Kultur und Politik. Sein Name kam seitdem in die unmittelbare Nähe seines großen Meisters und berühmten Kulturkritikers Titu Maiorescu (1840—1917).

Motrus wichtigste Arbeiten sind: „Elemente de metafizică“, 1912; „Curs de Psihologie“, 1923; „Personalismul energetic“, 1927; „Vocația“, 1932; „Românismul, catehismul unei noi spiritualități“, 1936, 2. Aufl. 1939; „Timp și destin“, 1940; „Etnicul românesc“, 1942. Die Metaphysik faßt er — nicht unmodern — als Verhältnis des ganzen Menschen zum Ganzen der Welt auf. Philosophiegeschichtlich bedeutend wurde seine Kritik des „Bewußtseins überhaupt“ in der Erkenntnistheorie Kants, die ihm das Lob Henri Bergsons in der „Revue de Métaphysique et de Morale“ vom Januar 1903 eintrug.

Seine Philosophie bezeichnet Rădulescu-Motru als „energetischen Personalismus“, da er die menschliche Persönlichkeit als die höchste Form der kosmischen Energie auffaßt. Darauf baut er eine bemerkenswerte Ethik und Erziehungslehre auf. Seine letzte bedeutende philosophische Leistung bildet die Arbeit über „Zeit und Schicksal“ (1940), in der er — ein Versprechen aus der Jugendzeit einlösend — die „psychische Kausalität“ untersucht und beschreibt. Diese Schrift erlebte auch eine deutsche Ausgabe (Jena und Leipzig 1943).

In seinem vielbeachteten „Românismul“ — einem Begriff, den man deutsch eher durch „Valachismus“ als durch „Rumänentum“ wiedergeben möchte — schafft Motru die Grundlage einer nationalen Ethik und Politik und ergänzt somit seine

negative Kritik von 1904 durch einen positiven Beitrag, der neben zeitgebundenen Betrachtungen auch Einsichten von bleibendem Wert enthält.

Durch sein wissenschaftliches Werk, seine Lehr- und Herausgebertätigkeit und nicht zuletzt durch seine Arbeit als Mitglied und Präsident der Rumänischen Akademie rückt Rădulescu-Motru zusammen mit N. Iorga und Ovid Densusianu in die erste Reihe führender Persönlichkeiten der rumänischen Kultur in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts.

In ausländischen Fachkreisen ist Rădulescu-Motru vor allem auf Grund seiner Doktorarbeit und eines Beitrages in der „Revue de Métaphysique et de Morale“ (1913) nicht unbekannt, aber es wäre der Mühe wert, daß man sein Gesamtwerk im Rahmen der philosophischen Entwicklung unserer Zeit würdigt.

Wiesbaden

D. C. Amzăr

### Henrik Barić

(28. I. 1888 Dubrovnik — 3. IV. 1957 Belgrad)

Als Henrik Barić am 3. April 1957 in Belgrad starb, fanden auch die wissenschaftlichen Zusammenkünfte im großen Saal des Belgrader Hotels „Bristol“ ihr Ende, zu denen der Verewigte während der Schulferien seine wissenschaftlichen Freunde und auch ausländische Wissenschaftler um sich versammelte und eine Art unoffizielles „albanologisches Seminar“ hielt.

Die jüngeren wissenschaftlichen Arbeiter liebten Professor Barić besonders darum, weil sie in ihm einen guten Mensch und einen Lehrer eines neuen, modernen Typs fanden: er war einfach und bescheiden, ein wirklicher Demokrat, der ihnen ohne Formalitäten entgegenkam, ganz ohne Rücksicht auf die wissenschaftliche Hierarchie und sogar immer mit einer feinen Satyre auf Kosten dieser. Für ihn waren von Belang nur die Sprachfragen, die ihn interessierten, und ein ehrliches Verhältnis zu diesen Fragen und zu den Leuten, die sich damit beschäftigen. Deshalb hinterließ sein Tod wenig Unruhe in der Hierarchie, doch umsomehr ein tiefes Bedauern in den Herzen derjenigen, die ihn als Mensch und Gelehrten verehrten.

Als Sohn des zivilisierten ragusanischen Milieus und dabei persönlich außergewöhnlich begabt, besaß H. Barić die nötigen Vorbedingungen zur wissenschaftlichen Forschung. Die gute deutsche indogermanistische Schule, die er in Graz und Wien genoß, brachte dieses Talent zur Entfaltung. Während seiner ganzen Arbeit blieb Barić in methodologischer Hinsicht ein echt europäischer Indogermanist, der vielleicht besser weithin in Europa als in seiner Heimat verstanden wurde. Außer der Indogermanistik studierte er bei W. Meyer-Lübke auch Romanistik, die äußerst wichtig für die Erforschung der albanischen Sprache ist, die Barić in den Kernpunkt seiner Untersuchungen stellte.

Barić vertrat voll und ganz den Standpunkt Pedersens hinsichtlich einer Revision der G. Meyerschen Theorie über die Genesis der alb. Sprache und des alb. Volkes und setzte, ebenso wie N. Jokl, doch mit noch mehr Scharfsinn, seinen gelehrten Fleiß in die Aufhellung dieser sehr komplizierten idg. Frage: der Stellung des Albanischen innerhalb der idg. Schwestersprachen. Als aktiver Anhänger der Hirtschen Auffassung des Albanischen als Nachkömmling nicht des Illyrischen — wie man zu Unrecht glaubte —, son-

dern des Thrakischen, betrachtete Barić, ähnlich dem Deutschen H. Krahe, das Illyrische als eine dem Germanischen zunächst stehende centum-Sprache, während er, im Einklang mit Pedersen, die Verwandtschaft des Albanischen mit dem Phrygischen und dem Armenischen stark betonte. Einen besonders entscheidenden Fortschritt in dieser Richtung bedeutete aber auch ohne Zweifel seine originelle und m. E. sehr überzeugende romanistische Lehre von der Zwiefältigkeit des sog. Balkanlateins, die er gegen Bartoli vertrat und die die thrakische Herkunft des Albanischen m. E. endgültig bewies. Nach dieser Lehre sind nämlich die ältesten lat. Elemente des Alb. nicht dalmatischen, sondern rumänischen Ursprungs, was die ost-balkanische, d. h. die thrakische Herkunft der Uralbaner sichert. Diese ganze Auffassung brachte viel Ordnung auch in die balkanischen Sprachfragen im allgemeinen.

Obschon er nicht sehr viel schrieb, war Barić doch ein fruchtbarer Autor; alle seine Arbeiten von seiner Doktordissertation bis zum Tode brachten fast immer reiche Früchte. Unter seinen indogermanistischen Studien, in denen das Albanische immer als Kernpunkt stand, sind die wichtigsten: *Albano-rumänische Studien* (Sarajevo 1919), *Guturalni problemi—jermenski refleksii indoevropskih nepalatalnih guturala* (Belić-Festschrift, Belgrad 1921), *Indoevropski palatali* (Glas der Belgrader Akad. CXXIV, 1927), *Uporedne jezičke studije I. Jermenski refleksii evr. o* (Agramer Rad CCXL, 1931), *Praindoevropska i indoevropska pitanja* (Glas CLXXIV, 1940), *Ilirske jezične studije* (Rad CCLXXII, 1948). Unter den romanistischen Arbeiten zeichnet sich die Studie *O uzajamnim odnosima balkanskih jezika I. Ilirsko-romanska jezička grupa* (Belgrad 1937) aus, die die erwähnte Lehre vom Balkanlatein meisterhaft darstellt. Synthetische Studien zur Geschichte der albanischen Sprache, sehr gedrängt gearbeitet und mit reicher Literatur versehen, sind *Poreklo Arbanaša u svetlu jezika* (in seinem Buche „Lingvističke studije“, Sarajevo 1954) und das leider albanisch verfaßte Handbuch *Hÿmje në historinë gjuhës shqipe* (Priština, Jugoslawien, 1955). Außerdem befaßte sich Barić aber auch mit der urlawischen Grammatik, mit altgermanischen Einflüssen auf die Balkansprachen usw. Eine Reihe seiner Aufsätze und besonders Rezensionen erschienen in seinem „Arhiv“ und in anderen serbischen Fachzeitschriften, wobei er sich unbarmherzig gegen den in den jungen balkanischen Kulturzentren ziemlich oft vorkommenden Dilletantismus wandte.

Ein großes Ereignis in der Balkanphilologie bedeutete die von H. Barić geleitete Zeitschrift *Arhiv za arbanasku starinu, jezik i etnologiju* (leider nur von 1923—1925), in welcher er hervorragende europäische Fachleute, wie Meyer-Lübke, Jokl, Trombetti, Šufflay, Skok, Treimer, Oštir, Tagliavini u. a., zur Mitarbeit heraufzuziehen wußte, und die sich Anerkennung in Deutschland, Italien, Tschechoslowakei, Rumänien, Sowjetunion u. a. erwarb. Kürzlich gründete Barić den *Godišnjak* des Sarajevoer Balkanologischen Instituts; leider erlebte er das Erscheinen des neulich erschienenen ersten Bandes nicht mehr<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> In diesem Bd. wurden die letzten wichtigen Arbeiten von Barić: Albanisch, Romanisch und Rumänisch und Venetisch-Germanisches und Illyrisch-Germanisches, sowie zahlreiche neue etymologische Beiträge, veröffentlicht.

Weiters verfaßte Barić ein wichtiges serbokroatisch-albanisches Wörterbuch, *Rečnik srpskoga ili hrvatskoga i arbanaskoga jezika* (I. Agram 1950; II. Bd. im Druck) und befaßte sich mit Literatur- und volkskundlichen Fragen; auch die Fragen der Schriftsprachen blieben ihm nicht fern.

Seine akademische Laufbahn begann der Verstorbene in der Hauptstadt Serbiens, wohin Barić als serbischer Patriot gleich nach dem ersten Weltkrieg kam. 1920 wurde er an der Belgrader Universität Dozent für vergleichende Indogermanistik, später a. o. Professor und endlich o. Professor (bis 1944). Von 1954 bis zu seinem Tode wirkte er als o. Professor für allgemeine und vergleichende Sprachwissenschaft an der Universität Sarajevo (Bosnien), wo er auch als Direktor an der Spitze des von ihm gegründeten Balkanologischen Instituts stand.

Mit Barić verliert die europäische Albanologie und Illyriologie einen hervorragenden Forscher und Jugoslawien einen seiner größten Sprachforscher.

Belgrad

Ivan Popović

## **Aus der Südosteuropa-Forschung**

### **Bericht über die ethnologische Arbeit in der VR Mazedonien (1945—55)**

Hand in Hand mit dem Aufschwung des Landes und des Volkes von seiner Rückständigkeit sowie parallel mit der Festigung des nationalen Lebens der Mazedonier begann sich im jugoslawischen Teil Mazedoniens auch die ethnologische Arbeit beachtlich zu entfalten. Dafür dürften einige Faktoren von Ausschlag gewesen sein, innerhalb derer die Erneuerung der Philosophischen Fakultät in Skopje, dem Zentrum der Republik, ferner die Herauslösung der ethnologischen Abteilung aus dem allgemeinen Nationalmuseum und deren Umwandlung in ein Volkskundemuseum (1949) sowie die Einrichtung ethnologischer Abteilungen an den neuen Museen in den wichtigsten Städten Mazedoniens einen entschieden maßgeblichen Platz einnehmen. Schließlich kommt auch der Errichtung eines Instituts für Folklore in Skopje (1950) eine beachtliche Rolle zu.

An der Philosophischen Fakultät setzten mit dem ersten Studienjahr (1946/47) Vorlesungen über Ethnologie ein, die bis zum Juni 1953 stattfanden. Kurz vor diesem Zeitpunkt hatte der Rat für das Bildungswesen, für Wissenschaft und Kultur der VR Mazedonien die Ethnologie als Fach aufgehoben und dieses Stoffgebiet mit fünf Wochenstunden, die sich über vier Semester erstrecken, der geographischen Disziplin zugewiesen. Seit diesem Zeitpunkt werden folglich in Skopje keine Volkskundler mehr ausgebildet, so sehr Mazedonien ihrer doch an Zahl und Qualität bedarf. Für ein Land, in dem die Quellen der Volksüberlieferung noch reichlich fließen, wo es folglich viele Anziehungspunkte für ethnologische Studien gibt, ist diese Sachlage außerordentlich zu bedauern. Trotz der Einschränkung, die bei der Immatrikulation von Studenten für dieses Fach bereits 1952/53 bestand, sowie in Anbetracht des Umstandes, daß das Fach Ethnologie an den Mittelschulen nicht gelehrt wird, war das Interesse für diese Disziplin groß, obgleich die Unterbringung der Absolventen in erster Linie auf Forschungsinstitutionen ethnologischen Charakters beschränkt war. Bis zu Beginn des J. 1956 haben etwa zwanzig Studenten eine Prüfung in diesem Fach abgelegt, und der größte Teil davon ist mit Arbeiten in Museen und Instituten beschäftigt. Das Fach Ethnologie vertritt der Verf. dieses Berichts seit den ersten Nachkriegstagen. Mit Rücksicht auf die Lage Mazedoniens sowie in Anbetracht der nationalen Minderheiten dortselbst, lenkte er seine größte Aufmerksamkeit darauf, seine Hörer nicht nur mit der Ethnologie der Südslawen, sondern auch mit der Volkskunde der Nichtslawen diesseits und jenseits der Grenzen vertraut zu machen. Darüber hinaus wurde auch der allgemeinen Ethnologie große Beachtung geschenkt. All dies war von positivem Einfluß auf die theoretische und praktische Vorbereitung der Studenten für ein selbständiges volkskundliches Studium im eigenen Lande.

An der Philosophischen Fakultät gibt es ferner noch andere Disziplinen, deren Vertreter auf Grund der engen Beziehungen ihres Faches zur Volkskunde verschiedentlich wissenschaftliche Beiträge lieferten, die mehr oder minder als ethnologische angesehen werden können. Vor allem mit der geographischen Sparte samt Anthropogeographie und Wirtschaftsgeographie sowie zur Literatur, Volksdichtung und Mundartforschung hin gibt es Berührungspunkte. Im Rahmen der geographischen Abhandlungen sind lediglich einige anthropologische Arbeiten (A. Urošević, J. Trifunovski, T. Kondov) zu nennen. Volkskundliches im Rahmen literarischer und dialektologischer Arbeiten findet sich gleichfalls in einigen Publikationen (H. Polenaković, D. Mitrev, B. Koneski, B. Vidojevski, R. Ugrinova).

Das ethnologische Museum in Skopje, das seit 1952 über eine Abteilung für angewandte Volkskunst verfügt, entfaltet seine Tätigkeit im Rahmen der ihm vorgezeichneten Aufgaben. Von Mitarbeitern dieser Institution (V. Kličkova, R. Polenaković, Z. Deli-Nikolova) liegen ebenfalls volkskundliche Beiträge vor.

In den städtischen Museen zu Skopje, Tetovo, Veles, Štip, Prilep, Bitolj und Ohrid gibt es ethnologische Abteilungen, in denen in der Regel jüngere Ethnologen arbeiten.

Das Institut für Folklore hatte nach seiner Eröffnung einige Abteilungen mit speziellem Aufgabenbereich, z. B. für die materielle Volkskultur, für die bildende Volkskunst, für Stickereien, für Brauchtum, für Volksdichtung, für Volksmusik und Volkstanz. Nach der ersten Umgliederung desselben blieben nur noch die Abteilungen für Stickereien, für Brauchtum, für Volkstanz und Volksmusik bestehen. Leiter dieses Instituts ist Ž. Firfov, der gleichzeitig auch Vorstand der choreographischen Abteilung ist.

Die Ethnologen Mazedoniens verfügen über keine eigene Fachorganisation (auch für den Gesamtstaat wurde sie erst kürzlich gegründet), in der eine systematische Arbeit möglich wäre. Sämtliche Mitarbeiter mazedonischer Museen sind zusammengeschlossen in dem Verein der Museumsbeamten und Konservatoren Mazedoniens. Da es aber weder eine Dachorganisation noch eine zentrale wissenschaftliche Körperschaft der Ethnologen allein gibt, gibt es auch keine Fachzeitschrift.

Volkskundliche Arbeiten erschienen zunächst im „Godišen zbornik“ (= G. zb.), den die Philosophische Fakultät seit 1948 in zwei Reihen (einer historisch-philologischen und einer naturwissenschaftlich-mathematischen) herausgibt. Die Zeitschrift „Makedonski Jazik“ (= MJ, seit 1950), nunmehr vom Institut für mazedonische Sprache herausgegeben, bringt auch ab und zu Volkskundliches. An weiteren Zuschriften gilt es den „Vesnik“ (seit 1953) zu erwähnen, der das Organ des Vereines der Museumsbeamten und Konservatoren ist. Da fachliche Publikationsorgane fehlen, veröffentlichen die mazedonischen Ethnologen ihre Arbeiten in Zeitschriften und Zeitungen allgemeinen Charakters und passen sich in der Regel deren Zielsetzungen an. So findet man dergleichen Beiträge im „Nov den“ sowie in dessen Fortsetzung als „Sovremenost“ (Zeitschrift für Literatur, Kunst und soziologische Fragen), oder in „Idnina“ (Organ der jungen Schriftsteller), ferner in „Makedonija“ (Illustrierte Zeitschrift der Organisation der Auswanderer aus Mazedonien) wie auch im „Literaturen zbor“ (Organ der Gesellschaft für mazedonische Sprache und Literatur) u. ä. m. Einige Verfasser ethnologischer Auf-

sätze veröffentlichen ihre Arbeiten auch außerhalb Mazedoniens; meist in den Veröffentlichungen des Ethnographischen Institutes der Belgrader Akademie oder in solchen der Agramer Akademie sowie in Periodica der ethnographischen Museen zu Belgrad bzw. Laibach.

Der Verfasser dieses Berichts hat im letzten Jahrzehnt mehr als fünfzig volkskundliche Beiträge veröffentlicht. An Artikeln wissenschaftlichen Charakters mögen hier genannt sein „Zabeležuvanje i objavuvanje narodni pesni“ (Die Aufzeichnung und Veröffentlichung von Volksliedern; Nov den, Jg. 1949), „Saidžije u Makedoniji“ (Die Uhrmacher in Mazedonien; G. zb. III 1950), „Osvrt na etničkite priliki vo Pirinska Makedonija“ (Rückblick auf die ethnischen Verhältnisse in Pir. Maz.; Pirinski glas vom 25. 2. 51), „Malesija“ (G. zb. VI, 1953), „Osnovni beleški za preziminjata vo Makedonija“ (Grundlegendes über die Familiennamen in M.; MJ IV, 1953), „Nemušti jezik u predanju i usmenoj književnosti Južnih Slovena“ (Die Tiersprache [langue muette] in der mündlichen Überlieferung der Südslawen; SA der Phil. Fak. 1954), „Polje debarsko“ (Gebiet von Debar; G. zb. VII, 1954), „Ethnografija ili etnologija?“ (Ethnographie oder Ethnologie, Zborn. radova Matice srpske VIII, 1955), „Što e značajno muzikološko delo“ (Was heißt ein bedeutsames musikalisches Werk; Sovremenost, Jg. 1955) u. a. m. Populärwissenschaftliche Aufsätze des Berichtenden sind in den Sonntagsnummern der Tageszeitung „Nova Makedonija“ (Jg. 1953—55) erschienen, wobei die Mehrzahl der Artikel den einzelnen nationalen Minderheiten sowie verschiedenen Stämmen Mazedoniens gewidmet ist.

Von den Aufsätzen, die J. Trifunoski im Zusammenhang mit seinen Untersuchungen im Polog-Gebiet sowie im Raum von Skopje und Kumanovo veröffentlichte, mögen genannt werden: „Sela koi sega ne postooat vo Polog“ (Dörfer, die es heutzutage im Polog-Gebiet nicht mehr gibt; G. zb. II, 1949), „Za srednovekovnite sela na manastir ot Sveti Andreja kraj Treska“ (Die ma. Dörfer des Klosters Sv. Andrej bei Treska; G. zb. IV, 1951), „Podatoci za potekloto i migraciite na poedini albanski rodovi vo severozapadna Makedonija“ (Materialien über die Herkunft und Migration einzelner albanischer Geschlechter in NW-Mazedonien“ G. zb. V, 1952), „Za turskoto naselenie vo pološkite sela“ (Über die türkischen Siedlungen in den Dörfern des Polog-Gebiets; G. zb. VI, 1953) u. a. An umfänglicheren Arbeiten des gleichen Autors sind zu nennen „Porečieto na Kadina Reka“ (Das Flußgebiet der Kadina Reka; SA der Phil. Fak. 1952), „Skopsko Polje“ (Etnogr. zb. LXIX, 1955).

Im Bereich der nicht rein ethnologischen Publikationen verdienen die Aufsätze von H. Polenaković aus dem Gebiet der mazedonischen Volksdichtung besondere Hervorhebung. So z. B. „Makedonskata narodna pesna vo prvata polovina na XIX vek“ (Das mazedonische Volkslied in der ersten Hälfte des 19. Jh.s; in: Stranici od makedonskata kniževnost, Skopje 1952), „Makedonske narodne pesme u Vrazovoj zaostavštini“ (Die mazedonischen Volkslieder im Nachlaß St. Vraz'; Gradja za povijest knjiž. hrv. XXI, 1951), u. a. Neue Aufzeichnungen mazedonischer Volkserzählungen und -lieder enthalten die dialektologischen Arbeiten von B. Vidojeski, Porečkiot govor, Skopje 1950 und R. Ugrinova, Govorite vo Skopsko, Skopje 1951, sowie die Diplomarbeiten von M. Koneska, Mariovski govor, Skopje 1951, J. Filipovski, Negotinski govor, Skopje 1952 und P. Mihailov, Gradski debarski govor, Skopje 1954. Die bisher umfangreichste Sammlung von Volksliedern ist die Ausgabe von V. Iljoski,

Makedonski narodni pesni, Skopje 1948; zu nennen sind ferner die Ausgaben von B. Koneski, Od borbite narodni pesni, Skopje 1947 und die mit Noten versehenen drei Hefte von V. Hadži-Manov, Makedonski narodni pesni, Skopje 1953—55. Eine Sammlung von Sprichwörtern findet sich in H. Polenaković-K. Penušliski, Makedonski narodni umotvorbi IV, Skopje 1954. Hochzeitslieder veröffentlichte Dj. Milošev, Galički svadbeni narodni pesni, Skopje 1946.

Im Rahmen der als selbständige Publikationen erschienenen Veröffentlichungen, die in das Stoffgebiet der materiellen Kultur des Volksschaffens gehören, sei M. A. Pop-Stefanijeva, Makedonski narodni vezovi, Skopje 1954 genannt, das an Hand von Abbildungen die Stickereien erklärt.

Zehn Jahre Schaffen im Rahmen einer wissenschaftlichen Volkskunde sowie die Pflege deren Randgebiete erbrachten eine bunte Vielfalt von Erträgen und einen beachtlichen Fortschritt. Wohl könnten die Früchte noch zahlreicher sein, würden erst dafür bestimmte Voraussetzungen (die Gründung einer eigenen Fachzeitschrift) erfüllt sein.

Skopje

B. Rusić

## Bücher- und Zeitschriftenschau

Übersetzte Titel von Zeitschriftenaufsätzen sind mit \* versehen. Die Verfasser einschlägiger Veröffentlichungen und Aufsätze werden um Einsendung von Besprechungsstücken gebeten.

### I. Allgemeines

**Stökl, Günther [Hg.]: Studien zur älteren Geschichte Osteuropas.** I. Teil. Festschrift f. Heinrich Felix Schmid (Wiener Archiv für Geschichte des Slawentums und Osteuropas, II). Graz-Köln, Hermann Böhlau Nachf. 1956. 202 S., 2 Taf.

Zum 60. Geburtstag von Heinrich Felix Schmid ist der 1. Teil einer Festschrift erschienen, deren Beiträge vom hohen wissenschaftlichen Ansehen des Jubilars Zeugnis ablegen. Wir müssen uns auf die Erwähnung der Beiträge beschränken, die sich auf Südosteuropa beziehen. Unter dem Titel „Aus dem Wirtschaftsleben eines Frauenklosters in der byzantinischen Provinz“ veröffentlicht Franz Dölger (S. 11—17) eine wichtige Urkunde vom J. 1302, die den Besitzstand eines Nonnenklosters mit wirtschaftlichem Zwergbetrieb behandelt. Marijan Horvat erörtert ein 1925 von Prof. Miho Barada entdecktes Stadtbuch von Trogir (Traù) vom J. 1326, das noch unveröffentlicht ist (Das Trogirer „Zavod“-Buch vom Jahre 1326, S. 33—48). „Aus der Geschichte der mittelalterlichen Urkunde Istriens“ (S. 49—62) macht Milko Kos wertvolle Mitteilungen. „Einige Bemerkungen zur Feudalisation und Urbanisation Ost- und Südosteuropas in kulturgeschichtlicher Sicht“ (S. 119—24) verdanken wir Josef Matl. Josef Žontars Aufsatz „Zur Problematik der Rechtsarchäologie bei den Völkern Jugoslawiens“ (S. 169—202) bietet einen sehr genauen, mit eingehenden bibliographischen Angaben unterbauten Forschungsbericht.

Hoffentlich erhalten wir bald den 2. Teil der wertvollen Festschrift, die auch eine Bibliographie des Jubilars bringen dürfte.

F. V.

**Folliot, Denise [Hg.]: Documents on International Affairs 1954.** London, Oxford University Press 1957. 368 S.

Auf Bd. 1953 dieser Serie des Royal Institute of International Affairs wurde in SOF XIV, 570 f. hingewiesen. Der hier anzuzeigende Band, wiederum sehr sorgfältig ediert, dokumentiert vor allem das Scheitern der EVG, die Berliner Konferenz, Beratungen über die Verteidigung Südostasiens und die Konferenz in Genua. Mit gut 50 Seiten nehmen Unterlagen über Südosteuropa einen breiten Raum ein: Abschnitt B behandelt den Balkanpakt, C Triest und D Zypern. Gut wäre es gewesen, wenn einer der vielen Verträge über Zusammenarbeit abgedruckt worden wäre, die China damals mit den europ. Volksdemokratien abschloß, so etwa mit Albanien am 16. 10. und 3. 12. 1954. Zum ersten Mal erscheinen „Documents“ und „Survey“ wieder (wie vor dem Kriege) unabhängig voneinander.

H. B.

**Zibermayr, Ignaz: Noricum, Baiern und Österreich.** Lorch als Hauptstadt und die Einführung des Christentums. 2. verbesserte Aufl. Horn (N.Ö.), Ferdinand Berger 1956. 555 S., 4 Ktn.

Der Verf., eine der markantesten Persönlichkeiten der österreichischen Mittelalterforschung, hat sein Werk von den Quellen her geschrieben und auf die geltenden Anschauungen nur wenig Rücksicht genommen. Seine Thesen, imposant in ihrer Geschlossenheit, greifen weit über den engeren Rahmen der oberösterreichischen Landesgeschichte hinaus; sie gelten vor allem einer neuen Schau der Frühgeschichte des bayerischen Stammes und der Erweisung einer Kontinuität politischer ebenso wie kirchlicher Einheiten und Grenzen im österreichischen Donauland seit den Zeiten der Spätantike. Zugleich werden die Grundzüge der Geschichte Oberösterreichs bis an die Schwelle der Gegenwart vermittelt. So manches der behandelten Einzelprobleme gewinnt grundsätzliches Interesse, etwa die Zurückweisung einer Hyperkritik in der Legendenforschung (*Vita s. Floriani*) oder der historische Gehalt von Urkundenfälschungen (*Pilgrim von Passau*). Hier können nur einige Hauptpunkte herausgehoben werden, im übrigen sei auf die Rezensionen der ersten Auflage verwiesen (*Zs. d. Savigny-Stiftung f. Rechtsgesch.* 65, Kanonist. Abt. 34, 1947, 326 ff.; *Histor. Zs.* 173, 1952, 335 ff.; *Revue d'histoire comparée* 25, 1947, 109 ff., usw.). Wenn eine von ihnen 14 Seiten Kleindruck umfaßt, zeigt dies allein schon, wie anregend Z.s Buch auf die Fachgenossen wirkt, in Zustimmung oder Widerspruch zur Weiterarbeit auffordernd.

Hauptkirche des Illyrikum und Mutterkirche von Norikum war nicht Aquileia, sondern Sirmium (34 ff., 55 ff.). Die Baiern sind Ostgermanen, die vom Schwarzen Meer über die Westkarpaten nach Norikum kamen, erst um 595 unter merowingische Oberhoheit gerieten, um 620 ein erstesmal christianisiert wurden, und zwar von Luxeuil aus, wobei es schon zu einer festen kirchlichen Organisation des Landes kam (65 ff., 78 ff.). Erste Hauptstadt des Stammes war Lauriacum-Lorch, ein Metropolitanbistum römischer Zeit; um 700 ging es unter, es kam zu dem Rückzug auf die neue Hauptstadt Regensburg und einer zweiten Christianisierung (94 ff.). Apostel der Baiern ist der Ire Emmeram, während Rupert von Salzburg erst später seiner Bedeutung nach tendenziös verklärt wurde. Bonifatius hatte das altbayerische Kirchenwesen bloß zu erneuern, erneuert wurden dann auch die alten „*civitates*“ Lauriacum, Ovilava, Favianis-Mautern als politische Einheiten durch drei karolingische Grafschaften. Sie lagen um Lorch, im Traungau und unterhalb der Ybbs und sind mit den berühmten „*tres comitatus*“ von 1156 identisch (278 ff., 297 ff., 409 ff.). Steiermark ist kein echtes, sondern bloß ein Titularherzogtum, der steirische Traungau kam schon um 1240 zu Österreich (423 ff.).

Der Text der zweiten Auflage weicht nicht stark von dem der ersten ab. Es ist zu hoffen, daß sie überall dort gelesen werden wird, wohin dem Buch 1944 der Weg verschlossen war.

Wien

H. F i c h t e n a u

**Fresacher, W.: Die bäuerlichen Besitzrechte in Altbayern und Kärnten** (Kärntner-Museumsschriften XI.) Klagenfurt 1956. 19 S.

Der Verf. stellt fest, daß die Lage der Bauern und die besitzrechtlichen Zustände da und dort sehr ähnlich waren, was auf die Gleichheit des Blutes und des Rechtsbewußtseins zurückgeht. Hauptunterschiede waren, daß in Bayern die Gü-

ter größer und wegen des fruchtbareren Bodenertrags reicher waren, daß hier auch die Töchter den Besitz antreten konnten, während in Kärnten der jüngste Sohn den Vortritt hatte, daß die ungemessenen Frondienste daselbst seltener waren, vor allem aber, daß hier der Bauer der Grundherrschaft weit stärker verpflichtet war, da sie die Gerichtsbarkeit besaß, daher der Bauer in Kärnten bis 1848 ihr Untertan war. Weil die Abhängigkeit der Grundherrschaft von der landesfürstlichen Regierung bis 1748 sehr lose war, war der Bauer oft schutzlos. Während in Bayern die Pestzeit 1348 die Lage der Bauernschaft verschlechtert haben soll (??), brachte in Kärnten erst der Ausgang des Mittelalters ein stärkeres Absinken, wohl eine Folge der wegen der Türkengefahr stets höher werdenden Landsteuer und Teuerung.

Dieser kleine Beitrag F.s ist auch für das übrige Innerösterreich wertvoll.

Graz

H. Pirchegger

**Ernst, August: Die Grafen Poth bis zum Verlust der Herrschaft Ungarisch Altenburg** (Burgenländische Forschungen, Heft 34) Eisenstadt, Landesarchiv 1956. 68 S.

Mit der vorliegenden Arbeit hat die burgenländische Geschichtsforschung einen bemerkenswerten Beitrag zu grundlegenden Fragen der Südostforschung erbracht und zwar nicht aus einer vorgefaßten diesbezüglichen Absicht heraus, sondern als Ergebnis einer gewissenhaften Bemühung im naturgegebenen Rahmen der historischen Landesforschung. Die Grafen Poth waren eines der bedeutendsten mittelalterlichen Geschlechter des Burgenlandes. E. befaßte sich mit ihm bereits in einer früheren Arbeit, die als Beitrag in der „Homma-Festschrift“ der Burgenländischen Forschungen erschien. Damals behandelte er das Schicksal dieses Geschlechtes bis zum Auftreten Konrads I. (1239—1299/1302). Schon diese Abhandlung war als Zusammenstellung aller Daten aus ungarischen Quellen wertvoll, sie blieb jedoch — bei einer Erstlingsarbeit und angesichts der Schwierigkeit der Materie kein Wunder — in manchen Punkten unbefriedigend.

Die vorliegende Arbeit umfaßt mit dem Lebenszeitalter des Grafen Konrad I. die Zeit von 1239 angefangen, sie schließt mit dem Verlust der Burg und des Herrschaftssitzes Ungarisch Altenburg unter seinen Nachkommen etwa zwischen 1320 und 1324. Dies bedeutet den Ablauf ungefähr eines Jahrhunderts, das für die Geschichte des Burgenlandes von grundlegender Bedeutung war. 1241—46 versuchte der letzte Babenberger Friedrich II. die Rückgewinnung des Burgenlandes, es folgten die Kämpfe zwischen Ottokar von Böhmen und den Ungarn um die Herrschaft über Österreich und Steiermark. Besondere Würdigung verdient nun der Hinweis E.s auf die Haltung des Grafen Konrad von Altenburg im J. 1260, als er sich dem damaligen österreichischen Landesherrn Ottokar II. unterstellte und „falsches“ Geld prägte. Man darf in seiner — von E. in dieser Richtung nicht kommentierten — Haltung wohl einen Präzedenzfall zu dem Abkommen zwischen den Güssingern und den Herzogen von Österreich in der ersten Hälfte und der Unterstellung des Grafen Niklas „der Teutsch“ mit seiner Festung Forchtenstein in der zweiten Hälfte des 14. J.s sehen. Der unbeständige Ottokar ließ allerdings den Grafen Konrad schließlich im Stich, was bei den Kämpfen 1271 und 1273 offenbar seine Auswirkungen hatte. Wir sehen, daß Ottokar, der das Burgenland bis zur Raab in Besitz genommen hatte, es dann doch nicht behaupten konnte.

Schon bei diesen Kämpfen traten — wesentlich maßgebender als Konrad von Altenburg — die Güssinger hervor. Auch in ihren Krieg gegen Albrecht von Habsburg, der dann 1289 das Burgenland besetzte, war Konrad von Altenburg verwickelt, es folgte der Gegenschlag Andreas III. und bald darauf der Versuch der Güssinger, im Burgenland einen unabhängigen Machtbereich oder wenigstens eine Territorialgewalt nach dem Vorbild deutscher Reichsfürsten zu errichten.

Alle diese Ereignisse spiegeln sich im Lichte einer Besitzgeschichte der Grafen Poth. Und hierbei ist nun die Tatsache, daß das Geschlecht — offenkundig schon auf die Zeit vor 1200 zurückgehend — auch Besitz in den südungarischen Grafschaften Schomodei (Somogy) und Baranya hatte, als schwerwiegend festzustellen. Immer wieder war nämlich solchermaßen der Grundherr genötigt, zwischen zwei Übeln zu wählen. Stellte er sich gegen die Österreicher und gegen die Güssinger, so war sein Besitz im Grenzland gefährdet, im anderen Fall der Besitz in Innerungarn. Es scheint, daß der Krieg Karl Roberts gegen die Güssinger die Ursache war, daß den Grafen Poth um 1320 Ungarisch Altenburg entzogen wurde. Damit ist ihre Rolle für die burgenländische Geschichtsforschung zu Ende. Umso mehr wäre es notwendig, im Rahmen der Südostforschung ihr Wirken weiterzuverfolgen. Es ist auffällig, daß unter den Besitzungen der Grafen Poth in der Baranya Dörfer wie Katthoff-Kátoly, Deutsch-Balkan-Németpalkonya, Hassach-Hásságy und andere sind, die nach den Zerstörungen der Türkenzeit von deutschen Siedlern wieder aufgebaut wurden und zum Kern der „Schwäbischen Türkei“ gehörten. Dies gilt auch für Heidersdorf-Hidor, dessen Name sich von dem Personennamen Heidrich ableitet, was allerdings eher auf ein anderes burgenländisches Geschlecht, die Grafen von Güssing, hinweist. In einem Falle werden deutsche Hörige in diesen Dörfern sogar ausdrücklich erwähnt, wie man überhaupt annehmen kann, daß die Verleihung innerungarischer Güter an die burgenländischen Geschlechter einen doppelten Zweck verfolgte: Einerseits sollten sie dadurch mit ihren Interessen an Ungarn gebunden werden, andererseits setzte man wohl voraus, daß sie zur Urbarmachung dieser innerungarischen Besitzungen deutsche Bauern aus dem Burgenland heranziehen würden, also tüchtige Landwirte, woran es an Ort und Stelle mangelte.

Wir haben hier jedenfalls eine bedeutsame Grundlage für die Annahme, daß durch die Verwüstung in den Türkenkriegen und den folgenden Wiederaufbau mit deutschen Siedlern keineswegs urmadjarischer Volksboden dem Ungartum entfremdet wurde, sondern daß im Gegenteil diese Landschaft zweimal durch deutsche Siedler für die Kultur erschlossen wurde.

Es ist ein besonderer Vorzug der Arbeit E.s, daß er sich von jeder Schlußfolgerung dieser oder ähnlicher Art fernhält, sondern ganz einfach sein Tatsachenmaterial bringt. In der Zwischenzeit seit dem Erscheinen der ersten Abhandlung hat er sich durch die Mitarbeit an der Landestopographie eine derartige Vertrautheit mit den verschiedensten historischen Problemen des Burgenlandes erworben, daß die Art und Weise, wie er die einzelnen Tatsachen miteinander in Beziehung zu setzen vermag, in mustergültiger Weise aufschlußreich erscheint. Auf dem Fundament, das hier geschaffen wurde, werden zahlreiche weitere Forscher nach den verschiedensten Richtungen hin aufbauen können.

Eisenstadt

F. Z i m m e r m a n n

**Kuhn, Walter: Geschichte der deutschen Ostsiedlung in der Neuzeit.** II. Bd. Das 15. bis 17. Jahrhundert. (Landschaftlicher Teil). Köln-Graz, Böhlau-Verlag 1957. XI, 435 S. Kartenband als Beilage mit 17 Ktn.

Es ist sehr erstaunlich, daß der 2. Bd. des großartigen Werkes (vgl. SOF XIV 464) dem 1. so rasch folgt und von der erstaunlichen Leistungskraft des Verfassers ein so rühmliches Zeugnis ablegt. Auch beim nunmehr vorliegenden Bande liegt der Schwerpunkt der Darstellung auf dem Nordosten, auf Böhmen-Mähren, Schlesien und Polen. Doch wird vom Südosten eingehend berücksichtigt: das östliche Alpenvorland und das Karstgebiet (S. 306 ff.) und der eigentliche Karpatenraum (S. 361 ff.). Dabei behandelt K. insbesondere die Hutterischen Brüder (S. 309 ff.), die kroatischen Flüchtlingssiedlungen (S. 334 ff.) und die schwäbisch-bairische Ostwanderung (S. 346 ff.), die Einwanderung der Rumänen in dem Karpatenraum (S. 363 ff.), den Rückgang des deutschen Volksbodens in Siebenbürgen (S. 372 ff.) und das Vordringen der Ukrainer nach dem Südwesten (S. 376 ff.). Sehr schön wird auch der Ausbau der Gottscheer Volksinsel geschildert (S. 349 ff.).

Die Darstellung K.s ist auf der ganzen Linie überzeugend und gut belegt. Majdarsches und rumänisches Schrifttum wurde im allgemeinen nicht herangezogen. So wäre für die Karpatenukraine das Buch von István Szabó über das Komitat Ugocsa, Budapest 1937, mit vielfachem Nutzen heranzuziehen gewesen. Doch ist es sicherlich richtig gewesen, daß der Verfasser sich auf das leicht zugängliche Schrifttum beschränkt und uns so eine feste Grundlage gegeben hat, auf der die weitere volksgeschichtliche Forschung auch im Südosten weiter aufbauen kann.

F. V.

**Kohn, Hans: Die Slawen und der Westen.** Die Geschichte des Panslawismus. Wien-München, Herold 1956. 364 S. Ln. DM 22.50.

Verf. behandelt den Panslawismus von 1815 (im Inhaltsverzeichnis, S. 5, steht 1850) bis in die Gegenwart. Er schildert zuerst seine Entfaltung bis 1860 (S. 15 ff.), anschließend den Zeitraum bis 1905 (S. 113 ff.) und schließlich den Zeitraum bis 1950 (S. 199 ff.). Die panslawistischen Regungen des 18. und des beginnenden 19. Jh.s werden leider nicht berücksichtigt, doch wird auf die Wirkung Herders und auf das Wirken Schöllers verwiesen (S. 7 ff.).

Die Bedeutung des Werkes beruht darin, daß es seit Fischel erstmals wieder eine sehr stoffreiche, zusammenfassende Übersicht über den Panslawismus gibt, deren Übersetzung aus dem Amerikanischen sehr zu begrüßen ist.

Leider befriedigt die Übersetzung nicht ganz. Die Übersetzerin hat sich ihrer Aufgabe mit Geschick unterzogen. Aber es wäre eine fachmännische Revision der Übersetzung dringend nötig gewesen, die leider unterlassen wurde. Daher ist die Sprache oft ungenau und störend und auch durch Härten und Unrichtigkeiten belastet. Sehr störend ist der Gebrauch fremder Ortsnamenformen, für die es deutsche Bezeichnungen seit altersher gibt, z. B. Novi Sad st. Neusatz (S. 19 u. ö.), Nitra st. Neutra (S. 27), Buda st. Ofen (S. 278), Lwów st. Lemberg (329).

Noch mißlicher ist der Wechsel von deutschen und fremdsprachigen Ortsnamenformen wie Laibach und Ljubljana (S. 58) oder Agram (S. 58) und Zagreb. — Auch die Bibliographie und die Anmerkungen hätten für die deutschen Leser einer Überarbeitung bedurft. Es ist verdienstvoll, daß der Verf. in der amerikanischen Fassung seines Werkes bemüht war, Schrifttum in englischer Sprache

anzuführen. Aber es handelt sich dabei in vielen Fällen um Aufsätze und Ausgaben, für die dem deutschen (und europäischen) Benutzer dieses Buches bessere Unterlagen zur Verfügung stehen. Über Vuk Karadžić z. B. braucht sich der deutsche Leser nicht an Hand eines populären Aufsatzes in der „Slavonic and East European Review“ zu unterrichten. Auch die Schreibung der Namen und die Wiedergabe der Titel hätte für die deutsche Ausgabe eine Überarbeitung erfordert. Die Schreibung K a r o l Z a y z. B. ist unrichtig. Zay war Madjare. Entweder schreibt man also Károly oder — noch einfacher — Karl.

Ich möchte nicht mißverstanden werden. Die Arbeit von K. ist außerordentlich verdienstvoll und nicht minder verdienstvoll ist es, daß wir eine deutsche Übertragung erhalten haben. Aber es scheint doch notwendig zu sein, in Zukunft bei derartigen Übertragungen eine gesonderte wissenschaftliche Bearbeitung vorzunehmen, die der Wirkung des Werkes im deutschen Sprachraum erheblich zugutekommen würde.

F. V.

**Maaß, Ferdinand: Der Josephinismus.** Quellen zu seiner Geschichte in Österreich 1760—1790. (Fontes rerum Austriacarum, 2. Abt. Diplomataria et acta, Bd. 73.) Wien, Herold 1956, 498 S.

Auf die beiden ersten Bände dieser Quellenedition wurde in SOF XIII 324 aufmerksam gemacht. Der jetzt vorliegende Band 3, der das Werk des aus Schlesien stammenden Hofrats Heinke dokumentiert, bringt die gesamte Edition ein so starkes Stück vorwärts, daß bald mit einem Abschluß gerechnet werden kann. Nach Vorlage des Bandes IV wird es tunlich sein, zu einigen strittigen Fragen Stellung zu nehmen, hier nur die Feststellung, daß Band 3 neben den staatlichen Archiven vor allem auch Bestände des Wiener Schottenstifts ausschöpft. Wichtig die Feststellung, daß Heinke, dieser bedeutendste Theoretiker und Praktiker des josephinischen Staatskirchenrechts, in Halle studiert hat und dort unter den Einfluß des bedeutenden evangelischen Kirchenrechtslehrers Justus Hennig Böhmer geriet. Vielleicht wäre es gut gewesen, in der Anm. auf S. 4 auf die Bedeutung des von Böhmer entwickelten Territorialsystems einzugehen.

H. B.

**Winter, Eduard: Die Registres der Berliner Akademie der Wissenschaften 1746—1766.** Dokumente für das Wirken Leonhard Eulers in Berlin. Zum 250. Geburtstag. Herausgegeben in Verbindung mit Maria Winter und eingeleitet von Eduard Winter. Berlin, Akademie-Verlag, 1957. XIII u. 393 S., DM 28.50.

Leonhard Euler, der geniale Baseler Mathematiker, hat 31 Jahre seines Lebens in Petersburg (1727—1741 und dann wieder 1766—1783) und zwischendrin 25 Jahre in Berlin (1741—1766) zugebracht, als Mitglied der Petersburger und dazwischen der Berliner Akademie der Wissenschaften. Sein 250. Geburtstag ist im April des Jahres 1957 von der Petersburger Akademie der Wissenschaften festlich begangen worden. Die „Registres“, die Eduard Winter als Beitrag zu dieser Geburtstagsfeier hier vorlegt, sind ganz kurze Auszüge aus den verloren gegangenen Sitzungsprotokollen der Berliner Akademie der Wissenschaften. Diese Auszüge — es sind ihrer 855 — enthalten anscheinend nur trockene Daten über die bei den wöchentlichen Sitzungen anwesenden Personen und die in den Sitzungen gehaltenen Vorträge. Die „Registres“ umfassen 230 Seiten des Buches. Erschlossen werden sie erst durch die 90 S. starke Einleitung W.s und ferner durch die 57 S.

zählenden Anmerkungen über die in den Sitzungen auftretenden Mitglieder und Gäste und sonst genannten Personen.

W. gibt in der Einleitung einen geistvollen Überblick über Eulers Gelehrtenleben, und stellt insbesondere die wissenschaftliche und organisatorische Tätigkeit Eulers während seines Berliner Wirkens dar, er schildert seine Berufung nach Berlin und seinen Abgang von Berlin, sein Verhältnis zu König Friedrich dem Großen und zum Akademiepräsidenten Maupertuis. In der Auseinandersetzung zwischen Euler und Wolff wird uns ein spannender Abschnitt der deutschen Aufklärung vorgeführt. Besonders erwähnt seien die Einzelheiten über die Rolle der vom König aus Frankreich berufenen Akademiemitglieder und über die wissenschaftlichen Beziehungen zu Rußland, die Euler auch während seiner Berliner Zeit nicht vernachlässigt hat.

Insgesamt gibt uns W. mit dieser neuen Veröffentlichung einen wertvollen und aufschlußreichen Beitrag zur Geistesgeschichte des 18. Jh.s. K. A. F.

**v. Preradovich, Nikolaus: Die Führungsschichten in Österreich und Preußen (1804—1918).** Mit einem Ausblick bis zum Jahre 1945. (Veröff. d. Inst. f. Europäische Geschichte Mainz). Wiesbaden, Steiner Verlag, 1955. 240 S.

Es wird mit dieser Arbeit angestrebt, vor allem drei Grundfragen zu klären: 1. Die Herkunft der Führungsschichten in Österreich und Preußen 1804—1918, 2. den Aufstieg dieser Führungsschichten und 3. die Kontinuität der Familien im Staats- und Militärdienst. Im ersten Teil wird Österreich behandelt (S. 1—72), der zweite Teil bezieht sich auf Preußen (S. 73—168). Ein Rückblick und Ausblick schließt das Werk ab (S. 169—189). In den Abschnitten Österreich und Preußen sind folgende Gruppen aus 9 Stichjahren zwischen 1804 (1806) und 1918 untersucht worden: Diplomaten, Verwaltungsbeamte, Generalität, Parlamentarier.

Ohne Frage sind Arbeiten lebhaft zu begrüßen, die bei der Untersuchung soziologischer Prozesse wirklich auf den Träger aller dieser Entwicklungen, die Familie oder den Menschen, zurückgehen und versuchen, von hier aus Licht in die oftmals verwickelten Vorgänge zu bringen und zu begründeten Aussagen über die soziologischen Prozesse zu gelangen. Daß sich Arbeiten dieser Art vielfach den Führungsschichten zuwenden, hat seinen Grund einmal in der geschichtsformenden Kraft dieser Gruppen, zum anderen in quellenmäßigen Gegebenheiten. Grundsätzlich ist dieses Verfahren für alle soziologischen Gruppen anwendbar und ertragreich.

So verkörpert auch diese Arbeit eine moderne Fragestellung, die wichtige Ausblicke eröffnen kann und die dem Verf. als Historiker am Herzen liegen. Der Genealoge hätte es begrüßt, wenn ähnliche Untersuchungen mit Hinblick auf die verwendete Methode stärker berücksichtigt worden wären. Die einzelnen Personen werden hier soziologisch und landschaftlich nicht nach ihren vier Großeltern oder acht Urgroßeltern klassifiziert, sondern allein nach dem reinen Mannesstamm. Das bedeutet, daß ein österreichischer Erzherzog 1918 zu einem „Lothringer“ wird, weil die Familie im Mannesstamm 1736 von Lothringen nach Österreich gelangte, daß ein Thurn und Taxis zu einem „Romanen“ wird, weil die Familie vor mehr als 400 Jahren aus Oberitalien kam. Gewiß wird der Neger Abraham Petrovitsch (S. 169) dadurch kein Russe, daß er zum zaristischen General befördert wird, er wäre aber als Russe anzusprechen, wenn allein sein Urgroßvater

im Mannesstamm ein Neger und die 7 übrigen Urgroßeltern Russen gewesen wären.

So ergibt die einseitige Heranziehung allein des Mannesstammes und die Vernachlässigung aller sonstigen Herkunftselemente ein ungenaues Bild, das gerade den Vorgang der Einschmelzung in das Österreichische oder Preußentum durch mütterliche Familien, die oft prägender als die väterlichen waren, und auch die Verbindung und Verschmelzung verschiedener sozialer Schichten nicht recht erhellt und wichtige Fragen offen läßt. Wegen weiterer Einzelheiten und auch grundsätzlicher Fragen sei auf die ausführliche Besprechung im *Senftenegger Monatsblatt* 1956, 313—320 verwiesen. Ohne Zweifel kann aber das vorliegende Werk, das der Verlag Steiner vorbildlich ausgestattet hat, anregen zu ähnlichen Arbeiten, die gerade für Österreich und das habsburgische Reich außerordentlich furchtbar werden könnten.

München

F. v. Schroeder

**Carlgren, W. M.: Iswolsky und Aehrenthal vor der bosnischen Annexionskrise.**

Russische und österreichisch-ungarische Balkanpolitik 1906—1908. Uppsala, Almqvist Wicksell 1955. XII + 334 S., 1 Kt.

Es ist sehr dankenswert, daß sich der schwedische Verf. der mühevollen und doch zugleich überaus wichtigen Aufgabe unterzog, die Balkanpolitik der Doppelmonarchie und des Zarenreiches in der Zeit von 1906—1908 eingehend zu untersuchen. Neben den Aktenveröffentlichungen der einzelnen Mächte hat C. zusätzlich vor allem Wiener Archivalien, aber auch Briefschaften aus dem Nachlaß einzelner österreichischer Diplomaten, u. a. Aehrenthal herangezogen. Durch die sorgfältige, gewissenhafte Verwertung neu erschlossener Quellen kommt der Verf. in Verbindung mit den bereits veröffentlichten Dokumenten in wesentlichen Fragen zu neuen Ergebnissen.

Für die österreich-russische Balkanpolitik in den zwei Jahren vor der Annexionskrise sind die Persönlichkeiten von Aehrenthal und Iswolsky im wesentlichen bestimmend. Trotzdem geht der Verf. durchaus richtig auch auf die Entwicklung der vorangehenden Jahre ein. Er beginnt 1878, behandelt ausführlicher aber erst die Entstehung der österreich-russischen Entente vom Jahre 1897, die m. E. nach eine etwas ausführlichere Behandlung durch C. erfordert hätte. Der Entwicklungsabschnitt von 1897—1906 wird vom Verf. bereits ausführlich dargestellt. In diese Zeit fällt der Höhepunkt und die beginnende Krise der österreich-russischen Zusammenarbeit auf dem Balkan. Iswolskys Außenministerzeit wird schon in seinen ersten Anfängen genauestens berücksichtigt (S. 68 ff.), desgleichen Aehrenthals Anfänge am Ballhausplatz (S. 99 ff.). Ausführlicher dargestellt werden vom Verf. die beginnenden österreich-russischen Gegensätze, die an der mazedonischen Justizreform entbrennen und von russischen Vorstößen in der Meerengenfrage begleitet werden (S. 137 ff.). Der Gegensatz zwischen den beiden Großmächten gelangt zum vollen Ausbruch in der Sandschakkrise, deren Vorgeschichte und Ablauf genau geschildert wird (S. 195 ff.). Trotz dieser diplomatischen Spannungen hat sich dann Iswolsky erneut Aehrenthal genähert und ihm das bereits bekannte, aber bisher nicht hinreichend gewürdigte Aide Mémoire vom 2. Juli 1908 zugehen lassen, das nichts weniger bedeutet als ein umfassendes Verhandlungsangebot des russischen Außenministers an seinen österreichischen Kollegen und dessen grund-

sätzliche Bedeutung von C. hervorgehoben wird (S. 310 ff.). „So weit wie Iswolsky war nach dem Berliner Kongreß noch kein russischer Außenminister gegangen“ (S. 313 ff.). Es ist m. E. keine Frage, daß man von diesem Punkte aus zu einer dauerhafteren Abgrenzung österreich-russischer Interessen auf dem Balkan hätte gelangen können. Leider hat die österreichische Diplomatie die Bedeutung dieses Schrittes Iswolskys nicht genügend gewürdigt und diese Gelegenheit vorbeigehen lassen, die sich hier seit vielen Jahrzehnten zum ersten Male bot. Aehrenthals Meinung, daß das Verhandlungsangebot vom 2. Juli 1908 von der russischen Sorge beeinflußt sei, „die verloren gegangene Kontrolle über die Politik der Monarchie am Balkan wieder zu erlangen“ (S. 315 ff.), wird ihrer tatsächlichen Bedeutung nicht gerecht.

Wir schulden dem Verf. aufrichtigen Dank für seine sehr sorgfältige Analyse und würden es begrüßen, wenn er sich entschliesse, auch die Entwicklung seit der Annexionskrise zu behandeln.

München

Fritz Valjavec

**Lord Strang: Home and Abroad.** London, Andre Deutsch Ltd. 1956, 320 S.

Erinnerungen des zeitweiligen Permanent Under-Secretary of States for Foreign Affairs, die uns deshalb interessieren, weil der aus schottischer Bauernfamilie stammende Beamte vorübergehend an der britischen Gesandtschaft in Belgrad (S. 51 ff) tätig und in den krisenreichen Jahren 1938/39 Hauptberater Chamberlains war. Seine Schilderung der tschecho-slowakischen Krise bringt freilich wenig Neues, vermutlich deswegen, weil der Verf. seine Meinungen (z. B. in der Frage des Selbstbestimmungsrechtes der Sudeten- und Karpatendeutschen) zwischen 1938 und 1956 radikal geändert hat. Interessante Einzelheiten über die Moskauer Verhandlungen im Sommer 1939, so insbesondere hinsichtlich des Verhaltens Moskaus gegenüber Rumänien (S. 187 ff, 314 ff). Als Mitglied der European Advisory Commission hatte Lord Strang 1944/45 auch mit dem Problem der Besetzung Bulgariens (S. 224 f.) zu tun. Aufsehen hat Strangs Mitteilung erregt, daß Sowjetrußland hartnäckig die Angliederung der schleswig-holsteinischen Ostsee-Insel Fehmarn an die SBZ verlangt hat (S. 207).

H. B.

**Bruce Lockhart, Sir Robert: My Europe.** London, Putnam 1952. 272 S.

Nach einer gründlichen Ausbildung in Fettes, Berlin und an der Sorbonne übernahm Sir Robert 1911 das Amt eines Vizekonsuls in Moskau, stellte dann den Kontakt zwischen der britischen Regierung und den soeben zur Macht gekommenen Bolschewisten her und wirkte nach dem ersten Weltkrieg von 1919 bis 1922 in Prag. Nach einer längeren Unterbrechung seiner diplomatischen Tätigkeit übernahm er während des 2. Weltkrieges die Kontrolle der britischen Auslandspropaganda (1941—1945). Sein neues Buch besteht aus drei Abschnitten, von denen der mittlere für uns vor allem in Betracht kommt.

Das 1. Kapitel vereinigt einige Skizzen, die die Entwicklung Moskaus seit 1911 schildern. Abgesehen von einer Betrachtung über Stalin („der rote Zar“) ist der Inhalt dieser Beiträge im wesentlichen bereits durch die 1932 veröffentlichten „Memoirs of a British Agent“ bekannt. Für den Historiker sind die Bemerkungen zur Interventionsfrage besonders interessant. Sir Robert betont, daß die Franzosen 1918 entschieden für eine Intervention waren, um die zweite Front im

Kampf gegen Deutschland wiederherzustellen. In England war die Meinung geteilt. Sir Robert unterstreicht, daß er gegen eine Intervention gewesen sei; sein Ziel sei es gewesen, die Bolschewiki dafür zu gewinnen, alliierte Hilfe anzufordern. Bisher mußte man aus dem Telegramm, das der amerikanische Botschafter in Moskau, David R. Francis, am 11. 5. 18 seiner Regierung schickte, schließen, daß Sir Robert damals unter allen Umständen für eine Intervention eingetreten sei: „Lockhart strongly favors Allied intervention with or without Soviet government approval but says approval desirable, to which I agree“ (Foreign Relations I, 525 ff). Sir Robert betont, daß er sich dem Beschluß der Alliierten, Truppen zu landen, schließlich gebeugt habe. Aus S. 32 könnte man schließen, daß der 4. 8. 1918 der entscheidende Stichtag war. Das ist jedoch nicht der Fall. Schon vorher gab es alliierte Truppenverbände auf russischem Boden. Graf Mirbach protestierte am 21. 5. über die Anwesenheit von 35 000 englischen und französischen Soldaten in Murmansk. Diese Zahl des deutschen Botschafters ist übertrieben, zählt man jedoch die verschiedenen englischen, französischen, serbischen und amerikanischen Einheiten, die im Mai und Juni in Murmansk oder Archangel zusammengezogen wurden, als eine militärische Einheit, so kommt man zu einer ganz stattlichen Truppe. Am 2. Juli beschloß der Supreme War Council in Paris die planmäßige Landung größerer Truppeneinheiten in Nordwestrußland. Nach dem Bericht von Francis müssen wir annehmen, daß Sir Robert bereits vor der Entscheidung von Paris „strongly“ für eine Intervention war, gleichgültig, wie sich die Sowjets verhalten würden.

Das 2. Kapitel beschäftigt sich in erster Linie mit Benesch und Jan Masaryk. Sir Robert war mit beiden befreundet, dem Sohn des Staatsgründers hat er 1951 ein persönliches Erinnerungsblatt gewidmet: „Jan Masaryk: A Personal Memoir.“ Jan Masaryk war nach dem Zeugnis Sir Roberts in den USA von Freunden geraten worden, von einer UNO-Sitzung nicht in die Tschechoslowakei zurückzukehren. In der letzten Besprechung mit Lockhart war M. optimistisch. Einige Monate später erfolgte die Tragödie in Prag. Sir Robert ist davon überzeugt, daß Jan Masaryk ermordet worden ist. Die Schilderung dieses englischen Diplomaten bereichert unser Bild der beiden tschechischen Politiker.

Der dritte Abschnitt fällt nicht mehr in die Kompetenz unserer Zeitschrift. Er gibt Eindrücke von Reisen nach Schweden, Norwegen, Dänemark, Deutschland, Holland, Belgien und Frankreich wieder. Über diesen Abschnitt schrieb die „Times“ (L. Suppl. 14. 11. 52), daß er ein wenig zu voll von Empfängen durch alte Freunde und allgemeinen Redensarten sei. Wir können das nicht finden. Zumindest in seinem Bericht über Deutschland erklärt Sir Robert ganz präzise, daß Deutschland ihn unangenehm an 1929 erinnere. Er fand keine Begeisterung für westliche Einrichtungen und gewann offenbar die Vorstellung, daß die Demokratie ohne rechte Chancen sei. Wenn man Sir Roberts Reise genauer ansieht, so stellt man fest, daß ein großer Teil der geringen ihm zur Verfügung stehenden Zeit darauf verwendet wurde, mit dem Sender „Freies Europa“ in München und mit den dort wirkenden polnischen und tschechischen Kräften in Kontakt zu kommen. Man darf Sir Robert gewiß fragen, ob die kurze Zeit, die er in München hatte, „to meet some Germans“ (S. 191) wirklich ausreichte, um die Urteile zu erhärten, die wir im Kapitel 4 „Return to Germany“ finden. Wir hoffen sehr, daß Sir Robert Zeit zu einem gründlicheren Besuch finden wird, zu einem Besuch, bei dem die Erinnerung

den Blick auf die Gegenwart nicht stört. „Like the Irish, we Scots have long memories. There was no hate in my heart, but I could not forget.“ (S. 184). Sicher. Doch: Europa wächst nur durch Vergessen und Versöhnung. H. B.

**Barnes, Harry Elmer** [Hrsg.]: **Perpetual War for Perpetual Peace**. Caldwell, Idaho; The Caxton Printers Ltd. 1953. 679 S.

Ein bedeutendes Sammelwerk, das Charles Austin Beard gewidmet ist und ihm auch den etwas ungewöhnlichen Titel verdankt: die Phrase „Ewiger Krieg für ewigen Frieden“ kennzeichne — so meinte Beard — am besten die Grundrichtung der Außenpolitik Roosevelts und Trumans. Die 10 Beiträge stammen von 8 Verfassern; von dem Herausgeber, dem wir das revisionistische Buch „Genesis of the World War“ (1926) verdanken, von Charles Callan Tansill („Back Door to War; The Roosevelt Foreign Policy 1933—1941“, 1952), dem Juristen Frederic R. Sanborn, dem Soziologen George A. Lundberg, dem Historiker William L. Neumann und den wissenschaftlich qualifizierten Publizisten William Henry Chamberlain (vgl. SOF XII, S. 225—240), Percy L. Greaves jr. und George Morgenstern. Ursprünglich als Antwort auf das Roosevelt-Buch von Basil Rauch geplant, wurde das Sammelwerk schließlich zu einer kritischen Darstellung der amerikanischen Außenpolitik (vor allem in Ostasien) und zu einer Anklage gegen die in Großbritannien und den USA übliche Methode, lediglich „Hofhistorikern“ Zugang zu Geheimarchiven zu gewähren, während andere Kenner der diplomatischen Geschichte ausgeschlossen werden. An diesem Buche, daß in jeder größeren deutschen Bibliothek vorhanden sein sollte, interessieren uns ganz besonders die Ausführungen des Herausgebers über das Totschweigen „revisionistischer“ Bücher in den USA (S. 22 ff), des Georgetown-Lehrstuhlinhabers Tansill über den Zusammenhang zwischen Versailles (Ostregelungen) und dem 2. Weltkrieg (S. 88 ff) und Fr. R. Sanborns über „Roosevelt and Munich“ (S. 196 ff).

H. B.

**Bertrand, Louis: Mes Ambassades. Espagne — Italie — Allemagne — Canada.** Paris 1954: Librairie Arthème Fayard; 300 S.

Dies Erinnerungswerk, das südosteuropäische Themen nur am Rande berührt, interessiert uns vor allem aus einem sozialpsychologischen Grunde. Das eigentümlich melancholische Verhältnis dieses monarchistisch eingestellten Lothringers zu Frankreich (vgl. S. 177 ff) erinnert an Stimmungen, die man oft bei geistig führenden Vertretern der Völker antrifft, die durch die Doppelmonarchie entscheidend geprägt wurden. Sympathisch der Versuch, ein sachliches Bild Hitlers (S. 257 ff.) zu gewinnen. Über dem ganzen Band liegt die Altersweisheit eines bedeutenden Schriftstellers, der den Bolschewismus als den Hauptfeind unserer europäischen Kultur ansieht, sich für die christliche Position und eine deutsch-französische Verständigung entschieden hat — zugleich aber die Blindheit der modernen Massen nicht vergißt: „Les mêmes erreurs et les mêmes horreurs recommencent éternellement pour les nations incorrigibles.“

J. K.

**Leiss, Amelia and Dennett, Raymond: European Peace Treaties after World War II.** Boston 1954; World Peace Foundation, 341 S.

Die vorliegende Veröffentlichung bringt nicht nur die Texte der Friedensverträge mit Italien, Bulgarien, Ungarn, Rumänien und Finnland, sondern auch eine

Darstellung der Verhandlungen, die zum Abschluß dieser Verträge führten. Dadurch werden die Documents on American Foreign Relations VIII und IX sinnvoll ergänzt. Bei der Schilderung der verschiedenen Grenzprobleme hätten die einschlägigen Aufsätze im „Wissenschaftlichen Dienst Südosteuropas“ 1952 und 1953 gute Dienste tun können. Erwünscht wäre ein Sachregister gewesen.

J. K.

**Neubacher, Hermann: Sonderauftrag Südost, 1940—45.** Bericht eines fliegenden Diplomaten. Göttingen, Musterschmidt 1956. 215 S., 1 Kt.

Unter den nicht sehr zahlreichen deutschen Erinnerungsbüchern über Südosteuropa im Zweiten Weltkrieg nimmt das Buch von N. in jeder Hinsicht eine besondere Stellung ein. Der wichtige Aufgabenkreis des Verf.s, den dieser während des Krieges im Südosten innehatte, verleiht seinen Ausführungen besonderen Wert. Seine Mitteilungen zur politischen und wirtschaftlichen Geschichte verdienen große Beachtung. N. berichtet über seine Tätigkeit in Rumänien (S. 38 ff), über seine Beziehungen zu Bulgarien (S. 68 ff), sein wichtiges Wirken in Griechenland 1942—1944 (S. 72 ff), sowie in Albanien (S. 105 ff) und Jugoslawien (S. 122 ff). Auch über die letzten Kriegsmonate weiß der Verf. Wichtiges zu berichten, unter anderem über Sondierungen von alliierter Seite (S. 203 ff.).

Das Buch N.s hat nur einen entschiedenen Mangel. Es ist zu kurz. Der Wichtigkeit und der Fülle des Stoffes wäre ein doppelter oder dreifacher Umfang angemessener gewesen. Vielleicht dürfen wir aber hoffen, daß der Verf. uns noch Nachträge zu diesem in jeder Hinsicht erfreulichen Buche bescheren wird.

F. V.

**Seraphim, Hans-Günther: Das politische Tagebuch Alfred Rosenbergs aus den Jahren 1934/35 und 1939/40** (Quellensammlung zur Kulturgeschichte, hrsg. von Prof. Dr. W. Treue, 8). Göttingen — Berlin — Frankfurt, Musterschmidt 1956. 218 S.

Die sehr gut edierte, durch eine knappe Einleitung vorteilhaft erschlossene Quelle (weitere Teile des Rosenbergschen Tagebuches aus den Jahren 1941—44 wurden erst nachträglich bekannt) ist auch für die Geschichte des Südostens und namentlich seiner deutschen Volksgruppen bedeutsam. Das Tagebuch enthält zahlreiche Hinweise zu den deutsch-rumänischen Beziehungen (S. 48 ff.), aber auch zu den nationalsozialistischen Verbindungen mit amtlichen ungarischen Kreisen (S. 49, 52, 53 usw.), namentlich zu Gömbös. Südostdeutsche Angelegenheiten stehen für Rosenberg am Rande (vgl. S. 118). Von einer engeren Verbindung zwischen den südostdeutschen Gruppen und dem Nationalsozialismus merkt man auch in dieser bedeutsamen Veröffentlichung recht wenig.

F. V.

**Höpker, Wolfgang: Europäisches Niemandsland.** Moskaus Zwischeneuropa vom Nordkap bis Kreta. Düsseldorf-Köln, Eugen Dieterichs Verlag 1956. 166 S. 6 Ktn.

Die anregende, sehr wertvolle Übersicht über „Zwischeneuropäische“ Fragen — der Verf. denkt dabei an die von der Sowjetunion angestrebte Pufferzone neutraler Staaten vom Nordkap bis Kreta — berücksichtigt auch Teile des europäischen Südostens (S. 99—125). Der sachkundige Verf. behandelt das politische Verhalten Jugoslawiens, Griechenlands und der Türkei. Eine Berücksichtigung

auch Ungarns, Rumäniens, Bulgariens und Albaniens, die nicht in die von den Sowjets angestrebte „neutrale“ Zone fallen, lag nicht in der Absicht der Schrift, die die Ereignisse bis Herbst 1956 berücksichtigt. Doch dürfen wir vielleicht hoffen, daß sich H. in absehbarer Zeit auch zu dieser Ländergruppe äußert. F. V.

**Billimovich, Alexander D. — Végh, Jenő — Zagoroff, S. D.: The Agricultural Economy of the Danubian Countries, 1935—45.** Stanford, Stanford University Press 1955. XIV + 478 S. \$ 7.50.

Eine eingehende Darstellung der Landwirtschaft in den Ländern des Donauraumes während des zweiten Weltkrieges ist von großer Bedeutung auch für die geschichtliche Landeskunde Südosteuropas. Die vorliegende Untersuchung ist das Ergebnis jahrelanger Arbeiten gewesen, die im Rahmen des „Food Research Institute“ der Universität Stanford durchgeführt wurden. Bulgarien wurde von Z., Jugoslawien von B., Ungarn von V. behandelt. Der Bearbeiter von Rumänien wünschte ungenannt zu bleiben. Die Zusammenstellung des Bandes wird Z. verdankt. Von Z. stammt auch der allgemeine Überblick über die Landwirtschaft der behandelten Staaten (S. 3—139). Es folgt die Darstellung der Landwirtschaft und der Ernährungslage in Ungarn (S. 141—228), in Rumänien (S. 229—88), in Jugoslawien (S. 289—366) und Bulgarien (S. 367—467). Jedem Abschnitt sind Exkurse und statistische Übersichten beigegeben. Ein sorgfältiges Sach- und Namensverzeichnis (S. 471—78) beschließt den Band.

Den einzelnen Beiträgen liegt eine Fülle von Unterlagen zugrunde, die mit viel Mühe erschlossen worden sind. Nur wer selbst auf diesem Gebiet gearbeitet hat, kann die Bedeutung der hier geleisteten Arbeit ermessen. Die vorliegende Veröffentlichung wird für lange Zeit die maßgebende Darstellung über diesen Fragenbereich bleiben.

Wenn ich im Nachstehenden einige Berichtigungen und methodische Hinweise zu Papier bringe, so tue ich das nicht, um den Wert des Buches herabzusetzen, sondern um für ähnliche Arbeiten in der Zukunft Anregungen zu geben. Einzelheiten (Alexander Cuza war nicht „the first native prince“, S. 39. Man kann nicht sagen, Agram „was [1941] ceased by Germany“, S. 337 usw.) haben nicht viel zu besagen. Auch das Fehlen diakritischer Zeichen namentlich bei der Wiedergabe rumänischer Namen (vgl. z. B. S. 262) sind im Grunde unerheblich. Bedenklicher sind methodische Mängel. Es fällt auf, daß deutsche Unterlagen aus der Zeit zwischen 1939 und 1945 im allgemeinen nicht herangezogen wurden. Sie hätten wichtige Ergänzungen geboten und insbesondere den Verfall der Landwirtschaft und ihre wirklichen Gründe oft klarer erkennen lassen. Es fällt ferner auf, daß die Verschleppung, Vertreibung, Internierung und Vernichtung der Deutschen in den Ländern, die den Gegenstand des Buches stellen, in der Auswirkung auf die Landwirtschaft nicht gewürdigt wird (vgl. 274 ff., 344 ff.). Es ist m. E. keine Frage, daß die Ausschaltung von Hunderttausenden deutscher Landwirte, die in vieler Hinsicht führend waren, zum rapiden Abfall der Erzeugung gerade seit 1944 beigetragen hat. Das gilt insbesondere für das Banat und die Batschka, die durch das Kriegsgeschehen verhältnismäßig wenig litten. Ein weiterer Mangel ist (und er erklärt sich aus dem Nichtheranziehen deutscher Unterlagen) die Verwendung von Propagandazahlen aus der Kriegs- und Nachkriegszeit (S. 328, 356 u. ö.). Kri-

tische Siebung wäre hier am Platze gewesen. Statistik und Statistik ist nicht ein und dasselbe! Die Umstände, unter denen sie zustande gekommen ist, sind immer sorgfältig zu berücksichtigen. Die Mängel der rumänischen Statistik werden S. 278 unverhüllt zugegeben, obgleich apologetisch beschönigt. Glaubt man aber wirklich, daß sich die Statistik in diesem Lande während des Krieges „rapidly“ verbessert hätte (ebda.)? Die Zusammenarbeit mit deutschen Forschern hätte es ermöglicht, manchen dieser methodischen Engpässe besser zu bewältigen, und ich glaube, daß einer solchen Zusammenarbeit nichts im Weg stehen sollte. F. V.

**Müller, Friedrich: Geschichtswirksamkeit des Evangeliums in seinem lutherischen Verständnis.** Zwei Aufsätze, Stuttgart. Evangelisches Verlagswerk, 1956. 105 S.

Nur der erste der beiden Aufsätze des amtierenden Sachsenbischofs berührt unmittelbar den Themenkreis der „Südostforschungen“; er trägt den Titel „Das Luthertum als Auslöschungskern der volksskirchlichen Entwicklung und deren geschichtliche Auswirkung in Südosteuropa“. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß hier von berufener Seite in der siebenbürgischen lutherisch-deutschen Volkskirche eine Erscheinung von erstaunlicher Geschichtsmächtigkeit geschildert wird. Die bis in die Gegenwart ganz konkrete Erfahrung, daß die Bewahrung des siebenbürgischen Deutschtums mit der Bewahrung seines geschlossenen und lebendigen lutherischen Kirchentums steht und fällt, gibt dem Begriff „Volkskirche“ hier überzeugende Realität. Auch soll durchaus nicht geleugnet werden, daß von der siebenbürgischen Volkskirche Vorbildwirkungen auf die nichtdeutsche Umgebung der Siebenbürger Sachsen ausgegangen sind; der Verf. weiß in dieser Richtung bemerkenswerte Einzelheiten anzuführen. Gleichwohl scheint uns das Prinzip etwas überanstrengt: Ebenso wie in ihrem Gegenstück, der Staatskirche, ist auch in der Volkskirche, sofern man diesen Begriff idealisiert und verabsolutiert, die Kirche mit einem außerkirchlichen Höchstwert verbunden. Gewiß werden durch das Engagement der Kirche die staatlichen bzw. nationalen Abwehrkräfte jeweils gestärkt; es fragt sich aber, ob das nur im Falle der Verbindung mit dem Staat für die Kirche eine Gefährdung bedeutet. Daß die Gefährdung durch den Staat sichtbarer und historisch häufiger ist, mag zugegeben werden, doch scheint uns die völlige Abwertung der griechisch-byzantinischen Kirche, die der Verf. vornimmt, einem überholten Geschichtsbild zu entspringen. Umgekehrt ist die Islamisierung Bosniens ganz gewiß nicht auf die Nähe Roms zurückzuführen (S. 43), sondern auf die Sonderentwicklung der bogomilisch-bosnischen „Volkskirche“. Die etwas eigenwillige Sprache des Verf. erschwert mitunter das Verständnis: So ist es ungebräuchlich und mißverständlich, die Gräcisierungstendenzen der Ostkirche, ja gelegentlich geradezu diese selbst als „Hellenismus“ zu bezeichnen. Bei aller Anerkennung der Verdienste des gebotenen Überblickes möchten wir meinen, daß dem historischen Verständnis sowohl des siebenbürgischen Volkskirchentums wie der kirchlichen und politischen Entwicklung Gesamt-Südosteuropas besser gedient wäre, wenn die Interpretation nicht ausschließlich nach dem Zielbild der Volkskirche erfolgte.

Köln

Günther Stökl

**Daniel-Rops, Henri: Die Apokryphen des Neuen Testamentes.** Auswahl und Übertragung der französischen Ausgabe auf Grund der Urtexte. Deutsche Übertragung von O. v. Nostitz und H. H. J. Tyckiak. Zürich, Verlag „Die Arche“, P. Schifferli 1956. Geb. 301 S.

Mit der Zunahme des über das rein Kunstwissenschaftliche und Kunsthistorische hinausgehenden thematisch-ikonographischen Interesses an der mittelalterlichen und noch späteren Kunst des Ostens und Südostens (Fresken, Ikonen, Ausgaben und Ausstellungen, neuerdings auch populärwissenschaftliche Untersuchungen ihrer Stellung in Dogmatik, im kirchenpolitischen und volksreligiösen Leben) gewinnen auch Übersetzungen östlicher und südöstlicher Legendensammlungen und Apokryphen an Bedeutung und Umfang. Gerade die Apokryphen waren bisher fast alleiniges Wissensgut der Fachphilologen, Religionswissenschaftler und Kirchenhistoriker; ihre Texte fast nur in den Originalsprachen publiziert. Der Wissenschaftler wird immer noch auf die bewährten Ausgaben (Hennecke, Lipsius-Bonnet, James, Tisserant usw.) zurückgreifen müssen. Für den südostinteressierten Laien ist nun die vorliegende Schweizer Ausgabe (neben die sich jetzt eine neue von Edzard Schaper, Frühes Christentum. Fischer-Bücherei, Frankfurt/M. 1957 stellt) von D.-R. ein willkommener Anreiz, sich mit der bunten Welt der Apokryphen zu beschäftigen und aus ihr die Vielheit dessen zu erkennen, was man so vielfach in der abendländischen Kunst des Ostens wie des Westens als „selbstverständlich evangeliengetreu“ empfindet (Mariä Tempelweihe, Krippenstall und Bethlehemgrotte, Ochs und Esel dran, Dreikönige und ihre Namen, Schweißstuch der Veronika usw.). In Wirklichkeit ist sehr vieles den kirchlich nicht anerkannten, nicht „kanonischen“ Büchern entnommen, deren Inhalte lediglich in der Kunst, nicht aber etwa im romkirchlichen Schrifttum geduldet werden. Auch die vorliegende Auswahl ist von der katholischen Haltung her bestimmt. Sie ist 1. eine Auswahl, doch wissenschaftlich verwendbar, da aus den angezogenen Apokryphen jeweils auch die Inhalte der nicht vollständig übersetzten Kapitel gut skizziert sind und ein ausreichender Einführungskommentar (Anmerkungsteil, Kapitel-Vorworte) beigegeben wurde; 2. jedoch eine allgemein gut einführende Einleitung vorgesetzt ist, die zwar stark das Kirchlich-Apologetische der Einstellung gegen die „verdächtige Esoterik“ der Apokryphen betont, jedoch auch das Geschichtliche, Dogmatische und Dichterische dieser mehrgliedrigen Gattung frühchristlichen Schrifttums gut beschreibt und in ihr auch die Sonderstellung der „Logia“ oder „Agrapha“ mit ihrer Problematik und ihrer Entstehungszeit im Verhältnis zu den „offiziellen“ Schriften des Neuen Testaments klarmacht.

Die Lektüre der Apokryphen schenkt dem an der religiösen Volksdichtung des südostdeutschen Raumes (vgl. die apokryphen Szenen des geistlichen Volksschauspiels der Ostalpen) wie jener des außerdeutschen Südostens viele Einblicke in die bunte Themenwelt der Hochkunst wie der Volksüberlieferung in Bildern und in der mündlichen Überlieferung, zumal neben die apokryphen Kindheits-evangelien, die apokryphen Evangelien der Passion, die nicht kanonischen Johannes-, Paulus-, Petrus-, Thomas-Akten und Apostelbriefe auch etliche apokryphe Apokalypsen (Petrus, Paulus) aufgenommen sind, in denen sich die Visionsliteratur der vorderasiatischen Jenseitswanderer fortsetzt, die neben und nach Dante nachmals in der bulgarischen Literatur so bedeutsam werden sollte und sich immer noch in der Volksdichtung des Südostens widerspiegelt.

Graz

Leopold Kretzenbacher

**Wonisch, P. Othmar, OSB: Das St. Lambrechter Passionsspiel von 1606.** Passio Domini und Dialogus in Epiphania Domini des Johannes Geiger. (Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Band XI), Wien 1957. 96 S.

Volkskunde und Literaturgeschichte des südostdeutschen Sprachraumes mußten es immer bedauern, daß einige wichtige Texte des spätmittelalterlichen und des frühbarocken geistlichen Volksschauspieles aus der Steiermark, die für die Entwicklung der vorbarocken Volkskultur wesentlich erscheinen, noch nicht ediert sind. Hinsichtlich des vorliegenden Passionsspieles von Johannes Geiger, einem nach St. Lambrecht als Konvertit zugewanderten Franken, ist nun in sehr guter Textausgabe und Kommentierung Abhilfe geschaffen. Es handelt sich in dieser Passio Domini von 1606 um einen jener seltenen Texte der sozusagen „unbarocken Gegenreformation“, denen sich in der Steiermark auch das Liederbuch von Nikolaus Beuttn er (Graz 1602) und manche andere Drucke der frühen Gegenreformation zugesellen. Sie sind bezeichnenderweise durchwegs von Parteilgängern der nun auch politisch schärfer werdenden Gegenreformation geschrieben, die samt und sonders von den Habsburgern am Vorabend der Gegenreformation von Franken (Geiger stammt aus Dinkelsbühl) und Schwaben zugewandert sind, genau so wie die Verfechter der protestantischen Sache in diesen kritischen und geistesgeschichtlich so bedeutsamen Jahrzehnten vor 1620 ebenfalls nach Innerösterreich (Steiermark, Kärnten, Krain) zugewandert waren. Der gegenüber den spätmittelalterlichen Monstertexten stark beschränkte und mit Zeittendenzen versehene Verstext des Spieles dieser Zwischenzeit zwischen dem Niederbruch der Kollektivmysterien und den kommenden Schwellformen der Barocke ist genau so ein Kampfmittel der religiös-geistigen Auseinandersetzung wie der ebenfalls hier erstmals gedruckte „dialogus in Epiphania Domini“, der jener großen Gruppe romanischer Modespiele der Zeit knapp nach dem Tridentinum angehört, die als sehr liturgieverbundene, musikalisch-dramatische Andachtsformen in neuer Aufmachung oratorienmäßig und gegenreformatorisch-tendenziös als „Gesprächsspiele“ und „Eklogae pastorales“ und ähnlich benannt von den Reformorden, insbesondere den Jesuiten propagiert, zumal in den süddeutsch-österreichischen Ländern in den Kirchen eingesetzt wurden. (Vgl. darüber mit einer Übersicht über die Entwicklung dieses Typus und der Fülle seines kirchlichen Einsatzes L. Kretzenbacher, Frühbarockes Weihnachtsspiel in Kärnten und Steiermark. Klagenfurter und Grazer Weihnachtsspieltexte des frühen 17. Jh.s als Denkmäler der Gegenreformation in Innerösterreich. Klagenfurt 1952). Das St. Lambrechter Spiel, das in die Meßliturgie eingebaut ist (mit Opfergang um den Altar, woran Spieler und Volk teilnehmen, und mit einem „Kindelwiegen“ in der Mitte) zeichnet sich durch köstliche Regieanweisungen aus.

Graz

Leopold Kretzenbacher

**Mayer, Robert: Die Bergkirchen in den Ostalpen.** Ein Beitrag zur Kunstgeographie (= Kärntner Museumsschriften XVI). Klagenfurt, Verlag des Landesmuseums für Kärnten 1956. 64 S. + 2 Ktn.

Der 1950 verstorbene Grazer Geograph M. behandelt vom geographischen Standpunkt aus die im Ostalpengebiet so häufigen Bergkirchen. So erwähnt u. a. schon Primus Truber in der deutschen Vorrede zum ersten Teil seines glagoliti-

schen Neuen Testaments (1562) die Errichtung von Kirchen auf Bergeshöhen. Gewiß wird die Errichtung von Kirchen und Kapellen auf ragender Bergeshöhe verschiedenen Gründen verdankt, es ist aber doch auffallend, daß sich diese im einst keltischen Südosten besonders häufig finden. Auch M. versucht eine historische Erklärung für die ostalpinen Bergkirchen zu geben. Er sieht S. 38 f. in den Bergkirchengebieten Rückzugsgebiete heidnisch gebliebener Slawen, die dann bei ihrer Christianisierung hier auf den Berghöhen christliche Kirchen errichteten. Mag sein, daß dies für die eine oder andere Kirche zutrifft. Ich glaube aber, daß wir doch weiter zurückgehen müssen, und auch M. deutet S. 54 ff. dies an. Die archäologische Erforschung der Ostalpenländer — vor allem auch im westlichen Jugoslawien — hat nämlich gezeigt, daß viele dieser Bergkirchen auf vorgeschichtliche Kultstätten zurückgehen. Dabei scheint es, daß sich — wenigstens im Südosten — die Bergkirchengebiete mit dem alten keltischen Siedlungsgebiet decken. Besonders interessant ist die merkwürdige Wallfahrt des Kärntner Vierbergelaufes, der bezeichnenderweise seinen Ausgangspunkt vom Magdalensberg nimmt, dem kultischen und politischen Mittelpunkt des keltischen Norikum. Mit Recht hat daher das Kärntner Landesmuseum die Magdalensbergkirche als Umschlagbild dieser anregenden Schrift genommen.

Graz

B. Saria

**Aus Kärntens Volksüberlieferung** (= Kärntner Museumsschriften XVII). Klagenfurt, Verlag des Landesmuseums für Kärnten 1957. 176 S. mit mehreren Abb. und Notenbeispielen.

Zur Vollendung des 75. Lebensjahres des Kärntner Volkskundlers, Hofrat Georg Graber, gab das Landesmuseum eine kleine Festschrift heraus. In ihr behandelt u. a. Franz Koschier die Rosentaler Tracht (S. 7—23). Sie weist zwei Komponenten auf: die alpenländische Alttracht und eine Kolonistentracht, die sich vom Burgenland über die Oststeiermark bis ins südliche Kärnten hinein erstreckt. Den Hauptteil des Bandes bilden die von Matthias Maierbrunner gesammelten und von Oskar Moser erläuterten Sagen aus dem Glödnitztal (S. 40—168). Graber selbst hat sich ja um die Herausgabe von zwei Bänden Sagen und Märchen aus Kärnten, die bereits mehrere Auflagen erlebten, verdient gemacht. Leider hat der um die Volkskunde seiner Heimat so hochverdiente Forscher sein Jubiläum nicht lange überlebt. Am 27. August 1957 verschied er in Klagenfurt.

B. S.

## II. Tschecho-Slowakei

**Veröffentlichungen der Slowakischen Akademie der Wissenschaften 1953—1955.**

Preßburg, Verlag der Slowakischen Akademie 1956. 188 S.

Drei Jahre nach ihrer Gründung gab die Slowakische Akademie der Wissenschaften einen Katalog der in ihrem eigenen Verlag erschienenen Werke mit ausführlichen Charakteristiken und Inhaltsangaben heraus. Da der Katalog in deutscher, englischer, französischer und russischer Sprache erschienen ist, wird er sich auch im Ausland als praktische Information über die wissenschaftliche Arbeit in der Slowakei erweisen.

B. S.

**Kavuljak, Andrej: Historický miestopis Oravy** (Historische Ortsbeschreibung der Orava). Preßburg, Slovenská Akadémia Vied 1955. 308 S.

Der Verf. dieses aus dem Nachlaß veröffentlichten Werkes war von Beruf Förster und kein Historiker: so ist auch das Buch zu werten.

Die Orava, ungarisch Árva, war seit dem 14. Jh. bis zum Ende des ersten Weltkrieges eines der 63 ungarischen Komitate oder Gaue und bestand seit der Durchführung der tschechoslowakischen Verwaltungsreform nur noch als landschaftlicher Begriff. Sie lag im nördlichsten Teil des Karpatenbogens, ohne Bodenschätze, gebirgig und bewaldet, mit kargem Boden und rauhem Klima. Sie spielte auch in der Geschichte keine hervorstechende Rolle. Neben der anfangs königlichen Burg Arva, die 1267 zuerst genannt wird und die später in den Besitz ungarischer Adelsfamilien übergang, kamen nur wenig Kleinstädte — ihre Einwohnerzahl überschritt kaum 3000 — wie Dolný Kubin oder Trstená, zu einiger, allerdings nur lokaler Bedeutung. Die meisten von den insgesamt etwa 110 Siedlungen blieben ärmliche Dörfer mit einigen Hundert Einwohnern. Schon in diesen Tatsachen liegt die Schwierigkeit begründet, über die Geschichte des Landes zu schreiben. Der Verf. beschränkte sich auf eine Zusammenfassung im allgemeinen Teil und fügt im speziellen die Liste der einzelnen Ortschaften hinzu. Hier reihte er alle in der Literatur und in den lokalen Archiven erfaßbaren Angaben chronologisch aneinander. Er nennt genau Flächenmaße, Zahl der Häuser und Einwohner im Laufe der Jahrhunderte, Siedlungsformen, Eigentumsverhältnisse, beschreibt die religiösen und wirtschaftlichen Verhältnisse sowie die mundartlichen Abweichungen im einzelnen.

Es fällt dem deutschen Leser auf, daß das halbe Jahrtausend, in dem das Land Heimat germanischer Stämme war, nicht behandelt wird. Bei der Wiederbesiedlung, die mit dem 13. Jh. einsetzt, geht aus verstreuten Einzelangaben hervor, daß es im Gebiet auch deutsches Recht, deutsche Schulzen und deutsche Siedler aus der Zips gab, die jedoch im Laufe der Jahrhunderte von der Masse des Slowakentums völlig überdeckt wurden. Der Zipser Schulze Johann Hertel gründete z. B. im Jahre 1371 das Städtchen „Bingenstadt“ mit deutschem Recht; der Name lautete bald als „Stadtček“ (Städtchen) und im J. 1420 ist er schon als „Trstená“ belegt. Im nördlichen Grenzgebiet, in dem die „Walachen“ einen militärischen Grenzschutzdienst versahen und laut der Umschlagkarte „Dämme von Prügelhölzern“ bestanden, wurden 1623 noch 13 deutsche Familiennamen gezählt. Im J. 1847 weist der Verf. noch 82 deutsche Familiennamen auf. Diese Angaben müssen im Text entdeckt werden, auf ihre Bedeutung geht der Verf. nicht ein.

Das kritische Urteil, die eingehendere Deutung und die größeren Zusammenhänge fehlen in dem Band. Es würde z. B. interessieren, was die Macht der Burgherren, der Illésházy, der Thurzo und Thököly für die Orava bedeutete, was für ein Verhältnis das Gebiet zur Wirtschaft und Kultur des Landes hatte, ob es dort ein Straßennetz mit Handelsverkehr gab usw. Es fehlt auch eine topographische Karte, denn der blasse Kartendruck auf dem Buchumschlag gibt kein klares Bild. Alles in allem geht die Darstellung über eine fleißige Zusammenstellung von Daten für den heimatkundlichen Gebrauch der einzelnen Ortschaften nicht hinaus.

Warstein

J. Liptak

**Omris, Ján V.: Bibliografia Jána Kollára** (Bibliographie Jan Kollárs). Preßburg Slowakische Akademie der Wissenschaften 1954. 504 S. 67 Kčs.

O. legt seine umfangreiche, erschöpfende Bibliographie des Dichters der „Tochter der Sláva“, Ján Kollárs, vor. Das 504 Seiten umfassende Werk sammelt in 2886 Nummern, aufgegliedert in 48 Sachgruppen, sämtliches Schrifttum, das über Kollár handelt. Der Verf. hat sich um größtmögliche Vollständigkeit bemüht, besonders im tschechischen und slowakischen Schrifttum. In dieser Hinsicht ist er sehr weit gegangen, d. h. er hat jeden, selbst in dem entlegensten, außerhalb der Slowakei kaum zugänglichen Lokalblatt erschienenen Aufsatz erfaßt, in dem Kollárs Erwähnung geschieht. So ist die große Anzahl von Nummern erklärlich. Die fremdsprachige Literatur des Westens ist weniger umfassend verzeichnet, wohl infolge der Unzugänglichkeit des Materials. Soweit ich einzelne Angaben überprüfen konnte, sind die Zitate sehr zuverlässig und genau. Vielleicht hätte manches etwas mehr konzentriert werden können. So ist es m. E. nicht nötig, daß von den Berichten über die Kollárfeier in Wien, die in den verschiedenen Zeitungen erschienen sind, jeder mit einer eigenen Nummer versehen ist. Da der Verf. jeden Artikel anführt, in dem Kollár auch nur erwähnt wird (unberücksichtigt blieben lediglich die Schulbücher), weitete sich die Bibliographie Kollárs beinahe zu einer Bibliographie der slowakischen Literatur aus. Denn es gibt doch kaum ein Werk über das slowakische Schrifttum oder die slowakische Geschichte, das Kollár nicht gebührend berücksichtigen würde. Außerordentlich wertvoll sind die kurzen Inhaltsangaben der Artikel, die das Wichtigste und Wesentliche herausheben und ganz ausgezeichnet orientieren.

Dem Werke sind Zusammenfassungen in russischer, deutscher und französischer Sprache beigegeben. Der russische Text ist nicht fehlerfrei, der deutsche recht mangelhaft, offenbar aus dem Russischen übersetzt. Er ist stilistisch und sprachlich nicht ganz einwandfrei und trifft auch sachlich nicht immer das Richtige. So sind, um nur ein Beispiel anzuführen „Národné piesne“ keine „Nationalen Gesänge“, sondern „Volkslieder“. Das Wort „Annotationen“ wäre wohl auch besser durch das geläufigere „Anmerkungen“ wiederzugeben gewesen. Druckfehler sind nicht vereinzelt: „erscheinen“ statt „erschieden“ (S. 483), „erweisen“ statt „erwiesen“ (S. 487), „umzugehen“ statt „zu umgehen“ S. 489, der „Titeln“ S. 486 u. a. m.

Trotz dieser Schönheitsfehler, denen man leicht hätte ausweichen können, muß diese gründliche umfassende Arbeit als ein Standardwerk der Kollár-Forschung gelten, an dem kein Forscher vorübergehen kann, der sich mit diesem Geisteshelden auseinandersetzt.

Wien

Friedrich Repp

**Stanislav, Ján: Dejiny Slovenského Jazyka.** I Úvod a hláskoslovie. (Geschichte der slowakischen Sprache. I. Einleitung und Lautlehre). Preßburg, Slovenská Akadémia Vied, 1956, 590 S.

Mit vorliegender Arbeit gibt der insbesondere durch seine Ortsnamenforschungen bestens bekannte Linguist St. eine sowohl auf der sprachwissenschaftlichen Literatur als auch auf dem Studium der Quellen aufgebaute historische Grammatik des Slowakischen. Wenn er in Hinblick auf das vielfach noch unerschlossene Archivmaterial sein Werk einleitend nur als Grundlage für eine ausführliche

historische Grammatik bezeichnet, so ist dies viel zu bescheiden. Der vorliegende Band enthält eine bewunderswerte Fülle an Material, das klar und systematisch behandelt wird, so daß die vielen Einzelheiten niemals die Verbindung mit der Hauptarterie verlieren; er bringt eine eingehende Berücksichtigung der Dialekte und ist mit Literaturangaben überaus reich ausgestattet, wobei man es als wohltuend empfindet, daß nicht von vorneherein ein ganz besonderer Wert auf das Neue gelegt wird.

Nach einer dankenswerten Zusammenstellung der bisherigen wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiete der slowakischen Sprache bringt der Verf. einen ausführlichen einleitenden Teil (A). Zu den wichtigsten Kapiteln dieses Teiles gehören: die Darbietung der um das Jahr 1000 beginnenden Quellen, der Versuch einer auf den geschichtlichen Gegebenheiten fundierten Periodisierung der slowakischen Sprache, sowie die Behandlung der Orthographie bzw. die Darstellung ihrer Entwicklung im Laufe der Jahrhunderte. Verständlicherweise bleibt im gegebenen Rahmen das dem Wortschatz gewidmete Kapitel hinter den obengenannten zurück. Im Folgenden werden die ersten Nachrichten über die Slawen ausgewertet, ferner wird an Hand der älteren und neuesten Theorien die Frage ihrer ältesten Wohnsitze und ihrer Herkunft, schließlich der Name der Slawen, insbesondere der Slowaken, erörtert, so daß diese Kapitel hervorragend geeignet sind, auch dem historisch interessierten Nicht-Slawisten einen Überblick über einen viel erörterten und umstrittenen Fragenkomplex zu vermitteln und ihn über die sehr verstreute Literatur zu unterrichten. Nach altbewährtem Muster folgen die Kapitel über die Stellung des Slawischen im Kreise der indogermanischen Sprachen bzw. des Slowakischen im Kreise der übrigen Slawinen. Eine eingehende Besprechung der slowakischen Sprachgebiete im Mittelalter und des sprachlichen Charakters in einzelnen Gebieten (mit anregender Stellungnahme zur Frage der Jugoslawismen) bietet die Grundlage für die Behandlung der dialektischen Aufspaltung des Slowakischen, aber auch für die folgenden Teile (B, C), die der Lautlehre gewidmet sind.

Der Teil B „Die Lautlehre von der vorhistorischen Zeit bis zur historischen“ beginnt mit der Besprechung des urslawischen Lautsystems in seinem Verhältnis zum indogermanischen. Die Darstellung des Ablautes an Hand von Tabellen halte ich nicht für glücklich; dem Benützer wird auf diese Weise kein Einblick in die Schwierigkeiten geboten, die ihm hier durch die Neuerungen auf baltischem und slawischem Boden begegnen, namentlich wenn Beispiele wie der Imp. *ĩ ci* angeführt werden. Bei der Behandlung der urslaw. *ort-/olt*-Gruppen unter verschiedener Intonation bzw. bei der Behandlung der slowakischen Schwankungen, die vor allem in Ortsnamen zu Tage treten, kommt dem Verf. die souveräne Beherrschung des Materials zugute. Das Einzige, was hier wie bei seinen Ausführungen über die Entwicklung der sog. *tort/tolt*-Gruppen zu wünschen übrig bliebe, ist ein Eingehen auf die lautphysiologische Seite der Spracherscheinungen. Dies gilt auch für die Palatalisierungen, namentlich für die Entwicklung der Gruppen *\*tj*, *\*dj*, über die bekanntlich sehr verschiedene Meinungen geäußert wurden.

Eine beispielhafte Leistung stellt der Hauptabschnitt des Werkes dar: „C. Die historischen Veränderungen“. Er bietet eine erschöpfende Darstellung der Entwicklung des slowakischen Vokalismus und Konsonantismus. Die einzelnen Stadien der Lautübergänge werden mit reichem Quellenmaterial belegt. Besondere Sorgfalt gilt der historischen Dialektologie sowie dem heutigen Stand in den

einzelnen Dialektgebieten. Immer wieder zu Wort kommt naturgemäß die čechische Entwicklung, aber auch auf das Südslawische greift der Verf. wiederholt zurück. In Anbetracht der Anlage ist es nur ein geringfügiger Mangel, daß er das abschließende Kapitel dieses Teiles „Akzent und Quantität“ stiefmütterlich behandelt und z. T. auf überholten Ansichten aufbaut.

Alles in allem eine vortreffliche Arbeit von allgemein slawistischer Tragweite, die sicherlich dazu beitragen wird, das wissenschaftliche Interesse an der slowakischen Sprache zu fördern und zu vertiefen.

Graz

Linda Sadnik

### III. Ungarn

**Archäologische Funde in Ungarn.** Hrg. von Edith B. - Thomas. Budapest, Corvina 1956. 425 S. mit 4 mehrfarbigen und 161 einfachen Taf., sowie 4 Ktn. in Mehrfarbendruck. 4<sup>o</sup>.

Das hervorragend ausgestattete Tafelwerk will in erster Linie weiteren Kreisen des Auslandes einen Einblick in die Forschungsarbeit der ungarischen Archäologen und in den großen Reichtum an archäologischen Denkmälern bieten, über die Ungarn verfügt und die z. T. noch nicht allgemein bekannt sind. Zeitlich reicht das Werk von der älteren Steinzeit bis in die ungarische Frühzeit. Die einzelnen Kulturperioden werden von kurzen geschichtlichen Zusammenfassungen eingeleitet, die auch über die neuere Forschung berichten. Die einzelnen Objekte werden jeweils auf einer ganzseitigen, durchwegs ausgezeichneten, klaren Tafel vorgeführt, der auf der gegenüberliegenden Seite die Beschreibung und die sonstigen Angaben über den Gegenstand, wie Fundort, heutiger Standort, Literatur usw., beigegeben sind. Dadurch wird das Werk auch für den Fachmann zu einem wertvollen archäologischen Quellenwerk. Die verschiedenen Abschnitte sind von berufenen Spezialisten bearbeitet. Im einzelnen haben L. Vértés das Paläolithikum bearbeitet, P. Patay das Neolithikum, die Kupfer-, Bronze- und frühe Eisenzeit, sowie die Skythen und E. B. Bónis die Kelten. Die Herausgeberin, E. B. Thomas, der auch die allgemeine Einleitung mit einer Geschichte der älteren ungarischen Forschung verdankt wird, hat den Hauptteil, die Römerzeit, bearbeitet. T. Szentlélek die Sarmaten, Á. Cs.-Sós die Hunnen, die Awaren, die Slawen und Ungarn, I. L.-Kovrig die Germanen und Z. Kádár die byzantinischen Denkmäler aus Ungarn. Ein Literaturverzeichnis und ein Ortsnamenregister bilden den Schluß. Begrüßen wird man auch die vier Karten mit den Angaben der Fundorte. Daß bei dem großen Reichtum des Landes an archäologischen Denkmälern nur eine beschränkte Auswahl geboten werden konnte, ist klar. Den einzelnen Mitarbeitern dürfte diese Auswahl daher auch nicht immer leicht gewesen sein. Vielleicht wird mancher z. B. dieses oder jenes Denkmal aus dem Aquincum-Museum vermissen, das im vorliegenden Werk etwas stiefmütterlich bedacht ist. Allein derartige Erwägungen sollen die Freude an diesem schönen Werk, für das wir dem Verlag und der Herausgeberin aufrichtig danken müssen, nicht mindern.

Graz

B. Saria

**Andreas, Willy: Carl August von Weimar und das Angebot der ungarischen Königskrone.** In: Mitteilungen d. Instituts f. österr. Geschichtsforschung LXIV. Bd. 1956. S. 291—311.

A. gibt an Hand des Politischen Briefwechsels Herzog Carl Augusts v. Weimar eine eingehende Darstellung des am Ende der Regierung Josefs II. von Preußen gehegten Planes, nach einem Aufstand in Ungarn dem Weimarer Herzog und Freund Goethes die Stefanskronen anzubieten. Den von zwielichtigen Unterhändlern geführten Unterhandlungen begegnete der Herzog mehr oder weniger mit Mißtrauen. Durch den Tod Josefs II. und die Befriedigungsaktion Leopolds II. wurde der Plan vollends hinfällig. B. S.

**Weidlein, Johann: Schicksalsjahre der Ungarndeutschen.** Die ungarische Wendung. Würzburg, Holzner 1957. VI + 164 S.

Die Bedeutung dieser Arbeit W.s liegt vor allem darin, daß sie erstmals an Hand der bisher unausgewerteten ungarischen Presse die Vorgeschichte und den Ablauf der Aussiedlung der ungarländischen Deutschen aus Ungarn klarstellt. Die ungarische Presse ist wohl die wichtigste Quelle jener Vorgänge. Der Wert der Memoiren ist im Gegensatz hierzu nur sehr gering. Zu einem späteren Zeitpunkt kann vielleicht nochmals mit Ergänzungen durch Aktenveröffentlichungen aus ungarischen Archiven gerechnet werden, doch dürften solche noch in sehr weiter Ferne liegen. W. hat bis jetzt die wichtigste Quelle zu diesen Vorgängen erschlossen.

Das Bild, das uns W. bietet, zeigt deutlich, daß nach 1944 die Enteignung und Aussiedlung der deutschen Volksgruppe, wenigstens soweit es sich um volksbewußte Deutsche handelt, von allen damals konzessionierten politischen Richtungen in Ungarn vertreten wurde. Sicherlich gab es auch bedeutsame Strömungen im madjarischen Volk, die mit den Deutschen im Lande nicht brechen wollten, aber diese Strömungen kamen in jenen Jahren nicht zu Wort. Eine leuchtende Ausnahme war eine am 18. Januar 1946 veröffentlichte Erklärung ungarischer Künstler und Schriftsteller (vgl. S. 92—93), aber derartige nur vereinzelt zutage tretende Stimmen verhallten ungehört. Die Untersuchung von W. führt bis zum Jahre 1947, als die Aussiedlung der Deutschen eingestellt werden mußte (S. 155—158). Die folgenden Ereignisse sind nur ganz kurz gestreift.

Die grundlegende Untersuchung ist sehr zu begrüßen. Sie verbreitet Licht über Vorgänge, die bisher nicht als geklärt gelten konnten. F. V.

**Kalnoki Bedo, Alexander — Torzsay-Biber, George — Gsovski, Vladimir [Hrsg.]: Legal Sources and Bibliography of Hungary** [Praeger Publication in Russian History and World Communism, 20]. New York, Frederick A. Praeger 1956. XVI + 157 S., 1 Taf. Geb. Doll. 5,00.

Die Bibliographie des ungarischen Rechtswesens gleicht in manchem dem Aufbau der bulgarischen Bibliographie (vgl. S. 512). Auch sie ist vom sog. Mid-European Law Project vorbereitet und vom Mid-European Studies Center veröffentlicht worden. Sie enthält eine Übersicht der Rechtsquellen (S. 1—14), der Rechtssammlungen u. dgl. (S. 15—36) und eine Bibliographie von Abhandlungen und Arbeiten zum ungarischen Recht (S. 36—101). Gesondert wird eine Bibliographie über Siebenbürgen geboten (S. 102—10), die allerdings nur bis 1918

reicht. Für den Benutzer, der des Madjarischen nicht kundig ist, beansprucht besondere Aufmerksamkeit die Zusammenstellung von einschlägigen Übersetzungen in westlichen Sprachen und in Russisch (S. 111 ff.). Leider fehlt bei der Zusammenstellung der Gesetzblätter das Gesetzbl. der ungar. Räteregierung (Bdpst. 1919). Nr. 879, 882, 883, 884, 885, 886, 887 und 888 sind zu streichen, da sie keine Zss. für Rechtsfragen sind. Man vermißt auch gesonderte Hinweise auf die Minderheitengesetzgebung, die dringend erforderlich wären. Dennoch ist das Buch für den westlichen Forscher ein grundlegendes Nachschlagewerk, dem weiteste Verbreitung zu wünschen ist.

F. V.

**Angyal, A.: Slawistische Probleme der ungarischen Kunstgeschichte.** Sonderdruck aus: Zeitschrift für Slawistik, Bd. II, Heft 1. S. 87—93.

Ein skizzenhafter, aber methodisch beachtenswerter Versuch, auf Grund der neuesten ungarischen Forschungen den slawischen Anteil an der Kunst des alten Ungarn zu bestimmen. Verf. behandelt eingehender freilich nur das Spätmittelalter und die Barockzeit, wofür bereits Künstlernamen und genauere siedlungsgeschichtliche Daten vorliegen.

T. B.

#### IV. Jugoslawien

**Vjesnik za arheologiju i historiju dalmatinsku** (Bulletin d'archéologie et d'histoire dalmate). Jg. LV 1953. Split, Novinsko izdavačko poduzeće „Slobodna Dalmacija“ 1956. 282 S. mit 12 Taf. und zahlr. Abb. im Text.

Im einleitenden Artikel des vorliegenden Bandes zieht M. Budimir ausgehend von der Wortgruppe TEUTĀ („Volk“) etwas temperamentvoll gegen die sogen. „Nordisten“ und die bisherigen Meinungen hinsichtlich der Indogermanisierung Südosteuropas zu Felde. Seiner Meinung nach waren nicht die Griechen die ersten Indogermanen im Südosten, sondern die Illyrier, deren ursprüngliche Sitze er im Südosten Europas sucht (S. 3—36). In Fortsetzung seiner Geschichte von Issa (vgl. SOF XV 603) behandelt Gr. Novak diesmal Issa zur Zeit Caesars und Pompeius, die Überreste der antiken Stadt, ihre Münzprägung, Verfassung und Verwaltung, die wirtschaftlichen Verhältnisse und schließlich Issa unter römischer Herrschaft (S. 37—70). Leider vermißt man auch diesmal eine Zusammenfassung in einer Weltsprache. Mit dem oft behandelten Problem der vorgeschichtlichen Wechselbeziehungen zwischen der Ost- und Westküste der Adria, insbesondere zwischen Liburnien und Picenum, befaßt sich M. Suić (S. 71—101), wobei vor allem die früheisenzeitlichen Fibelformen untersucht werden. Auf Grund einer schon um 1933 in der Nähe von Vrlika gefundenen, jedoch bisher ungenau gelesenen Grenzbereinigungsinschrift „inter Barizani(ates) et Lizaviates“ versucht Br. Gabričević (S. 103—119) ein Bild der politischen und sozialen Organisation der beiden Gemeinden zu gewinnen. L. Katić antwortet (S. 121—23) auf die von Lj. Karaman erhobenen Einwürfe gegen die Ausführungen des Verfassers über die Glaubwürdigkeit des Thomas Archidiaconus. In den Berichten über Neufunde und Neuerwerbungen veröffentlicht J. Marović (S. 124—44) die Kupferäxte in der vorgeschichtlichen Sammlung des Splitter archäologischen Museums, Š. Batović (S. 145—61) die vorgeschichtlichen Schwerter im Museum zu Zara.

M. Abramčić gibt (S. 162—65) kurze Bemerkungen zur westlichen Umfassungsmauer von Salona. Weitere Beiträge behandeln maritime Objekte auf Denkmälern aus dem mittleren Dalmatien (M. Nikolanci, S. 166—80), archäologische Funde aus Gala (etwa 6 km von Čitluk, Col. Claudia Aequum), darunter die Grabinschrift eines Veteranen der leg. XI Cl. p. f. (Br. Gabričević, S. 181—98), altchristliche Funde aus Salona (D. Rendić-Miočević, S. 199—204), eine ausgezeichnet erhaltene Weinpresse aus Salona (ders. S. 205—12), Goldmünzen des Kaisers Theophilos im Museum von Split (J. Marović, S. 213—16) usw. Der epigraphische Teil enthält neue Inschriften zur Kenntnis der illyrischen Onomastik in Dalmatien von D. Rendić-Miočević (S. 245—55), ferner neue Inschriften aus dem Gebiet von Sinj (Aequum), Salona, Naronia usw. (Gabričević, Rendić-Miočević, S. 256—65).

Graz

B. Saria

**Glasnik Zemaljskog Muzeja u Sarajevu** (Bulletin du Musée de la republique populaire de Bosnie et Herzégovine). N. S. XI 1956. Teil 1: Archäologie. Sarajevo 1956. 309 S. mit 50 Taf. und zahlr. Abb. im Text.

Der vorliegende archäologische Teil von Jg. XI dieser seit 1888 erscheinenden Zeitschrift ist anlässlich des 70. Geburtstages D. Sergejevski gewidmet, dem um Bosnien und die Herzegowina verdienten Altertumsforscher, dem auch die SOF VIII, 1943, 156—77 einen Beitrag über die „Archäologischen Forschungen in Bosnien in den J. 1920—40“ verdanken (was im Schriftenverzeichnis des Glasnik S. 7f. nachzutragen wäre). Die Reihe der Abhandlungen wird eröffnet von N. Miletić (S. 9—39) mit einer Arbeit über das Gräberfeld von Mihaljevići bei Rajlovac, das Bestattungen vom 4. bis zum Beginn des 16. Jh.s aufweist. M. Vego widmet (S. 41—61) eine eingehende Untersuchung dem ältesten zyrilischen Schriftdenkmal aus Bosnien und der Herzegowina, einem Inschriftstein aus dem Dorfe Humac. Die Inschrift dürfte dem 10. oder 11. Jh. (?) angehören. Ein vom Archäologischen Museum in Agram neu erworbenes Ohrgehänge aus Velika Kladuša in Form einer nach abwärts gekehrten Pyramide gibt Zd. Vinski (S. 63—84) Anlaß, die kulturelle Einordnung dieser Form, die er noch in die erste Hälfte des 7. Jh.s datiert und der voravarischen Martinovka-Kultur (vom Verf. als Protokeszthely-Kultur bezeichnet) zuweist, zu untersuchen. In seinem „Numismatischen Bericht bringt J. Petrović (S. 97—109) verschiedene spätantike Kl. Bronzen aus Budua (darunter auch germanische Prägungen), sowie einige weitere Neuerwerbungen des bosn. Landesmuseums, darunter ein Medailon des Sept. Severus und seiner Söhne, auf dem das Porträt des Geta bereits getilgt ist. Wenn der Verf. jedoch S. 97 und 108 meint, daß das Schweizer Legionslager Vindonissa, h. Windisch im Kanton Aargau, vom nationalen Interesse aus eine paläoethnographische Untersuchung verdiene, weil ja „Windisch“ die Bezeichnung für Slowene sei, wird man eine derartige dilettantische Entgleisung in einer so angesehenen Zeitschrift, wie es der Glasnik ist, nur bedauern können. Čremošnik veröffentlicht (S. 111—26) ein Relief mit der primitiven Darstellung des einheimischen Silvanus und der Nymphen aus Založje bei Bihać, ferner Reste einer der in Bosnien seltenen gotischen Kirchen auf der Flur Crkvina bei Golubić (S. 127—36), sowie die römischen Funde von der Gradina Zecovi bei Prijedor (S. 137—46), von der das prähistorische Material A. Benac

(S. 147—66) behandelt. Derselbe Verf. gibt (S. 167—82) eine Charakteristik der jungsteinzeitlichen Kultur von Kakanj und veröffentlicht (S. 183—86) eine bronzezeitliche Urne aus Bosanska Rača. Das von B. Čović (S. 187—204) bearbeitete Brandgräberfeld von Čarakovo (bei Prijedor) zeigt Analogien zu Sanski Most. Schließlich gibt M. Garašanin (S. 205—36) eine zusammenfassende Übersicht über „die Bestattungssitten im balkanisch-anatolischen Komplex der jüngeren Steinzeit“, während M. Grbić (S. 237—45) den Ausstrahlungen der bosnischen Butmir-Kultur nachgeht. Eine archäologische Topographie von Kalinovik und Umgebung von Dj. Basler (S. 247—58) und der Anfang einer archäologisch-epigraphischen Bibliographie von Bosnien-Herzegowina (M. Lopac, S. 259—306), nebst einem kurzen Tätigkeitsbericht der archäologischen Abteilung des Landesmuseums beschließen den Band. Sämtliche Beiträge sind mit meist deutschen Zusammenfassungen versehen.

Graz

B. Saria

**Istoriski Časopis.** Organ Istoriskog Instituta SAN (Historische Zeitschrift. Organ des Hist. Instituts der Serb. Akad.). Bd. V, 1954—55. Belgrad, Serb. Akademie d. Wiss. 1955. 470 S. mit mehreren Abb.

Der vorliegende Jahrgang dieser von Ilija Sindik unter Mitwirkung eines Redaktionsausschusses geleiteten Zeitschrift ist dem indessen verstorbenen Nestor der serbischen Historiker, Jovan Radonić, anlässlich der Vollendung des 80. Lebensjahres und einer 60jährigen wissenschaftlichen Tätigkeit gewidmet, deren Bedeutung von N. Radojčić in der Einleitung gewürdigt wird. Aus der Fülle von Beiträgen kann hier nur auf die wichtigeren hingewiesen werden. In Fortsetzung seiner Arbeiten über das Gesetzbuch des Zaren Dušan bespricht N. Radojčić (S. 7—18) die hier zum Ausdruck kommenden Garantien für die persönliche und materielle Sicherheit, wobei das serbische Gesetzbuch die Tendenz zeigt, diese Garantien im Unterschied zum Westen auf möglichst weite Schichten auszudehnen. G. Ostrogorski behandelt (S. 19—26) den im Chrysobull des Kaisers Alexios I. Komnenos für das Lavrakloster 1104 erwähnten Länder- und Bauerntausch. Die schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse in dem von Österreich seit 1718 besetzten Serbien führten zu einer Reise des Metropoliten Vikentije nach Wien und zu einem kleinen Bauernaufbruch, über den D. Pantelić (S. 43—52) auf Grund von Wiener Akten berichtet. Der indessen verstorbene Kirchenhistoriker R. M. Grujić weist (S. 53—77) auf die seit dem Zaren Dušan dem wirtschaftlich schlecht stehenden russischen Athos-Kloster St. Panteleimon in Serbien verliehenen großen Ländereien hin. Zwei kleinere Beiträge zur Geschichte Belgrads (über einen angeblichen Turm „Žitarica“ und den Namen der Kirche „Ružica“) veröffentlicht M. Dinić (S. 79—84). Unter dem etwas sonderbaren Titel „Nešto što dosada nismo znali“ weist Gl. Elezović (S. 85—109) auf Grund von Urkunden, die Fr. Babinger (Byz. Zschr. 44, 1951, 11 ff.) veröffentlicht hat, nach, daß das Kloster der „Kleinen Hagia Sofia“ in Saloniki als Schenkung Mehmeds II. Eigentum der Sultanin Mara, der Gattin Murats II. und Tochter des Despoten Georg Branković, und das Kloster Prodroma Petra in Konstantinopel ausschließliches Eigentum der Mutter des Großwesirs Mahmud Pascha waren. Lj. Hauptmann untersucht (S. 131—38) zwei Stellen im Einschub des Schwabenspiegels, in denen vom „Richter des Landes“ die Rede ist.

Mit dem Ursprung und dem Transportproblem der mittelalterlichen bosnischen Grabdenkmäler (Bogomilensteine) befaßt sich St. Gunjača (S. 139—47). Auf Grund archivalischen Materials gibt M. Kostić (S. 167—87) eine Geschichte der serbischen Handelsniederlassungen in Triest im 18. Jh., während D. J. Popović (S. 193—206) über die Ansiedlung von Serben in Komorn handelt. Für die Geschichte des mittelalterlichen Katholizismus in Bosnien, dessen Einfluß als „ziemlich geringfügig“ bezeichnet wird, ist ein Beitrag von J. Sindik (S. 207—231), wesentlich, in welchem der Verf. die von Rački seinerzeit als „Dubia“ bezeichneten Antworten der päpstlichen Kurie auf Fragen der bosnischen Franziskaner vom J. 1372/3 einer neuerlichen Untersuchung unterzieht. Dj. Sp. Radojić veröffentlicht (S. 241—54) ein von ihm im Kloster Hilandar entdecktes Lobgedicht auf Knez Lazar. Aus einer größeren Studie über die montenegrinischen Stämme bringt N. Škerović (S. 255—72) einen Abschnitt, der sich mit den Beziehungen der Stämme untereinander und mit den Nachbarvölkern beschäftigt. Über die Beziehungen des montenegrinischen Dichter-Fürsten Njeguš zu England und Engländern handelt Lj. Đurković-Jakšić (S. 273—85). Über Karlowitz in Syrmien und seine Bevölkerung (auch die Deutschen) in der ersten Hälfte des 18. Jh.s bringt wichtige Mitteilungen K. Petrović (S. 295—310). In ähnlicher Weise behandelt M. Tomandl die Stadt Pantschowa (S. 343—48). Über die Ausweisung des Begründers des serbischen Sozialismus, Svetozar Marković, aus der Wojwodina berichtet K. Milutinović (S. 349—64) insbesondere auf Grund der vertraulichen Direktiven des damaligen ungarischen Innenministers V. Tóth und des Staatssekretärs K. Szezyk. Erwähnt sei auch eine Arbeit von V. Stojanović über die nationale Befreiungsbewegung im Nischer Bezirk in den J. 1833 bis 1835 (S. 427—36). Beschlossen wird die reichhaltige Festgabe mit einem 19 Seiten umfassenden (S. 443—61) Schriftenverzeichnis des Jubilars, das von 1893 bis 1955 reicht und weit über 500 Titel umfaßt. B. S.

**Jugoslavija.** Illustrierte Zeitschrift. Hauptschriftleiter: O. Bihađli-Merin. Belgrad, Publicističko-izdavački zavod „Jugoslavija“ Heft 7“ 1953. 88 S. Heft 9, 1954. 102 S. Heft 12, 1956. 168 S. Sämtl. mit zahlr., meist mehrfarb. Abb.

Obgleich diese repräsentative, auch in anderen Sprachen erscheinende Zeitschrift in erster Linie propagandistischen Zwecken und daher für weiteste Kreise bestimmt ist, verdient sie ob ihrer hervorragenden Bildausstattung auch in dieser Zeitschrift angezeigt zu werden, zumal die Mitarbeiter meist anerkannte Fachgelehrte sind. Die einzelnen Hefte behandeln jeweils ein bestimmtes Land oder Thema und sind in sich abgeschlossen. Insbesondere sind es die erstklassigen Aufnahmen, die auch dem Fachmann wertvolles, oft schwer zugängliches Abbildungsmaterial bieten. Ich erinnere nur z. B. an die Großaufnahmen der berühmten Situla von Watsch im Herbstheft 1950.

Von den hier zur Besprechung vorliegenden Heften behandelt Nr. 7 Bosnien und die Herzegowina. Dabei bringt A. Benac in schönen Farbaufnahmen ausgewählte prähistorische Denkmäler des Landes, meist aus der sogen. Butmir-Kultur, sowie altbosnische Grabdenkmäler (sogen. Bogomilensteine). M. Krleža behandelt den Silberschrein des hl. Simeon in Zara, ein Geschenk der Tochter des Banus Stefan Kotromanić von Bosnien. Auch hier wird der Fachmann die Großaufnahmen dankbar begrüßen. Das gleiche gilt für die schönen Farbaufnahmen

zu dem kurzen, aber inhaltsreichen Artikel von Sv. Radojčić über die interessanten jüdischen Miniaturen in der Haggada von Sarajewo (14. Jh.).

Heft 9 befaßt sich mit der jugoslawischen Volksarmee und bringt neben einzelnen historischen Bildern meist Aufnahmen aus dem letzten Kriege. Obwohl Heft 12 „Reisen“ in erster Linie dem Fremdenverkehr dienen soll, wird der Fachmann auch hier wieder zahlreiche wertvolle Beiträge und vor allem wichtiges Bildmaterial finden. So u. a. die schönen Aufnahmen der neuen römischen Grabsteine von St. Peter i. Sanntal (J. Kastelic) oder die ersten Großaufnahmen von den wichtigen historischen Porträts auf dem Schutzmantelbild in der Kirche von Maria Neustift bei Pettau (Fr. Stelè). Wie sich in diesen Heften Vergangenheit und Gegenwart begegnen, zeigt besonders nett die S. 91 von Heft 12, wo auf demselben Blatt ein neolithisches Tonidol aus Vinča bei Belgrad und daneben eine Innenaufnahme aus dem Institut für Nuklear-Energie im selben Ort dargestellt sind.

Graz

B. Saria

**Numizmatičke vijesti** (Numismatische Nachrichten). Jg. III, 1956. Nr. 6—7. Agram, Numismatische Gesellschaft 1956. 36 S. + 6 Abb.

Das neue Heft der N. V. bringt u. a. eine Abhandlung von J. Meixner über eine unbekannte Münze des Gepidenkönigs Kunimund (leider ohne Angabe des Fundortes), weiters veröffentlicht P. K. Broz eine neue Dickmünze von Dubrovnik (Ragusa) aus dem 16. Jh. K. Dočkal gibt einen Überblick über die alten Medaillen im Agramer Diözesanmuseum, unter denen sich hauptsächlich italienische Renaissancemedailen befinden. Iv. Rengjeo behandelt die sog. Slawonischen Taler des Kaisers Matthias II, die er richtiger als kroatische bezeichnet und die, wie aus den Akten des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs hervorgeht, eine gegen Ungarn gerichtete Tendenz zeigen. Derselbe Verf. veröffentlicht ferner ein seltenes Papiernotgeld der Viroviticaer Herrschaft aus dem J. 1849. V. Zlamalik befaßt sich mit dem Werk des kroatischen Medailleurs Grga Antunac. Numismatische Literaturberichte und Kurznachrichten beschließen das Heft.

B. Saria

**Radovi Instituta Jugoslavenske Akademije Znanosti i umjetnosti u Zadru** (Abhandlungen des Instituts der Jugoslawischen Akademie in Zadar). Hrsg. von Grga Novak und Vjekoslav Maštrović. Bd. III. Agram, Jugoslawische Akademie 1957. 488 S.

Auch der vorliegende 3. Bd. des Jahrbuchs enthält zahlreiche bedeutsame Beiträge zur mittleren und neuzeitlichen Geschichte, zur Volkskunde und Sprachforschung. Berücksichtigt wird auch in diesem Bande die Stadt Zadar und ihre weitere Umgebung. Wir heben aus dem zahlreichen Inhalt hervor die Studie von Grga Novak über den ersten dalmatinischen Landtag v. J. 1861 (S. 5—17), die Hinweise von Viktor Novak auf geschichtliche Anhaltspunkte in liturgischen Hss. des 11. und 12. Jhs (S. 39—70). Literatur- und kulturgeschichtlich bedeutsam ist eine Untersuchung von Maštrović über Kalender, die in Zadar von 1863—1910 erscheinen (S. 271—313). Andere Artikel sind mehr für die Lokalforschung des Raumes bedeutsam.

F. V.

**Istoriski Zapisi**, Organ Istoriskog Instituta Narodne Republike Crne Gore (Zeitschrift des Hist. Instituts der Volksrepublik Montenegro). Jg. VIII Bd. XI. und Jg. IX Bd. XII. Cetinje 1955—1956, 480 und 411 S.

Die vorliegenden zwei Bände der seit 1935 erscheinenden Zeitschriften umfassen neben einer Reihe von Abhandlungen und Aufsätzen kürzere Beiträge und ziemlich ausführliche Literaturberichte. Die Zeitschrift behandelt lediglich montenegrinische Geschichte, ist also für jeden, der sich mit der Geschichte dieses Landes beschäftigt, unumgänglich.

Der erste der hier angekündigten Bände beginnt mit einem Aufsatz von B. Hrabak über die Vergangenheit von Plevlje (im heutigen Montenegro) bis zum Beginn des 17. Jh.s. Die Siedlung taucht in den Akten der Republik Dubrovnik zu Anfang des 15. Jh.s auf und entwickelt sich im besprochenen Zeitraum zu einem wichtigen Bergwerks- und Handelszentrum zwischen Dubrovnik und der Donau selbst während der türkischen Herrschaft. H. Hadžibegić bringt in extenso oder Regestenform 26 türkische Urkunden (16.—19. Jh.) aus dem Museum zu Cetinje, V. Vučković berichtet über den Plan der serbischen Regierung vom J. 1883, Don Ivan Musić, einen der Wojwoden aus dem herzegowinischen Aufstand von 1875/78, zur Erkundung der angeblichen Einfallsabsichten Peter Karadjordjevićs nach Serbien zu verwenden.

Einen interessanten Aufsatz liefert Dj. Pejović über die Maßnahmen der montegrinischen Regierung zur Kolonisierung der 1912/13 gewonnenen Gebiete, wobei er auch die Agrarpolitik seit 1878 streift. Den Kämpfen während des 2. Weltkrieges sind die Aufsätze von V. Strugar-P. Raičević (über die Entwicklung des Volksbefreiungskampfes in Montenegro 1941—1945) und von N. Strugar (über die Errichtung des 2. Lovčener Bataillons) gewidmet.

In den kürzeren Beiträgen ist u. a. auf die Darstellung von I. Zlokočić über die Versenkung des österreichischen Kreuzers „Zenta“ im J. 1914 zu verweisen.

Im 12. Bd. weist R. Dragičević in einer langen Abhandlung über die montenegrinischen Druckereien (1493—1918) nach, daß das erste Buch auf südslawischem Boden nicht, wie man bisher angenommen hatte, in Senj, sondern 1493 in Montenegro gedruckt worden war. Zur Geschichte der Boka Kotorska liegen drei Aufsätze vor: M. Milošević liefert Material zur Geschichte des Gewerbes, R. Kovijanić-I. Stjepčević bearbeiten die dortigen Schmiede im 14. Jh., D. Milović die Hungersnot im J. 1782 und ihre politischen Folgen, die sich in einer Auswanderung aus dem venezianischen Gebiet in die Türkei, und dadurch in einer Schwächung der dortigen Grenze, auswirkten. Auch die Ereignisse aus jüngster Vergangenheit sind durch N. Martinović (über die kommunist. Jugendbewegung in Montenegro) und O. Egić (die Rolle der 2. Dalm. Brigade in der V. Offensive) ausführlich vertreten.

Bemerkenswert ist die ausführliche Rezension der 1952/56 erschienenen Briefe Njegošs, worin der Rezensent R. Dragičević auf große Mängel bei der Herausgabe dieser wichtigen Quellen hinweist.

Sarajevo

Ferdinand Hauptmann

**Bibliografija rasprava, članaka i književnih radova** (Bibliographie der Abhandlungen, Artikel und literarischen Arbeiten). Bd. I: Nauka o književnosti: I/1 Književnost općenito. Teorija književnosti. Uporedna književnost. I/2 Historija jugoslavenskih književnosti. Hauptredakteur Dr. Mate Ujević. Redaktion: Dr. Borislav Blagojević, Ivo Horvat, Dr. Mladen Jiroušek, Janez Logar. Sekretär: Nikola Zec. Agram, Leksikografski Zavod FNRJ 1956. XIII + 859 S.

Das lexikographische Institut in Agram beginnt mit dem vorliegenden Band ein neues Unternehmen, das für die Fachkreise auch außerhalb Jugoslawiens von großer Bedeutung ist. Es handelt sich um eine Bibliographie der jugoslawischen Literaturwissenschaft. Der vorliegende Band bietet zunächst (S. 1—94) jugoslawisches Schrifttum zur Literaturwissenschaft im allgemeinen, zur vergleichenden Literaturwissenschaft und Literaturtheorie. Dieser Zusammenstellung folgt eine Bibliographie der jugoslawischen Literatur von A bis K (S. 95—677), die den Hauptteil des Bandes ausmacht. Ein Sachverzeichnis (S. 679—806), ein Verzeichnis der Chiffren (S. 807—831) und der Verfasser (S. 832—859) beschließt den gut ausgestatteten Band. Er leitet ein Unternehmen ein, das vom Lexikographischen Institut Jugoslawiens auf 25 Bände veranschlagt wird und das die gesamten Periodica und Sammelchriften vom ausgehenden 18. Jh. bis 1945 erfassen wird. Die Bibliographie, die auch fremdsprachige Artikel, hauptsächlich solche in deutscher Sprache, berücksichtigt, ist für die weitere Erforschung Jugoslawiens schlechthin grundlegend und ein unentbehrliches Nachschlagewerk, das wir in den anderen Südostländern vermutlich noch lange entbehren müssen. Wir hoffen, daß die weiteren Bände in raschem Nacheinander erscheinen können.

F. V.

**Benac, A. — Sergejevski, D. — Mazalić, Dj.: Kulturna istorija Bosne i Hercegovine** (Kulturgeschichte Bosniens und der Herzegowina). „Universum“, osnovi savremenih znanja, Nr. 8). Sarajewo, Narodna prosveta 1955. 183 S. mit 25 Abb.

Das unscheinbare, auf schlechtem Papier gedruckte Büchlein bietet einen über Erwarten ausgezeichneten Überblick über die Kultur Bosniens und der Herzegowina in vorgeschichtlicher (Benac) und römischer Zeit (Sergejevski), dem ein dritter Abschnitt folgt (Mazalić), der zwar als „Mittelalter“ überschrieben ist, jedoch auch die türkische Zeit bis zur österr. ungarischen Okkupation umfaßt. Obwohl eigentlich — wie die Subskribentenliste am Schluß zeigt — für weiteste Kreise bestimmt, wird auch der Fachmann das trotz der leichtfaßlichen Darstellung nie das wissenschaftliche Niveau verlassende Büchlein mit vielem Nutzen zur Hand nehmen, stellt es doch eine erste Zusammenfassung der im Lande geleisteten wissenschaftlichen Arbeit dar, an der die drei Verf. selbst wesentlichen Anteil haben.

B. S.

**Arheološki spomenici i nalazišta u Srbiji II.** Centralna Srbija (Archäologische Denkmäler und Fundstätten in Serbien II. Zentralserbien). Serb. Akademie d. Wiss. Gradja knj. X, Arheol. Institut knj. 3. Belgrad 1956. 293 S. mit 292 Abb. u. 7 Ktn. 40.

Der 2. Bd. dieses zuerst SOF XIII 348 angezeigten Werkes umfaßt Zentral-

serbien, d. h. das Gebiet, zw. Kolubara im Westen, Morawa im Osten und Süden, sowie Donau im Norden. Es ist naturgemäß wesentlich denkmalreicher als das im 1. Band behandelte Gebiet, da wir uns hier im kulturellen Zentrum des Landes befinden. Die Gliederung des Bandes entspricht dem vorhergehenden, weist jedoch manche Verbesserungen auf, so wurde u. a. dem Kapitel über die mittelalterlichen Kirchen und Klöster in dankenswerter Weise ein Abschnitt über die mittelalterlichen Verkehrswege beigelegt. Das in diesem Bande behandelte Gebiet ist insbesondere durch seine reichen vorgeschichtlichen Fundstätten bekannt (z. B. Vinča, Gradac usw.), die hier in der Hauptsache M. Garašanin bearbeitet hat. Der Abschnitt über die römischen Denkmäler ist im Vergleich zu den übrigen dagegen etwas dürftig geraten (M. Grbić). Umso eingehender ist das Mittelalter bearbeitet (M. Dinić, M. Čorović-Ljubinković, A. Deroko, Dj. Bošković), wobei den Hauptteil die kirchlichen Denkmäler einnehmen, die sich vor allem im Südteil des Gebietes sehr zahlreich finden. Nicht nur die ausgezeichneten Einleitungen zu den einzelnen Teilen seien hervorgehoben, wie z. B. die kenntnisreiche von M. Dinić über die mittelalterliche Topographie, sondern auch Einzelabschnitte, wie die durch einige Skizzen unterstützte Darstellung der Entwicklung Belgrads. In einem Schlußkapitel sind auch die wenigen noch erhaltenen islamischen Denkmäler behandelt (Dj. Bošković). Alles in allem eine reiche Materialsammlung.

Graz

B. Saria

**Stalio, Blaženka — Galović, Radoslav: Naprelje. Neolitsko naselje kod Novog Pazara** (N. Eine neolithische Siedlung bei Novi Pazar). (= Prähistorische Monographien des Belgrader Nationalmuseums). Belgrad, Nationalmuseum 1956. 37 S. + 20 Taf.

Im Rahmen der vom Belgrader Nationalmuseum herausgegebenen prähistorischen Monographien bringen die beiden Verf. die Ergebnisse ihrer 1952 unternommenen kurzen Untersuchung auf der Flur „Naprelje“ am Stadtrand von Novi Pazar, wobei eine jungsteinzeitliche Siedlung der Vinča-Pločnik - Kultur aufgedeckt wurde, die gewisse lokale Besonderheiten aufweist. Den zusammenfassenden Ausführungen über die Grabungsergebnisse und einem Vorwort von Draga Garašanin folgt ein reich bebildeter Katalog der keramischen und sonstigen Funde. In beiden Teilen ist der Text sowohl serbisch wie auch französisch.

B. Saria

**Mano-Zissi, Djordje: Nalaz iz Tekije. Les trouvailles de Tekiya** (Musée national Beograd, Antiquité II), Belgrad 1957. 127 S., 27 Taf.

Es wird ein Verwahrfund publiziert, der 1948 in dem an der unteren Donau gelegenen jugoslawischen Orte Tekija, dem römischen Transdierna (Mösien), gefunden wurde und nun im Nationalmuseum Belgrad verwahrt wird. Ein Bronzekessel enthielt: Weiblichen Goldschmuck (Ohrgehänge und drei Fingerringe) und Silberschmuck (7 Armreifen); silberne Bestandteile einer römischen Gürtelgarnitur (darunter ein Stück mit der Inschrift (centuria) Veri G. Valerius Cresces); silberne Löffelchen; an Silbergefäßen ein Simpulum und ein Paar prachtvoller Kasserollen; ferner 6 Silberplättchen mit Götterbildern in Treibarbeit und schließlich 111 römische Silbermünzen, deren Reihe mit Domitian schließt, wodurch auch das ungefähre Bergungsdatum gegeben ist.

Schon diese summarische Aufzählung läßt erkennen, daß es sich um einen ebenso stattlichen wie interessanten Fundkomplex handelt. Während die Publikation des Münzbestandes in einer eigenen Arbeit des Numismatikers am Belgrader Nationalmuseum in Aussicht gestellt wird, beschreibt M.-Z. in der vorliegenden Veröffentlichung zunächst in einem sorgfältigen Katalog die einzelnen Fundstücke, die durch (meist gute) Abbildungen veranschaulicht werden, dann beschäftigt er sich mit der „Problematik“ des Fundes. Und dieser Fund bietet wahrlich Probleme, größere und kleinere, in Hülle und Fülle, da er eine Reihe von ganz heterogenen Komponenten vereinigt: hinsichtlich seines Zustandekommens, in kultur-, kunst- und religionsgeschichtlicher Hinsicht, bedingt durch die eigenartige Mischung von östlichem und westlichem Formengut, zu dem hochinteressante bodenständige, „barbarische“ Elemente treten. Es ist klar, daß in einer Erstpublikation, die noch dazu mit Schwierigkeiten der Literaturbeschaffung zu tun hatte, nicht eine restlose Lösung der vielen und vielschichtigen Fragen erzielt werden konnte. Man muß aber dem Verf. dafür Dank sagen, daß er der Fachwelt den bedeutsamen Fund gewissenhaft vorgelegt und den Mitforschern so die Möglichkeit zu fruchtbarer Gemeinschaftsarbeit an diesem wichtigen Bodendokument gegeben hat. Diese Mitarbeit wird dadurch wesentlich erleichtert, daß an den serbischen Text nicht — wie leider so häufig — ein unzureichendes Resümee in einer westeuropäischen Sprache angehängt, sondern der Originaltext vollständig ins Französische übersetzt wurde: ein nachahmenswertes Beispiel!

Wien

Rudolf Noll

**Sergejevski, D.: Bazilika u Dabravini** (Revizija) (Die Basilika von Dabravina. Revision). Sonderausgabe des Glasnik Zemaljskog Muzeja u Sarajevu. N. S. XI 1956. 49 S. mit 22 Abb. im Text und 22 Taf.

Auf Grund einer 1954 vom bosn.-herzeg. Landesmuseum in Sarajevo durchgeführten Revisionsgrabung gibt nunmehr S. eine verlässliche Darstellung der kleinen, aber wegen ihrer eigenartigen, an die Holzschnittechnik erinnernden Plastik hochinteressanten Kirche von Dabravina (Zentralbosnien). Der Grundriß der einschiffigen Kirche ist sehr einfach, umso mehr überrascht der reiche, leider stark zerstörte plastische Schmuck. Dabravina liegt 6 km von Breza entfernt, wo in einer spätantiken Kirche seinerzeit die Aufsehen erregenden Funde von Runeninschriften gemacht wurden. Die mit reichem Abbildungsmaterial ausgestattete Arbeit hat eine ausführliche deutsche Zusammenfassung.

B. S.

**Gabrovec, Stane: Najstarejša zgodovina Dolenjske. Vodnik po arheoloških zbirkah muzejev v Novem mestu, Brežicah in Metliki** (Älteste Geschichte von Unterkrain. Führer durch die archäologischen Sammlungen der Museen in Rudolfswerth, Rann a. S. und Möttling). (= Dolenjska muzejska knjižnica, Hft. 1). Rudolfswerth — Novo mesto 1956. 74 S. mit 2 Ktn. und zahlr. Abb. auf 24 Taf.

G. gibt einen ausgezeichneten, mit entsprechenden Literaturangaben versehenen Überblick über die Vor- und Frühgeschichte von Unterkrain, dem Sawegebiet und Weißkrain, der sich zunächst an weitere Kreise richtet, aber auch dem Fachmann mancherlei bietet, wobei insbesondere die beiden archäologischen Fundkarten begrüßt werden. An den geschichtlichen Überblick schließen sich kurze

Führer durch die Antikensammlungen der drei Regionalmuseen in Rudolfswerth — Novo mesto, Rann a, S. und Möttling an. Das reiche archäologische Material dieser Gebiete, vor allem das hallstattzeitliche, ist nur zum geringsten Teil in diesen Sammlungen, sondern liegt meist in den großen Museen, in Laibach, Wien und z. T. in Graz (Funde vom Loibenberg bei Rann a. S.). Der größte Teil der aus diesem Gebiet stammenden Sammlung der Herzogin von Mecklenburg wurde 1939 in Neu York versteigert und befindet sich heute in amerikanischen Museen (vgl. den Katalog der Sammlung „Treasures of Carniola“.

B. S.

**Njegoš, Petar Petrović: Pisma** (Briefe). Bd. I (1830—37), II (1838—42), III (1843—51). (Cjelokupna djela P. P. Njegoša, 7. 8, 9). Belgrad, Prosveta 1951—55. Bd. I: 641 S., 6 Taf., Bd. II: 561 S., 4 Taf., Bd. III: 725 S., 7 Taf.

Die von Dr. Miraš Kićović betreute Briefsammlung gehört zu den besten, die wir von serbischen Schriftstellern besitzen. Der Herausgeber erörtert die Grundzüge der Edition I, 441—42. Ein großer Teil der Briefe war bisher ungedruckt. Den Briefen sind in jedem Band beigegeben: ein Verzeichnis der Briefempfänger mit knappen Erläuterungen, eine Übersicht der Fundorte, Übersetzungen fremdsprachiger Briefe Nj.s, ein Wort-, Namen- und Sachregister und schließlich ein Verzeichnis der Briefe. Es ist kaum zuviel gesagt, daß erst jetzt auf Grund dieser Briefsammlung die Persönlichkeit Nj.s lebendiger und vertrauter wird, als das bislang der Fall war. Die Briefsammlung enthält auch die gesamte amtliche Korrespondenz von Nj.s, sodaß es sich zugleich um eine hervorragende Quelle zur Geschichte von Montenegro in den Jahren 1830—51 handelt.

Zu rühmen ist aber nicht nur die vorbildliche Edition, sondern auch die ausgezeichnete, vorzügliche Ausstattung der Briefbände, die dem Verlag zur Ehre gereicht.

F. V.

**Luetić, Josip: Pomorac i diplomat Ivan Kaznačić s osvrtom na dubrovačko pomorstvo 18. i poč. 19. st.** (Der Seefahrer u. Diplomat I. K. mit Rücksicht auf die Dubrovniker Schifffahrt im 18. und im beginnenden 19. Jh.) (Gradja za pomorsku povijest Dubrovnika, I). Dubrovnik, Pomorski Muzej 1954. 61 S., 6 Taf.

Die vorliegende Studie von L., der Direktor des Marinemuseums in Dubrovnik (Ragusa) ist, behandelt in erster Linie das Leben und Wirken von Ivan Kaznačić (1758—1850). K. ist nicht nur als Seefahrer, sondern auch als Kartograph hervorgetreten. Seit 1803 war er Konsul des Freistaates Ragusa in Genua, seit 1810 Direktor des Arsensals zu Venedig. Der Verf. bietet aber über die Lebensgeschichte von K. hinaus zahlreiche Aufschlüsse über das Schifffahrtswesen des Freistaates des 18. und des beginnenden 19. Jh.s, das sich in den letzten Jahrzehnten seines Bestandes merklich wiederbelebt hatte, ohne freilich die einstige Höhe zu erreichen, die es im 16. Jh. innegehabt hatte. — Wichtig ist der Anhang von Urkunden (S. 33—48), die vor allem aus dem Staatsarchiv von Dubrovnik schöpfen. Ein Verzeichnis der benützten Veröffentlichungen (S. 51—52) und Archivalien (S. 52) sowie ein gut gearbeitetes Orts- und Namenverzeichnis (S. 57—60) erleichtern die Benützung der gründlichen Arbeit.

F. V.

**Jakšić Grgur: Bosna i Hercegovina na Berlinskom kongresu** (Bosnien und die Herzegowina auf dem Berliner Kongreß). Srpska Akademija nauka, Posebna izdanja Bd. CCXXVIII. Belgrad 1955. 71 S.

**Jakšić Grgur — Vučković Vojislav: Pokušaj aneksije Bosne i Hercegovine / 1882—1883** / (Der Versuch zur Annexion von B. und d. H.) Glas Srpske Akademije nauka CCXIV, S. 47—110. Belgrad 1954.

Die erste Abhandlung behandelt die diplomatische Seite der Okkupation Bosniens und der Herzegowina im J. 1878. Auf Grund des Wiener Archivmaterials und der Memoiren des türkischen Hauptdelegierten, Karatheodory-Paschas, zeichnet der Verf. den Ablauf der Verhandlungen in Berlin, ohne aber zu neuen Resultaten zu kommen.

In der zweiten Abhandlung wird ein Versuch der ö.-u. Regierung, die Annexion der beiden Provinzen in den J. 1882/83 durchzuführen, beleuchtet. Obwohl aus den Akten die Motive für die Annexion im damaligen Zeitpunkt nicht klar hervortreten, glaubt sie der Verf. in einer Verbindung innen- und außenpolitischer Umstände zu finden. Im Anschluß an den neuerlichen Aufstand in diesen Gebieten hätten die Gefahr einer Revision des Mandates auf einem neuen europäischen Kongresse sowie die unbestimmte Haltung Englands und Rußlands Österreich-Ungarn zu einer klaren und definitiven Entscheidung, nämlich der Annexion, gedrängt.

Allerdings erhebt sich allein schon aus den dargebrachten Akten der Zweifel, ob die Rücksichtnahme auf einen europäischen Kongreß in der Tat in Wien maßgebend war, weil das über die Annexionsfrage im ö.-u. Außenministerium zusammengestellte Memorandum kein Wort darüber verliert. Im Gegenteil, darin wird ausdrücklich jeder weitere Eingriff europäischer Mächte ausgeschlossen und nur eine Rücksichtnahme auf die Rechte des Sultans in Bosnien und der Herzegowina als für die Monarchie noch bestehend aufgestellt.

Klarer als die Motive der Annexion, lassen sich die entsprechenden Vorbereitungen in den beiden Reichshälften verfolgen. Sie dauerten vom Herbst 1882 bis zum Frühjahr 1883. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang der Vorschlag Tiszas, Bosnien und die Herzegowina nach der Annexion zwischen den beiden Reichshälften zu teilen, um auf diese Weise die dualistische Staatsform nicht durch einen dritten, reichsunmittelbaren Körper zu gefährden. Dabei ging Tiszas Vorschlag so weit, in jedem Teil die Sprache der entsprechenden Reichshälfte als Amtssprache einzuführen, also in den Kreisen Banjaluka und Bihać die ungarische, in den übrigen die deutsche.

Die Unmöglichkeit einer Vereinbarung auf dieser Grundlage einerseits, anderseits außenpolitische Rücksichten, vor allem auf das durch die geheime Konvention von 1881 gewonnene Serbien, ließen dann den Plan der Annexion fallen. Die Darstellung der serbischen Politik und ihrer Rückwirkung auf die Annexionspläne nimmt einen, gewiß gerechtfertigten, breiten Raum ein und bringt z. T. vollkommen neue Resultate. Eine ausführliche Zusammenfassung in französischer Sprache ist der Abhandlung beigegeben.

Sarajevo

Ferdinand Hauptmann

**Perše, Franjo: Milan Šufflay.** In memoriam — prigodom 25. godišnjice smrti 18. II. 1931 (M. Š. In memoriam — anlässlich des 25. Gedenktages seines Todes 18. II. 1931). Hrvatska Revija — La revista croata, Buenos Aires, Jg. 1956. S. 299—318.

P. bringt einen kurzen Nekrolog für den 1931 ermordeten kroatischen Historiker und Politiker, Prof. Milan Šufflay (1879—1931), der sich insbesondere auch mit Fragen der albanischen Geschichte beschäftigt hat. Angeschlossen ist ein Schriftenverzeichnis des Verstorbenen, das leider — wie der Verf. selbst bemerkt — nicht vollständig ist, so fehlen u. a. Šufflays Beiträge im Archiv f. slav. Philologie, sowie in verschiedenen ungarischen Zeitschriften. B. S.

**Cronia, Arturo: Storia della letteratura Serbo-Croata.** Mailand, Nuova Accademia 1956. 626 S., 1 Kt.

C. legt uns in italienischer Sprache eine Geschichte des serbisch-kroatischen Schrifttums vor, wie wir sie in keiner anderen westlichen Sprache besitzen. Die Darstellung des Verf.s ist recht ausgeglichen. Das Mittelalter ist kurz behandelt (S. 11—29), desgl. das 16. und 17. Jh. (S. 33—119). Ausführlicher wird die Darstellung mit dem 18. Jh. (S. 123—89). Sehr eingehend wird sodann das 19. Jh. behandelt, dem der größte Teil des Bandes gilt (S. 193—402). Dem 20. Jh., „l'era degli Ismi“, ist gleichfalls ein weiter Raum gewidmet (S. 405—588). C. führt seine Darstellung bis in die Gegenwart und behandelt abschließend auch die Volksdichtung (S. 573—88), die m. E. zu kurz wekommt. Im allgemeinen zeichnet sich aber das Buch durch eine vorzügliche Einteilung des Stoffes aus. Alle gelehrten Exkurse werden von C. mit Recht vermieden. Die sehr anschaulich abgefaßte Arbeit gewinnt durch das wertvolle Schriftenverzeichnis (S. 591—603), das auch deutsche Veröffentlichungen berücksichtigt und die wichtigsten Bücher knapp, aber zutreffend kennzeichnet. Es wäre sehr wünschenswert, wenn wir bald auch in deutscher Sprache eine ähnliche Darstellung erhalten würden. M u r k o s Arbeit ist veraltet, G e s e m a n n s Abriß zu gedrängt. F. V.

**Schütz, Joseph: Die geographische Terminologie des Serbokroatischen.** (Deutsche Akademie der Wiss. zu Berlin, Veröffentlichungen des Institutes für Slawistik, Nr. 10). Berlin, Akademie-Verlag 1957. XI + 113 S. Brosch. DM 17.—.

Die Slawistik ist bisher an lexikologischen Arbeiten eher arm und schon deshalb ist die Untersuchung von Sch. zu begrüßen. Sie hat zum Thema die zusammenfassende Darstellung des serbokroatischen geographischen Wortschatzes unter Einschluß der mundartlichen Ausdrücke. Da eine Deutung der einzelnen Termini geboten wird, bildet die Studie auch einen wertvollen Beitrag zu dem noch ausstehenden etymologischen Wörterbuch des Serbokroatischen. Im Anschluß an J. Trier, Dornseiff u. a. faßt Sch. die moderne Wortforschung als eine Untersuchung der Wortfelder, d. h. er geht vom Begriff aus (Onomasiologie) und sucht innerhalb des gesamten Bereiches („Feld, Begriffsfeld“ genannt) die Beziehungen und Bedeutungen der einzelnen zugehörigen Wörter innerhalb des Begriffs-Systems zu verstehen, da die Wörter, ganz ähnlich wie die Laute, nicht ein Sonderleben führen, sondern in ein „System“ eingespannt sind. Im II. Abschnitt (S. 4—16) werden methodische Fragen erörtert. Verf. demonstriert anhand von mehreren Beispielen den Begriff des „Wortfeldes“. Er weiß feine Bedeutungsunterschiede herauszuschälen und gewinnt Anhaltspunkte für das Verständnis

metaphorischer Übertragungen. Anschließend folgt der Hauptteil, das Lexikon der skr. geogr. Termini (17—84), nach begrifflichen Gesichtspunkten geordnet. Die Kategorien sind: A) Bezeichnungen aufgebauter Formen (Berg, Hügel usw., 20—37); B) Bezz. ausgearbeiteter Formen (Tal, Talkessel usw., 37—48); C) Bezz. morphologisch-vegetativer Formen (Bodenart, Ebene usw., 48—62); D) Bezz. der mit Gewässern in Zusammenhang stehenden Objekte (See, Sumpf usw., 62—76); E) Bezz. der mit dem Meer in Zusammenhang stehenden Objekte (Meer, offene See usw., 76—84). Das reich gegliederte Verzeichnis bietet den einschlägigen Wortschatz mit leidlicher Vollständigkeit und dadurch die Aufarbeitung eines lexikologischen Sektors; es bedeutet aber auch für den Namenforscher eine willkommene Zusammenstellung der bei appellativischer Benennung geläufigeren Ausdrücke, wobei der Wortindex (S. 105—113) eine rasche Orientierung ermöglicht. Von besonderem Interesse ist der Exkurs über den Karst und einige sog. „Reliktwörter“ (86—101). Da die Südslawen erst gegen Ende des 6. und im Laufe des 7. Jh.s in den westlichen Teil der Balkanhalbinsel eingewandert sind, können sie erst dann mit der Karstlandschaft und in dieser noch befindlichen Überresten einer früheren, vorlawischen Bevölkerung in Berührung gekommen sein. Diese war nach den Angaben des kroatischen Historikers F. Šišić (Geschichte der Kroaten 1 [Agram 1917] 54) nur spärlich. Sch. untersucht nun, ob sich auf Grund der Karstterminologie irgendwelche Anhaltspunkte für das Vorhandensein einer „Urbevölkerung“ beim Eintreffen der Slawen finden lassen und kommt hier — überraschenderweise — zu einem negativen Ergebnis. Er prüft eingehend 10 Etyma, die bisher allgemein als „vorlawische Reliktwörter“ angesehen wurden, und erklärt sie insgesamt — und zum größeren Teil überzeugend — aus dem Slawischen. Es lassen sich also, wenigstens vom Standpunkt der geographischen Terminologie aus, keine Anhaltspunkte für das Vorhandensein eines vorlawischen ethnischen Elementes für die Karstlandschaft gewinnen. Dieses kann demnach zur Zeit der slawischen Besiedlung nur noch eine sehr geringe Rolle gespielt haben. Verf. zeigt einleuchtend, daß gerade für das Karstgebiet die geographische Nomenklatur weitgehend mit slawischen Mitteln geschaffen worden ist. Zum Ende folgt eine Zusammenstellung der 67 Etyma fremder Herkunft, die bloß rund 10% des einschlägigen Wortschatzes ausmachen, wobei es sich erst noch meist um nicht sehr alte und oft nur mundartlich geläufige Termini handelt. Die Hälfte dieses fremden Wortgutes stammt aus dem Osmanischen, reicht also höchstens bis ins 14. Jh. zurück. Es betrifft das Festland, während das romanische und italienische Lehnwort sich vorwiegend auf das Meer und etwa noch auf das Hirtenleben bezieht. Der griechische Einfluß ist nur unbedeutend und das Albanische bloß mit dem Wort karpë „Fels“ vertreten. Etymologisch dunkel sind nur 5 Wörter, von denen wiederum nur zwei ein höheres Alter beanspruchen können.

Die Untersuchung von Sch. darf als eine gründliche und anregende Studie bezeichnet werden.

Bern

Ernst Dickenmann

**Marić, Rastislav: Studije iz srpske numizmatike** (Studien zur serbischen Numismatik) (Serb. Akademie der Wissenschaften. Posebna izdanja, knj. CCLIX). Belgrad, Verlag „Naučna knjiga“ 1956. XII + 472 S. mit 60 Taf. u. 14 Abb. im Text.

Seit S. Ljubić 1875 sein noch heute grundlegendes Werk „Opis jugosla-

venskih novaca" veröffentlichte, fehlte es an einem umfassenden Werk über die altserbische Numismatik. Gregor Čremošniks Arbeit „Razvoj srpskog novčarstva do Milutina" befaßt sich nur mit den Anfängen des serbischen Münzwesens und auch mein kurzer, in den SOF XIII 22 ff. veröffentlichter Abriß will nur einen knappen Überblick über die Entwicklung geben. Die vorliegenden „Studien" bilden seit Ljubić den umfangreichsten und auch inhaltlich bedeutendsten Beitrag zu diesem Thema, doch handelt es sich auch hier nicht um eine systematische Darstellung des gesamten altserbischen Münzwesens, sondern, wie schon der Titel besagt, um einzelne Studien und im zweiten, umfangreicheren Teil um den Katalog neuer, im Belgrader Nationalmuseum verwahrter Münzfunde. Beide Teile zusammen geben aber doch ein einigermaßen geschlossenes Bild der gesamten altserbischen Münzprägung. Da der Druck des Werkes aus technischen Gründen längere Zeit beanspruchte, konnte der Verf. zu meiner Skizze in den SOF sowie zu einigen weiteren neueren Arbeiten und Funden nur in einem Anhang kurz Stellung nehmen.

Der erste Teil der Studie befaßt sich mit der Frage, warum sich auf den altserbischen Münzen fremdsprachige Aufschriften finden. Während die ältesten Denare zweifellos in Nachahmung der Venetianer Matapane lateinische Aufschriften tragen, hat man für die lateinischen und italienischen Gepräge der späteren Zeit italienische oder dalmatinische Münzmeister in den serbischen Münzstätten verantwortlich gemacht. Eine Analyse von Funden serbischer Münzen außerhalb und innerhalb der Grenzen Serbiens zeige nun nach Meinung des Verf.s, daß die Münzen mit fremdsprachigen Aufschriften mit Rücksicht auf den Außenhandel geprägt worden seien. Man wird hier wohl ein Fragezeichen setzen dürfen, insbesondere hinsichtlich der angeblich spanischen, nur von M. vermuteten Aufschriften. Die nächsten drei Kapitel beschäftigen sich mit dem schwierigen Problem, welchen Königen die Münzen mit den verschiedenen Aufschriften Stefan Vladislav und Urosius zuzuteilen sind. Auf Grund neuer Funde und Untersuchungen wird die von Lj. Kovačević und mir im Gegensatz zu Ljubić vorgenommene Zuteilung der Münzen mit den serbischen Aufschriften Stefan rab Hristou, Stefan Vladislav und Vladislav rab Hristou an Dragutin und dessen Sohn Vladislav II. bestätigt. Schwieriger ist die Zuteilung der Münzen mit den lateinischen Aufschriften Stefanus Urosius und Urosius an Uroš I. und Milutin. Auch hinsichtlich der Münzen Stefan Dečanskis und des späteren Zaren Dušan gelingt M. eine Klärung. Kap. V bringt eine zusammenfassende Übersicht der mittelalterlichen serbischen Münztypen. Den Beginn der Münzprägung setzt M. übereinstimmend mit mir unter Uroš I. an. Zur Frage der in einer Urkunde vom J. 1214 erwähnten „yperperi Sclavinie ad pondus Ragusii" nimmt M. keine Stellung. Ich benütze die Gelegenheit zu einer Richtigstellung meiner seinerzeitigen Ausführungen in den SOF XIII 30. Ich habe dort die erwähnten „yperperi Sclavinie", in denen Čremošnik die ältesten serbischen Münzen erkennen möchte, auf das Gebiet nördlich der Save, also auf Slawonien, bezogen. Tatsächlich ist aber, wie mir in einer Besprechung meiner Arbeit im Istoriski Glasnik II 1956, 112 entgegengehalten wurde, „Sclavinia" um diese Zeit die Bezeichnung für Serbien. Gleichwohl können aber unter den „yperperi Sclavinie" nicht die ersten serbischen Silbermünzen gemeint sein. Unter „yperperi" werden nur Goldmünzen, bzw. eine ihnen entsprechende Rechnungseinheit verstanden. Eine neuerliche Untersuchung dieser Frage wäre sehr erwünscht. Kap. VI sucht die verschiedenen

Zeichen und Buchstaben auf den Denaren zu deuten. So liest M. z. B. die Buchstaben A-M auf der Vs. der Münzen Dragutins als Bezeichnung der Münzstätte Ahilije Moravički u. ä. Kap. VII befaßt sich mit dem Gewicht und dem Wert der Münzen. Für diese Frage dürften vielleicht meine Ausführungen in den SOF, die dem Verf. damals noch unbekannt waren, einige Ergänzungen bieten.

Der zweite Teil des umfangreichen Bandes bringt einen sehr sorgfältig gearbeiteten Katalog mehrerer, bisher noch nicht veröffentlichter Münzfunde: Kragujevac (Dragutin, Vladislav II. und Milutin), unbekannter Fundort (Uroš I., Dragutin, Milutin, echte und gefälschte Venetianer Matapane), Žabar (Milutin, Stefan Dečanski), Novi Banovci (Dragutin, Stefan Dečanski, Dušan, dazu ungarische Gepräge), Belovo bei Debar (Stefan Dečanski, Car Dušan) und Stobi (Stefan Dečanski, Car Dušan, Car Uroš, Despot Oliver, Vukašin, Venetianer Matapane).

Für den ersten Teil seiner Arbeit bietet der Verf. ein kurzes französisches Resümee. Fünf ausführliche Indices erleichtern außerdem die Benützung des Werkes. Erwähnt seien auch die zahlreichen Tafeln. Da sie die Münzen jedoch in Autotypie-Druck usw. auf nicht ganz geeignetem Papier zeigen, sind diese nicht immer klar erkenntlich. Erfreulich sind dagegen die Großaufnahmen, die der Verf. den gleichzeitigen Porträts der entsprechenden Herrscher gegenüberstellt. Alles in allem ein wertvoller Beitrag zur altserbischen Numismatik. Hoffen wir, daß es dem Verf. gelingt, seine „Studien“ zu einem ausführlichen Handbuch der serbischen Münzkunde auszubauen, wobei manche Unebenheit und gelegentliche Widersprüche, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll, ausgeglichen und manches auch noch genauer bewiesen werden müßte.

Eine kurze deutsche Zusammenfassung brachte noch vor Erscheinen des Werkes das Bulletin de l'Académie serbe des sciences, Classe des sciences sociales Nr. 3, 1955.

Graz

Balduin Saria

**Kastelic, Jože: Beram.** Die Fresken aus Istrien, Belgrad, Zeitschrift „Jugoslavija“ 1955. 26 S. mit 26 z. T. mehrfarb. Abb.

Der Verlag der Zeitschrift „Jugoslavija“ veranstaltet von einzelnen wichtigeren Artikeln seiner Zeitschrift (über diese vgl. oben S. 485 f.) Sonderdrucke. In der vorliegenden Kunstmappe bringt K., der Direktor des Nationalmuseums in Laibach, den Freskenzyklus des Vinzenz von Kastua in der Marienkirche von Beram aus dem J. 1474. Die Fresken stellen biblische Szenen, so u. a. den Zug der hl. Dreikönige und einen Totentanz dar. Der Fachmann wird vor allem die farbigen Detailaufnahmen dankbar begrüßen.

B. S.

**Jardas Ivo: Kastavština.** Gradja o narodnom životu i običajima u kastavskom govoru. (Das Gebiet von Kastav. Materialien über Volksleben und Brauchtum in der Mundart von Kastav). (Zbornik za narodni život i običaje Južnih Slavena, herausgegeben von der Jugoslawischen Akademie der Wissenschaften, Band 39) Agram 1957. 416 S., 58 Abb. auf Taf., ganzseitige Karte.

Das vorliegende Werk über die Volkskunde des Gebietes von Kastav (ital. Castua, westl. von Rijeka-Fiume), das zwischen den zwei Weltkriegen z. T. unter italienischer Verwaltung stand, beruht fast ausschließlich auf Eigenerhebungen des Verf. bei alten Leuten dieses Gebietes vor allem in den Dreißigerjahren. Für statistische Erhebungen liegt das Jahr 1936 zu Grunde, also eine verhältnismäßig

weit zurückliegende Zeit. Doch lag das Werk schon 1939 abgeschlossen vor und konnte bloß nicht erscheinen. Die Gesamtaufnahmen sind in der relativ einheitlichen, čakavischen Mundart dieses Spannungsbereiches slawisch-kroatischer Volkskultur in der Einflußzone ehemals italienischer Stadtkultur geschrieben. Das bedingt die Notwendigkeit der Beifügung eines knappen, aber in den einzelnen Stichworten gut kommentierten Lexikons der weniger bekannten Ausdrücke (387—409). Die notwendige Akzentuierung ist hier durchwegs beigegeben (Mundartunterschiede innerhalb des Gesamtgebietes der Kastavština bestehen so gut wie nur in der Intonation), im anderen Text nur bei einzelnen Beispielen aus der Volksdichtung, z. B. in der Sprichwortsammlung 385 f. Im übrigen bringt das Buch im wesentlichen nicht Forschung, sondern eine liebevolle Bestandsaufnahme von sehr wertvollen Materialien, die praktisch das gesamte Volksleben umfassen, sich also nicht allein auf das allerdings sehr ausführliche Brauchtum beschränken. Dorfbeschreibungen, Gemeindeordnungen (z. T. aus schriftlichen Quellen des 19. Jh.s), Hausbau und Landwirtschaft bzw. Viehzucht sind ebenso ausführlich in ihren noch erkennbaren Altformen erfaßt wie die klimatischen und atmosphärischen Verhältnisse, ihr Einfluß auf die Bevölkerung, die in ihren Erwerbszweigen vorgeführt wird. Das folkloristische Element (Lied, Tanz, beide mit Notenbeispielen im Text, Gebet und Sprichwort) bildet den Abschluß vor einem reichen Bilderteil, bei dem der Wert der wichtigen Dokumentaraufnahmen (auf Kunstdruckpapier) leider durch ein weitgehendes Ungenügen der Klischees herabgemindert erscheint.

Die Jugoslawische Akademie der Wissenschaften in Agram verfügt über eine reiche Sammlung handschriftlicher Ortsmonographien, Materialaufnahmen wie Sonderuntersuchungen. Es wäre sehr zu wünschen, wenn sie der wissenschaftlichen Welt in solcher Ausführlichkeit vorgelegt werden könnten wie diese Materialsammlung über das Gebiet von Kastav im gegenwärtigen soziologischen, durch die Nähe der Hafengroßstadt Rijeka bedingten Umbruch.

Graz

Leopold Kretzenbacher

**Delorko, Olinko: „Zlatna jabuka“.** Hrvatske narodne balade i romance. („Der goldene Apfel“, Kroat. Volksballaden und Romanzen), II. Bd. Mala biblioteka Nr. 186. Agram 1956. 173 S.

Die vorliegende Sammlung wurde vom gleichen feinsinnigen Volksliedforscher D. eingerichtet und von seiner Dienststelle, dem sehr publikationstätigen „Institut za narodnu umjetnost“ in Agram, herausgegeben wie Band I, die in Agram 1951 erschienenen „Hrvatske narodne balade i romance“. Es handelt sich um mehr als hundert Texte aus den verschiedenen Kulturlandschaften Kroatiens von der dalmatinischen Inselwelt (Neuaufnahmen auf Silba, Olib, Hvar, Šipan, Lastovo usw.) über die Herzegowina bis in die Weiten Pannoniens. Aus gedruckten Sammlungen sind 29 Nummern entnommen, der weitaus größte Teil also aus den Handschriftsammlungen des Institutes bzw. der Eigenaufnahmen des Verf. in den letzten Jahren. (S. 166 ff. Verzeichnis der Hss.). D. kommt von der Beschäftigung mit der Hochdichtung der westeuropäischen Renaissance her und hat starke Bindungen zur modernen romanischen Lyrik (Ximenez usw.). Sie führte ihn zum Volkslied, dessen reiche kroatische Bestände ihm viele dichterische Gleichklänge, nicht solche aus literarischer Beeinflussung, sondern als Ergebnisse innerer Verwandtschaft erkennen lassen. So geht es ihm auch in dieser Sammlung

weniger um eine kulturhistorisch-volkskundliche Interpretation und leider auch nicht um die in einer modernen Volksliedpublikation sehr vermißte musikalische Seite (Frage des Vortrages, der Melodik, Instrumentation, des soziologischen Umgrundes und brauchwürdigen Anlasses für das Singen usw.), sondern im wesentlichen um das Volkslied als Ausdruck reiner Dichtung. Dafür aber sind die vorgelegten Balladen und Romanzen, für die es letztlich keine streng durchführbare Scheidung gibt (vgl. S. 144) köstliche Neufunde, denen D. in einem „Begleitwort“ (S. 141—159) liebevoll einführend nachgeht, wobei auch manches über die Frage der Dialektmischung im Volksliede u. ä. ausgesagt wird. Ein Verzeichnis weniger geläufiger Wörter ist beigegeben (S. 161 ff.).

Graz

Leopold Kretzenbacher

## V. Rumänien

**Studii şi cercetări ştiinţifice** seria III (Ştiinţe sociale) VI. Jg. Nr. 1—2, Bukarest, Editura Academiei Republicii Populare Romîne 1955. 107 S.

Diese Zeitschrift ist ein Organ der Zweigstelle Jassy der Akademie der Wissenschaft der Rumänischen Volksrepublik und enthält in dieser Folge 7 Berichte, an deren Ende jeweils eine kurze Zusammenfassung des Inhalts in russischer und französischer Sprache gegeben wird. A Niţu bringt im ersten Bericht (S. 1—28) interessante Einzelheiten über prähistorische Funde von Tîrgul Negreşti, die aus der Zeit vor der Cucuteni-Kultur stammen. Die Zeichnungen veranschaulichen die Motive auf den Keramikfunden aus dem Neolithikum, die sich jetzt im Antiquitätenmuseum in Jassy befinden. V. Neamţu untersucht in seinem Bericht (S. 29—49) die Entwicklung des Fischfangs und des Fischhandels in der Moldau im 15. Jh.

N. Corvin bringt einen Bericht über die Mehrung des weltlichen und kirchlichen Großgrundbesitzes in der Moldau im 17. Jh., die dadurch entstand, daß bis dahin freie Bauern ihre Unabhängigkeit aufgaben und ihren Grundbesitz den Bojaren oder der Kirche übereigneten.

D. Ciurea berichtet über den bisher noch unveröffentlichten Reisebericht des österreichischen Naturwissenschaftlers Julius Edel (1835), der sich in der Bibliothek des naturhistorischen Museums in Jassy befindet und einige interessante historische Nachrichten über die Moldau enthält.

Lucia Pop behandelt in einem Bericht „Sprachprobleme im Kogălniceanu-Kreis“ und geht hierbei insbesondere auf die in der ersten Hälfte des 19. Jh. wichtige Frage der sprachlichen Neuschöpfungen ein, die in verschiedenen Zeitschriftenaufsätzen von G. Asachi, T. Laurian, C. Negruzzi, V. Alecsandri u. a. behandelt wurde.

Al. Dima untersucht in seinem Bericht das Problem der literarischen Kritik in einigen Aufsätzen, Theaterstücken und Gedichten von B. P. Haşdeu, die in der Zeit von 1857—1863 veröffentlicht wurden.

Al. Teodorescu befaßt sich in seinem Bericht mit den moldauischen Mitarbeitern der Zeitschriften „Dacia Literara“ und „România literara“, die der Volksdichtung Beachtung schenkten und dadurch der rumänischen Literatur eine neue Richtung wiesen (N. Bălcescu, M. Kogălniceanu, C. Negruzzi, V. Alecsandri und Al. Russo).

München

E. Turczynski

**Studii și materiale de istorie modernă.** Vol. I. Bukarest, Academia R.P.R. 1957. 473 S.

Die neue, vom Historischen Institut der Akademie veröffentlichte, von Gh. Haupt und Gh. Georgescu-Buzău geleitete Zeitschrift bringt u. a. von Georgescu-Buzău einen Aufsatz über den moldauischen Großgrundbesitzer Mihail Sturza (S. 3 ff.), Abhandlungen über Bauernaufstände von E. Negruți (S. 71 ff.), J. Kovács (S. 139 ff.) und C. Rădulescu (S. 351 ff.), über die Agrarfrage in der Walachei um 1859 von D. Berindei (S. 167 ff.), über die wirtschaftliche und sozialpolitische Lage Siebenbürgens zu Beginn des 20. Jh.s von L. Vajda (S. 285 ff.) und über die rumänische Sektion der Sozialdemokratischen Partei Ungarns im ersten Jahrzehnt des 20. Jh.s von I. Cicală (S. 369 ff.). Bedauerlich ist das Fehlen deutscher (oder französischer) Zusammenfassungen.

F. V.

**Studii. Revistă de istorie.** — Anul X, Heft 1 und 2. Herausgegeben vom Geschichtsinstitut (Institutul de istorie) der Akademie der Rumänischen Volksrepublik (Academia Republicii Populare Romîne). Bd. I 264 S., Bd. II 240 S.

Wir haben es mit zwei Heften der nunmehr im 10. Jg. stehenden Historischen Zeitschrift der Rumänischen Akademie zu tun, die wir wohl als das führende Organ der rumänischen Geschichtswissenschaft ansprechen müssen. Wie immer teilt sich dieses Heft in ausführliche „Studien und Referate“, in kürzere „Mitteilungen“, in „Dokumente“, „Diskussion“, „Historiographie“ und endlich in den Rezensionsteil. Am wertvollsten ist wohl immer der Dokumentarteil, in dem z. B. in unseren beiden Heften über „Despre o traducere românească necunoscută a operei Mihail Kogălniceanu „Histoire de la Dacie““ (Heft 1) oder „Călătoria lui Bălcescu pe Dunare în 1852““ (Heft 1) Veröffentlichungen getan werden. Unter den Hauptaufsätzen interessiert besonders die Arbeit von Matei Ionescu und Corina Pătrașcu (Heft 1) über die Haltung der verschiedenen europäischen Mächte zum großen rumänischen Bauernaufstand von 1907. Es werden dazu neben Dokumenten in den Staatsarchiven die Presseerzeugnisse dieses Jahres und Mitteilungen von Überlebenden benützt. Darnach hätten die Entente-Mächte eine viel neutralere Haltung eingenommen als die Mittelmächte. Insbesondere sei Österreich-Ungarn sogar zum militärischen Eingreifen bereit gewesen. Auch die weiteren Hauptaufsätze des 1. Heftes sind sozialwirtschaftlichen Fragen (Die ersten Arbeiterorganisationen in Rumänien, Die Aufteilung der rumänischen Petroleumindustrie unter den Siegern des Ersten Weltkrieges 1919—1922) gewidmet. Das 2. Heft des X. Jg.s ist dann fast ausschließlich in seinem Hauptteil dem Bauernaufstand von 1907 gewidmet. Wir erfahren viel Wertvolles aus diesem Jahr der neuen rumänischen Geschichte, wobei freilich die Staatsauffassung der Volksrepublik mehr oder weniger zu Worte kommt. Unter den „Dokumenten“ des 2. Heftes ist besonders der Abdruck einer Reihe von Briefen des österreichischen Gesandten in Bukarest an den Außenminister Graf Ährenthal zu begrüßen, die gleichfalls von der rumänischen Bauernrevolte handeln. Interessant zu werden verspricht die Fortsetzung des erst im 1. Teil erschienenen Aufsatzes von Boris Balténau: „Die politische Situation in Rumänien am Vorabend der Errichtung des volksdemokratischen Regimes. Hier werden vor allem die Versuche der bürgerlichen Parteien im Winter 1944/45 besprochen, mit Hilfe der Engländer und

Amerikaner die rumänische Monarchie zu halten. Kleinere andere Arbeiten bringen Beiträge zur älteren rumänischen Geschichte.

Wien

Ernst Joseph Görlich

**Studii. Revistă de istorie și filozofie** (Studii. Zeitschrift für Geschichte und Philosophie) 7. Jg. 4. Heft, Oktober—Dezember 1954. Bukarest, Akademie der rumänischen Volksrepublik. 263 S.

Die Aufsätze (8) befassen sich durchwegs mit historischen Problemen, zeigen aber eine gewisse Abhängigkeit vom herrschenden Zeitgeist. Matei Ionescu behandelt die Zusammenarbeit der amerikanisch-englischen Erdölgesellschaften mit den deutschen Gesellschaften in Rumänien während des zweiten Weltkrieges (1938—1944) und versucht zu beweisen, daß die amerikanische Gesellschaft Standard Oil und die I. G. Farbenindustrie auch während des Krieges in Verbindung standen und behauptet — ohne allerdings Belege zu bringen —, daß auch nach dem Kriegseintritt der Vereinigten Staaten diese Verbindungen nicht abgerissen seien. Die amerikanisch-englischen Gesellschaften hätten schließlich auch dazu beigetragen, Rumänien zu einem Angriff auf die Sowjetunion zu bewegen. B. M. Kolker bringt in seinem Aufsatz über den Kampf für die nationale Befreiung in Rumänien in den J. 1941—1944 Einzelheiten über das Wirken kommunistischer Widerstandskämpfer gegen die deutsch-rumänische Zusammenarbeit im Kriege.

Prof. Lotar Rădăceanu befaßt sich mit Fragen der Periodisierung der deutschen Literaturgeschichte und kritisiert die Zaghaftheit, mit der die kommunistische Form der Periodisierung in den literaturgeschichtlichen Darstellungen der Deutschen Demokratischen Republik vorangetrieben wird.

Mihai Ralea bringt in seinem Aufsatz „Der Kampf des französischen Volkes um seine Unabhängigkeit und nationale Einheit“ kein neues Material, dafür aber eine neue Betrachtungsweise: Die Einheit Frankreichs wäre demnach nicht das Werk der einst herrschenden Schicht, sondern der objektive und subjektive Einheitswille, den das französische Volk stets bewiesen habe. Der bedeutendste Faktor, der die nationale Idee förderte, sei aber die Kristallisation des Klassenbewußtseins gewesen.

E. Campus untersucht die „Kleine Entente“, die von den großen Mächten ins Leben gerufen wurde, um die kommunistische Bewegung in Südosteuropa zu unterdrücken. Sie habe daher stets eine antisowjetische Tendenz gehabt. Durch die Lösung der Verträge im J. 1938 wurde sie zu einem bedeutenden Instrument Hitlers. Dies sei aber nur möglich gewesen, weil die herrschende Klasse mit Hitler zusammengearbeitet hätte. So wurde die Tschechoslowakei verraten, wodurch Rumänien einen wertvollen Bündnispartner verlor. Die Folge davon war die Auslieferung Rumäniens an den deutschen Imperialismus.

Der Aufsatz von V. Liveanu „Der Waffenstillstand von Focșani“ (1917) basiert auf einem beachtlichen Quellenmaterial. Der Verfasser betrachtet dieses Ereignis unter dem Aspekt der angeblich rein anti-sowjetischen Haltung der rumänischen Führungsschicht, die sich dem deutschen Militarismus unterwarf, nachdem die Vertreter der Entente behauptet hätten, sie legten keinen Wert mehr auf die Fortführung des Krieges zwischen Rumänien und dem Deutschen Reich, da ihnen daran gelegen sei, das rumänische Heer zum Zwecke antisowjetischer Aggressionen zu entlasten. Die rumänische Regierung habe daher auch die Teilnahme an den Verhandlungen in Brest-Litowsk abgelehnt, wo von russischer

Seite ein „allgemeiner demokratischer“ Friedensschluß angestrebt wurde, und griff im Januar 1918 die sowjetischen Truppen in der Absicht an, den Dnjestr zu überschreiten und in die Ukraine einzudringen. Das Ergebnis der weiteren Verhandlungen mit den deutschen Stellen war schließlich der Frieden zu Bufta (März 1918), durch den Rumänien zu einer Art deutscher Kolonie gemacht worden sei.

V. Chereșeșiu bringt aus einer in Vorbereitung befindlichen Monographie über die Rumänen in Siebenbürgen während der Revolutionsjahre 1848/49 einen Ausschnitt, der die Ereignisse von März bis Mai 1848 schildert. Unter dem Aspekt des Klassenkampfes werden die Voraussetzungen und die Vorbereitungen der rumänischen Versammlung in Blaj (Blasendorf) betrachtet. Stärker als dies in Darstellungen von rumänischer Seite bisher der Fall war, werden die gemeinsamen Anliegen der rumänischen und magyarischen Revolutionäre hervorgehoben. Die nationalen Gegensätze, die 1848/49 eine bedeutende Rolle spielten, traten stärker als sonst zurück. Eugen Stănescu behandelt in seinem Aufsatz „Die militärische Zusammenarbeit zwischen Rumänen und Kosaken im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts“, ein bisher kaum beachtetes Kapitel der rumänischen Militärgeschichte. Der Beginn des rumänischen Ringens um die Befreiung von der osmanischen Herrschaft im ausgehenden 16. Jh. wird vom Verfasser als der Zeitabschnitt betrachtet, in welchem die Bojaren durch ihre Anlehnung an die Osmanen den Erfolg der Befreiungsversuche vereitelten, obwohl die gemeinsamen Angriffe von Rumänen und Kosaken das osmanische Regime gefährdet hatten (1577, 1578, 1583, 1593). Trotz der Überschätzung der kosakischen Angriffe für die politischen und militärischen Verhältnisse gewinnt der Aufsatz durch seine reichen Quellenhinweise Bedeutung, da die rumänisch-russischen Beziehungen lange Zeit weniger beachtet wurden.

In der Rubrik „Diskussion“ bringt Al. Grecu einen kleineren Aufsatz über „Die Anfänge des geschriebenen Rechts in rumänischer Sprache“, der eine knappe Zusammenstellung der vorhandenen rumänischen Quellen für die rumänische Rechtsgeschichte des 16. und 17. Jh.s darstellt.

Ausführliche Rezensionen von historischen Veröffentlichungen befinden sich am Ende des Heftes, wo auch ein Inhaltsverzeichnis des gesamten Jahrganges enthalten ist.

München

E. Turczynski

**Analele Institutului de Istorie a Partidului pe lângă Comitetul Central al Partidului Muncitoresc Român** (Jahrbücher des Instituts für die Geschichte der Partei, Organ des Zentralkomitees der Rumänischen Arbeiterpartei) II. Jg., Nr. 1 (Januar, Februar) und Nr. 2 (März, April). Bukarest, Editura de Stat pentru Literatura Politică 1956. 164 u. 183 S.

Die zahlreichen Aufsätze, Beiträge und Berichte werden nach folgenden Gesichtspunkten unterteilt: Nach einem kurzen Leitsatz oder offiziösen Bericht über Fragen der Partei folgen „Studien und Referate“, „Lektionen, Unterweisungen und Dokumente“. Nur wenige der Aufsätze gehen über reine partei-interne Gesichtspunkte hinaus. So bringt V. Rață eine kleine Studie über die Bestrebungen der sozialdemokratischen Arbeiterschaft in den Jahren 1890—1893 und über die Beratungen des Programmes vor der Gründungsversammlung der Sozialdemokratischen Partei Rumäniens im Jahre 1893. Neben der berechtigten

Forderung des Jugendschutzes trat auch damals bereits der Wunsch nach einem Acht-Stunden-Tag und einem Verbot der Sonntagsarbeit auf. Die bedeutendste Persönlichkeit im Kreise der rumänischen Sozialisten und deren geistiger Führer war C. Dobrogeanu-Ghera, der als russischer Untertan nach Rumänien ausgewandert war und dort eine sozialistische Bewegung organisierte, die bald wieder verschwand.

Ohne Angabe des Autors erscheint ein ausführlicher Aufsatz „Der Kampf um die Wiedererrichtung und Entwicklung der Arbeiterbewegung in den Jahren 1900—1917“ abgedruckt (S. 46—88). Nach einer einführenden Darstellung des sozialen Strukturwandels, der durch die beginnende Industrialisierung Rumäniens bedingt war, wird die Arbeiterbewegung in dem Zeitabschnitt von 1900—1905 geschildert. Die Einflüsse der ersten russischen Revolution auf die Arbeiterbewegung in Rumänien und der Bauernaufstand des Jahres 1907 sowie die Gründung der Sozialistischen Vereinigung Rumäniens (1907) werden eingehend behandelt. Aus dieser Vereinigung ging die Neugründung der Sozialdemokratischen Partei hervor (1910), die während des Krieges, vor allem aber im J. 1917 die Arbeiterschaft zu zahlreichen Demonstrationen veranlaßte.

Es folgen weitere Aufsätze von M. Stănoiu über die Zeitung „Scînteia“ (1919), von L. Fodor, I. Borkövi und Vasile Hurmuz über die Arbeit der kommunistischen Partei Rumäniens in den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen.

Im 2. Heft (März, April) 1956 fallen unter den zahlreichen Studien, Referaten, Aufsätzen und Berichten vor allem folgende Beiträge auf: Vasile Hurmuz untersucht die wirtschaftliche Lage der rumänischen Bauern und die Ursachen einiger Bauernunruhen in den J. 1923—1928. D. Hurezeanu schildert die Haltung der Arbeiterschaft während des Bauernaufstandes von 1907 und Gh. Matei den Einfluß des Bauernaufstandes auf die Arbeiterbewegung.

Den Abschluß der Hefte bilden jeweils Buchbesprechungen, Mitteilungen und Informationen und schließlich kalendermäßige Aufstellungen von wichtigen Daten der kommunistischen Parteigeschichte.

München

E. Turczynski

**Studii și cercetări de numismatică.** Vol. I. Bukarest, Academia R. P. R. 1957. 498 S. Zahlreiche Tafeln u. Abb.

Die vorzüglich ausgestattete Zeitschrift, die eine bewährte Tradition würdig fortsetzt und für die als verantwortlicher Schriftleiter C. Moisil zeichnet, bietet eine große Zahl wertvoller Beiträge zur Münz-, Siegel-, Wappenkunde und Metrologie. Zahlreiche Berichte behandeln Funde keltischer, dakischer, griechischer und römischer Münzen. C. Moisil untersucht Gewichte aus Histria, Callatis und Tomis (S. 247 ff.), C. Preda veröffentlicht drei weitere Gewichte aus Callatis und Histria (S. 297 ff.), Emil Vîrtosu erörtert „Die fürstlichen Siegel des 19. Jh.s (Walachei)“ (S. 307 ff.) sowie „Teilbare Siegel und Dorfsiegel“ [19. Jh.] (S. 357 ff.), Maier A. Halevy und Corneliu Secașanu „Die Schaumünzen des Constantin Brăncoveanu und ihr Graveur“ [= Carl Joseph Hofmann in Karlsburg] (S. 389 ff.). Zahlreiche kleinere Mitteilungen, Berichte usw. beschließen den Band, der russische und französische Zusammenfassungen enthält. In mehreren Fällen wären deutsche Resümees zweckdienlicher gewesen. F. V.

**Studii și cercetări de istorie literară și folclor** (Academia Republicii Populare Romîne. Institutul de istorie literară și folclor) Jg. V. Heft 1—2. Bukarest, Editura Academiei Republicii Populare Romîne 1956. 391 S.

Das vorliegende stattliche Heft enthält neben mehreren Aufsätzen über moderne Schriftsteller eine wichtige Arbeit von Al. Bistrițianu über „Die ersten Sammler rumänischer Märchen (Brüder Schott, Oberst, Kunisch)“ (S. 13—40) und eine große Studie von G. Călinescu über „Die Kultur M. Eminescus“ (S. 243—377), die an Hand reicher, auch handschriftlicher Unterlagen einen aufschlußreichen Querschnitt durch Eminescus Bildung vermittelt, in denen deutsche Elemente stark hervortreten. — Zusammenfassungen in deutscher und französischer Sprache wären der Verbreitung dieser gediegenen Zeitschrift förderlich.

F. V.

**Studii și cercetări lingvistice.** VI Jg. Heft 1—2, (Januar—Juni 1955), Editura Academiei Republicii Populare Romîne, Institutul de Lingvistică din București. Bukarest 1955, 174 S.

In diesem Doppelheft der Zeitschrift für Sprachforschungen, deren verantwortlicher Schriftleiter E. Petrovici ist und deren Redaktionsausschuß die bekannten rumänischen Philologen und Mitglieder der Akademie Al. Rosetti, Al. Gaur sowie das korrespondierende Mitglied Prof. D. Macrea und als Berichterstatter J. Byck, B. Cazacu, M. Grigorescu und B. Ocheșeanu angehören, sind eine Reihe interessanter Aufsätze über rumänische Sprachprobleme veröffentlicht. Die Einteilung der Arbeiten scheint glücklich gewählt.

Phonetik, Grammatik und Wortschatz, Probleme der literarischen Sprache, Dialektologische Forschungen und schließlich Berichte über die Tätigkeit des Instituts und Buchbesprechungen. Der erste Aufsatz über phonetische Probleme ist eine Untersuchung der rumänischen Diphtonge, die von einem „phonetischen Kollektiv“ unter Leitung von Al. Rosetti vorgenommen wurde. Mit Hilfe eines Kymographen wurde der Diphtong ea (ia) eingehend untersucht und von Al. Rosetti phonologisch gewertet. Auch die Aufsätze von E. Petrovici und von Em. Vasiliu sind phonologischen Untersuchungen gewidmet, die sich auf die neuesten Forschungsergebnisse stützen und hierbei vor allem den sowjetrussischen Vorbildern nacheifern. Der Aufsatz von N. Ștefan geht von neuen sowjetrussischen Untersuchungen über die „Kategorien des Zustandes“ aus, die W. W. Winogradow 1947 veröffentlicht hat, und kommt zu dem Ergebnis, daß auch im Rumänischen viele Satzaussagen dieser „Kategorie des Zustandes“ zuzurechnen seien. Petre Alexandrescu behandelt in einer sehr knappen Form die Suffixe -ator und -or -er, A. Niculescu untersucht die Auffassungen Barbu Delavranceas über Sprache und Stil und liefert damit einen wertvollen Beitrag zu einem bisher nur wenig beachteten Kapitel der rumänischen Literaturgeschichte. C. Istrate würdigt die Bedeutung der neuesten Dialektforschung, die von ihm und einigen „Kollektivs“ unternommen wurde. Die ersten Untersuchungen hierzu wurden bereits 1950 begonnen und vor allem in den Orten vorgenommen, wo nicht schon für den Sprachatlas Befragungen durchgeführt worden waren. Die sehr gewissenhaft und methodisch geführten Untersuchungen führen zu interessanten Ergebnissen hinsichtlich der Archaismen und der Provinzialismen und ihrer Differenzierung.

Marius Sala untersucht die Ausdrücke für unchi (Onkel) nach dem neuen Sprachatlas (Atlasul lingvistic român) und demonstriert den Ausdrucksreichtum der rumänischen Sprache an einem sehr gut gewählten Beispiel.

Am Ende des Heftes folgen Berichte über die Tätigkeit des Instituts für das Jahr 1954, Buchbesprechungen und bibliographische Mitteilungen.

München

E. Turczynski

**Petri, Hans: Geschichte der deutschen Siedlungen in der Dobrudscha. Hundert Jahre deutschen Lebens am Schwarzen Meere** (Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks. Reihe B, Wissenschaftliche Arbeiten, 4). München, Verlag des Südostdeutschen Kulturwerks 1956. 112 S., 13 Abb. und 1 Karte. DM 6.—.

Das Deutschtum der Dobrudscha hat in der Erforschung des deutschen Ostens eine über seine zahlenmäßige Stärke hinausgehende Bedeutung gewonnen. Denn an ihm hat Paul Traeger in seinem Buche „Die Deutschen in der Dobrudscha“ 1922 erstmals die Methoden einer Sprachinselforschung entwickelt, die über die Darstellung des geschichtlichen Ablaufes hinaus zu einer vertieften Erfassung der soziologischen Zusammenhänge vordringt. Das Buch Traegers ist seit langem vergriffen, eine seit 1934 vorbereitete zweite Bearbeitung ist nicht zustande gekommen. So war die neue, gut geschriebene Darstellung P.s schon für die heute in Deutschland zerstreut lebenden Dobrudschadeutschen eine Notwendigkeit. Sie baut natürlich weitgehend auf Traeger auf. Aber trotz des geringen Umfanges des Buches hat es der Verf., der schon früher mit eigenen Forschungen über den Gegenstand hervorgetreten ist, verstanden, in vielen Dingen über sein Vorbild wissenschaftlich hinauszukommen und eine genauere Darstellung zu geben, namentlich für die sehr verzwickte Geschichte der deutschen Einwanderung aus Bessarabien (seit 1841) und für den katholischen Teil (etwa ein Drittel) der Siedler. Neu ist natürlich auch die Schilderung des letzten Menschenalters im großrumänischen Staate. Der Nachdruck liegt auf dem Geschichtlichen. Über Siedlung, Wirtschaft, Kirche, Schule usw. wird im Einleitungskapitel einiges Zusammenfassende gesagt. Die S. 22 angegebene Zahl von 16 500 Dobrudschadeutschen bei der Umsiedlung 1940 scheint etwas zu hoch gegriffen; der Kleine Umsiedlungsspiegel der SS nennt nur 15 385. Auch diese Zahl, die fast eine Verdoppelung in den 27 Jahren seit 1913 (damals 7 668 Deutsche in der rumänischen und etwa 350 in der bulgarischen Dobrudscha) bedeutet, zeugt von der bis in die jüngste Gegenwart weiterbestehenden jugendkräftigen Vermehrung des Stammes.

Hamburg

Walter Kuhn

**Rothe, Wolfgang: Einführung in die historische Laut- und Formenlehre des Rumänischen.** Halle, Niemeyer Verlag 1957. XII + 133 S.

Mit diesem Büchlein, wie es der Verf. im Vorwort bezeichnet, wird ein seit langem gehegter Wunsch weiter Kreise nach einer knappen Übersicht des Rumänischen vom historischen Gesichtspunkt erfüllt und dem Studierenden der rumänischen Sprache und darüber hinaus allen Freunden der romanischen Philologie eine übersichtlich gegliederte und gut aufgebaute Einführung in die historische Laut- und Formenlehre des Rumänischen geboten.

Der Verf. bringt gleich im Vorwort eine Aufzählung der bisher erschienenen historischen Grammatiken, die meist schon in vieler Hinsicht veraltet und außerdem nur in den wenigsten Fällen vollzählig in den Bibliotheken zu finden sind

(Philippide, Gariner, Tiktin). In chronologischer Folge nach den Erscheinungsjahren werden die Arbeiten von Candrea-Hecht (*Les éléments latins de la langue roumaine, Le consonantisme*) und die groß angelegten historischen Grammatiken von O. Densușianu und A. Rosetti genannt. Schließlich S. Pușcariu (*Limba română*), das der Verf. allerdings in der neuen rumänischen Schreibweise (*romîna*) zitiert! Es folgen weitere Aufzählungen, die in diesem Zusammenhang als nahezu vollständig und für eine einleitende Übersicht als völlig ausreichend gelten können. R. erwähnt die Arbeit von H. Lausberg: *Romanische Sprachwissenschaft*, Bd. 1. 2. Berlin 1956, die während der Drucklegung vorliegender Darstellung erschien, nur in einer Anmerkung. Nach einem Verzeichnis der Abkürzungen für Literaturnachweis folgt eine sehr ins einzelne gehende Inhaltsübersicht (S. X-XII), die den klaren und systematischen Aufbau der Einführung in die historische Laut- und Formenlehre des Rumänischen erkennen läßt. Die Einleitung (S. 1—8) ist in einen geschichtlichen Teil (S. 1—6) und eine sehr knappe Übersicht über das Vulgärlatein (S. 6—8) gegliedert. Im geschichtlichen Teil betont der Verf., daß das Lateinische als Verkehrssprache im alten Dazien nie aufgehört habe, da zur Zeit des Aurelianischen Edikts zu den Trägern des Lateinischen nicht mehr nur die Römer, sondern auch „die bereits größtenteils romanisierten Daker“ zu zählen sind. R. vertritt in unmißverständlicher Eindeutigkeit die Kontinuitätstheorie. Auch der romanische Charakter des Rumänischen, an dem kaum ein Zweifel bestehen kann, wenn, wie in vorliegender Arbeit, nach objektiven Maßstäben geurteilt wird, wird unbestritten anerkannt, da eine Sprache nicht allein nach dem Wortschatz, sondern nach dem Formenbau einer Sprachfamilie zugeteilt werden muß.

Die slawischen Einflüsse im Formenbau des Rumänischen werden auch hier als „außerordentlich geringfügig“ bezeichnet und dem Anteil der slawischen Elemente am Wortschatz keine übertriebene Bedeutung beigemessen. Die Besonderheiten, die die rumänische Sprache in ihrer Syntax gegenüber anderen romanischen Sprachen aufweist, wird sehr richtig nicht etwa auf slawische, sondern auf allgemein-balkanische Einflüsse zurückgeführt, da sich das Rumänische wohl vor der Übernahme der slawischen Lehnwörter als romanische Sprache mit „eigenen Gesetzmäßigkeiten“ herausgebildet hatte (S. 3—4).

Der erste Teil der Arbeit ist der Lautlehre gewidmet (S. 9—62) und beginnt mit der Darstellung des lateinischen Elements, die durch gut gewählte Beispiele anschaulich wirkt. Vom Vulgärlateinischen ausgehend wird der Lautwandel in den verschiedenen Phasen — leider aber nicht immer lückenlos — dargestellt. Nach dem „spontanen“ Wandel der Haupttonvokale wird der kombinatorische Wandel unter dem Einfluß der Nasale, die Brechung des *e* im Altr. zu *ea*, des *ę* zu *iea* und *ia* und des *o* zu *oa* und der Einfluß der Palatale sorgfältig geschildert. Der Einfluß der Labiale und des *s* sowie des *a* scheint etwas zu summarisch, für eine Einführung aber wohl ausreichend, da für eine erschöpfende, mit der Aufzählung von Ausnahmen und Abweichungen zu belegende Darstellung der zur Verfügung stehende Raum nicht ausgereicht hätte. Die Vortonvokale werden nach dem gleichen Schema gegliedert wie die Haupttonvokale. Nach den tonlosen Vokalen werden die Konsonanten, die weitaus weniger Probleme bieten, kurz, aber für diesen Rahmen ausreichend, umrissen. Bei der Beschreibung des slawischen Elements wird jede Übertreibung, wie sie in letzter Zeit häufig vorkam, sorgfältig vermieden. Der Verf. stützt sich bei der Heranziehung von Belegen

auch hier nur auf anerkannte Autoritäten (G a m i l l s c h e g, P u ş c a r i u, C a p i d a n, P e t r o v i c i). Entsprechend dem bedeutenden Anteil slawischer Worte im Rumänischen wird dieses Element ausführlicher behandelt und der Lautwandel der Vokale sogar verhältnismäßig eingehend dargestellt, ebenso die Entwicklung der Konsonanten, während die sonstigen Bestandteile des rumänischen Wortschatzes nur kurz gestreift werden. Der Verf. hilft sich hierbei mit dem Verweis auf die einschlägige Literatur, ohne hierbei aber mehr als die allgemein bekannten Gesamtdarstellungen P u ş c a r i u s zu zitieren.

Der zweite Hauptteil der Arbeit ist der Formenlehre gewidmet und beginnt mit einer Auffassung, die von der herrschenden Meinung nicht geteilt wird. R. betrachtet die zweigeschlechtigen Hauptwörter des Rumänischen als Neutrum; er fußt dabei auf dem z. Zt. in Rumänien allein gültigen Terminus für diese Kategorie. R. betont aber auch, daß diese Gruppe der Hauptwörter vielfach mit ambigen bezeichnet wird und zitiert für die Auffassung dieser Substantiva als Neutra den bekannten rumänischen Philologen G r a u r, auf den er sich hier stützt, wobei er bemerkt, daß Graur hierin eine Neuerung des Rumänischen gegenüber den anderen romanischen Sprachen sehe, die auf der Beeinflussung des Slawischen beruhe. Dabei wird vom Verf. aber nicht verkannt, daß hier ein bisher noch ungelöstes Problem nicht übersehen werden darf: nicht alle lat. Neutra sind im Rum. Neutra geblieben und auch nicht alle altslaw. Neutra sind im Rum. Neutra geworden. (S. 63). Die Darstellung der Deklinationen und des enklitischen Artikels ist für eine Einführung ausreichend. R. berücksichtigt bei der Behandlung des enklitischen Artikels die zwei Hauptauffassungen, wonach eine dieses Phänomen, das das Rumänische von den anderen romanischen Sprachen trennt, auf die Einwirkungen des balkanischen Substrats zurückführt, während die andere Auffassung davon ausgeht, daß die Nachstellung des Demonstrativpronomens ille eine der beiden Möglichkeiten war, eine Verbindung zwischen dem Pronomen und dem Substantiv herzustellen (S. 76). Das Zeitwort wird eingehend untersucht und wie vorher das Pronomen recht ausführlich behandelt, ohne weitschweifig zu werden, wie die ganze Arbeit den großen Vorzug hat, grundrißartig alle wichtigen Probleme aufzuzeigen. Daß hierbei manche Form oder Entwicklungsreihe unberücksichtigt bleibt, ist bedauerlich, doch bei dieser knappen Form der Einführung nur schwer vermeidbar. Sehr wertvoll ist für den Gebrauch der Arbeit ein ausführliches und recht genaues Wortregister, das alle rumänischen Wörter umfaßt, die in der Laut- und Formenlehre behandelt wurden.

Zusammenfassend darf gesagt werden, daß durch diese bündige, klare und leicht faßliche Darstellung der historischen Laut- und Formenlehre eine fühlbare Lücke in dem Lehr- und Lernmaterial für das Rumänische geschlossen wurde, durch die dem Studium dieser Sprache, die in der Bundesrepublik allmählich ganz in Vergessenheit zu geraten droht, vielleicht ein neuer Impuls gegeben werden kann.

München

E. T u r c z y n s k i

**Krauß, Friedrich: Wörterbuch der nordsiebenbürgischen Handwerkssprachen. Bd. I** des Historischen Sprachschatzes des Rheinlandes, herausgegeben von Prof. Dr. Karl M e i s e n, Siegburg, Verlag F. Schmitt, 1957. XXXI S. + 1200 Sp.; Ganzleinen 15.— DM.

Daß dieses umfangreiche Werk erscheinen konnte, kommt einem Wunder

gleich. Nach 10jähriger Sammelarbeit zwischen 1922 und 1924 entstanden, harrete es jahrzehntelang vergeblich darauf, gedruckt zu werden. Als am Ende des zweiten Weltkrieges die deutsche Bevölkerung Nordsiebenbürgens evakuiert wurde, befand es sich unter dem 400 kg schweren sonstigen sprachlichen Zettelgut des Verf.s in dessen Fluchtgepäck. Aber alsbald gerieten Gepäck und Besitzer auseinander, und drei Jahre lang bekam dieser, der vorübergehend in der Tschechoslowakei gefangen gehalten wurde, jenes nicht zu Gesicht. 1952 endlich eröffnete sich dem mittlerweile in Westdeutschland sesshaft gewordenen Verf. durch die Begegnung mit Prof. Meisen in Bonn die Möglichkeit, das Werk mit Unterstützung des Landschaftsverbandes Rheinland, der Deutschen Forschungsgemeinschaft, des Bonner Vertriebenenministeriums und des Südostdeutschen Kulturwerks München herauszubringen. Jetzt liegt es also fertig auf, in der Zeitspanne zwischen seiner Entstehung und seiner Veröffentlichung unerwarteterweise zu einem Denkmal geworden, das Zeugnis von der stolzen Vergangenheit deutschen Bürger- und Handwerkertums in Siebenbürgen ablegt. Der Vergangenheit, ja. Denn „nie wird“, so klagt mit Recht der Verf. am Ende seiner Einleitung wehmütig, „das deutsche Leben, dessen Spiegelbild dieses Wörterbuch ist, jemals wieder ganz so, wie es sich in diesem Buche gibt, im nordsiebenbürgischen Nösnerland auferstehen.“

Selbstverständlich entstand das Wörterbuch durch die direkte Befragung der Handwerker und Handwerksfrauen an der Stätte ihrer Arbeit. „Der Wortschatz eines Handwerks“, so kann man es im Vorwort lesen, „wird nur bei unmittelbarer und immer neuer Anschauung dieser Dinge und der Arbeitsvorgänge richtig lebendig und flüssig, und nur durch bohrende, anreizende Fragen kann er geweckt und gesteigert werden, wie ja auch die Funken, die im Feuerstein schlummern, nur durch immer erneutes Schlagen mit dem Stahl hervorgelockt werden können.“ (S. XI) Sicherlich kam dem gelehrten Verf. zugute, daß er selbst Fleischaushaussohn und beide Eltern Kürschnerskinder waren, ihm also die Welt des Handwerks von Kindesbeinen an vertraut war. Es mag ferner für seine wissenschaftliche Arbeit von Bedeutung gewesen sein, daß er die führenden Köpfe der „Nösner Germanistenschule“ noch persönlich gut gekannt und starke Impulse von ihnen empfangen hat. Jedenfalls besteht sein Werk heute in Ehren neben dem großen, leider erst bis zum Buchstaben F gediehenen allgemeinen „Siebenbürgisch-Sächsischen Wörterbuch“ (Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin), ja es darf mit gutem Gewissen als Spitzenleistung siebenbürgisch-sächsischer Sprachwissenschaft gewertet werden.

Zur vielumstrittenen Frage, wie weit auf Grund des mundartlichen Sprachgutes der Siebenbürger Sachsen auf ihre Urheimat geschlossen werden kann, äußert sich der Verf. etwa wie folgt: Das Siebenbürgische decke sich weithin mit dem Rheinischen. Trotz des Volksnamens „Sachsen“ sei der Ursprung der siebenbürgisch-sächsischen Mundart demnach im Rheinland zu suchen, nach Gustav Kisch vor allem innerhalb des moselfränkischen Sprachgebietes. Als nächstverwandte Mundart galt diesem das Luxemburgische. Durch den Mongolensturm von 1241 sei das siebenbürgische Deutschtum rheinischer Herkunft aber zum guten Teile vernichtet worden, und Andreas Scheiner habe festgestellt, daß nach diesem Ereignis eine „obersächsische Eindachung“ erfolgt sei. Es könne dazu nur durch Zuwanderung Anderssprechender gekommen sein (S. XIII).

Auch nach der Ansicht von K. hat sich auf die rheinische Grundsprache, die selbst schon sehr gemischt gewesen sein muß, das Ostdeutsche mit oberdeutschen Einschlägen, wie es auch im Hauland und in der Zips wirksam war, gelagert: das rheinische Gerippe der Sprache blieb erhalten, weniger angeschlagen im Reener Gelände, stärker verändert im Bistritzer Gebiet. „Man kann es auch so fassen: Die Rheinischsprechenden haben sich bemüht, die ostdeutsche Kolonialsprache ... von ihren Trägern in der Form, wie sie im weiten Raum der Nordkarpaten entstand, zu übernehmen“ (S. XV). Und an einer anderen Stelle heißt es: „Das West- und Ostdeutsche mußten sich also vereinigen, um gewisse weitgreifende Spracherscheinungen im Siebenbürgischen, hier nun im Nordsiebenbürgischen, zu schaffen. Die nordsiebenbürgische Mundart ist also ein Kind aus der Ehe des Rheinischen und Ostmitteldeutschen, bei dem das Bayerische, wie viele Sprachzeugnisse beweisen, Pate gestanden, dem das Ungarische, Rumänische und Neuhochdeutsche aber auch ihre Geschenke dargebracht haben.“ (S. XVI). Über das besondere Sprachgut seines Wörterbuches aber äußert sich der Verf.: „Die Hauptmasse der Wörter, die den eigentlichen Fachwortschatz der Handwerke darstellen, ist baye-risch-österreichischen Ursprungs: die jahrhundertelange Berührung mit dem süd-deutschen Osten, über Ungarn hinweg, vermutlich auch vermittelt durch die deutschen Städte dieses Landes, zeigt sich weithin in der Sprache der Gewerbe.“ (S. XVIII).

Salzburg

Otto Folberth

**Kipper, Heinrich: Die Enterbten.** Auslanddeutscher Kultur- und Erziehungsroman. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. K. K. Klein und einem Geleitwort von Prof. Dr. R. F. Kaindl. Zweite überarbeitete Auflage. München, Verlag des Südostdeutschen Kulturwerks. 1956. 172 S. Geb. DM 6.60, brosch. DM 5.70.

Da der Rezensent die Neuauflage des Romans vom literarischen Standpunkt aus bereits in den „Südostdeutschen Heimat-Blättern“, VI./1. (1957), S. 100—101, gewürdigt hat, beschränkt er sich hier darauf, dessen kulturgeschichtliche Bedeutung zu betrachten. Schon R. F. Kaindl hat in seinem Geleitwort zur 1. Auflage (1925) als besonderen Vorzug dieses Romans die Spiegelung inneren Lebens einer karpatendeutschen Siedlung hervorgehoben, von dem sonst gar wenig Aufzeichnungen von Ansiedlern selbst vorhanden sind. K. hat ja unter voller Wahrung dichterischer Freiheit aus der Fülle eigenen Erlebens geschöpft und für die Handlung und die Gestalten seiner Dichtung die Vorlagen, die ihm seine Umwelt lieferte, weitgehend benützt. Er führt uns daher nicht eine idealistisch gefärbte Traumwelt vor, sondern bietet ein realistisches Bild karpatendeutschen Dorflebens aus der Blütezeit der franzisko-josefinischen Ära. Dieses Bild ist dabei nicht als Einzelfall anzusehen, sondern kann sozusagen als Modellfall gelten, denn das blühende deutsche Volksleben, das der Verf. uns im „Hügeldorf“ vorführt, war damals und auch noch eine Generation später in vielen Siedlungen im Bereich des Karpatenbogens anzutreffen. In zweifacher Weise äußerte sich dieses Volksleben: im zähen Festhalten an der Väterart in allen ihren Ausdrucksformen und dann im entschlossenen Willen, das eigene Volkstum im Völkermeer ungeschmälert zu behaupten. Mittel dazu und Sinnbild zugleich war das „Deutsche Haus“, das um diese Zeit allenthalben und selbst in entlegenen deutschen Dörfern errichtet wurde. Der Bau eines solchen Hauses zieht wie der „rote Faden“ durch unsern

ganzen Roman. Es würde zu weit führen, wollte man hier, alle kulturgeschichtlich wertvollen Einzelheiten aufzählen, daher müssen einige Hinweise genügen. S. 65 und 72: Bauerntracht, S. 65 ff: schwäbische Bauernhochzeit, S. 105 ff: Volksmedizin und „Absprechen“, S. 112: Gemüsegarten und Gemüsearten, S. 114: Anbau und Verwertung des Hanfes, S. 125: Tod und Begräbnis, S. 129: Spinnstubenbräuche. Groß ist der Reichtum an volkstümlichen Redensarten, die eine gesunde Lebensauffassung verraten. Besonders wertvoll aber ist die schriftliche Überlieferung der Mundart, die man der „Pfälzisch“ genannten Gruppe von Mundarten zuzuweisen pflegt. Leider steckt ihre Erforschung noch in den Anfängen. Für die ehemaligen deutschen Sprachinseln in Galizien liegen aufschlußreiche Untersuchungen vor („1781—1931, Gedenkbuch zur Erinnerung an die Einwanderung der Deutschen in Galizien vor 150 Jahren“. Posen, 1931, S. 178 ff). Die große Bedeutung solcher Forschungen wird durch eine Beobachtung aus jüngster Zeit bestätigt, dadurch nämlich, daß die Mundarten der Heimatvertriebenen rasch schwinden, denn deren Sprache zeigt unter bestimmten Bedingungen eine deutliche Entwicklung zum mundartfreien Hochdeutsch hin. Die von Siegfried M a u e r m a n n in der Zeitschrift „Muttersprache“ (Lüneburg, Jahrgang 1957, Heft 7/8, S. 249 ff) aufgeworfene Frage „Hält sich die Mundart der Heimatvertriebenen?“ ist allzu berechtigt.

Obige Feststellungen zeigen, daß die kulturgeschichtliche Bedeutung des Kipper'schen Romans ebenso wie seine literarische den Neudruck rechtfertigt. Für die auf der ganzen Erde zerstreuten Buchenlanddeutschen bedeutet er überdies noch ein geistiges Band, das sie über Kontinente und Ozeane hinweg miteinander verbindet.

Graz

Anton A. Klein

## VI. Bulgarien

**Dellin, L. A. D. [Hrsg.]: Bulgaria** (East-Central Europe under the Communists). New York, Fredenik A. Praeger 1957. XX + 457 S. 10 Kt. Geb. Doll. 8.50.

Die von „Mid-European Studies Center“ begonnene Reihe landeskundlicher Übersichten (vgl. o. S. 252 f.), die seit 1954 vorbereitet wird, erfährt durch vorliegenden Band über Bulgarien eine äußerst wichtige Bereicherung. Die Kenntnisse, gerade über dieses Land im Westen, sind aus verschiedenen Gründen bisher verhältnismäßig gering gewesen, sodaß der vorliegenden Übersicht große Bedeutung zukommt. Das Werk, an dem verschiedene Mitarbeiter mitwirken, fußt auf ein weit ausgebreitetes Material, das durchgehend sorgfältig verarbeitet worden ist. Von Prof. Cyril E. Black stammt eine Einführung in die Geschichte Bulgariens (S. 1—25), der sich aus der Feder anderer Bearbeiter Übersichten über Land und Volk anschließen. Das eigentliche Schwergewicht der Arbeit beruht in der Behandlung der gegenwartskundlichen Fragen. Ihr ist die Darstellung der Verfassung (S. 84 ff.), der politischen Verbände (S. 102 ff.), des Regierungsapparates (S. 132 ff.), der nationalen „Sicherheit“ (S. 147 ff.) und des Presse-, Buch- und Filmwesens (S. 162 ff.) gewidmet. Eigene Abschnitte behandeln Kirchen (S. 182 ff.), Erziehung (S. 194 ff.) sowie Literatur und Kunst (S. 210 ff.). Ausführlich werden auch die Arbeitsverhältnisse (S. 228 ff.), das Gesundheitswesen und die Sozialversicherung dargestellt. Auf besondere Beachtung kann die Behandlung der Wirtschaft rechnen, die aus der Feder von Prof. Nicolaus Spulber

stammt. Er untersucht die Planwirtschaft seit 1947 (S. 268 ff.), das Nationaleinkommen und das Sozialprodukt (S. 276 ff.). Weitere Abschnitte des Wirtschaftsteiles erörtern die Landwirtschaft (S. 287 ff.), die Industrie (S. 313 ff.), den Handel (S. 333 ff.) und Verkehr (S. 365 ff.). Im Anhang werden kurze Lebensbilder führender Kommunisten wiedergegeben (S. 386 ff.), denen eine kurze Zeittafel (S. 400 ff.) und ein Verzeichnis der Verträge (S. 407 ff.) folgt. Das Schriftenverzeichnis (S. 413 ff.) ist sehr ausführlich; es enthält auch Werke in deutscher Sprache. Auch der „Wissenschaftliche Dienst“ unseres Instituts ist berücksichtigt (S. 414 ff.), dagegen fehlt unsere „Südosteuropa-Bibliographie“. Die Aufsätze über Bulgarien in unserer Zeitschrift sind gleichfalls unberücksichtigt geblieben. Die Benutzung des Werkes wird durch ein eingehendes Namen- und Sachverzeichnis erleichtert.

Der Benützer eines solchen Werkes könnte leicht diesen oder jenen Wunsch, diese oder jene Frage anmelden, aber solche Ausstellungen können bei derartigen Unternehmungen nie entscheidend sein. Wichtiger ist die vorliegende gewaltige Leistung und der Umstand, daß wir nunmehr über Bulgarien wesentlich genauere Kenntnisse als bisher besitzen, für die wir den Verfassern des Werkes, seinem Herausgeber, aber auch den anderen damit befaßten Persönlichkeiten aufrichtigen Dank schulden.

F. V.

**Vůžarova, Živka: Slavjansko-bŭlgarskoto selište kraj selo Popina Silistrensko**

(Die slawisch-bulgarische Siedlung beim Dorfe Popina, Kreis Silistria, Sofia, Bulgarische Akademie der Wissenschaften 1956. 118 S. mit zahlr. Abb.

Unter Mitwirkung russischer und rumänischer Forscher unternahm das Archäologische Institut der Bulgarischen Akademie 1954 eine Grabung in einer spätantiken und frühmittelalterlichen Siedlung auf der Flur „Kaletu“ beim Dorfe Popina, Kreis Silistria. Sie ergab einerseits eine etwa dem 4.—6. Jh. n. Chr. angehörige Befestigungsanlage, anderseits eine Siedlung des 8.—12. Jh.s, die den Funden von Garvan in Rumänien entspricht und reichlich slawische Keramik enthielt. Die Publikation wird eingeleitet von einem Beitrag des sowjetischen Archäologen M. J. Artamanov über die archäologischen Denkmäler der Slawen und Protobulgaren an der unteren Donau, St. Ivanov untersucht die vorgefundenen Haus- und Wildtierknochen, P. Boev das anthropologische Material.

B. S.

**Velkov, V. — Mihailov, G. — Beševliev, V. — Gerasimov, T. — Venedikov, J. —**

**Stančev, St.: Madarskijat konnik** (Proučvanija vŭrchu nadpisite i reliefa) (Der Reiter von Madara, Untersuchungen über die Inschriften und das Relief). Sofia, Bulgarische Akademie der Wissenschaften 1956. 237 S. mit zahlr. Abb. und Taf.

Das 1872 von F. Kanitz entdeckte, berühmte Reiterrelief von Madara, Bez. Šumen (j. Kolarovgrad), hat seit dieser Zeit immer wieder gerade wegen seiner schwer zu entziffernden, jedoch historisch ungemein wichtigen Inschriften zu erneuter Untersuchung verlockt. 1954 organisierte die Bulgarische Akademie eine eingehende Untersuchung sowohl des Reliefs wie der in griechischer Sprache abgefaßten Inschriften. Der vorliegende Sammelband bringt die Ergebnisse dieser von Mitgliedern der epigraphischen Sektion der Akademie vorgenommenen

Untersuchungen. V. Velkov gibt das Historiat der bisherigen Arbeiten mit Proben der bisherigen Inschriftkopien, darunter auch der bisher besten, die 1935 von R. Egger, Wien, gemacht, jedoch erst hier veröffentlicht wurde. G. Michailov bringt eine neue Kopie der Inschriften mit Wiedergabe seiner Originalaufnahmen. Auf Grund derselben versucht V. Beševliev eine Rekonstruktion und historische Auswertung dieser für die älteste bulgarische Geschichte wichtigsten Quelle, über die er bereits in der *Byzantinoslavica* XVI berichtet hat (vgl. *SOF* XV 1956, 618). Demnach handelt es sich um drei verschiedene Chroniken: Die eine stammt aus der Zeit des Bulgarenchans Tervel, eine aus der Zeit des Kormesios und die jüngste aus der Zeit des Chans Omortag. Sie bringen — soweit sich aus den stark fragmentarisch erhaltenen Inschriften erkennen läßt — wesentliche Ergänzungen zu den gleichzeitigen byzantinischen Quellen. T. Gerasimov gibt eine Stilanalyse des Reiterreliefs und kommt zu dem Ergebnis, daß es den Bulgarenchan Tervel als Triumphator über seine Feinde darstellt. Der Beitrag von J. Venedikov, der den seinerzeitigen Versuch, das Relief von Madara als Bild des thrakischen Reitergottes zu deuten, widerlegt, war eigentlich nicht mehr nötig, da ja der Charakter des Reliefs von Madara heute einwandfrei erkannt ist. St. Stančev zeigt inhaltliche Parallelen zur Reiterdarstellung, die dem ausgehenden 7. und beginnenden 8. Jh. angehören. Sämtliche Beiträge bringen reiches Bildmaterial und ausführliche Zusammenfassungen in deutscher Sprache.

B. Saria

**Stoikov, Georgi: Die Kirche von Bojana.** Sofia, Institut für Städtebau und Architektur der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften 1954. 8 S. mit 30 Abb., 22 Farbtaf.

Eine Monographie über die bekannte bulgarische Kirchenanlage in Bojana bei Sofia herausgegeben nach neuen Untersuchungen, die 1948 vom Institut für Städtebau und Architektur unternommen wurden. Die Untersuchungen beziehen sich hauptsächlich auf die Architektur und das Wertvollste sind wohl neue Aufnahmen der Außenarchitektur der beiden Kirchen: Grundrisse, Längsschnitte, Querschnitte und Innenaufnahmen. Neu sind auch die Maueruntersuchungen der Ostkirche und der angebauten Doppelkirche (d. h. der Gruftanlage und der überbauten Kirche des Sebastokrators Kalojan aus dem J. 1259). Die Maueruntersuchungen, die an der Ostkirche regelmäßige Ziegel- und Mörtelschichten, an der Doppelkirche Bruchsteine mit unregelmäßigen Ziegelschichten festgestellt haben, bekräftigen die Tatsache, daß wir es mit zwei Bauten aus verschiedenen Bauperioden zu tun haben. Es ist bedauerndswert, daß die oberen Teile in dieser Hinsicht nicht untersucht wurden. Es wäre z. B. nicht uninteressant zu erfahren, ob die auffallend geraden Dachabfalllinien mit den Ausbuchtungen in den Achsen in der Ostkirche ursprünglich sind. Ähnlich ausbuchtende Dachformen begegnen wir in der Kapelle der Pammakaristos (Fetije Djami) in Konstantinopel. Allerdings ist diese Kapelle erst nach 1315 entstanden. Die gerade abgeschlossenen Wände und die drei vertieften Nischen der Süd- und Nordwand der Ostkirche in Bojana erinnern wiederum an die Klosterkirche in Zemen, die allerdings aus dem 14. Jh. stammt. Ebenso würde man gerne etwas mehr über die festgestellte Holzkonstruktion der Kuppel der Doppelkirche Kalojans, die wohl vor 1259 entstanden sein dürfte, erfahren. Ist diese ungewohnte Holzkonstruktion ursprüng-

lich oder ist sie nach einem Erdbeben neu errichtet worden? Auffallend ist ebenfalls, daß die Tonnengewölbe bzw. Tragebogen der Ostkirche eine leichte Zuspitzung aufweisen, es ist aber mehr als fraglich, ob man daraus eine Stilableitung vornehmen kann. Ebenso wie der Kuppeltambour, der kein regelmäßiges Rund aufweist, konnten die Tragebogen deformiert oder in einer späteren Zeit verändert worden sein.

Leider werden keine Versuche unternommen die beiden Anlagen stilistisch mit anderen Bauten zu vergleichen und sie einzuordnen. Sie gehören zu den sog. stützenlosen Kuppelkirchen, die nicht allzu oft anzutreffen sind und die meistens bei kleinen Anlagen Verwendung gefunden haben. Eine ähnliche Anlage wie die Ostkirche in Bojana finden wir in Griechenland in den sog. überkuppelten Tonnenkirchen wie z. B. in der Antoniuskirche in Sofikon und der Basileioskirche in Apidea in Griechenland. Auf bulgarischem Boden gehört die Festungskirche von Stanimaka, die ebenfalls dem Typus einer Doppelkirche entspricht, zu dieser Gruppe. Sie bildet einen etwas späteren und entwickelteren Ableger einer Kuppelbasilika aus dem 13. Jh.

Zu begrüßen sind jedenfalls die guten Aufnahmen und Zeichnungen, die zum ersten Mal in dieser Ausführlichkeit vorliegen.

Was die Malereien anbelangt so verdanken wir der Publikation gute Innenaufnahmen der Gruftkammer, schwächere der Ostkirche und 22 Farbtafeln der Grabkammer und der Ostkirche. Am besten sind die Malereien der Grabkammer reproduziert worden; bei den Malereien der Ostkirche vermißt man eine Stiluntersuchung, die sich auf die alten Reste aus dem 12. Jh. beziehen würde. Ein gewisser Archaismus ist in der Darstellung der Höllenfahrt schon spürbar. Man sieht aber, daß der Hintergrund rechts oben dunkelblau ist, wogegen andere Teile des Hintergrundes in schwarzen und dunklen Farben gehalten sind. Hier fehlt eine Erklärung. Dasselbe gilt von der Farbgebung der Kreuzigung. Auch stilistisch sind zwischen den Malereien der Feste der Ostkirche und den Darstellungen in der Grabkammer des Kalojan Unterschiede: die Fresken der Grabkammer unterscheiden sich durch eine andere Farbgebung, stärkere Verräumlichungstendenzen und viel individuellere Gesichtsbehandlung von denen der Ostkirche.

Die Malereien von Bojana werden als eines der frühesten Denkmäler der Renaissancemalerei (S. 8) bezeichnet. Ich glaube kaum, daß dies begründet werden kann. Vielmehr spiegeln sich hier hauptsächlich in den Bildnissen des Kalojan und seiner Gemahlin Desislava, sowohl in der Tracht als in der individuellen, beinahe porträthaften Kopfwiedergabe naturalistische Tendenzen der gotischen Malerei des Westens wieder, wogegen in den christologischen Szenen die spätbyzantinische Malerei des 13. und 14. Jh.s zu überwiegen scheint.

Graz

W. Sas-Zaloziecky

**Sipkov, Ivan — Gsovski, Vladimir [Hrsg.]: Legal Sources and Bibliography of Bulgaria** [Praeger Publications in Russian History and World Communism, 18]. New York, Frederick A. Praeger 1956. 16 + 199 S. Geb. Doll. 5.00.

Die vorliegende bulgarische Rechtsbibliographie ist die erste ihrer Art, sie füllt eine empfindliche Lücke aus. Zuerst (S. 1—9) wird dem Benutzer eine Übersicht über die bulgarische Rechtsentwicklung seit dem Mittelalter bis 1949 geboten. Ihr schließt sich eine Darstellung des „Systems der bulgarischen Rechtsquellen“ an (S. 10—22), die von 1879 bis zur Gegenwart reicht, eine Zusammenstellung

der Rechtsquellen und -sammlungen (von 1879 bis zur Gegenwart) mit sehr wichtigen Erläuterungen (S. 23—41), ein Verzeichnis der juristischen Zeitschriften und Bibliographien (S. 42—49) und eine Bibliographie von Büchern und Artikeln in bulgarischer, englischer, französischer, deutscher und russischer Sprache (S. 50—199). Über die Nützlichkeit dieses Werkes brauchen nicht viele Worte verloren zu werden. Es ist für den Juristen ebenso wichtig wie für den Historiker oder Wirtschaftsforscher. Gewiß blieb manche Lücke bestehen, da die Bestände in bulgarischen Büchereien unzugänglich blieben. Am hohen Wert des Buches vermag dies nichts zu ändern.

F. V.

## VII. Albanien

**Çabej, Egrem: Paul Kretschmer.** Nëndori. 2. Jg. Tirana 1957. S. 197—200.

Ç. bringt in der albanischen literarischen Zeitschrift Nëndori einen kurzen Nekrolog für den am 5. März 1956 in Wien verstorbenen Sprachforscher Prof. Dr. Paul Kretschmer, der u. a. seinerzeit über Anregung von C. Patsch und im Auftrage der albanischen Unterrichtsbehörde eine kurze Einführung in die indogermanische Sprachwissenschaft verfaßt hat, die 1925 auch in deutscher Sprache erschien (Ditunija gjuhore indogjermane, Tirana 1923, Übersetzung von K. Gurakuqi).

B. S.

**Këngë popullore legjendare** (Volkslieder legendarischen Inhaltes) Tirana, Instituti i Shkencave 1955. 332 S.

Qemal Haxhihasani gibt im Auftrage des Instituts der Wissenschaften eine 331 Seiten umfassende Sammlung folkloristischer Texte heraus. Sie enthält sieben Varianten der Sage von der Einmauerung der Frau in den Fundamenten der Burg (Legjenda e murimit). Er bringt dazu eine kundige Einleitung vergleichend-folkloristischen Inhaltes. Die Legenden beziehen sich auf die Burgsage von Shkodra (Ballade von 106 Versen), die zweite (77 Verse) stammt aus Kraja, die dritte aus dem großen Berglande mit Bezug auf die Burg von Drishti, wo im Volksmunde noch heute eine Burgseite Gruecica (Weiberbrust) heißt. Nach dieser 92 Verse zählenden Ballade folgt eine 79 Verse umfassende Brückeneinmauerungsballade, die sich auf eine Brücke im Süden von Gjakova über den weißen Drin bezieht. Die Brücke heißt heute Ura e Fshajt, d. h. Seufzerbrücke, wegen der Seufzer der eingemauerten Frau. Die Ballade stammt aus Shoshan im Stamme Krasniqe. Varianten aus Elbasan besingen Einmauern in der Brücke oder auf der Burg der Stadt. Aus Vithkuq und Korça stammt eine kurze Ballade, ebenso eine 36 Verse zählende aus Lin bei Pogradec am Ochridasee. Diese Ballade ist der einzige Fall, der von dem Bau einer Kirche und dem Menschenopfer für diese spricht. Eine zweite Gruppe von Balladen, vier Varianten, behandeln den Lenorenstoff unter dem Titel Konstantin und Garentina, u. zw. aus den Albanerkolonien in Unteritalien, als Lied der Dhoqina aus Zagori. Aus dem Stamme Has hat der Sammler eine 89 Verse umfassende Ballade 1952 aufgezeichnet und aus Lezhë 1950 die längste von 304 Versen. Das Metrum ist immer der trochäische 9- oder 10-Silbler. In der nach sachlichen Motiven geordneten Sammlung vereinigt die dritte Gruppe Legenden des Wiedererkennens zwischen Mann und Frau, Schwester und Bruder, Bruder und Bruder, die vierte Legenden des Brudermordes aus der Mirdita und aus Shala, die fünfte Legenden verschiedenen Inhaltes, so die

Qyqa-Sage aus Thethi in Shala: Die Schwester wird aus Trauer um den verstorbenen Bruder in einen Kuckuck verwandelt. Legenden aus den Kolonien Unnteritaliens werden im dortigen Dialekt und daneben in der albanischen Gemeinsprache gebracht. Den Abschluß der wertvollen Sammlung bilden 27 poetische Texte sogenannter Grenzerlieder (Këngë kreshniqe), teils entnommen Hylli i Dritës, teils den Visaret e Kombit, teils dem im Archiv der Folklore-Kommission in Tirana hinterlegten Manuskript von Ramadan Sokoli, dem namhaften Musikfolkloristen. Ein gut orientierender Personen- und Ortsnamen-Index, wie ein verdienstliches kleines Wörterbuch der in den Texten des Buches vorkommenden eigenartigen Worte, bereichern das treffliche Werk wesentlich.

Leipzig

M. L a m b e r t z

**Këngë popullore historike**, (Historische Volkslieder), Tirana, Instituti i Shkencave, 1956, 407 S.

Q e m a l H a x h i h a s a n i und der Schriftsteller Z i h n i S a k o haben 404 albanische Volkslieder historischen Inhaltes herausgegeben. Ihre Quellen sind die alten Publikationen, das Material des Archivs in Tirana, das teils von auswärtigen Mitarbeitern zugesendet wurde, zum größten Teil auf Expeditionen von den Mitarbeitern des Institutes gesammelt wurde. Eine ausführliche Einleitung orientiert chronologisch über die historische Folklore und den Gewinn, den die albanische Geschichte aus diesen Liedern zieht. Die Einleitung stellt daher einen kurzen Abriß der albanischen Geschichte von den Volkliedern aus gesehen dar, von Skanderbeg an bis heute. Die Einleitung umfaßt 42 Seiten, die Lieder werden chronologisch gebracht in folgenden Gruppen:

I. Kriege gegen die Türkenherrschaft, a) Lieder u. Legenden über Skanderbeg, b) Lieder der Albaner Italiens, c) Lieder der Periode der Bushatlis in Shkodra, d) Lieder der Periode des Ali Pasha von Tepelen, e) Lieder der Periode der Kriege gegen das Reformregime 1839, f) Lieder albanischer Soldaten im türkischen Dienste, g) Lieder von Kapitänen, Überläufern, usw., h) Lieder der Periode 1850—1912.

II. Lieder gegen die Ausbeutung,

III. Lieder über die Freiheit anderer Völker,

IV. Lieder über verschiedene Ereignisse,

V. Lieder der Periode von 1914 bis 1939.

Daran schließen sich 62 Lieder unter dem Titel der „Krieg von Vlora“, die die kriegerischen Ereignisse bei der italienischen Landnahme besingen.

Die VI. Gruppe, Lieder des Nationalen Freiheitskrieges und des Sozialistischen Aufbaus, umfaßt 64 Lieder über die Ereignisse des letzten Jahrzehntes. Aus dem Stamme Has stammt ein kurzes Liedchen, das sich auf die österr.-ung. Zeit 1916 bis 1918 bezieht, in dem die Hauptperson der Vakmajstori, d. h. der österr.-ung. Wachtmeister, d. h. der Unteroffizier im Feldwebelrang bei der Kavallerie, ist. In einem anderen Liede derselben Periode kommt der österreichische „cukfirer“ (Zugführer) vor. Auch dieser Band bringt ein wertvolles kleines Wörterbüchchen und einen Index von Personen- und Ortsnamen. Reichliche Anmerkungen klären dunkle Stellen der nicht immer leichten Gelegenheitstexte.

Leipzig

M. L a m b e r t z

### VIII. Griechenland

**Kirsten, Ernst: Die griechische Polis als historisch-geographisches Problem des Mittelmeerraumes** (= Colloquium Geographicum. Vorträge des Bonner geographischen Kolloquiums, Bd. 5). Bonn, Ferd. Dümmlers Verlag 1956. 154 S. mit 15 Abb. u. Kart. im Text und 10 Abb. auf Taf. DM 8.—.

K., heute der beste Kenner der antiken Geographie, unternimmt es, in dieser nicht immer leicht lesbaren Arbeit das Problem der Entstehung und das Wesen der griechischen Polis zu klären. Demnach ist die Polis ursprünglich „die mykenische Höhengründung, die indogermanische Burg des 2. Jahrtausends in Griechenland“. Zu ihr kommt mit der Zeit die Hangsiedlung, die „Unterstadt“ mit dem notwendigen Ackerland. Diese Polis, die man nach K. nicht, wie üblich, als „Stadtstaat“, sondern vielleicht am besten als „Kleinstaat“ bezeichnen kann, ist jedoch nicht „Stadt“ im eigentlichen Sinne. Erst durch den Synoikismos, die Eingliederung weiterer Gemeinden und Dörfer, wie es z. B. in Athen oder Sparta der Fall war, kann von einer Stadt gesprochen werden. Die Spätantike zwingt dann dazu, die flachgelegenen Siedlungen wieder aufzugeben, womit wieder an die mykenische und hocharchaische griechische Zeit angeknüpft wird. Die slawische Landnahme bringt sodann Griechenland insofern etwas entscheidend Neues, als sie den Gegensatz von Stadt und Land bringt „und zwar so, daß die neuen Siedler, zugleich die politischen Herren des Landes, für längere Frist von den Städten ausgeschlossen bleiben oder sich von diesen ... fernhalten“. K. verfolgt schließlich die Ausbreitung der Polis im übrigen Mittelmeerraum und S. 122 f. kurz auch in dem an Griechenland nördlich anschließenden Südostrum, in Albanien und Bulgarien. Warum in der umfangreichen Bibliographie die unter Nr. 236 angeführte, in deutscher Sprache erschienene „Archäologische Karte von Jugoslawien“ mit einem französischen Titel angeführt wird, bleibt unerfindlich.

Graz

Balduin Saria

**Svoronos, N. G.: Le Commerce de Salonique au XVIII<sup>e</sup> siècle.** Paris, Presses Universitaires de France 1956. XVI + 430 S., 1 Bl.

Es geht dem Verf. in erster Linie darum, einen Beitrag zur Geschichte Griechenlands und seiner sozialen Entwicklung im 18. Jh. zu liefern, über die wir besonders unzulänglich unterrichtet sind. Saloniki ist zu dieser Zeit eine Stadt mit etwa 60—70 000 Einwohnern, gemischt aus Türken (hauptsächlich Janitscharen), Albanern, Juden und Griechen, welche letztere ein reichliches Viertel der Bevölkerung bilden, neben Konstantinopel, Smyrna u. a. eine der bedeutendsten Hafenstädte der Levante und insofern repräsentativ für die Geschichte des Levantehandels jener Zeit. Der Umstand, daß sich in der Stadt seit Ende des 17. Jh.s ein französisches Konsulat befand, dessen Tätigkeit man an den Konsularberichten, welche heute im Archiv des Ministère des Affaires Étrangères und im Nationalarchiv hinterliegen, sowie aus den Berichten der Handelskammer von Marseille bis in alle Einzelheiten verfolgen kann, und daß diese Berichte Aufschlüsse auch über den Handel der übrigen in Thessalonike vertretenen Nationen geben, ermöglicht es Sv., im Zusammenhalt mit anderen, wie den inzwischen von griechischer Seite (Mertzios, Vasdravellas) veröffentlichten venetianischen Berich-

ten und Archivmaterialien ein sehr eingehendes und mit reichem Zahlenmaterial belegtes Bild vom Handel in Saloniki während des 18. Jh.s darzubieten. Einleitende Kapitel führen in die allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Stadt ein: Willkürherrschaft der türkischen Behörden, Auflösungserscheinungen des osmanischen Staates, die sich in den Kämpfen der Beys und Agas gegeneinander und gegen die Pforte, in himmelschreiender Korruption der Rechtsprechung und in gelegentlichen Aufständen der hungernden und bis aufs Blut ausgesaugten Rajahbevölkerung äußert, Erpressungen auch der privilegierten fremden Kaufmannschaft der Stadt u. a. Nach einer eingehenden, immer auf den archivalischen Quellen beruhenden Schilderung der allgemeinen Bedingungen für den Handel: der Steuern und Zölle sowie willkürlicher Sonderabgaben der türkischen Behörden, der konsularen Rechte der fremden „Nationen“, der Preise der Waren, des Verhältnisses von Risiko und Gewinn, der Ausfuhrverbote, der Münzverhältnisse sowie der den Handel hemmenden Faktoren: der dauernden Kriege, des blühenden (und vorwiegend von Griechen betriebenen) Piratenunwesens und der häufigen Pestepidemien, geht Sv. besonders ausführlich auf die Handelstätigkeit der einzelnen in Saloniki vertretenen Nationen ein: Franzosen, Engländer (beide sich gelegentlich, vor allem im Tuchhandel, in scharfer Konkurrenz gegenüberstehend), Venetianer, Genuesen, Ragusaner, Nordländer, Deutsche und Österreicher (S. 180 ff.), Russen, Türken, Juden und Griechen. Sodann wird der Binnen- und Außenhandel an Hand von zahlreichen instruktiven Tabellen über die einzelnen Handelsobjekte ausgiebig gewürdigt. Die geschilderte Unsicherheit der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse bewirken eine außergewöhnlich starke Fluktuation der Handelsfrequenz (Tabellen machen dies anschaulich) und lassen erkennen, mit welchen Gefahren der Orienthandel zu dieser Zeit zu rechnen hatte. Die Griechen vermochten, trotzdem sie als Untertanen des Sultans keinerlei Privilegien genossen, vielmehr als Christen vielerlei Schikanen ausgesetzt waren, eine wohlhabende kaufmännische Oberschicht zu bilden, in deren Hände nach der französischen Revolution auch ein gut Teil der französischen Handelsbeziehungen überging; diese soziale Oberschicht vermittelte dem Lande auch jene westeuropäischen Ideen und jene abendländische Bildung, welche die unerläßliche Voraussetzung war für das Gelingen der griechischen Freiheitsbewegung im Kampfe der Jahre 1821/8.

München

Franz Dölger

## IX. Sonstiges

**Scheibert, Peter: Von Bakunin zu Lenin.** Geschichte der russischen revolutionären Ideologien 1840—1895. 1. Bd.: Die Formung des radikalen Denkens in der Auseinandersetzung mit deutschem Idealismus und französischem Bürgertum. Leiden, E. J. Brill 1956, 344 S.

Diese, als Band 3 der „Studien zur Geschichte Osteuropas“ erscheinende Kölner Habilitationsschrift soll hier nur kurz angezeigt werden. Eine ausführlichere Besprechung, die auch die Auswirkungen des radikalen russischen Denkens auf Südosteuropa (etwa auch im Bereich des agrarpolitischen Denkens von C. Dobrogeanu-Gherea) berücksichtigt, ist erst nach Erscheinen des 2. Bandes möglich. Der sehr gründlich gearbeitete 1. Band behandelt die Entwicklung bis etwa

1855, im Mittelpunkt stehen Bakunin, Belinskij und Herzen. Auf S. 20 erfahren wir (leider), daß ein Kapitel, das die Slawophilen „im Sog der Säkularisierung“ schildern sollte, „im wesentlichen“ weggelassen werden mußte. H. B.

**Runes, Dagobert D.: The Soviet Impact on Society.** New York, Philosophical Library 1953. 202 S.

Der Verf., der den Doktorgrad an der Universität Wien erwarb, hat dies Buch vor 15 Jahren geschrieben — in einer Zeit also, in der der größte Teil der amerikanischen Liberalen sowjetfreundlich war. In einem Vorwort unterstreicht Harry Elmer Barnes, daß R. sich s. Zt. nicht — wie die meisten Juden Amerikas — der Illusion hingab, das europäische Judentum würde durch einen Sieg Stalins über Hitler für die Zukunft vor dem Antisemitismus bewahrt werden. Das Hauptinteresse des Verf. gilt den grundsätzlichen Fragen des Marxismus, dann interessiert ihn sehr das Schicksal der Juden in der UdSSR, wobei er freilich S. 125 ff. Birobidjan falsch einschätzte. Uns interessiert besonders ein Kapitel über Bela Kuns Tätigkeit in Ungarn (S. 135 ff.). Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß R., ein bekannter humanitärer Schriftsteller, 1938 mit seinem Buche eine bemerkenswerte Leistung vollbracht hat. Inzwischen ist jedoch so viel (gute und weniger gute) neue Literatur über den Bolschewismus erschienen, daß das Buch an manchen Stellen revisionsbedürftig ist, vor allem hinsichtlich seiner Schilderung sozialer und wirtschaftlicher Tatbestände. J. K.

**Lamont, Corliss: Soviet Civilization.** New York, Philosophical Library 1952.

Der Verf. hat sich als Autor philosophischer Schriften einen Namen gemacht. Weniger erfolgreich waren seine politischen Bemühungen, so scheiterte er z. B. als Kandidat der Labor Party für den US-Senat. Unter seinen Schriften befindet sich auch ein Buch „The peoples of the Soviet Union“. Wir wollen dem Verf. gewiß nicht bestreiten, daß er sich mit den Problemen, die der Bolschewismus aufwirft, gründlich beschäftigt hat. Auch sein Bemühen, mitten in einer Hochflut antibolschewistischer Meinungen ein unabhängiges Urteil zu gewinnen, ist hoch anzuerkennen. Leider fehlt es vielfach an dem nüchtern-kritischen Vermögen, politische Tatbestände zu analysieren. Das gilt z. B. für die Bemerkungen über Ostmitteleuropa S. 5. Daß der Verf. die Slawen nicht bloß für eine sprachliche, sondern auch eine „rassische“ Gruppe hält, ist erstaunlich (S. 92). Verwunderlich ist auch seine Beurteilung der Moskauer Schauprozesse 1936/38 (S. 85 f.). Wertvoll sind für uns vor allem die Auszüge aus amerikanischen Zeitungen, so etwa in Bezug auf den 2. Weltkrieg, den Mihailowitsch-Prozeß und den kalten Krieg (S. 336 ff.). Während der Verf. Moskaus Verhalten gegenüber Tito tadelt („mistaken attitude“ S. 316), meint er, daß sich Bulgarien und Ungarn freiwillig im sowjetischen Sinne orientieren. H. B.

**Tietze, Andreas: Slavische Lehnwörter in der türkischen Volkssprache,** S.-A. aus: Oriens, Zeitschrift der intern. Gesellschaft für Orientforschung (Leiden 1957) X/ Nr. I, S. 47.

Im Gegensatz zu Miklosich, der slawische Lehnwörter der alten türkischen Hochsprache untersuchte, erforscht der Verf. in dieser grundlegenden Studie sl. Entlehnungen in der modernen türkischen Volkssprache, d. h. in den Mund-

arten der heutigen Türkei. Die Arbeit wurde ihm durch die Veröffentlichungen des türk. Dialektwortschatzes beträchtlich erleichtert; es bleiben jedoch noch immer große Schwierigkeiten übrig, da die türk. Linguistik noch ziemlich schwach entwickelt ist.

Die Studie besitzt alle Merkmale einer soliden Forschung und bringt uns frische und kostbare Auskünfte über viele diesbezügliche Sprachfragen. T. konnte ein etymologisches Verzeichnis von 223 Nummern herstellen, darunter auch wichtige Kulturwörter; die größte Anzahl davon bilden sichere, tadellose Anknüpfungen; nur einiges müßte m. E. anders erklärt werden. Auf diese Weise können wir nun feststellen, daß der sl. Spracheinfluß auf das türk. Volk wohl ungefähr dieselbe Intensität aufwies, als auf das griechische: er war also nicht so weitgehend (im Gegensatz zum umgekehrten Strom), doch immerhin hatte er eine gewisse Bedeutung. Einerseits handelt es sich um den Einfluß der Südslawen; andererseits aber um den der Russen (im weiteren Sinn, d. h. des Ukrainischen und des Großrussischen); vielfach sind auch „Europäismen“, vor allem deutsche Kulturwörter, ins Türkische durch sl. Vermittlung geraten [man denke an die Teilnahme der Serben an den österreichisch-türkischen Konflikten]. Im großen und ganzen sind es rezentere Entlehnungen, gewöhnlich auf den Westen des türk. Sprachbodens beschränkt; hie und da aber geht es auch um Lehnwörter, die heute in der Türkei allgemein verbreitet und manchmal wahrscheinlich ziemlich alt sind, aber in die Dialekte auch aus der Hochsprache eindringen konnten (z. B. *iz be* aus *iz ba* < *ist ba* u. a.). Was die engere Herkunft der türk. Südslawismen betrifft, so vermutet der Verf., neben den unbestritten bulgarisch gefärbten Beispielen, auch eine Anzahl serbischer Entlehnungen [Bosnien war für diesen Prozeß am besten geeignet]; jedoch legt er kein großes Gewicht auf das letzterwähnte, m. E. mit vollem Recht, da die südsl. Wortgeographie als selbstständige Disziplin leider noch nicht besteht, so daß wir über den „serb.“ oder „bulg.“ Charakter und Ursprung eines sl. Erbwortes bisher nur ausnahmsweise unterrichtet sind. Im Prinzip aber ist eine Anzahl serbischer Lehnwörter im Türkischen wirklich denkbar (vgl. oben).

Alle weiteren linguistischen Studien in diesem Bereich können und müssen m. E. von der vorliegenden Untersuchung T.s ausgehen; neue Angaben dürften wir in erster Reihe von der Slawistik (Sprachgeographie), aber auch von der Turkologie (bes. Chronologie) erwarten.

Belgrad

Ivan Popović

**Anhegger, R., — İnalçık, H.: *Ḳānūnnāme-i sultānī ber mūceb-i 'örf-i 'osmānī*. II. Mehmed ve II. Bayezid devirlerine ait yasakname ve kanunnameler (= Türk Tarih Kurumu Yayınlarından XI. Seri — No. 5) Ankara 1956. XXIII + 97 S., 38 Taf.**

Das *Qânûn-nāme-i sultānī ber mûdscheb-i 'örf-i 'osmānī* betitelte Werk, eine Sammlung bedeutsamer Erlasse und Verordnungen aus den letzten Herrschaftsjahren Mehmed's II., des Eroberers, und seines Sohnes Bâjezîd II. — dieser nur mit einer Verordnung vertreten — stellt eine der wichtigsten Quellen für die Kenntnis der osmanischen Wirtschaftspolitik und Staatsverwaltung dar. Das Werk lag handschriftlich lange in der Pariser Nationalbibliothek, ohne daß sich jemand seiner wirklichen Bedeutung bewußt geworden zu sein scheint. Nunmehr liegt es

in zwei Ausgaben vor, nämlich der von F. Babinger (Sultanische Urkunden zur Geschichte der osmanischen Wirtschaft und Staatsverwaltung am Ausgang der Herrschaft Mehmed's II., des Eroberers I. Teil, München 1956 = Südosteuropäische Arbeiten Nr. 49), der billigerweise die Auffindung ausdrücklich seinem Schüler N. Beldiceanu-Paris zuerkennt, und der hier angezeigten von R. Anhegger — H. İnalçik. F. Babinger's Ausgabe gibt den Text in Facsimile wieder und leitet ihn durch breitere Ausführungen über den Gegenstand ein. Die hier angezeigte Ausgabe bringt den Urtext in nicht gerade vorbildlicher Photokopie und legt im übrigen eine der neutürkischen Rechtschreibung angelehnte Umschrift vor. F. Babinger's Ausgabe wird in ihrem zweiten Teile eine Übersetzung der Urkunden ins Deutsche und einen kleinen Kommentar enthalten. Die hier in Rede stehende Ausgabe ist nach ihrer ganzen Aufmachung für türkische oder mindestens des Türkischen genügend mächtige Gelehrte bestimmt. Der dem Türkischen in der Regel fernstehende abendländische Wirtschaftshistoriker kann mit ihr kaum etwas anfangen. Wir hätten also keinen Anlaß, uns weiter über diese Ausgabe auszulassen, könnten uns vielmehr mit einem Hinweis auf das begnügen, was F. Babinger seiner Ausgabe vorausgeschickt hat, wenn nicht die Herausgeber der hier angezeigten Ausgabe zu der F. Babinger'schen Ausgabe in einer Form Stellung genommen hätten, die geeignet ist, den Sachverhalt in schiefes Licht zu setzen und überdies in wenigen Zeilen eine ganze Reihe recht befremdlicher Vorstellungen in sich schließt. Wenn die Herausgeber mit nicht zu verkennender Gereiztheit erklären, die Ankündigung einer Ausgabe durch F. Babinger beweise den Wert, den man der Sammlung beimesse, aber die Tatsache, daß diese nun in einer deutschen und einer türkischen Ausgabe erscheine, zeige doch, wie weit man noch von einer echten Zusammenarbeit auf wissenschaftlichem Gebiete entfernt sei, so ist demgegenüber folgendes zu sagen:

Zunächst muß es so aussehen, als sei man in der Türkei der Meinung, abendländische Gelehrte hätten gewissermaßen den türkischen Fachgenossen regelmäßig darüber Meldung zu erstatten, womit sie sich gerade beschäftigen. Eine solche Forderung — denn auf nichts anderes läuft letzten Endes die in Rede stehende Bemerkung von A. und İ. hinaus — ist an sich schon befremdlich, aber selbst wenn man dieses Moment außer Betracht läßt, wäre ein solches Verhalten nicht anzuraten, da die Beschäftigung mit einem Gegenstande erfahrungsgemäß fast stets zur Folge hat, daß auch andere Köche sich an dem Gericht beteiligen wollen, besonders wenn es sich um Turcica handelt. Die Reaktion gewisser türkischer Kreise etwa auf F. Babinger's Entdeckung der Bauvorschläge Leonardo da Vinci's an Bâjezîd II. — die Urkunde war in der Türkei seit Jahren bekannt, aber in ihrer Bedeutung niemals erkannt — muß jeden an Turcica Interessierten warnen, vorzeitig von seinen Plänen zu sprechen. Zum zweiten kann keine Rede davon sein, daß F. Babinger jemals die demnächstige Herausgabe des in Rede stehenden Werkes irgendwo angekündigt habe und die Herausgeber haben es denn auch wohlweislich unterlassen, nähere Angaben darüber zu machen, wo denn dies geschehen sein soll. Vielmehr sind die ersten Stücke der F. Babinger'schen Ausgabe nachweislich bereits im Juni 1956 an die Öffentlichkeit gelangt, also zu einem Zeitpunkt, da die im November 1957 erschienene und unter dem 15. August 1956 bevorwortete türkische Ausgabe bestenfalls gerade im Druck gewesen ist. Im übrigen: wenn die Herausgeber von dem Dasein der Handschrift schon seit 1947 wußten und ihre Bedeutung kannten, so muß es dunkel bleiben, warum sie bis

zur Herausgabe fast ein volles Jahrzehnt und noch dazu das Jubiläumsjahr 1953 verstreichen ließen und der eine von ihnen sich damit begnügte, Stücke daraus in einer türkischen — Textil-Zeitschrift zu veröffentlichen, wo kein normaler Mensch derartiges suchen wird.

Es ist somit höchst bedauerlich, daß mit der hier angezeigten Ausgabe eines wichtigen Urkundenwerkes peinliche Begleitumstände verknüpft sind, die klarzulegen ein dringendes Gebot wissenschaftlicher Fairness sein muß. Es ist also festzustellen, daß die Priorität der Herausgabe unstreitig der F. Babinger'schen Ausgabe in den „Südosteuropäischen Arbeiten“ Bd. 49 zukommt.

München

H. J. Kibling

## Bücher- und Zeitschriftenschau

	Seite
I. Allgemeines . . . . .	460
II. Tschecho-Slowakei . . . . .	476
III. Ungarn . . . . .	480
IV. Jugoslawien . . . . .	482
V. Rumänien . . . . .	498
VI. Bulgarien . . . . .	509
VII. Albanien . . . . .	513
VIII. Griechenland . . . . .	515
IX. Sonstiges . . . . .	516

---

## Südosteuropa - Bibliographie

herausgegeben von

**Fritz Valjavec**

Band I: 1945—1950. I. Teil: Slowakei, Rumänien, Bulgarien. Preis DM 7.50.

II. Teil: Allgemeines, Albanien, Jugoslawien, Ungarn (in Vorbereitung).

Verlag R. Oldenbourg, München

---

## Südosteuropäische Arbeiten

Im Auftrage des Südost-Instituts München herausgegeben von

**Prof Dr. Fritz Valjavec**

Verlag R. Oldenbourg, München

- Nr. 40 Helmut Preidel: DIE VOR- UND FRÜHGESCHICHTLICHEN SIEDLUNGS-  
RÄUME IN BOHMEN UND MÄHREN. München 1953. Preis 13.— DM
- Nr. 41—45 Fritz Valjavec: GESCHICHTE DER DEUTSCHEN KULTURBEZIEHUN-  
GEN ZU SÜDOSTEUROPA.  
I. MITTELALTER. München 1953. Preis 18.— DM  
II. REFORMATION UND GEGENREFORMATION  
München 1955. Preis 18.— DM  
III. AUFKLÄRUNG UND ABSOLUTISMUS. München 1958. Im Druck.  
IV. DAS 19. JAHRHUNDERT. In Vorbereitung.  
V. ANHANG, BIBLIOGRAPHIE, REGISTER. In Vorbereitung.
- Nr. 46 Wladimir Sas-Zaloziecky: DIE BYZANTINISCHE BAUKUNST IN DEN  
BALKANLÄNDERN UND IHRE DIFFERENZIERUNG UNTER ABEND-  
LÄNDISCHEN UND ISLAMISCHEN EINWIRKUNGEN. Studien zur Kunst-  
geschichte der Balkanländer. München 1955. Preis 15.— DM
- Nr. 47 STUDIEN ZUR UNGARISCHEN FRÜHGESCHICHTE. George Vernadsky:  
Lebedia. Michael de Ferdinandy: Álmos. München 1957. Preis 7.50 DM
- Nr. 49 Franz Babinger: SULTANISCHE URKUNDEN ZUR GESCHICHTE DER  
OSMANISCHEN WIRTSCHAFT UND STAATSVERWALTUNG AM AUS-  
GANG DER HERRSCHAFT MEHMEDS II., DES EROBERERS.  
München 1956. Preis 25.— DM
- Nr. 51 Gjergj Fishta: DIE LAUTE DES HOCHLANDES (Lahuta e Malcis). Über-  
setzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Max Lambertz.  
München 1958. Preis 20.— DM
- Nr. 52 Johannes Karayannopulos: FRÜHBYZANTINISCHE FINANZGESCHICHTE.  
München 1958. Im Druck.
- Nr. 53 Leopold Kretzenbacher: Santa Lucia und die Lutzelfrau. Volks-  
glaube und Hochreligion im Spannungsfeld Mittel- und Südosteuropas.  
München 1958. Im Druck.

Ältere Bände der „Südosteuropäischen Arbeiten“ zum Teil noch vorrätig.

## Wissenschaftlicher Dienst Südosteuropa

Herausgegeben vom Südostinstitut München. Erscheint monatlich im Umfang von 20—25 Seiten. Zu beziehen durch: Südost-Institut München 15, Güllstraße 7. — Preis jährlich 30.— für natürliche Personen, DM 42.— für juristische Personen.

### Südosteuropa-Jahrbuch

Im Namen der Südosteuropa-Gesellschaft herausgegeben von

Prof. Dr. Wilhelm Gülich

1. Band 1957. 224 S.

2. Band 1958

Preis DM 12.—, für Mitglieder der Südosteuropa-Gesellschaft DM 6.—

Verlag R. Oldenbourg, München

### Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks

#### Reihe B: (wissenschaftliche Arbeiten):

- Nr. 1 Harold Steinacker: Das Südostdeutschtum und der Rhythmus der europäischen Geschichte.  
München 1954 . . . . . Preis 1.50 DM
- Nr. 2 Anton Scherer: Johann Eugen Probst. Persönlichkeit, Werk und Kulturkritik eines donauschwäbisch-österreichischen Dichters.  
München 1954 . . . . . Preis 7.— DM
- Nr. 3 Karl Kurt Klein: Die Anfänge der deutschen Literatur. Vorkarlisches Schrifttum im deutschen Südostraum.  
München 1954 . . . . . Preis 8.— DM
- Nr. 4 Hans Petri: Geschichte der deutschen Siedlungen in der Dobrudscha. Hundert Jahre deutschen Lebens am Schwarzen Meer.  
München 1956 . . . . . Preis 6.— DM
- Nr. 5 Ausgewählte Dokumente zur neuesten Geschichte der südostdeutschen Volksgruppen. Staatsbürgerschafts-, Ausweisungs- und Enteignungsbestimmungen.  
München 1957 . . . . . Preis 2.40 DM
- Nr. 6 Hans Diplich [Hrg.]: Deutsches Bauernleben im Banat. Hausbuch des Mathias Siebold aus Neubeschenowa, Banat, 1842—1878.  
München 1957 . . . . . Preis 4.20 DM
- Nr. 7 Irmgard Martius: Großösterreich und die Siebenbürger Sachsen 1848—1859.  
München 1957 . . . . . Preis 6.60 DM
- Nr. 8 Ernst Schwarz: Die Herkunft der Siebenbürger und Zipser Sachsen.  
München 1957 . . . . . Preis 15.— DM
- Nr. 9 Kaspar Hügel: Abriß der Geschichte des Donauschwäbischen Schulwesens. Mit den gesetzlichen Bestimmungen der Jahre 1941—1944.  
München 1957 . . . . . Preis 4.50 DM
- Nr. 10 Emil Maenner: Guttenbrunn. Das Odenwälder Dorf im rumänischen Banat.  
München 1958 . . . . . Preis 5.40 DM
- Nr. 11 Josef Kallbrunner: Die Errichtung des kaiserlichen Banats unter Mercy.  
München 1958. Im Druck.

Weitere Bände in Vorbereitung — Bestellungen durch den Buchhandel